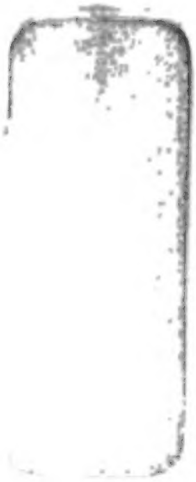
Geschichte des deutschen Briefes

Georg Steinhausen

Digitized by Google



Geschichte des deutschen Briefes.

Zur

Kulturgeschichte des deutschen Volkes.

Von

Dr. Georg Steinhausen.

Erster Teil.

Berlin 1889.
R. Gaertners Verlagsbuchhandlung
Hermann Heyfelder.
SW. Schönebergerstraße 26.

Vorwort.

Mit der vorliegenden Darstellung mache ich den Versuch, einen bisher völlig vernachlässigten Stoff in den Bereich historischer Forschung zu ziehen. Eine äußere Seite des Briefverkehrs, das Boten- und Beförderungswesen, ist oft geschildert worden, eine andere, die Entwickelung der Briefformen und Briefformeln, in kleineren Aufsätzen und zwar nur für die Zeit des 17. Jahrhunderts gestreift; die innere Seite hingegen, — die Darstellung, wie der Brief als das Mittel der Verständigung zwischen Abwesenden aus engeren Kreisen in immer weitere dringt, wie man lernt, statt der lateinischen die deutsche Sprache zu gebrauchen, wie sich dann Umgang und Verkehr im Briefe gestalten, wie er aus dem Träger der Geschäfte ein Vermittler der Geselligkeit wird, welche Strömungen, Richtungen und Einflüsse das Briefleben des deutschen Volkes charakterisieren, — ist noch garnicht berührt worden. Aber mit der Ausfüllung dieser Lücke ist unsere Aufgabe nicht erschöpft. Laube hat einmal den Stil das Kulturgesicht des Menschen genannt. Und was für den Einzelnen gilt, gilt für das Volk. Für die Beurteilung des Stils eines ganzen Volkes, wenn man überhaupt von einem solchen reden darf, giebt es in seinen Briefen eine Quelle. So häufig der Einzelne dem Ganzen widerstreitet, so bleibt er doch immer ein Kind seiner Zeit. Die allmähliche Entwickelung eines Briefes, die ersten Äußerungen des Sich-Selbstbewußtwerdens eines Volkes in der Schrift, Blüte und Verfall des Briefstils gelten ganz gleichmäßig für alle, und

Ausnahmen finden ihre genügende Erklärung. Gewinnt schon so die Betrachtung eine interessante völkerpsychologische Seite, so noch mehr, wenn man das innere Leben im Briefe beobachtet und verfolgt. Soweit Briefe als Quellen für historische Ereignisse oder als biographisches Material in Betracht kommen, sind sie freilich genug berücksichtigt, vielleicht schon zu viel, denn für diesen Zweck giebt es keine unzuverlässigere Quelle als eben Briefe. Aber ihre Betrachtung kann auch über andere Dinge Licht verbreiten, als über politische und persönliche Thatsachen wichtiger oder gleichgiltiger Art; und Briefe, welche dem politischen Historiker geringfügig und unwert erscheinen, seinen kritischen Scharfsinn an ihnen zu zeigen, können für uns höchst wertvolle Zeugnisse sein. Wenn man beachtet, wie das Volk sich in den Briefen giebt, was es beschäftigt und worin es lebt, gewinnt man für das ganze geistige Leben desselben höchst wichtige Aufschlüsse, nur darf man nicht das allen oder mehreren Gemeinsame mit dem Individuellen verquicken. So kann uns die Betrachtung des deutschen Briefes wichtige Beiträge zur Kulturgeschichte im weitesten Sinne, zur Geschichte des Verkehrs und der Geselligkeit, der Entwickelung der Volksbildung und des Volkslebens, wie des Volksgeistes und Volkscharakters gewähren. In keiner anderen Monographie wird so sehr der Zusammenhang mit den Gesamterscheinungen in unserem Volksleben bewahrt bleiben können, wie in dieser.

Ich maße mir nicht an, die Aufgabe vollkommen erfüllt zu haben, zumal Vorarbeiten so gut wie gar nicht existieren. Indessen mag immerhin meine Arbeit einige Anregungen zu geben vermögen. Unter den Archivverwaltungen, die mich bei meiner Arbeit unterstützt haben, bin ich zu besonderem Dank den Vorständen des Kölner Stadtarchivs, sowie namentlich des Archivs des germanischen Nationalmuseums in Nürnberg verpflichtet. Den naheliegenden Fehler, bei der Überfülle von gedrucktem und nicht gedrucktem Material Einzelheiten und Unwesentliches zu sehr zu betonen, sowie den einer unberechtigten Verallgemeinerung

habe ich nach Möglichkeit zu vermeiden gesucht. Ich habe mich bemüht, die Quellen möglichst oft selbst reden zu lassen, um das Bild um so anschaulicher zu machen und um nicht mit vielen Worten sagen zu müssen, was ein einziges Beispiel kürzer und besser sagt.

Der zweite, abschließende Teil dieser Arbeit wird voraussichtlich gegen Ende des nächsten Jahres erscheinen.

Greifswald, im Februar 1889.

Georg Steinhausen.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	III
Einleitung: Anfänge und Ausnahmen	1
Erstes Buch: Das 14. und 15. Jahrhundert: Entwickelung eines allgemeinen deutschen Briefverkehrs	20
Erstes Kapitel: Beginn eines allgemeinen Briefverkehrs; Entwickelung des deutschen Briefes aus dem lateinischen	20
Zweites Kapitel: Das Äußere des Briefes; seine Beförderung	29
Drittes Kapitel: Formen und Formeln; Stil	39
Viertes Kapitel: Umfang und Charakter des Briefverkehrs	62
Fünftes Kapitel: Aufschwung	80
Sechstes Kapitel: Deutsche Briefsteller	101
Zweites Buch: Das 16. Jahrhundert: Blüte und Verfall	111
Erstes Kapitel: Luther, der Humanismus und die Kanzlei	111
Zweites Kapitel: Der politische Briefverkehr und die Post	125
Drittes Kapitel: Der Privatbrief. I. Allgemeines. Die Fürsten und der Adel	136
Viertes Kapitel: Der Privatbrief. II. Der Mittelstand	152
Fünftes Kapitel: Ausgang des Jahrhunderts	185

Einleitung.

Anfänge und Ausnahmen.

Der Brief ist ein Erzeugnis der Kultur. Naturvölker, bei denen das Bedürfnis der Mitteilung nur gering ist, kennen allein Boten, welche mündlich die Nachrichten oder Aufforderungen überbringen. Die Aufträge sind einfach; es ist meist ein Verkehr der Stämme unter einander, kein Privatverkehr; am häufigsten verlangen der Krieg, die Raubzüge Botschaften; jeder einzelne besitzt die Fähigkeit, das Gehörte zu verstehen und genau zu übermitteln.

Auf diesem Standpunkt waren die Deutschen, als sie mit der römischen Kultur zuerst in Berührung kamen. Und es scheint, als ob dem Volke dieser mündliche Verkehr besonders vertraut gewesen sei. Er besteht fort, als man längst gewohnt war, Briefe zu schreiben, nicht nur zwischen großen Herren und Mächten, wo er notwendig und bis heute geblieben ist, sondern auch in niederen Kreisen. In der späteren epischen Dichtung begegnet uns oft mündliche Botschaft; der Liebesbrief der Minnesänger wird wie eine Person gedacht: Ich bin ein Bote, beginnt er häufig, gesandt, Dir Grüße zu verkünden; und der Briefbote des 14. und 15. Jahrhunderts meldet zuweilen, nachdem er den Sendbrief übergeben, treulich, was ihm noch mündlich aufgetragen ist. Das niedere Volk setzte noch lange in die mündliche Bestellung größeres Vertrauen, als auf das mit Zeichen bedeckte Pergament oder Papier; noch im 14. Jahrhundert sah es mit Scheu darauf.

So mochte auch der Germane, der im Dienste des römischen Feldherrn einem Legaten ein Wachstäfelchen oder eine Papyrusrolle überbrachte, sich wundern über die geheimnisvolle Art der Verständigung: aber nicht lange währte es, und die Fürsten

und Feldherren daheim verstanden auch diese Kunst. So berichtet Tacitus von Briefen des Marbod an Tiberius[1]) und von solchen des Abgandester an den römischen Senat.[2]) Römisch war natürlich diese Art des Briefschreibens, römisch die Sprache und Schrift.

Aber Nachrichten aus späterer Zeit scheinen auf andere, unrömische Art des Briefverkehrs zu deuten. Im 6. Jahrhundert schreibt Venantius Fortunatus an seinen Freund Flavus, er möge ihm antworten, lateinisch oder auch „mit barbarischer Rune" auf Holztafeln.[3]) Diesen Gebrauch, Holztäfelchen, mit Runen bedeckt, als Briefe zu übersenden, bestätigt auch Saxo Grammaticus;[4]) der verliebte Odin sendet auf Baumrinde der Rinda Liebeslieder,[5]) und auch die ältere Edda kennt die Runenbriefe.[6]) Alles dies mag auf alte Sitte hinweisen; das Material für derartige Briefe ist nicht sonderbarer, als die Backsteine, auf denen die Orientalen ihre Korrespondenz führten,[7]) und so scheinen für einen frühzeitigen Briefverkehr bessere Gründe zu sprechen, als sie im 17. Jahrhundert der gelehrte „Spaten" hatte, der den Brief, den „unsere Uralte Vorfahren den Persischen Gesandten an deren König Darium" mitgaben, als Beweis dafür anführt, daß die alten Teutschen die Schrift „jederzeit auf bedürfende Fälle gebrauchet."[8]) Indessen ist ziemlich sicher nachgewiesen,[9]) daß die Runenschrift dem lateinischen Alphabet nachgebildet ist und nicht viel vor dem 3. Jahrhundert in Germanien eingedrungen sein kann. Die Verwendung der Holztäfelchen mag aus dem Mangel an anderem Stoff oder wahrscheinlicher aus sonstigem Gebrauch derselben herrühren. Doch unsicher sind diese Spuren, und unsicher ist es, sie weiter zu verfolgen.

Es kam die Zeit, da die Runenschrift als etwas Einheimisches, Unrömisches galt und von der eigenen Mutter, der lateinischen

[1]) Annal. II, 63. — [2]) Annal. II, 88. — [3]) Carmin. VII, 18, 19. — [4]) III, 92, 33 ff. (ed. Holder) nam id celebre quondam genus chartarum erat. — [5]) Saxo Grammaticus III, 79, 38. — [6]) Atlamal in groenlenzku. Str. 4. — [7]) Auch bei den alten Ägyptern waren teilweise Holztafeln gebräuchlich. — [8]) Teutsche Sekretariat-Kunst 2c. von dem Spahten. 1. Teil S. 6 (nach Aventin, hist. Boiar.). — [9]) Von Wimmer, die Runenschrift.

Schrift, verdrängt wurde. Das römische Reich war vor den Angriffen der Germanen dahingesunken, aber die Germanen waren doch die Besiegten. Nicht so ganz mit Unrecht lassen die Chroniken und Annalen des Mittelalters das römische Reich fortdauern. Aber die eigentliche Nachfolgerin war die römische Kirche. Die Kirche, international wie das römische Reich, vollendete die Verschmelzung der heimischen Elemente mit der römischen Kultur, durch stille Arbeit oder durch die Gewalt des Kampfes. Die Kirche wurde der wichtigste Faktor mittelalterlichen Lebens; nicht nur der Mittelpunkt religiösen, sondern alles geistigen Lebens, die Trägerin aller Kultur. So tönte die römische Sprache nicht nur in Klöstern und Kapellen wieder: diese Sprache galt im Geschäftsverkehr, im Rechts- und Staatsleben; vor allem, diese Sprache war die alleinige Schriftsprache. Und der Schrift blieb das deutsche Volk in seinen kräftigsten Teilen noch lange unkundig. Mit Mißtrauen sah der Laie auf die Kunst des Geistlichen, mittels wunderbarer Werkzeuge auf Tierhaut krause Zeichen hinzumalen. Und hörte er das Geschriebene lesen, so war es die Sprache, die nicht sein war. Das niedere Volk — wenn man in jener Zeit überhaupt von einem solchen in besserem Sinne reden darf — bedurfte der Schrift auch nicht. Frisches, fröhliches Leben pulsierte da freilich zuweilen bei den Bauern, aber aller Kultur blieben sie fern, meist lebten die Niederen dumpf und teilnahmlos unter dem Bann der Kirche dahin. War es aber ein vornehmer Laie, der schriftliche Botschaft senden wollte, so hatte er seinen „Pfaffen," der setzte ihm den lateinischen Brief auf, und der „Pfaffe" des Empfängers deutete den Brief diesem. Selbst Kaiser und Könige mußten oft neben dem Schreiber auch den Übersetzer haben:[1]) beide immer Geistliche. Es kam niemandem in den Sinn, deutsche Briefe zu schreiben, denn mit der Schrift schien die fremde Sprache unauflöslich verbunden. Freilich giebt es eine ältere deutsche Litteratur: aber der Zustand ihrer schriftlichen Behandlung erlaubt nicht, an die

[1]) Von Heinrich IV. wird das Gegenteil besonders gerühmt: erat . . litteris usque adeo imbutus, ut cartas, a quibuslibet sibi directas, per semet ipsum legere et intelligere prevaleret. Ebonis vita Ottonis episc. Bamb. c. 6.

Existenz einer deutschen Schriftsprache zu denken. Vor allem, diejenigen Leute, die deutsch schreiben, — immer sind es Geistliche — haben allein lateinisch zu schreiben gelernt. „Res mira", ruft der Mönch von Weißenburg aus, tam magnos viros — usum scripturae in propria lingua non habere: aber er selbst verbrämt sein kunstvolles deutsches Epos mit lateinischer Vorrede und lateinischen Überschriften. Gewiß zeichnete hier und da ein Mönch in seiner Klostereinsamkeit ein deutsches Lied auf: aber ein deutscher Brief wäre ihm sonderlich vorgekommen.

Dagegen übte er Fleiß, einen guten lateinischen Brief zu schreiben, und besondere Freude bereitete ihm das Gelingen. Denn das Briefschreiben wurde in den Klöstern und von den Geistlichen überhaupt eifrig betrieben. In den Bestimmungen, die eine Freisinger Handschrift über die Anforderungen an die Geistlichen des 9. Jahrhunderts enthält, wird „die Fertigkeit, Urkunden und Briefe zu schreiben" ausdrücklich verlangt.[1]) Die Klöster unterhielten einen lebhaften Briefwechsel, der meist geistliche oder geschäftliche Dinge, auch Übersendung von Reliquien oder politische Nachrichten betraf; einzelne Äbte oder Äbtissinnen begleiteten gegenseitige Geschenke mit schmeichelhaften Briefen; der gelehrte Mönch übersandte einem fernen Mitstrebenden eine gelehrte Arbeit oder eine Handschrift, oder disputierte mit ihm über eine theologische Streitfrage. Nicht immer waren diese Briefe in klassischem Latein abgefaßt: aber im 9. und 10. Jahrhunderte bestrebte man sich noch eifrig, römischen Mustern nachzueifern, und wenn Alcuin seine Briefe veröffentlichte und damit frühe Vorbilder schuf, mochte er an das Beispiel der römischen Epistolographen denken. In den Klosterschulen wurde die Briefschreibekunst eifrig gepflegt und auf guten Stil gehalten, der Lehrer ermahnt wohl auch „durch einen Briefwechsel bald in Versen, bald in Prosa den früher genossenen Unterricht zu verwerten,"[2]) und noch im 12. Jahrhundert hielt Wernher von Tegernsee seinen Schülern den Cicero als

---

[1]) Specht, Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland. S. 63. —
[2]) Das Formelbuch des Bischofs Salomo von Konstanz, herausg. von Dümmler. Brief 42 und 47 und S. 156. —

Vorbild vor. Aber der Unterricht hatte nicht nur die rhetorische Seite, nicht nur die stilistisch vollendete Abfassung zum Ziel: er verfolgte auch sehr praktische Zwecke. Geistliche waren allein fähig, auch die Geschäfte der Welt zu besorgen; der Geistliche mußte in der Kirche so gut wie in der Kanzlei der Großen die Schreibereien besorgen, Urkunden ausfertigen, Briefe und Geschäftsschreiben für alle denkbaren Fälle verfassen, clericus bedeutete geradezu Schreiber.[1]) Da kam es denn namentlich auf die Beherrschung der Formeln und Formen an; hierin wurden die Knaben angeleitet. Frühzeitig kamen dem Unterricht, besonders aber dem praktischen Gebrauch Mustersammlungen zu Hilfe, Formelbücher, in denen Muster für den geschäftlichen und rechtlichen Verkehr enthalten waren. Brief und Urkunde sind hier — wie überhaupt das ganze Mittelalter hindurch bis in das 16. Jahrhundert — nicht geschieden, der offizielle Brief war der Urkunde auch sehr ähnlich. Beide nannte man dictamina und die Kunst, sie abzufassen, hieß man die ars dictandi. In Italien namentlich wurde diese Kunst ausgebildet; man schuf eine Theorie, und den wälschen Vorbildern folgte Deutschland bald nach.

Die Sprache der Briefe aber blieb die lateinische. Es war nicht Laune, nicht Verkehrtheit, daß man sie gebrauchte: sondern Notwendigkeit. Diese den Zeitumständen nach veränderte Sprache wurde als unumgängliches Mittel des Verkehrs kaum noch als fremde gefühlt. Aber es mochte doch vorkommen, daß in manchen Fällen die Sprache, die man täglich sprach und hörte, sich auch in die Schrift einschlich. Geringe, aber sehr charakteristische Spuren sind davon auf uns gekommen. In einer Briefsammlung Wernhers von Tegernsee findet sich der Brief einer Frau an ihren Geliebten. Gelehrt beginnt sie mit einem Citat aus Ovid, in gedrechselten lateinischen Sätzen schilt sie auf die Männer im allgemeinen und den Geliebten im besondern: doch ihr Gemüt ist erregt, sie vergegenwärtigt sich den Geliebten, es ist, als ob sie zu ihm spräche, und plötzlich bricht sie in deutsche Worte und Sätze aus, wundersam gemischt mit den lateinischen.[2]) Und einen früheren Brief schließt sie

---

[1]) Wattenbach, das Schriftwesen im Mittelalter S. 358. — [2]) Du bist zu weit gegangen, schreibt sie ihm lateinisch, und hast mich leichtsinnig

mit einem deutschen Liedel, das ihr vielleicht im Sinne lag, unvergleichlich schöner als die lateinischen Verse, mit denen sie denselben begonnen hat.

Frauenbriefe und Liebesbriefe sind es also, in denen zum erstenmal deutsche Sprache leise anklingt, beides höchst wichtig und bedeutsam.

Es ist bekannt, wie deutsche Frauen, geistliche und weltliche, im Mittelalter geistiger Bildung weit zugänglicher waren, als die Männer; schon aus frühen Zeiten ist Kunde erhalten von den weisen germanischen Frauen. Und später, als Gelehrsamkeit und Bildung in den Händen des Klerus lag, zeichneten sich die Frauen der Klöster nicht allein aus; Gedichte und Briefe sind uns nicht allein von Äbtissinnen und Nonnen erhalten: auch an weltlichen Frauen hatten die Geistlichen eifrige Schülerinnen, und viele vornehme Frauen glichen der Kaiserin Adelheid, die ihrem Sohne Otto die lateinischen Briefe vorlas.

Aber was uns mehr interessiert, ist, daß eine Frau zuerst in deutscher Sprache dem Geliebten Botschaft sendet. Uralt ist die Sitte der Liebesgrüße, im Ruodlieb werden sie noch mündlich durch Boten ausgerichtet, aber die Nonnen benutzten die Kunde der Schrift früh, auch schriftlich sie zu senden, und weltliche Frauen ahmten ihnen nach. Und hier geschieht es,

---

beschuldigt. Dann fährt sie fort: quod aliunde non esse, firmissime ducor credere nisi quia daz der boch [Wohl Anfang eines Sprichworts vgl. Gruter. Floril. 3, 98: was der bock an ihm selber weifs, desselbig zeihet er die geifs.] et exinde quia putatis quod post mollia queque nostra dicta transire debeatis ad acta. sic non est nec erit. wande ih mohte dir deste wirs gevalle, ob ih mih prosternerem in allen den ih gotlichen zuspriche. wande du mir daz vercheret hast, notabilis factus es mihi. desne soltu dun niemere. friunt, volge du miner lere. diu nenach dir gescaden nieth. wande warest du mir nieth liep, ego permitterem te currere in voraginem, ut ita dicam, ignorantiae et cecitatis. des ne bist abe du nieth wert, quia in te sunt fructus honoris et honestatis. ich habete dir wol mere gescriben. niuwan daz du bist alse wol getriben quod scis colligere mul-(ta) de paucis. statich und salich du iemer wis. — Minnesangs Frühling. S. 224.

daß die Liebe die Schranken der fremden Sprache durchbricht; der Empfänger, der Geistliche, mochte lateinisch antworten und seinem Bedürfnis die lateinischen Worte entsprechen: aber dem tieferen Empfinden der Frau genügen sie nicht mehr; zuerst dichtet sie deutsche Liebesverse oder übersendet von andern gehörte — schon Karl der Große verbot den Klosterjungfrauen „winileodos scribere vel mittere“ —; dann beginnt sie auch im Prosabriefe die lateinische Sprache fast unbewußt wie etwas Fremdes zu empfinden und ihre Gefühle in der heimischen Sprache, anfangs noch ungeschickt und nur selten, auszudrücken.[1])

So ist es ein starkes inneres Empfinden, die Liebe, welches die ersten Briefe in deutscher Sprache hervorbringt. Aber wir nähern uns der Zeit, wo jenes Empfinden stärker und mächtiger wird, wo die Liebe das herrschende Lebensprinzip, das Werben um die Gunst der Frauen oft der einzige Lebensinhalt wird. Jener Frauenbrief steht an der Schwelle des Zeitalters der Minne. Noch war es ein Geistlicher, an den sie die Briefe richtete: aber sie muß schon die Eifersucht desselben beruhigen, der sie vor den Rittern wie „vor gewissen Ungethümen“ warnt und ganz vermag sie den höfischen Herren ihr Lob nicht zu versagen. [2])

Frau Welt ist in ihre Rechte getreten, der Pfaffe tritt zurück vor dem Ritter.

Von unermeßlicher Wirkung für die Umgestaltung des Lebens sind die Kreuzzüge gewesen: es ist unnötig, auf ihre oft geschilderten Folgen einzugehen und ausreichend, auf den Einfluß hinzuweisen, den sie auf den geselligen Verkehr ausübten. Wenn vorher die Burgen, oft weit von einander entfernt, selten Fremde beherbergten, wenn in früheren Jahrhunderten die Herrin, sobald der Gatte in den Kampf gezogen war, einsam schaltete und höchstens gelehrten Verkehr mit den Geistlichen pflegte: so brachten die heimkehrenden Kreuzzugsritter, in vielen Ländern herumgeworfen, neue Sitten, neue

---

[1]) In der Eneit sendet Lavinia an Äneas noch einen Liebesbrief „in skônen lâtîne“ 10789 f. — [2]) Vgl. den ersten Brief in Minnesangs Frühling a. a. O.

Anschauungen zurück. Man empfand ein größeres Bedürfnis der Geselligkeit; es hatte sich eine „Gesellschaft" gebildet, deren Mitglieder sich auch als zusammengehörig fühlten. Der Mittelpunkt aber, die Krone dieser Gesellschaft war die Frau. Um ihretwillen der Kampf, die Turniere, um ihretwillen die Abenteuer, um ihretwillen Lieder und Gesang. Es ist höchst natürlich, daß in dieser Zeit des beständigen Verkehrs, der mannigfaltigsten Beziehungen zwischen Mann und Weib der Brief eine hervorragende Rolle spielt, um so mehr als dieser Verkehr — denn fremde Frauen waren in der Regel die Angebeteten — nur ein geheimer sein durfte. Die Übersendung von Liebesbriefen war nicht nur in Fällen, wo man ihrer bedurfte, im Gebrauch: sie gehörte vielmehr zum Ton, und der Unterricht im Briefedichten [1]) gehörte zur höfischen Erziehung. „Isôt kunde brieve und schanzune tihten" heißt es im Tristan, [2]) und der junge Ulrich von Lichtenstein lernte bei dem Markgrafen Heinrich von Österreich „an prieven tihten süeziu wort." [3]) Die regelrechte Entwickelung eines Liebesromans lediglich durch Briefe zeigt das Gedicht „der Minne Lehre" aus dem 13. Jahrhundert.

Dieser erste deutsche Briefverkehr ist aber in der Regel, der Neigung und dem Charakter der Zeit entsprechend, ein poetischer. Zwar viele von den erhaltenen poetischen Liebesbriefen mögen nicht wirklich als Briefe gedient haben, die Form des Briefes von dem Dichter nach Willkür gewählt sein. Denn es ist klar, daß die Minnepoesie — als Kunstdichtung — sich früh

---

[1]) Briefe „dichten" vom lateinischen dictare bedeutet nicht dichten — wenngleich, wie wir sehen werden, der Liebesbrief der Minnezeit meist poetisch war — sondern abfassen. Der Ausdruck fällt aber andererseits nicht mit „schreiben" zusammen. Das „Dichten" und das „Schreiben" eines Briefes wird noch lange auseinandergehalten. Vgl. z. B. Hugo von Montfort (v. d. Hagens Germania VII, 340 Du la dir nieman tichten, Schreib aus deines hertzen grund.) — Riedrer, Spiegel der waren Rhetoric. 1493. Bl. 62: „Sy dicht oder schrib selb mit der Hand oder nit." — Der Ausdruck „dichten" bleibt noch im 16. Jahrhundert. Bucer an Philipp v. Hessen: „E. f. g. werden ins brieve copei . . sehen, wie der tichter gern bei E. f. g. were." (Briefwechsel Philipps mit Bucer herausg. von Lenz II. 432.) — vgl. auch 1575 Fabri von Höningen, Gülden Epistel Büchlein S. 5. — [2]) 8143. — [3]) Frauendienst 9, 17.

der Briefform bemächtigt hat, welche sehr geeignet war, die wechselnden Liebesthemata darin zu behandeln. Die extremste Art dieser künstlichen Verwendung zeigen die sogenannten Büchlein, längere Botschaften an die Geliebte, die oft in ihren Minneregeln didaktisch gehalten sind[1]) und so die ebenfalls früh geübte didaktische Verwendung des Briefes[2]) in der Poesie mit der lyrischen verschmelzen. Aber die Poesie der Minnezeit ist teilweise wahre Gelegenheitsdichtung gewesen. Schon wenn der Ritter ein beliebiges Liebeslied aufschreiben läßt und der Geliebten sendet, so ist das an sich ein poetischer Briefverkehr. Aber auch der Briefverkehr im eigentlichen Sinne war, soweit er Liebe betraf, poetisch. Die Themata der Liebe, Grüße, Beteuerungen, Klagen und so viele andere auszudrücken, war die deutsche Prosa damals nicht imstande. Aus dem 14. Jahrhundert noch sind uns auf langen Pergamentstreifen poetische Liebesbriefe erhalten, die unzweifelhaft wirklich als solche verwendet sind. Nicht jedem war es allerdings gegeben, besonderes in der Dichtung zu leisten. Die Wendungen, die Gedanken und die Form der Gedanken kehren bei den verschiedenen Briefschreibern zu verschiedenen Zeiten wieder. Sie sind fast traditionelles Gemeingut, und gerade dieser Umstand beweist einerseits den allgemeinen Brauch, poetische Liebesbriefe zu schreiben und macht ihn andererseits erklärlich.[3]) Die Sitte blieb, wie wir später sehen

---

[1]) So namentlich bei Ulrich von Lichtenstein. — [2]) Ein Beispiel schon aus dem 12. Jahrh. bei Docen, Miscellaneen z. Gesch. d. teutsch. Lit. II, S. 306. Vgl. ferner Haupt und Hoffmann, Altdeutsche Blätter I, 343 ff. und II, 241 ff. Die an letzterer Stelle wiedergegebene „frohe Botschaft zu der Christenheit" ist für den vom Himmel gefallenen Brief der Geißler von 1349 benutzt (vgl. Closener Chron. 89—95.). Die frühe didaktische Verwendung der Briefform in der deutschen Poesie erklärt sich einmal daraus, daß gerade diese vortrefflich zu lehrhaften Mitteilungen geeignet ist; sodann, weil der aus dem Altertum überkommene Brauch, poetische Episteln abzufassen, im Mittelalter gern geübt wurde und die deutsche Nachahmung erleichterte. — [3]) Der Inhalt ist meist derselbe, Gruß und Wunsch (Frauendienst, 231, 26: er (der Brief) gruozte mich vil minneclich) in den verschiedensten Variationen. Aber auch Einzelheiten, Ausdrücke und Wendungen kehren wieder, und es wird nützlich sein, einige Beispiele zu geben, teilweise auch aus späterer Zeit als der des Minnesangs. Indessen ist der Rückschluß

werden, lange im deutschen Volke bestehen: in der Zeit der Minne war sie ein Erfordernis der hoefscheit. Auch hier ahmte man natürlich gern den romanischen Lehrmeistern nach, es ist sogar einmal von einem brievebuoch en franzoys die Rede. [1]) Freilich schrieb der Ritter in den meisten Fällen nicht selbst, und vielen ging es wie dem Ritter Ulrich von Lichtenstein, der einen Brief der Geliebten weder lesen noch beantworten kann, weil sein Schreiber nicht da ist: „der mir mîn heimlîch brieve las und ouch mîn heimlîch ofte schreip!“ [2]) Größere Gewandtheit entwickelten in der Briefschreibekunst die Frauen.[3]) Die Geliebte Ulrichs schreibt die Briefe an ihn eigenhändig. Eine Arbeit war dies aber selbst für die Frauen, und das

---

einfach. Eine oft wiederkehrende Wendung, meist im Anfang — von dem herkömmlichen Gruß im Anfang und der Schlußformel der Empfehlung in Gottes Schutz sehen wir natürlich als in jedem Briefe vorkommend ab — ist „Fahre hin liebes (oder kleines) Briefelein und grüße u. s. w.“ Laßbergs Liedersaal I, 109. Anzeiger f. Kunde d. Vorzeit II, 39; VII. 552. Zeitschr. f. d. Philol. VI. 443. Beiträge zur Kunde Preußens V. 182. Vgl. auch Frauendienst 44, 17 ff. — Man vergleiche ferner Laßberg I, 65 „Könd ich von sölichen sachen Ain wilkomen machen u. s. w. Lieb darzu wär ich berait Mit trü“ mit Minnelehre 2179 f. Kund ich von lieben sachen Getihten und gemahken Ain minnecliches gruezen . . . Daz tet ich, trut gesellе mîn und Frauendienst 231, 29 „Kund ich mit worten süezen iuch vrowe wol gegrüezen daz taet ich ûf die triwe mîn.“ — Oft findet sich die Wendung: „Hier hat der Brief ein Ende“ Laßberg III, 463, Minnelehre 1522, Greiths Spicileg. Vatican. 51. — Beliebt sind gleiche Anfänge der Zeilen z. B. mit Lieb, Minnelehre 1569 f., Laßb. I, 65, III, 107 u. s. f. Es ist unnötig, formelhafte Vergleiche oder Anreden oder Redensarten, wie die häufige: „Dein roter Mund hat mich verwundt“ aufzuzählen. Vgl. jedoch das später über den Liebesbrief des 14. und 15. Jahrhunderts Gesagte. — Vgl. auch die folgende Anmerkung.

[1]) Wolfram Titurel 164. Auf romanischen Ursprung der Liebesbriefpoesie zu schließen, wäre aber verkehrt. Interessant übrigens ist es zu vergleichen Raynouard, Choix des poés. des Troubadours II, 258: Sel que vos es al cor pus pres, Dona, m preguet que us saludes. Lasberg I, 39 „Ich bin ain brieflin herkomen . . Daz ich dir liebe frawe gut Sol sagen dienstlichen mut.“ Sechs Briefe und ein Leich, her. v. Ettmüller S. 5: „Ich bin ein brief unde ein bode in mînes juncherren gebode sol ich willeclîche wesen du solt mich vrowe gerne lesen. — [2]) Frauendienst 60, 2 f. — [3]) Wigalois p. 73, 9. Eneit 10789 ff.

Lesen der Briefe ging oft langsam von statten. „Sie liest dich mit ihrem roten Mund" heißt es sehr charakteristisch in einem Liebesbrief des 14. Jahrhunderts![1])

Die Liebesbriefe schrieb man auf lange Pergamentstreifen, die man zusammenrollte, oder nach Art gewöhnlicher Briefe zusammenfaltete,[2]) umband und dann durch vertraute Boten übersandte. Oft zwangen die Umstände auch zu anderen Arten der Beförderung. Lavinia bindet denselben an einen Pfeil, um ihn heimlich dem Äneas zu senden;[3]) Ulrich von Lichtenstein findet einen Brief in Kleidungsstücken[4]) und Hadlaub schleicht verkleidet der Geliebten, die aus der Messe kommt, nach, „dô hate ich von sender klage einen brief, dâran ein angel was; den hienc ich an si, daz was vor tage, daz si nicht wisse daz!"

So ist der Brief ein wichtiger Vermittler im Leben des Minnezeitalters gewesen. „Nu lieb prief, nu piz mir guet pot" sagt ein Briefschreiber aus späterer Zeit,[5]) aber für diejenigen des 12. und 13. Jahrhunderts war er es in noch höherem Grade.

Es konnte jedoch nicht fehlen, daß der deutsche Liebesbriefverkehr auch, wenngleich nur wenig, den übrigen Briefverkehr beeinflußte. Wenn eine Frau dem Geliebten Liebesbriefe in deutschen Versen und hier und da in deutscher Prosa sandte, so mochte sie auch nicht selten in trockeneren Botschaften den Bann des Lateinischen brechen. Mit dem weltlicher gewordenen Leben war auch die Bildung weltlicher geworden: die Minne hatte die Menschen nicht nur deutsch dichten, sondern auch deutsch schreiben gelehrt. Und das vergrößerte gesellige Leben erforderte jetzt stärker als früher Botschaft und Mitteilung. Wer zum ritterlichen Kampf aufforderte, erließ jetzt deutsche Botschaft. Ein Beispiel bietet die Aufforderung, die Ulrich von Lichtenstein als „Frau Venus" in die Lande sendet.[6]) Die „hoevischeit" erforderte also auch andere als Liebesbriefe. Charakteristisch ist,

[1]) Morgenblatt f. geb. Stände 1815. S. 665 f. — [2]) Eneit ed. Behaghel. 10809 gevoechlîhe sî hen vielt. — [3]) Eneit 10789 ff. — [4]) Frauendienst S. 195. — [5]) Anz. f. K. d. V. II, 40. — [6]) Frauendienst 162 f.

was die Magdeburger Schöppenchronik von Bruno von Schönbeck berichtet, der für die Magdeburger ein „vroeydich spel“ machte und „dichte houesche breve,“ die gesandt wurden, „alle koplude, de dar ridderschop wolden ouen“ einzuladen. [1])

Ein Beispiel für eine einfache schriftliche Mitteilung in deutscher Prosa ist der Brief, den die Geliebte Ulrichs von Lichtenstein an die Verwandte desselben sendet.

Mag er auch erdacht sein, so ist er doch dafür bezeichnend, daß und wie man damals Briefe in deutscher Prosa schreibt. Der Brief lautet[2]) „Mîn huld und ouch den dienest mîn enbiut ich dir vil willeclîchen, und tuon dir kunt, daz ich mich hebe von dem nâhsten mântage von dem hûse dâ ich alzan ûf bin, und var hinze dem hûse als du wol weist, und bin über naht in dem market der bî dir lît. nu bit ich dich, daz du des iht lâst, du komest dar zuo mir: so wil ich dir alles des antwürten des du mir enboten hâst. wil ouch dîn neve dar komen, den sihe ich gern, durch sînen munt wie im der stê und durch anders niht!“

Trocken und wenig belebt ist die Botschaft: aber sie zeigt, daß im stillen Privatverkehr — eine Frau ist übrigens wieder die Briefschreiberin — das Lateinische als Zwang empfunden wurde. Aber auf wie geringe Kreise beschränkte sich doch dieser Verkehr in deutscher Sprache! Wie sehr selbst der deutsche Liebesbrief als etwas Neues und Ungewohntes angesehen wurde, beweist die Äußerung Ulrichs von Lichtenstein, als er einen solchen findet:[3]) „ein tiütscher brief ouch dâ bî lac“. Dies eine Adjektivum sagt außerordentlich viel. Und mit dem Absterben des Minnelebens, mit dem Ausgang der höfischen Zeit wird es nicht besser. Die Zeit ist nicht mehr poetisch, und für den praktischen Gebrauch ist die lateinische Sprache alleinherrschend; „wan tiutschiu zunge ist vil armer an dehein ding ze bescheidenne denne latine,“ heißt es noch im 14. Jahrhundert.[4])

Das scheint sich bald wie durch ein Wunder zu ändern. Am Anfange des 14. Jahrhunderts treten uns deutsche Briefe

[1]) v. d. Hagens Germania IV. 121 f. — [2]) Frauendienst 32, 9 ff. — [3]) Ebenda 195, 13. — [4]) Bihtebuoch 6, 36.

entgegen, die eine Beherrschung der Sprache und eine Fülle des Ausdrucks zeigen, welche uns staunen läßt und meinen, es müsse längst Brauch gewesen sein, deutsche Briefe zu schreiben, um diese abfassen zu können. In Wirklichkeit sind sie aber, wie die ganze Art des Briefverkehrs, dem sie entstammen, Ausnahme, wie es schon die Briefe der Minnezeit waren. Es sind die Briefe der deutschen Mystiker, die uns beschäftigen.

Es ist zum größten Teile abermals ein Briefverkehr zwischen Mann und Frau: er knüpft im wesentlichen an den das ganze Mittelalter hindurch gepflegten klösterlichen Briefwechsel an; er erinnert auch an den Liebes-Briefwechsel der geistlichen oder der adligen Frau mit dem Geistlichen in früheren Jahrhunderten. Aber die „Minne" — dies in den Mystikerbriefen häufig wiederkehrende Wort weckt auch Erinnerungen an den ritterlichen Liebesbriefverkehr der höfischen Zeit — hat ein geistiges Gewand angenommen. Die Mitteilung des geistigen Seins wird angestrebt: der fromme Vater, mag er nun Suso oder Heinrich von Nördlingen heißen, „erleuchtet" sein „geistiges Kind": aber er fühlt sich auch oft als „armer unwürdiger Freund" der „seligen Tochter und minniglichen Frucht des heiligen Geistes". Und wenn Männer einander schreiben, erstreben auch sie gegenseitige Erleuchtung und Offenbarung. Aber sie kommt allein aus dem tiefsten Innern: Innerlichkeit ist das bezeichnendste Wort für die ganze Erscheinung; man spricht von „Ingottheit"; man will in einander sein und leben; man empfindet tief und stark. „Mir ist innen gar innerlich", schreibt fast komisch ein Unbekannter an Margaretha Ebner[1]) „das du die aller ernst schwester sein sulist, die zu Medingen ist." — Dieses überaus starke Gefühlsleben, dieses Aufwühlen des ganzen inneren Seins ist es nun, was wieder, wie einst die Empfindung der Liebe, zum Gebrauch der lebendigen deutschen Sprache auch in den schriftlichen Ergüssen führt. Aber wie die Liebe eine deutsche Briefpoesie schuf, so entsteht durch die Mystiker oder besser leuchtet auf, um fast spurlos zu verschwinden, eine gute deutsche

---

[1]) Ph. Strauch, Margaretha Ebner und Heinrich von Nördlingen. S. 277.

Briefprosa. Poetisch ist ihr Empfinden auch: aber das gelehrttheologische Element, das ihm beigemischt ist, verlangt die Prosa. Was die Mystiker als Prosaiker in der deutschen Litteratur geleistet haben, ist oft und gern hervorgehoben worden.[1]) Dieselbe Geschmeidigkeit der Form, dieselbe Fülle des Ausdrucks, derselbe Bilder- und Wortreichtum, die ihre Predigten und Schriften über alle sonstigen Prosaleistungen der Zeit erheben, zeichnen aber auch ihre Briefe in ungleich höherem Grade vor den wenigen trockenen Botschaften, die damals in deutscher Sprache gesandt wurden, aus. Es kommt hinzu, daß gerade für das Streben der Mystiker, sich gegenseitig mitzuteilen, der Brief wieder — wie einst, freilich in anderer Weise, zur Minnezeit — ungewöhnlich wichtig wurde. Es waren ziemlich weite Kreise, Laien und Geistliche, Frauen und Männer, die von dem neuen Geiste beseelt waren: für ihren Verkehr waren die schriftlichen Botschaften ein wichtiges Bindemittel. Man kann fast von einer Organisation des mystischen Briefverkehrs sprechen, schon aus dem Grunde, weil nicht jeder Bote sein durfte.

So ist denn der Briefwechsel der Mystiker als eine zwar wunderbare, aber natürliche Erscheinung zu erklären. Nicht alle konnten freilich auf der gleichen Höhe stehen, auf der Höhe Susos. Von diesem formbegabtesten Mystiker besitzen wir zwar Briefe, an Frauen, seine geistlichen Kinder, gerichtet. Aber die Briefform scheint hier nur künstlich verwandt zu sein: es sind geistliche Ermahnungen, Predigten, oft von wunderbarer Schönheit.

Wirkliche Briefe aber, und somit die erste Briefsammlung in deutscher Sprache, besitzen wir von Heinrich von Nördlingen, Margaretha Ebner und ihrem Kreise.[2]) „Die brieff hat ir gesant ir gaistlicher geträwer vatter Maister Hainrich von nerlingen gehaissen, ain andechtiger selliger man vnd besunderer

---

[1]) Namentlich von Pfeiffer, z. B. in der Vorrede zu der Ausgabe der Theologia. Vgl. auch Germania III, 409. — [2]) Enthalten sind dieselben in dem angeführten Buch von Strauch. Heinrich von Nördlingen war Weltpriester in Basel, um den sich ein großer Kreis, namentlich von Frauen, wie um einen Propheten geschart hatte, Margaretha Nonne in Medingen, auch sie hochverehrt.

fründ gottes, der ir vnd andern gottes kindern von got ward geben vnd zugesand vnd dem sie in götlicher lieb vnd auß dem einsprechen gottes ir leben vnd wesen vnd das got mit ir wirckel geoffenbart hatt vnd von ym ratt vnd hilff entpfangen.“[1])

Es ist eine eigentümliche Art des Verkehrs, die zwischen diesen Männern und Frauen herrscht. Frauengemüter waren die empfänglichsten für die neuen Offenbarungen; aber dies rein geistige Verhältnis mit den Männern dünkt uns fast unglaublich. Häßlich will uns dann die Verquickung mit dem Sinnlichen erscheinen, wenn Heinrich beispielsweise den „keuschen“ Schlafrock der Margaretha tragen will, um „gereinigt zu werden an Leib und Seele.“ Aber doch ist es nicht frivol. Das Verhältnis ist wie zwischen zwei Liebenden;[2]) — sie ist betrübt, wenn er fortgeht, und er sehnt sich stark nach ihr, — und doch ist es wieder nicht so. Alles ist sie doch nur „in ihrem lieben Jesus“, und sie begehrt „über ihn zu Gott“. Ähnlich, wenn auch nicht so vertraut, wie mit Margaretha, steht Heinrich mit andern Frauen.[3]) „Soltüstu ungeren sterben,“ schreibt auch ein Mann an Margaretha,[4]) „ich enpfilh dir den maister von Norlingen mit gantzem ernst, wan sin brief, die er mir geschriben hat, die hant mich gevangen und ich han im uß lust meins hertzen gar vil geschriben.“ Diesen Verkehr zu pflegen, wurden also Briefe überaus häufig hin- und hergesandt „aus Lust des Herzens.“ „Ich ließ ain meß und beicht, die ich hören solt“ schreibt Heinrich einmal,[5]) „under wegen, do ich brief schreiben solt.“ Die Briefe, die regelmäßig von Geschenken begleitet sind, betreffen persönliche Erlebnisse, das körperliche Befinden, Nachrichten über Freunde, Neujahrswünsche, Grüße und ähnliches, aber mehr noch das innere Leben und Empfinden. Gerade dies letzte Moment macht die „Lust“ des Briefschreibens erklärlich; rein geistigen Einfluß kann der Brief unter Umständen besser ausüben als der persönliche Verkehr; man übersendet auch „geistliche“ Briefe anderer. So kommt es, daß man von den Briefen „ge-

[1]) Strauch a. a. O. XXI. Eingangsworte zu den Briefen. — [2]) „Wan din laib ist das min und din fröd ist die min.“ Strauch S. 170. — [3]) Briefe von ihm an Elsbeth Scheppach und die von Hochstetten ebenda S. 279 f. — [4]) Ebenda S. 277 f. — [5]) Ebenda S. 224.

fangen" wird. „Las dir enpfolhen sein mein mutter" schreibt Heinrich an Margaretha,[1]) „also das du si tröstist mit deinen innerlichen briefen" und in demselben Briefe heißt es „mich jamert nach dir, meins hertzen seld und freud, und schrib mir vil."[2]) Fromme Empfindsamkeit ist die besondere Eigentümlichkeit des Briefwechsels zwischen Heinrich und Margaretha. Von Gott sind sie sich gegenseitig gegeben. „Nit mer mocht ich schriben," sagt Heinrich,[3]) „das ander sag dir der heilig geist." Ihr leuchtet aus ihm das „vollkumen lucht", und er dankt „mit schwigendem mund und mit schriendem hertzen" für das Gute, das ihm Gott „so gar barmhertzigklich" durch sie gegeben hat.[4])

Ein solcher charakteristischer Dankeserguß mag hier folgen:

„Selige tochter und minigliche frucht des hailligen Geistz," schreibt er an sie[5]) „auß pluende durch din lieb Jhesum auß dem lebenden ursprung des vetterlichen herzen, wol smeckende allen rainen hertzen, genem und wolustige allem himlischen her, die mir so innerlichen leit in miner sel und mich so lieblichen raissend ist in die demüttigen süessen minne unßers herren Jhesu-Cristi: ich danck dir aller warhaften träu, die du mir so mutterlich erzaigest alzeit, da mit du mich überwindest an allem minem leben, also das ich warlich nit finden kann in mir da mit ich diner minniglicher träu antwürten mug, wann allain das ich beger zu dinem begirlichen lieb Jhesum, das er selber im selber auß dir und mir und aus Marien und aus aller siner rainen hertzen andacht antwürtte und im machi ain kind auß dir, deß sich himlischer vatter ere hab." Wie sich hier Dank mit Preis und Lob mischt, so preisen beide auch sonst gegenseitig ihre Gotteserleuchtung; beide wollen aber die „großen worte" nicht verdienen und fühlen sich ihrer unwürdig.[6]) Die wechselseitigen Lobeserhebungen sind von jeher

---

[1]) Ebenda S. 218. — [2]) Oder eine Stelle aus einem Briefe v. 1335: „Du solt mir alle zeit, wan du boten hast, schrieben wie du mügist und was dir got erlaub." ebenda S. 203. — [3]) Strauch a. a. O. S. 193. — [4]) Ebenda S. 172. — [5]) Ebenda S. 169. — [6]) „Was sol mein durres hertz deinem durchgoßem hertzen in dem tawe, das die Himel gesloßet hant in dich, schriben oder sagen." So Heinrich (S. 176), und sie nennt sich (S. 281) „ze unwirdig und ze klein."

„schönen Seelen", die sich gefunden haben, eigentümlich gewesen. Aber hier sprachen sie es aus tiefer Überzeugung aus. Heinrich mochte die Briefe der Freundin, die er einmal „heilige Briefe" nennt, wirklich als solche empfinden. Häufig schildert daher Heinrich die eigenen Seelenzustände und ebenso ist er begierig, von ihrem Seelenleben zu vernehmen.[1]) — Ein ähnlicher Verkehr wie zwischen diesen bestand auch zwischen andern mystischen Männern und Frauen: so zwischen dem Abt Ulrich von Kaisheim, der auch mit Margaretha Briefe wechselte, und Adelheid Langmann; Tauler und anderen. —

Eines ist aber wiederholt zu betonen. „Wes das Herz voll ist, dem geht der Mund über!" Ohne die tiefe Empfindung niemals jener Aufschwung im Gebrauch der heimischen Sprache! Einmal schreibt Heinrich:[2]) „Eia! frau gar hoche und aller erwirdigü, wie wirt ewer mund so nahen gefügt zu dem mund gotz! owe! gotlicher küsse, owe! gotliche ainiung mit aller menschlicher natur, mach dir ains mit dir deins lieben, plugen kindes sel und hertz, Margrethen! erheb sie uz dir in dich, das sie werlich verstand die minne, die sie geseugt, ernert, gelert, umbfangen, enzundet und zu dir barmhertzigem vatter und got, gantzes trostes so gar inbrustigklichen erhebt und einigt hat. vatter, dein vetterliche träu kom ir ze hilf" und so bittet er fort und schließt „Lieb meins, do ich dir schriben wolt, do must ich also fur dich bitten; des bezwang mich die gnad gotz in meinem hertzen." Die innere Empfindung zwingt ihn zu schreiben, aber sie giebt ihm auch die Fähigkeit, die Empfindungen auszudrücken. Freilich wurden sich die mystischen Briefschreiber dieser Fähigkeit bewußt und sie gaben sich Mühe, nicht bloß bei tieferen Dingen viele und schöne Worte zu machen. Als Heinrich Margaretha mit vielen Worten gepriesen hat, schreibt er[3]): „eia! mein und aller liebstz ubersich mir disü wort, wan si erfrowen mein hertz, do ich sie schraib." Das Häufen der Worte und Bilder ist also oft beabsichtigt.[4]) Unbewußt angewandt

[1]) „Mich belanget sere ze wißen, wie din hertz in diner gotruwiger stille und in deinem heiligen swigen in diesem swigendem kint vernewert sie" S. 170. — [2]) Strauch a. a. O. S. 174 f. — [3]) Ebenda S. 191. — [4]) Charakteristisch sind namentlich die Grüße im Anfang der Briefe, die Heinrich mit immer neuen Bildern und Preiswörtern schmückt.

sind aber die Reime, die den Prosasatz nicht selten beleben, oder die Verse, in denen er sein Empfinden ausströmen läßt.[1]) Diese gehobene Prosa mit den vielen Ausrufen und Fragen, die fast an den lebhaften Brief des achtzehnten Jahrhunderts erinnert, ist ein Produkt des übervollen Gefühls.

Aber die Briefe handelten, meist allerdings erst am Schluß, auch von andern Dingen als von frommen Gefühlen. Heinrich erzählt von seinen Reisen, seinem äußeren Leben; Margaretha berichtet von ihrer Krankheit; man erkundigt sich nach Freunden oder empfiehlt solche, trägt Grüße auf, ladet ein: kurz es ist der Inhalt eines gewöhnlichen Privatbriefes. Und hier gerade zeigt sich, wie sehr jene Briefe eine Ausnahmeerscheinung sind. Nicht viel später, fast in derselben Zeit, aus der sie uns erhalten sind, beginnt der allgemeine Briefverkehr allmählich in deutscher Sprache geführt zu werden. Aber wenn wir, wie man sogleich einsehen wird, als das Charakteristische dieses ersten allgemeinen Briefverkehrs in deutscher Sprache die Unfreiheit, die Ungeschicktheit des Ausdrucks und die Gebundenheit an die überlieferte Form und Formel, wovon sich das deutsche Volk im 15. Jahrhundert ganz langsam befreit, erkennen werden: so muß uns auf's höchste in Erstaunen setzen, wie frei und leicht diese Briefe einer etwas früheren Zeit und gerade dort, wo es sich nicht um den mystischen Empfindungsaustausch handelt, geschrieben sind. Wie ungezwungen ist ein Brief Heinrichs aus dem Jahre 1335[2]): „Mins hertz hertzenvolliu fröud, als es mir muglich ist! ih han lang vergessen, das ich nit mit dir rett umb ainen barfußen, der haiset der Ebner, und soll bischoff worden sein von dem ungerechten babist, den der Paier machit ze Rom. sag mir, was er dich bestand, und bit got für in mit ernst, wan er wunderlichü ding tut, als ich oft gehört han u. s. w." Während in Briefen späterer Zeit jede Mitteilung mit einem „wisse" oder „ich laß dich wissen, daß", jede Bitte mit einem „ich bitte dich, daß" eingeleitet wird, fließt das alles bei Heinrich in kurzen, lebhaften Sätzen fort.[3])

[1]) Z. B. vgl. S. 223 f., 234, 251. — [2]) Strauch a. a. O. S. 201. — [3]) Hier und da findet sich auch bei Heinrich im Anfang ein „ich tun euch kunt" (Strauch S. 206) oder ein „wißt" mitten im Brief (S. 186 od. 239).

So der Schluß eines Briefes von 1338 [1]): „Ein tischlach gab mir Anne, der cloßnerin schwester zu Hochsteten. Das hies ich dir senden, das nutze. Der pfarrer von sant Walpurgen ze Eichsteten, der ist tod. bitten für in; er was unßer frund," oder eine Stelle aus einem Brief desselben Jahres [2]): „Ich wolt komen sein, do irret mich unfrid. doch jamert mich zu deiner gegenwertigkeit, das ich kumen muß, so ich schirest mag."

Diese Leichtigkeit des Ausdrucks, die im Verhältnis zu späteren Briefen anmutig genannt werden darf,[3]) war einerseits die Folge davon, daß die Mystiker, wie wir sahen, die deutsche Sprache vortrefflich zu gebrauchen gelernt hatten, andererseits die Folge eines wirklich ausgebreiteten Briefverkehrs, auch mit andern Personen. Charakteristisch ist aber, daß weniger empfindungsreiche Mystiker, wie der Abt Ulrich III. von Kaisheim in ihren gewöhnlichen Briefen [4]) weit unfreier und weit ungeschickter schreiben. Und die letzten Ausklänge dieses mystischen Briefwechsels, die Briefe des geheimnisvollen „Gottesfreundes aus dem Oberland" [5]) — wenn sie auch erdichtet sein mögen,[6]) bleibt ihre Form doch gleich bezeichnend — zeigen, abgesehen vom Inhalt, kaum noch einen besonderen Unterschied von den um dieselbe Zeit sich mehrenden deutschen Briefen aus anderen Kreisen.

Die Bewegung ist also eine rückläufige, keine fortschreitende. Wie die ganze Erscheinung der Mystik mittelalterlich, ihre Träger, Geistliche, Adlige, namentlich adlige Frauen die alten Elemente des Mittelalters sind: so ist auch ihre Sprache mehr ein Nachklang der höfischen Poesie, als der Ausgangspunkt für eine neue Entwickelung. Aber doch mischt sich in die Erscheinung ein neues Element, die Beteiligung des Laienstandes und das Bestreben der Mystiker, zum Volk zu sprechen. Diese erste Berücksichtigung des Volkes ist das Zeichen der neuen Zeit.

---

[1]) Ebenda S. 207. — [2]) S. 214. — [3]) Man vergleiche noch den vortrefflichen Brief aus der Fastenzeit 1339. (S. 216 f.) — [4]) Einige Briefe bei Strauch S. 271 ff. Auch Tauler (S. 270) leitet die Sätze oft mit „wissent" ein. — [5]) Abgedruckt in K. Schmidt, Nicolaus von Basel. S. 278 ff. — [6]) Vgl. Allgem. deutsche Biographie XXI, 459 f.

Erstes Buch.

Das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert. Entwickelung eines allgemeinen deutschen Briefverkehrs.

Erstes Kapitel.

Beginn eines allgemeinen Briefverkehrs. Entwickelung des deutschen Briefes aus dem lateinischen.

Starke Empfindung und Erregung hat die deutschen Briefe der Minnezeit und der mystischen Epoche hervorgebracht, in beiden Fällen haben auch die Verhältnisse zu einer besonderen Lebhaftigkeit, wie zu einer ungewöhnlichen Art des Briefverkehrs geführt. Aber der Brief ist im Leben eines Volkes auch anderes als der Vermittler zwischen Liebenden oder Gleichempfindenden: er vermittelt auch praktische und reale Interessen des öffentlichen wie des privaten Lebens. In beiden Beziehungen hat der Briefverkehr seit dem 13. Jahrhundert größere Verbreitung und Ausdehnung, entsprechend den ungleich vermehrten Interessen, gewonnen. Doch überwiegt der öffentliche Briefverkehr über den privaten noch lange.

Mit der Mitte des 14. Jahrhunderts beginnt dieser allgemeine Briefverkehr allmählich in deutscher Sprache geführt zu werden; bis zum Anfang des 15. herrscht noch ein Schwanken zwischen beiden, das mit dem Siege des deutschen naturgemäß endet. Naturgemäß — denn jetzt war der Gebrauch der deutschen Sprache Notwendigkeit geworden.

Für diesen kulturhistorisch höchst wichtigen Umschwung sind verschiedenartige Momente von Bedeutung gewesen.

Die Bildung war nicht mehr im alleinigen Besitz der Geistlichen: sie war weltlicher und vor allen Dingen weiteren Kreisen zugänglich geworden. In die Geschichte tritt ein Stand ein, der dem eigentlichen Mittelalter durchaus gefehlt hat, der Mittelstand mit seinen Bedürfnissen und mit seinen Fähigkeiten. Seine Entwickelung ging Hand in Hand mit der wachsenden Bedeutung der Städte. Die Interessen werden mannigfaltiger, die Verhältnisse weniger einfach; neue Erscheinungen treten auf, alte Bildungen zerfallen. Neubildung und Verfall in krassem Nebeneinander ist auch das Zeichen der politischen Geschichte der Zeit. Die Einheit des Reiches scheint verloren zu gehen, aber die territorialen Gewalten, Fürsten und Städte, entwickeln sich rasch. Auch hier neue Bildungen und neue Verhältnisse, vermehrter Verkehr und größeres Leben. Aber am wichtigsten ist das Hervortreten des Volkes. Als es langsam anfing mündig zu werden, begann es auch den Romanismus, der ihm in seiner Hilflosigkeit wie ein allerdings heilsames Joch aufgezwängt war, allmählich abzuschütteln. Den rechtlichen und geschäftlichen Verhältnissen vor allen stand es jetzt handelnd gegenüber: der Anspruch, allen verständlich zu sein, begann für Recht und Geschäft fühlbar zu werden.

In Niederdeutschland, wo am kräftigsten neues Leben erwuchs, entstand am Anfange des 13. Jahrhunderts der Sachsenspiegel in heimischer Sprache, der hochdeutsche Schwabenspiegel folgte nach. In den Urkunden zeigen diese Anerkennung gerechter Ansprüche einzelne Worte und Wendungen in deutscher Sprache. Auch ganze deutsche Urkunden kommen vor. Um 1250 heißt es in der summa Conradi:[1]) „Dici potest . . . quod licet apud nos inter amicos quandoque fides adhibeatur literis et instrumentis barbarice et theotonice scriptis.“ Aber der Verfasser verwirft noch diesen Gebrauch; und ebenso gehört zu den Zeiten Rudolfs von Habsburg zur vollen Gültigkeit der Urkunde die lateinische Sprache;[2])

---

[1]) Quellen zur Bayerischen und Deutschen Geschichte: IX. Briefsteller und Formelbücher, bearb. v. L. Rockinger S. 473. — [2]) Vgl. Müller, Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachl. Unterrichts S. 314. Die ersten erhaltenen deutschen Urkunden stammen aber schon aus der ersten Hälfte des 13. Jahrh.

Ja um 1340 will der Magister Symon[1]) „in literis" nur den Ersatz schwer verständlicher Ausdrücke durch deutsche gelten lassen. Doch geht die Entwickelung unaufhaltsam ihren Weg. Deutsche Urkunden werden immer häufiger, lange neben den lateinischen einhergehend, immer aber in ängstlicher, fast unbewußter Anlehnung an diese. Mit dem Anfange des 15. Jahrhunderts ist aber erst die deutsche Sprache fast überall zum Siege gelangt.

Was für die Urkunde gilt, gilt auch für den Brief; denn um die Entwickelung des deutschen Briefes und Briefverkehrs verstehen zu können, ist diese Verwandtschaft stark hervorzuheben. So wenig sie von den Menschen jener Zeit in ihren Formelbüchern und sonst geschieden werden, so wenig sind sie thatsächlich zu trennen. Man darf nicht Folgerungen aus jenen Ausnahmeerscheinungen ziehen, man darf auch nicht an die leichte und bewegte Korrespondenz späterer Zeiten denken. Die ritterlichen Kreise sind verroht und verdummt, die Geistlichen verkommen und entsittlicht, das Bürgertum tritt erst ein in Bildung und Kultur. Gewiß schrieb schon im 13. Jahrhundert der Student, der Kaufmann, auch mancher Adlige hier und da seinen lateinischen Privat- oder Geschäftsbrief: und wie im 14. Jahrhundert die Mystiker gute deutsche Briefe schreiben, so erheben sich auch lateinische, wie die des Kanzlers Johann von Neumarkt, zu einer hohen, wenn auch unschönen Eleganz. Aber der Privatverkehr blieb immer auf bestimmte Kreise beschränkt. Erst an dem vermehrten öffentlichen Briefverkehr bildete er sich. Der Privatmann sah in dem Manne der Kanzlei sein natürliches Vorbild. Der Kanzleibrief war geschäftlich, er wurde der Urkunde gleich geachtet. Die konventionelle Form, durch immer zahlreichere Formelbücher überliefert, war von höchster Wichtigkeit und galt für beide gleichmäßig. Aber auch der Inhalt des Briefes ließ ihn weniger als in späterer Zeit von der Urkunde unterscheiden.

---

[1]) Rockinger a. a. O. S. 974 f.: si autem amphibolice oraciones et obscure dictiones contigerint in litteris, debet exponi per teutonicum, ut sandix. vnde quidam ad amicum suum, et scripsit ei: rogo te vt mittas mihi sandicem. nullus intelligere potuit. vnde sic scribere debebat, vt mittat sibi sandicem quod wlgariter dicitur wet.

Schrieb eine Stadt, ein Fürst, ein Gesandter, so waren es wichtige Sachen, die man mitzuteilen hatte. Hauptinhalt dieser Korrespondenz war in jener Zeit, wo die Fehde fast zur Gewohnheit geworden war, der Krieg und was mit ihm zusammenhängt: Fehdeerklärungen, Versicherungen des Beistandes, Mitteilungen über Bünde, Übermittelung von wichtigen Nachrichten „was uns von eime unserm guten frunde in heimelickeid vorkommen ist," Warnungen; dann aber auch andere Angelegenheiten, Verhandlungen über neue Münzen, über den Landfrieden, Königswahl. Städte bitten andere Städte und Fürsten um Geleit für ihre Bürger oder fordern von raublustigen Rittern Schadenersatz für dieselben; auch Geldgeschäfte werden verhandelt. Weiter werden den Gesandten Aufträge erteilt, sie werden beglaubigt und empfohlen.

Viele von solchen Briefen standen Urkunden wirklich nahe, wie Beistandsversicherungen, Fehde- oder Sühnebriefe, Beglaubigungen. Resignierte eine Stadt auf ein Dorf, so konnte sie das in Urkunden- oder in Briefform thun; wenn zwei Friesen Hamburg ca. 1350 mit Fehde in einem Briefe drohen, falls sie den Zoll nicht bekämen, so schließen sie wie in einer Urkunde: „In kennis van desen so hebbe ic . . . onse seghelen binnenop desen brief ghedrucket;"[1]) und wenn 1348 Augsburg Karl IV. von der Abordnung einer Huldigungsdeputation benachrichtigte, so schloß der Brief: „Und des ze urchunde haben wir disen brief haizzen geschriben."[2])

Für den Kanzleischreiber fiel Urkunde wie Brief unter den Begriff „geschäftliche Schreiben" zusammen, Brief bedeutete überhaupt vorwiegend Urkunde; und auch der Privatmann, der um Geleit bat, Schadenersatz forderte, Gegner verklagte, folgte in solchen Schreiben naturgemäß dem offiziellen Brauch.

Das Wesentliche ist aber, daß der Privatbrief des Ritters, des Bürgers, des Ratmannes genau so formelhaft, so ungeschickt war, wie der Kanzleibrief; denn der Privatmann hatte eigentlich erst Briefe schreiben gelernt durch das öffentliche Leben. Er wurde von seiner Stadt ausgesandt zu Städtetagen, zu

---

[1]) Hansisches Urkundenbuch III, S. 89. — [2]) Urkundenbuch der Stadt Augsburg II, S. 7.

fremden Fürsten, und er mußte von den Erfolgen berichten; die Ratssendeboten der Hansestädte unterrichteten die Heimat von allen wichtigen Vorfällen; ebenso that es der Kaufmann auf seinen Reisen und der einzelne Bürger in fremden Städten, wenn sie wichtige Kunde vernahmen. Auch setzte er die Feder an, um zu klagen und sich zu beschweren, oder wenn er ein Kaufmann war, Geschäfte abzuschließen; aber erst allmählich lernte er den Brief als den Vermittler der Geselligkeit schätzen.

So überwiegt zunächst der öffentliche Briefverkehr. Namentlich drei große Korrespondenzkreise treten im 14. und 15. Jahrhundert hervor, der Hansakreis, der Kreis des deutschen Ordens und derjenige der eigentlichen Reichspolitik. Überall aber ist die Sprache der Briefe die lateinische.

Doch gerade die ungeheure Vermehrung und Mannigfaltigkeit der Korrespondenz, wie vor allem die Teilnahme des Bürgertums an dieser Korrespondenz, verbunden mit den vorhin angeführten Momenten, bringen die deutsche Sprache zu ihrem Rechte. Freilich nur langsam ringt man sich von der fremden Sprache los. Nur aus dem lateinischen Brief und in engem Anschluß an diesen entsteht der deutsche. Hierdurch wird erst klar, von wie schwachem Einfluß der geringe deutsche Briefverkehr früherer Zeiten und wie sehr Ausnahme er gewesen ist. Die Begriffe Schreiben, Schrift waren eben im Mittelalter ohne die lateinische Sprache kaum denkbar; Schreiben heißt Lateinischschreiben. Das zeigen am besten unsere deutschen Bezeichnungen. Wie „Schreiben" (scribere) aus dem Lateinischen entlehnt ist, so ist es auch Brief in seiner Bedeutung als schriftliche Aufsetzung überhaupt[1]) und das Wort für die Abfassung eines solchen: dichten (dictare).

Es ist daher verständlich, daß eine solche tiefeingewurzelte Gewohnheit, welche nichts als Notwendigkeit gewesen war, nicht mit

---

[1]) Brief mhd. brief, ahd. brief, briaf ist breve (scriptum). Es bedeutet noch lange namentl. Urkunde. Briefe in unserm Sinne nennt man Missiven, später Sendschreiben. Wir haben noch „verbriefen" in dem alten Sinne. — Brief, ganz allgemein als Schreiben genommen, findet sich bei Peter Suchenwirt: „dein prief halt stet und deine wort, daz macht dich saelig hie und dort."

einem Schlage beseitigt werden konnte. Wie in den Akten und Büchern der Städte, ganz abhängig von äußern Umständen, so von der Person des Schreibers, lateinische Eintragungen mit deutschen wechseln, bis vielleicht ein Beschluß des Magistrats dem Schwanken ein Ende macht: so ist auch im ganzen 14. Jahrhundert die Sprache der Briefe eine doppelte. Es kommt vor, daß aus derselben fürstlichen oder städtischen Kanzlei deutsche und lateinische Briefe abgesandt werden, und 1363 schreibt der Hauptmann Scharpenberg an demselben Tage einen deutschen und einen lateinischen Brief an Lübeck.[1]) Während um die Mitte des 14. Jahrhunderts die Korrespondenz des Kaisers Karl mit den Städten nicht selten deutsch ist — vorwiegend zwar lateinisch —; diese Städte selbst wie Augsburg, Ulm, ebenso wie kleinere Fürsten, Herzog Friedrich von Teck oder Graf Eberhard von Württemberg, um dieselbe Zeit meistens deutsch schreiben: wird noch im Anfang des 15. Jahrhunderts die Korrespondenz zwischen Konstanz und Köln, vielleicht wegen des bedeutenden Dialektunterschiedes, lateinisch geführt. Ebenso ist es in dem großen niederdeutschen Kreise. Hier hatte sich das Volk das ganze Mittelalter hindurch am wenigsten dem gewaltigen romanischen Einflusse hingegeben oder das Fremde wenigstens immer als solches gefühlt; seinem praktischen und prosaischen Sinne gemäß war dort schon im 13. Jahrhundert eine ansehnliche deutsche Prosalitteratur, namentlich auf dem Gebiete des Rechts und der Geschichte entstanden. Nachdem dann einmal in dem großen hansischen Briefverkehr, der politische und Handelsinteressen gleichmäßig umfaßte, die heimische Sprache durchgedrungen war, beherrschte sie das ganze Gebiet von Holland bis Rußland. Sie war die Sprache des diplomatischen Verkehrs für Deutsche, wie für Holländer, Dänen oder Schweden. Aber gerade hier dauerte der Kampf zwischen den beiden Sprachen im schriftlichen Verkehr länger fast als im übrigen Deutschland, hier hatte man noch stärker alles, was Schreiben heißt, eng mit der lateinischen Sprache verbunden geglaubt, hier bei den „Sachsen", die nach der Glosse den „Briefen" (d. h. Urkunden) abhold waren. Aus der Mitte des 14. Jahrhunderts haben wir

[1]) Hanserecesse. Herausg. v. d. histor. Kommission in München Bd. I, 252.

deutsche Briefe von dem deutschen Kaufmann in Brügge, Bergen, London, Nowgorod, — vielleicht mochte die Fremde eher an die heimische Sprache denken lassen, — von Dorpat, Gröningen, Wisby, Ypern, auch von Waldemar von Dänemark; dann folgt man auch im eigentlichen Deutschland, in Hamburg, Hildesheim, Braunschweig, Magdeburg und anderen Städten. Aber ebenso gilt auch noch lange in denselben Städten, so namentlich in Lübeck, lateinische Sprache, bis in's 15. Jahrhundert hinein.[1]) — Ganz stirbt aber der lateinische Brief auch dann nicht aus. Zunächst blieb er weiter im internationalen Verkehr, für Niederdeutschland mit England und Frankreich, wie für Oberdeutschland vorzugsweise mit Frankreich und Italien, namentlich auch für den Verkehr mit dem Papst. Überhaupt behielten Geistliche — natürlich mit Ausnahmen — auch später die Gewohnheit des lateinischen Briefes bei; ebenso häufig Gelehrte und sich gelehrt dünkende „Kanzleiverwandte."

Für den allgemeinen schriftlichen Verkehr ist aber mit dem 15. Jahrhundert die deutsche Sprache durchgedrungen. Wie uns einst der „tiütsche" Brief bei Ulrich von Lichtenstein charakteristisch dünkte, so haben wir nun auch ein Beispiel vom Gegenteil, indem 1421 der Rat von Nürnberg an die Stadt Tachau schreibt:[2]) „Lieben Freunde! Ewr lateynischer brief u. s. w. ist uns kleglich zu hören." Jetzt wird also das Lateinische als Ausnahme empfunden.

Ein bezeichnender Beweis aber dafür, wie langsam sich der deutsche Brief aus dem lateinischen herausentwickelte, ist, um es kurz mit einem Bilde auszudrücken, der lateinische Rahmen desselben auch in späterer Zeit. Schrieb man nämlich einen deutschen Brief, so behielt man oft gewohnheitsmäßig und fast mechanisch die lateinische Sprache für äußere Formeln, wie

---

[1]) Beispielsweise schreibt Stralsund lateinisch nach 1400, ebenso Lübeck, 1393 Thorn an Danzig, daneben aber alle deutsch. 1400 kann man als die ungefähre äußerste Grenze des lateinischen Briefes wohl annehmen. — [2]) Urkundliche Beiträge z. Gesch. d. Hussitenkrieges, herausg. von F. Palacky I, S. 88. — Doch findet sich aus dieser Zeit auch die Bezeichnung „Dudesche breue" (Urkunden). — Vgl. Urkundenbuch der Stadt Lübeck VI, 658 und auch Liv-, Est- u. Curländ. Urkundenbuch VII, 131.

für den Gruß oder die Schlußempfehlung, bei. Schon Heinrich von Nördlingen schließt seine Briefe meist mit einem pax tibi und fügt auch wohl ein orate pro me oder sonst einige lateinische Sätze bei.[1]) Im 14. Jahrhundert ist diese Einkleidung überaus häufig, weitaus am häufigsten in den Briefen des niederdeutschen Kreises. Der lateinische Gruß im Anfang ist später seltener, doch findet er sich 1411 noch in einem Hildesheimer Briefe.[2]) Oft kommt auch in niederdeutschen Briefen das Valete (Vale) oder Valete in Christo oder Deus vos conservet vor,[3]) ebenso die lateinische Unterschrift mit ihren Zusätzen.[4]) Besonders häufig sind aber die lateinische Adresse und das lateinische Datum, beide meist in demselben Briefe. Beides, namentlich der Gebrauch des lateinischen Datums, dauerte noch bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts fort.[5]) Man bewegt sich wie in alten gewohnten Geleisen; wie früher setzte der Kaufmann auf einen erhaltenen Brief Recepta Londonii III Aprilis; man schreibt die Adresse lateinisch, gerade so wie man in die Akten einträgt: Notum sit, dat u. s. w., aus Bequemlichkeit, mehr noch aus fester Gewohnheit. Man merkt kaum, daß man zwei Sprachen schreibt. In Privatbriefen, namentlich niederdeutschen, findet sich das gar nicht selten. Wunderbar sieht für uns ein solcher Brief aus, ein Beispiel mag es veranschaulichen. Am 14. November 1369 schreiben zwei niederdeutsche Bürger[6]): (Adr.) Honorabili viro, domino Ertmaro de Hereke, proconsuli in Colmis presentetur. — Salutacione obsequiosa et multum amicabili premissa. Gy scholen dat weten, dat mit uns in deme lande grot stervent is, also dat wy van nod weghene jo tho hus moten. War umme so bydde wy ju vrentliken dor unses ewighen denstes wyllen,

---

[1]) Z. B. Strauch a. a. O. 201, 203. — [2]) Bei den Ratssendeboten der Hansestädte findet er sich ungefähr bis 1390. Geistliche setzen, wenn sie überhaupt einen deutschen Brief schreiben, noch 1470 ein Jesum Christum pro salute vor. — [3]) Noch 1443 in einem niederdeutschen Privatbrief. Hans. Geschichtsblätter II, S. 74. — [4]) Wie vester totus, vester humilis, vobis semper ad vota. — [5]) Lat. Datum resp. Unterschrift nach 1440, z. B. in Publikationen a. d. Preuß. Staatsarchiven Bd. XXXIV S. 46, 58, 62 115. — [6]) Hanserecesse III, 34 f.

dat gi unse sake vorstan to den Sunde, also wy ju tho betruwen unde tho loven, also dat uns also vele sche, alse anderen steden. Dat wille wy tjeghen ju vordenen, wor wy ků̊nnen unde moghen. Valete in Christo. Scripta in Lubeke sub anno Domini 1369 feria 4 post diem beati Martini, nostris sub sigillis. Nobis precipientes in singulis confidenter. — (Unterschr.) Per nos Hinricum van Herde et Petrum Padze, cives in Herderwick, vestros amicos speciales.

Bei niederdeutschen Bürgern blieb dieser Gebrauch, der im öffentlichen Verkehr sich allmählich verlor, noch lange bestehen,[1]) namentlich bei Leuten, die viel in Kanzleien zu thun hatten. So unterschreibt sich noch 1486 der Sekretär des Kaufmanns zu Brügge, Gerhard Bruns, unter einem guten deutschen Privatbrief: Per vestrum integerrimum Gerardum Brüyns in omnibus possibilibus paratissimum.[2]) — Andere seiner Kollegen konnten sich von den lateinischen Floskeln nicht trennen[3]) oder meinten ganz lateinisch schreiben zu müssen.

So dauert in letzten Spuren der lateinisch-mittelalterliche Brief fort, fast bis zu den Zeiten, in denen der Humanismus es für viele zum Gebot machte, nur lateinische Briefe, freilich jetzt bessere, nach klassischem Muster zu schreiben.

Um dieselbe Zeit hatte der deutsche Briefverkehr seine Blüte erreicht. Die beiden Jahrhunderte, in denen er zu derselben gelangte, aus seinen ersten Anfängen heraus, sollen diesen Abschnitt der Darstellung bilden Es ist die Zeit, in der die wichtigsten Keime für die weitere Entwickelung des deutschen Lebens überhaupt liegen. Die rasche Ausbildung neuer Kräfte und neuer Elemente, welche sie charakterisiert, wird durch die Geschichte des deutschen Briefes jener Zeit lebendig veranschaulicht. Der politisch-geschäftliche Briefverkehr entwickelt sich mächtig, namentlich in jenen drei großen Verkehrskreisen; tüchtige

---

[1]) 1436 Lat. Datum, Adresse, Unterschr., Urkundenb. d. Stadt Lübeck VII, 696. — [2]) Hanserecesse III, II, S. 44. — [3]) Man vergleiche den sonst sehr hübschen Brief des Protonotars Herm. v. Hagen 1437. Urk. d. Stadt Lübeck VII, 710 ff., — und den des Gerhard v. Wesel 1488. Hanserecesse III, II, S. 270 ff.

Bürgerkraft ist schon hervorragend daran beteiligt. — Weiter bildet sich dann in den Schichten des Bürgertums ein umfassender Briefverkehr, derjenige des deutschen Kaufmanns, in dem sich recht eigentlich das gesamte bürgerliche Leben der Zeit verkörpert. Formell, nüchtern ist zuerst dieser Verkehr, wie der politische, wie die ganze Zeit. Aber dann erblüht auch der Briefverkehr im Privatleben. Dem Fürsten wie dem Bürger, dem Ritter wie dem Gelehrten wird der Brief als geselliger Vermittler der Abwesenden lieb und vertraut. Das Leben im kleinen Kreise gewinnt im Briefe Raum; Humor sprudelt empor und Vertrauen offenbart sich. Der deutsche Brief gewinnt eine Seele, als das deutsche Volk in seiner Allgemeinheit, nicht in beschränkten Kreisen lernt, Denken und Empfinden, ein Stück seiner eignen Seele dem Briefe mitzuteilen.

Zweites Kapitel.

Das Äußere des Briefes; seine Beförderung.

In der ganzen Epoche, in welche die Anfänge und das erste Entwickelungsstadium des deutschen Briefes fallen, hat sich das Äußere desselben wenig geändert. Eine poetische Schilderung aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts:[1]) nû wârn die brieve getihtet, geschriben und gerihtet: die wurden zesamene geleit. dô mans gevielt und besneit, man wermte wahs und ward zetriben, sie wurden versigelt und überschriben mit namen nâch ir rehte. do gewunnen sie die knehte und die boten sâ zehant“ trifft auch für das 14. und 15. Jahrhundert zu. Wenn es dagegen in der Eneit von einer Briefschreiberin heißt:[2]) „doe nam des rîken koninges kint tinte ende permint,“ so trat im Laufe der Zeit insofern eine Veränderung ein, als das Pergament allmählich durch das Papier verdrängt wurde. Dieses wurde seit dem 14. Jahr-

---

[1]) Eraclius 1668 ff. (1786). — [2]) Eneit 10789.

hundert fast allein zum Briefeschreiben verwendet.[1]) Doch verlor das Pergament nicht ganz seine Bedeutung, wenigstens nicht im offiziellen Verkehr. So wurden die Briefe der Hansestädte noch bis in das 16. Jahrhundert nicht selten auf Pergament geschrieben.[2]) In Freiburg war für die Briefe der Stadt an das ungleich bedeutendere Straßburg Pergament angeordnet;[3]) es wurde also als besonders vornehm angesehen. Sonst und namentlich im Privatverkehr gebrauchte man das gröbere Papier.

Es war immer ein einfaches Blatt, das Format desselben war aber sehr verschieden. Für kurze Mitteilungen — und kurz waren dieselben im Anfange in der Regel — nahm man auch im offiziellen Verkehr des 14. Jahrhunderts zwischen Fürsten oder Städten ein Blatt nicht größer als eine halbe Quartseite, aber länglicher. Im Laufe des 15. Jahrhunderts wurde Folio immer mehr das offizielle Format. Doch nahm man auch hier nach Belieben kleineres. Wer mehr zu schreiben hatte, — zum Beispiel der Schreiber eines Berichts, — nahm auch schon im 14. Jahrhundert ein Folio- oder Quartblatt. Für den Privatverkehr des 15. Jahrhunders ist das letztere das beliebteste. Doch waltete, wie natürlich, in dieser Beziehung volle Willkür.

Man schrieb immer, also umgekehrt wie wir, auf dem Papier in seiner größeren Breite, ausgenommen beim Folio. Gruß und Anrede wurden nicht übergeschrieben, auch nicht sonst getrennt, sondern man schrieb die Reihen fort bis zum Datum und setzte die Unterschrift, wie wir, in einem kleinen Abstand darunter.

Die Schrift war sehr verschieden nach der Fähigkeit und Ausbildung im Schreiben, das noch immer eine gewisse Kunst

---

[1]) 1231 verbot Friedrich II. den Gebrauch des Papiers für Urkunden. Um 1320 giebt es Papierfabriken am Rhein. Wattenbach, das Schriftwesen im Mittelalter 2. Aufl. S. 119. — [2]) Unter den Lübecker Briefen des Kieler Stadtarchivs 1422—1534 ist nur einer auf Papier geschrieben. Wetzel, d. Lüb. Briefe d. Kieler Stadtarch. S. II f. — [3]) Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrh. XVI. 395. „Es war dies eine Kanzleihöflichkeit gegen die bedeutende Stadt Straßburg“.

war. Gleichwohl ist die Handschrift uniformer als bei uns, und erst im 16. Jahrhundert begannen bei der vermehrten Schreibewut die einzelnen Briefschreiber ihren verschiedenen individuellen Gelüsten freien Lauf zu lassen. Interessant ist, daß bis tief in's 16. Jahrhundert hinein Frauenbriefe meist in steifen, geraden und starken Schriftzügen geschrieben sind, die mit den flüchtig-zierlichen Zügen unserer Zeit sehr kontrastieren. Überhaupt ging natürlich in jenen Jahrhunderten das Schreiben der in Kanzlei oder Geschäft Ungeübten recht langsam vonstatten. Auch hing gute Schrift sonst von mancherlei Umständen ab. So schreibt einmal Heinrich von Nördlingen am Schlusse seines Briefes:[1]) „ich schrib mit liecht, dar umb ist die schrift nit gut."

War der Brief fertig geschrieben, so faltete man ihn in verschiedener Weise zu einem länglichen Viereck zusammen, dessen Größe, abgesehen von wichtigen offiziellen Briefen, namentlich bei Privatbriefen hinter der unserer Kouverte bedeutend zurückblieb, und setzte auf dieses die Adresse.

Diese ist in mancher Beziehung charakteristisch. Zunächst ist sie im 14. Jahrhundert und noch später auch bei deutschen Briefen häufig lateinisch, oder wenn sie deutsch ist, findet sich aus alter Gewohnheit noch lange ein detur, dandum, dari debet, debet. Dieser lateinischen Formel entsprechen mannigfache deutsche. Mit dem Dativ der betreffenden Person verbunden finden sich: „komme dieser Brief, gehört oder soll dieser Brief;" häufig, namentlich im Niederdeutschen, ist „dem N. N. oder an N. N. freundlich geschrieben," ebenso kommt auch der einfache Dativ, seltener das bloße „An N. N."[2]) vor. Daß dem Namen der gebührende Titel und das für den Stand des Adressaten bezeichnende Adjektivum vom „durchlauchtig und hochgeboren" bis zum „ehrbar und bescheiden" herab hinzugefügt wurde, war für den damaligen Briefschreiber höchst wichtig. Einzelheiten dieser „Titelwissenschaft" mögen später angeführt werden. Sehr charakteristisch sind aber die Zusätze zu Namen und Titel. Schreibt ein Fürst einer Stadt, so setzt er „unsern lieben und besonderen

[1]) Strauch a. a. O. 173. — [2]) Z. B. „An hern Peter Hattorp, custer zo Soyste, unsern guten vrunt." Mitt. a. d. Stadtarch. v. Köln XII, 87.

Freunden" hinzu, „unsern guten Freunden" schreiben die Städte an einander, und der besondere gute oder liebe Freund findet sich ebenso regelmäßig im Verkehr unter Privaten. Auch den Adressen an Fürsten und Herren fügen die Niederen nicht selten „meinem lieben Herrn und Freund" hinzu. Ist dies auch zum größten Teil reine Gewohnheit, so sind diese Zusätze für die Ursprünglichkeit und den patriarchalischen Anstrich des damaligen Briefverkehrs sehr bezeichnend. Ebenso unterließ man bei Verwandten niemals „meinem lieben Ohm oder meinem lieben Herrn und Schwager, meiner freundlichen lieben Mutter" hinzuzusetzen. Diese Zusätze rein persönlicher Natur sind bei entwickelterem Verkehr naturgemäß unmöglich. — Erklärlich sind Bemerkungen auf der Adresse, welche den Boten zur Eile mahnen, wie: „tag und nacht ane alles sumen, went große sunderliche macht hir an lieth"[1]) und ähnliche; oder solche, die den Brief vor unbefugten Lesern hüten sollen wie: „dissen brief in soll nymans lesen, dan eyn frijscheffen."[2])

Auf die Rückseite des zusammengefalteten Briefes kam das Siegel. Den ursprünglichen Zweck der Beglaubigung, den dasselbe bei der Urkunde hat, hat es beim Briefe eigentlich verloren, wenigstens bei den Privatbriefen. Seit dem 14. Jahrhundert konnte jeder Privatmann sein eigenes Siegel führen. Das Wachssiegel findet sich daher auch bei Privatschreiben fast regelmäßig. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts entschuldigt man sogar das Fehlen desselben. So schreibt die Nonne Anna Tucherin an ihre Muhme am Schluß:[3]) „Ich kan in nit sigeln, die wirdig fraw hat mir das Sigel."

Um die Unverletzlichkeit des Briefes zu erreichen, zog man bei Pergamentbriefen einen schmalen Pergamentstreifen durch den Brief, indem man auf der Adresse zwei Einschnitte machte, die auch die auf der Rückseite zusammengelegten Briefenden durchschnitten: auf diesen Streifen wurde das Wachssiegel gedrückt. Bei Papierbriefen gebrauchte man Papierstreifen, oder später, namentlich im Privatverkehr, Fäden. Auf den letzten, besonders im 16. Jahr-

[1]) Codex epistolaris Vitoldi ed Prochaska S. 155. — [2]) Es war das ein häufiger Vermerk der Freigrafen. Ztschr. f. Gesch. d. Oberrh. VII, 421. — [3]) Zeitschr. für deutsche Kulturgeschichte 4 N. F. III. 1874. S. 233.

hundert geübten Gebrauch kommen wir später zurück. Ohne Zerschneidung des Streifens oder des Fadens war dann ein Öffnen des Briefes unmöglich.

Eine besondere Eigentümlichkeit der Briefe jener Zeit sind endlich die Einlagen, Cedulae, Zettel genannt. Schon früh pflegt man einem Briefe Nachschriften anzuhängen, sei es, daß man eine Nachricht zu erwähnen vergessen hat, sei es, daß man eine solche nach Vollendung des Briefes erfährt, sei es endlich, daß man irgend etwas noch einmal betonen und hervorheben will. Es sind das meist kurze Sätze, die man links neben die Unterschrift unter den Brief setzt. Denselben Zweck, wie diese Nachschriften, verfolgen kleine Zettel, die man den eigentlichen Briefen beigab oder in sie einschloß. Der Ursprung der Sitte ist dunkel, man hat sie aus der Unsicherheit der Beförderung entwickeln wollen,[1]) indessen ohne besonderen Grund. Im ganzen sind sie den Nachschriften völlig gleich. Beide beginnen, ein Zeichen, wie sich in jener Zeit konventioneller Gebrauch selbst bis in das Kleinste erstreckt, in der Regel mit „Auch". Wie man ferner, allerdings nicht häufig, die Nachschrift noch besonders bezeichnet (Dis nochgeschrebene, Postscriptum oder Postscripta thue ich zu wissen), so bezeichnet man auch den Zettel oft als Cedula, Cedula inclusa oder interclusa. Im 15. Jahrhundert wird dann der Gebrauch der Zettel immer häufiger, namentlich im politischen Verkehr. Oft finden sich Nachschrift und Zettel nebeneinander, oft auch mehrere Zettel. Sie enthielten meist wichtige Nachrichten, sogar wichtigere als der Brief selbst, auch geheimere Sachen[2]), daneben Notizen über Weiterbeförderung

[1]) So v. Buchwald in Histor. Jahrb. 1883, S. 279. „Die Sitte scheint sich aus der relativen Unsicherheit des Postwesens entwickelt zu haben, darauf deutet schon der „Scheinbrief" hin. Aller Wahrscheinlichkeit nach wurden die Briefzettelchen von den Postreitern in verschiedenen und einzelne in geheimen Taschen getragen u. s. w." Mir scheint einfacher zu sein, die Zettel ursprünglich als Nachschriften zu erklären, welche nach Versiegelung des Briefes notwendig wurden und diesem selbst nicht mehr hinzugefügt werden konnten. — [2]) So steht am Anfang der Einlage, welche Joh. Tiergart, Bisch. v. Curland, einem ausführlichen Brief an den Hochmeister beifügt: Legatur secrecius et conservetur ad partem. Liv.-, Est.- u. Curl. Urkundenb. S. 188.

des Hauptbriefes und ähnliches. Im niederdeutschen Korrespondenzkreis sind sie nicht allzu häufig. — Im Privatverkehr werden sie nicht selten verwandt, der Brauch wird manchmal sogar zur Gewohnheit. So fügt eine Frau, wie ja noch heute Nachschriften die besondere Stärke der Frauen sind, Anna von Brandenburg, einem Briefe einmal drei Zettel bei.[1]) Übrigens war der Gebrauch der Zettel in keiner Beziehung ungehörig: man konnte sie Briefen an hohe Herren beischließen, und einen Zettel beantwortete man, wenn es erforderlich war, wie einen Brief.

Für den damaligen Briefschreiber blieb endlich noch eine letzte, aber keineswegs einfache Frage übrig, die der Beförderung. Von dem großen römischen Postwesen, in dessen Kreis auch das südliche und westliche Germanien gezogen war, sind im Mittelalter nur sehr geringe Spuren übrig geblieben. Von einem fest geregelten Botenverkehr war in der ganzen Zeit, von wenigen Ausnahmen abgesehen, — so soll Karl der Große regelmäßige Botenzüge eingerichtet haben — nicht die Rede. Es lag dazu auch nicht, am allerwenigsten für den Privatverkehr, ein besonderes Bedürfnis vor. So war der Verkehr ein reiner Gelegenheitsverkehr, nach den Verhältnissen verschieden. Der rege Briefverkehr der Klöster wurde durch Mönche vermittelt, die auch hier und da für große weltliche Herren Briefe bestellen mochten. Noch nach der Mitte des 15. Jahrhunderts kommen Mönche als Briefboten vor.[2]) Fürsten sandten ihre eignen Boten: es zeugt aber für die Beschränktheit auch des offiziellen mittelalterlichen Verkehrs, daß erst gegen Ausgang des Mittelalters an geregelte Beförderung gedacht wurde. Die Ritter der höfischen Zeit benutzten ihre Knappen als Boten, die besonders legitimiert waren und ihre Briefe in Büchsen am Halse oder am Gürtel trugen.

Erst mit dem vorhin geschilderten Beginn eines allgemeinen Briefverkehrs trat als natürliche Folge eine geregeltere Beförderung zunächst der politischen und geschäftlichen Briefe ein. Im 13. Jahrhundert begannen die Hansestädte für den großen nördlichen Kreis ihres Handels und ihrer Politik regelmäßige Brief-

---

[1]) Riedel, Codex diplom. Brandenb. III, 2, 177. — [2]) Z. B. s. Abbildungen der 1466 mit Holzplatten gedruckten Legende von St. Meinrad.

boten einzurichten. Im Osten folgte der deutsche Orden, der hauptsächlich den Verkehr zwischen den Hochmeistern und den Ordenshäusern organisierte, indem in Marienburg wie in jedem Ordenshause „Briefjungen" und „Briefschweiken" (Reitposten) regelmäßig zur Beförderung von Ordenshaus zu Ordenshaus bereit waren und dabei unter strenger Kontrolle standen. Um dieselbe Zeit fingen auch die Reichsstädte, von denen einzelne durch fahrende Posten schon im 13. Jahrhundert verbunden waren, dann die verschiedenen Landesfürsten an, den Botenverkehr mehr zu regeln. Man nahm bestimmte Leute für diesen Dienst an. In den Städten mußten sie den Boteneid schwören, und der Botendienst wurde ein städtisches Amt. Daneben benutzten die Städte, namentlich in Kriegszeiten, zu diesem Dienst auch Krieger.[1]) So erklärten sich 1403 Söldner von Konstanz in ihrem Vertrage bereit „bottschaft zu riten, weir oder nach wahin si wend, inwendig dem gebirg u. s. w. allweg uf unser selbs zerung."[2]) Unter den eigentlichen Boten unterschied man reitende — bekannt ist der Stich Albrecht Dürers, der einen solchen darstellt — welche bei eiligen und wichtigen Geschäften, auch bei Geldsendungen gebraucht wurden, und laufende. War Antwort erforderlich, so brachten sie dieselbe selbst zurück. Als Abzeichen trugen sie oft ein Schild auf der Brust;[3]) die Briefe trugen sie in Büchsen, in silbernen Kapseln, — sie müssen oft schwören, diese nicht zu versetzen, denn sie waren meist ein leichtes Volk — in Taschen. So werden 1442 „zwai librinen fůtter, darinn man brief fůrt" erwähnt,[4]) in Niederdeutschland ein breefvatt mit reemen. Nicht gering waren die Ausgaben, die Städten und Fürsten

[1]) Auch Wächter sind Boten. Die Scharwacht „war in früherer Zeit ein Botendienst von einem Orte zum andern, der wohl auch von Wächtern besorgt werden konnte, die dann wieder in ihre Wachtstube zurückkehrten. So waren noch bis zu Anfang dieses Jahrhunderts die Wächter bei einem Amtssitze auf dem Lande zugleich die Briefträger für die amtlichen Schreiben in die nächsten Dörfer, und ebenso die Dorfwächter weiter bis an den Bestimmungsort, und diese Einrichtung war schon in der ersten Hälfte des Mittelalters vorhanden." Ztschr. f. G. d. Oberrh. XVII, 426. — [2]) Ztschr. f. G. d. Oberrh. XVII, 435 f. — [3]) Man vergleiche die verschiedenen Abbildungen von Boten u. A. Anz. f. K. d. Vorz. XXX, und Arch. f. Frankfurts Gesch. u. Kunst, X. — [4]) Z. f. G. d. Oberrh. XII, 135.

durch den immer steigenden Verkehr erwuchsen. Die fürstlichen Haushaltrechnungen und die Kostenrechnungen der Städte, namentlich bei Gelegenheit von Reichs- und Städtetagen, zeugen davon.[1]) Es trugen aber zu den Ausgaben nicht allein die Botenlöhne bei — Botengänge bei Nacht oder in Eile wurden dabei höher gelohnt, — sondern auch die Kosten des Aufenthalts in den fremden Orten: „Zehrung, eh' ihm eine Antwort wird" oder „einen Boten aus der Herberge zu lösen,"[2]) endlich auch Geschenke oder Lohn an auswärtige Boten.[3]) Um Unregelmäßigkeiten vorzubeugen, bemerkte man wohl am Schluß des Briefes: „Ir durfft den baden niet lonen,"[4]) oder „dem Boten habe ich so und so viel gegeben."[5]) Zur Kontrolle der Boten machte man auch nicht selten, besonders im deutschen Ordenskreis, auf der Außenseite Vermerke über Abgang und Ankunft sowie über den Aufenthalt auf Zwischenstationen. Wenn der Empfänger antwortete, bemerkte er manchmal am Schluß die Ankunft des Boten: Geschrieben, „to none tid. Unde dey bode quam vro morghen" schreibt 1384 Thideman von Unna an Danzig.

Der im 15. Jahrhundert immer mehr erstarkende Privatverkehr benutzte nun ebenfalls diese städtischen Boten; der einzelne Bürger mußte diese dann aber lohnen und beköstigen.[6]) Indessen besorgte der städtische Bote, wenn er es mit seinem eigentlichen Weg und Ziel vereinigen konnte, nebenher Privatkorrespondenzen. Namentlich der Kaufmann, der allmählich der

---

[1]) In Konstanz betrug 1443 d. Ausgabe für reitende B. (74 mal abgeschickt) 259 Pfd. 6 ß. 10 D., für laufende (89 mal) 31 Pfd. 17 ß. Ztschr. f. G. d. Ob. XII, 131 — Für Frankf. vgl. Arch. f. Fr. Gesch. u. Kunst X, S. 4. — [2]) Codex epistolaris Vitoldi op. Prochaska S. 973 f. — [3]) Ebenda S. 973 „I marc des Sansevoyen boten us der Wallachia, der unsern homeister einen briff brochte." — [4]) Frankfurts Reichskorrespondenz, herausg. von Janssen 1376—1519, I, 467. — [5]) Auch andere Bemerkungen finden sich. 1394 schreibt Johann von Neuenstein an Freunde in Köln: „Waer Melies, brengher des briefs, myen kneght te Rome was, ze Colen coemt bynnen den 25. dach van mei, zo sal men hem gheven 2 ghulden; ende wilt ghi en wederom senden bynne vertinnachten daernaer, dat hy comen es, zo seld i hem gheven voer ziene kost 6 ghulden." (Mitt. a. d. Kölner Stadtarch. XII, 78). — [6]) Ztschr. f. Gesch. d. Oberrheins VII, 26.

eigentliche Repräsentant des Bürgertums wird, mußte sie oft in Anspruch nehmen. Doch erleichterte ihm der regere Handelsverkehr auch sonst die Art der Beförderung, wie durch Fuhrleute und Schiffer, weiter auch durch Kaufleute selbst, die bei Messen oder auf Reisen bequem Briefe übermitteln konnten. Der niedere Bürgerstand aber und die Bevölkerung des Landes benutzte noch hin und wieder Mönche, Pilger, oder — was gar nicht selten und sehr beliebt ist — Metzger.[1])

Alle diese Arten von Beförderung aber, selbst die regelmäßigere der politischen Briefe, können auf einen besonderen Grad von Sicherheit durchaus keinen Anspruch erheben. Nicht allein bei dem privaten Gelegenheitsverkehr, sondern auch bei den städtischen und fürstlichen Botengängen konnten Briefe oft verloren werden. Und die Boten waren nicht allein nachlässig, sondern auch oft untreu, unterschlugen Briefe oder brachen sie auf und entschuldigten sich dann damit, daß sie angegriffen seien; denn das kam sehr oft vor. Die Unsicherheit der Straße — die Botenbilder zeigen daher die Boten meist mit dem Speer bewaffnet — ist ein weiterer Grund für die Unsicherheit des Briefverkehrs. Sehr bezeichnend ist da, was der Rat von Köln 1397 schreibt:[2]) „Ind ouch, lieve herre, bidden wir ure gnade, Heyntzgyn, unss boiden, zo gedencken ind vur yn zo schriven, dat he mit syme perde ledich moege werden, want id umbers unstaende ind etzwat sere nauwe is, boiden up den straissen zo rouwen of zo vangen."

Die Boten waren auch nicht rechtlich geschützt, der Schwabenspiegel stellt sie nicht besonders unter den Königsfrieden.[3]) So kommt es vor, daß Boten einen „brief" geben müssen, „obe er gefangen wurde, daz ine die statt nit schuldig were zu losen."[4]) Dieser Unsicherheit des Briefverkehrs war man sich wohl be-

---

[1]) Für d. Elsaß vgl. Löper, Z. Gesch. d. Verkehrs in Elsaß-Lothringen S. 33. — Auch sonst häufig. Noch viel später nennt man in Süddeutschland regelmäßige Boten „Metzgerpost." — [2]) Ennen (u. Eckertz), Quellen z. Gesch. d. Stadt Köln VI, 604. — [3]) § 248 heißt: es Friede sollen haben. . . . „Die des kuniges strazze vf wazzer vnd vf dem lande vnde vf den strazzen varnt." Hierunter fallen die Boten, besonders werden sie aber nicht als Kategorie erwähnt. — [4]) So in Landau 1450. Ztschr. f. Gesch. d. Oberrh. XVI, 400.

wußt. Bei Kaufleuten war es Regel, in einem Geschäftsbrief den vorigen, falls noch keine Antwort darauf gekommen war, kurz zu wiederholen. „Ich hab dir vor 8 Tagen," heißt es dann, „bei dem Boten N. ein Brief gesandt; hoff ich, solch Brief sei dir wohl worden, darin hab ich geschrieben u. s. w." — Im politischen Briefverkehr suchte man sich auch dadurch zu sichern, daß man dem Boten mündlichen Auftrag gab und das Schreiben nur als Beglaubigung dienen ließ. — Mündliche Bestellung, dies Vorstadium des Briefes, kommt auch sonst vor, weil der Bote oft ein Freund oder Vertrauensmann war und mehr erzählen konnte, als der Briefschreiber schreiben. So schreibt Heinrich von Nördlingen an Margaretha Ebner 1347:[1] „was si dir enpotten hab, das seit dir unser Churser." Und 1420 schreibt Nyklass Hynko aus Pilsen an zwei Bürger in Eger:[2] „waz der pot wirt euch sagen aus der munde, daz ir em scholdt glauben, was her euch swer baß sagen wirt." Alles zeigt, wie unentwickelt noch der ganze Verkehr war. Der Brief des einfachen Bürgers mußte oft lange ruhen, ehe sich die Gelegenheit bot, ihn zu befördern. Andererseits aber veranlaßte auch die Gelegenheit das Briefschreiben, und wenn man hörte, irgend ein Bote ginge nach einem Orte, wohin man selbst Mitteilung machen konnte, so brachte man eilig einen Brief zustande. Man suchte sich auch so zu helfen, daß man einem Briefe andere, eigene und fremde, oder Abschriften beilegte, mit der Bitte an den Empfänger, sie weiter zu befördern. Diese „Beigebundenen Briefe," wie man sie später nannte, kamen häufig im politischen Briefverkehr vor.

Wie umständlich dieser oft war, namentlich bei den bunteren politischen Verhältnissen späterer Zeit, wo außerdem oft mehrere von einem Briefe Kenntnis nehmen, oft wieder die Briefe möglichst geheim sein sollten, mag ein Brief aus dem Ende dieser Epoche von Albrecht Achilles an Herrn Heinrich von Auffes 1472[3]) zeigen. „Lieber getrewer. Wir haben dir des fordern tags

[1]) Strauch a. a. O. S. 259. — [2]) Urkundl. Beiträge zur Geschichte des Hussitenkrieges, herausg. v. F. Palacky, I, 51. Vgl. auch I, 25 u. 134. — [3]) Das Funfft Merckisch Buech des Churf. Albrecht Achilles, herausg. von Burkhardt S. 156.

bey einem Von Guntzenhausen geschriben, das du die brief vnnsern Reten doaussen zusteende, die er tregt, auffbrechen, die wider versigeln, vnd denselben vnnsern Reten furter bey Inn zusenden sollest. Bey denselben briuen findest du zusamen gepunden zwen brief, einer an Doctor knorrn Vnd Albrechten Stieber, In sunderheit der ander ist ein kleins brieflein, dem Lantkomethur vnd Doctor knorrn auch In sunderheit In Ir selbs hant zusteende lautend, dasselb klein brieflein dem Lantkomether vnd Doctor knorren zugehörig, das gib dem Beyerlein Vnd beuilh Im, das er das keinem menschen geb, dann dem Johannes Volcker, dem schreiben wir hiemit, wie er es damit halten soll."

Es ist klar, daß der immer lebhaftere Verkehr dringend eine größere Vereinfachung, Erleichterung und Sicherheit der Beförderung erforderte. Bei der Zersplitterung der politischen Verhältnisse konnten zunächst Fürsten und Städte vereinzelt nichts ausrichten; überall mußte der Bote durch fremde Gebiete; eine Einheitlichkeit und darum Besserung des Verkehrs war vorderhand nicht möglich.

Drittes Kapitel.

Formen und Formeln; Stil.

Aller Verkehr der Menschen unter einander hat seine Formen; der persönliche wie der schriftliche Umgang bewegt sich in solchen; sie sind berechtigt und werden durch Überlieferung fortgepflanzt. Zu keiner Zeit hat aber die Form mehr gegolten, ist mehr geheiligt gewesen, als im Mittelalter. Ihr Übergewicht, ihre ewige Gleichheit und Gesetzlichkeit erstickte jede Individualität und ließ sie nicht aufkommen. Namentlich in dem ausgehenden Mittelalter, als die Poesie aus dem Leben des deutschen Volkes stark zurückwich, nüchtern und prosaisch der Grundton der Zeit war, tritt das Formelle und Konventionelle stark hervor; der deutsche Brief jener Zeit ist das beste Zeugnis dafür.

Er bewegt sich in ganz festen Formen und Formeln. Einmal zeigt sich hierin wieder die Verwandtschaft mit der Urkunde:

manche kehren in beiden wieder. Weiter ergiebt sich daraus eine vollkommene Gleichförmigkeit der Briefe: sie sind selten oder niemals individuell. In diesen formellen, immer gleichen, schwerfälligen und ungeschickten Briefen zeigt sich die Unentwickeltheit, die geschäftsmäßige Auffassung des Briefverkehrs. Erst viele Jahrhunderte später schwindet das Formelle aus dem deutschen Briefe; ganz geringe Spuren früherer Zeit haben sich bis in unsere Zeit hinübergerettet.

Wenn wir jetzt im Einzelnen die äußere Briefform betrachten, darf nicht vergessen werden, daß alle Gewohnheiten des deutschen Briefes ihre lateinischen Vorgänger haben, und daß sie daher nicht nur in Deutschland, sondern auch in Italien und Frankreich vorkommen. Diese aus dem mittelalterlichen Latein überkommenen Formeln sind internationales Gut;[1]) der französische, englische, italienische Brief ist ebenso wie der deutsche in jeder Beziehung dem lateinischen nachgebildet.

Am Anfange eines Briefes steht regelmäßig der Gruß, wie es schon bei den Römern Sitte gewesen war. Aber die einfache römische Formel hatte sich im Laufe der Zeit und mit den wechselnden Sitten vielfach erweitert und verändert. Nicht nur in deutschen Liebesbriefen bei den höfischen Briefschreibern, die den Gruß anmutig über viele Verse auszudehnen wußten, oder bei den Mystikern, wo „der seligen frucht, die der hailig geist gehailigt hat, in dem si worden ist ein kint gotz, ir armer unwirdiger friunt ain ware erluchtung in dem gotlichen liecht, ain ware entzundung in dem gotlichen für, ain ware kraft in der gotlichen sterck“ und noch vieles andere in überschwenglichen Worten entbietet: sondern auch in den lateinischen Briefen des Mittelalters. Einmal wurde sie, namentlich von Geistlichen, fromm gefärbt, und zu dem salus kam das in domino hinzu, oder es wurde die plenitudo gratiarum in Christo daraus; andererseits wurde sie höflicher, und statt des salus entbot man „paratum in omnibus obsequium,“ „reverentiam tam debitam quam devotam“, oder man schrieb 1374, als der deutsche Brief schon allgemeiner war, gar: „Reverenciali,

[1]) Ebenso findet sich z. B. in Italien auch die Gewohnheit, lateinische Formeln, Gruß, Anrede auch in italienischen Briefen zu gebrauchen.

amica et complacabili allocucione saluberrime predirecta.“ [1]) Ebenso wich man im späteren Mittelalter allmählich von der römischen Sitte ab, den Namen des Empfängers wie des Absenders mit dem Gruß zu verbinden. In früherer Zeit war dies allgemein in Gebrauch. Daher ist in den Formelbüchern bei der Salutatio die Titelfrage erörtert ebenso wie die Stellung der beiden Namen, besonders von Gleichstehenden, „ne si unus prius ponatur, alteri fiat iniuria.“ Später bleibt die Sitte vereinzelt bestehen; auch in deutschen Briefen dauert sie fort, so in denen Heinrichs von Nördlingen [2]) und später hier und da bis 1400, sogar darüber hinaus. [3]) Als man dann seinen Namen regelmäßig unterschrieb, hatte er am Anfang keinen Sinn mehr. Doch findet es noch 1407 ein Bürgermeister, in einem Briefe an einen Fürsten, gut, beides zu verbinden. [4]) Statt des Namens setzte man anfangs ein „ich“ oder „wir“ zu dem entbieten; allmählich zog man aber eine einfachere Form vor und statt des umständlichen: „dem weisen und fürsichtigen N. N. entbiete ich freundlichen Gruß“ — eine Form, die auch hin und wieder später vorkommt und einen feierlicheren Anstrich verleiht — schrieb man: „Meine freundlichen Grüße vorgeschrieben oder zuvoran.“ [5])

Schon im 14. Jahrhundert, allgemeiner aber im folgenden, wird dann sehr häufig aus dem Gruß eine Diensterbietung. [6])

[1]) Hanserecesse II, 83. — [2]) Strauch a. a. O. S. 268. Doch nennt er sich meistens nicht. Tauler schreibt 1346: Minen träwen früinden in got domine E. u. s. w. ich bruder T. mein gebet. Ebend. S. 270. — [3]) Hans. Urkundenb. III, S. 89: (u. 1350) „Borghermeyster ende raet van Hamborch ende die mene meynte van Hamborch weet, dat ic Sicka Olbada ende Feyka Sickynggha ju doen groten ende biede ju saelut mit vrienscap also ver, alst ju bihaghet.“ — 1364 Heinrich zum Jungen, Schultheiß zu Oppenheim und ein anderer an Köln, (Köln Stadtarchiv). — Noch 1475 heißt es in einem von Schreiberhand geschriebenen Bittschreiben der Margaretha von Frawnberg an ihren Vetter Wilhelm v. Ahaim „dem edlen rc. entpewt ich Margret rc. mein freuntlich dinst zuuoran.“ Und ebenso noch in einem Schreiben der Barbara Gallin an Hanns von Eschernömel v. 8. Mai 1509, beide im Archiv des germanischen Nationalmuseums. — [4]) Heinrich Toppler an Bernhard von Baden. Deutsche Reichstagsakten VI, 151 f. — [5]) Auch „Nach dem Gruße.“ — [6]) Oft auch beides verbunden: „dienstlichir grus vor“ schreibt 1373 Thorn an Danzig. Es findet sich auch: „Freundliche Grüße mit allem Dienst vorgeschrieben.“

Während anfangs, ein Zeichen für den vertraulichen, familienhaften Ton, Stadt an Stadt, eine Stadt an einen Fürsten, ein Ritter an eine Stadt „freundliche", höchstens „dienstliche Grüße" [1]) voranschrieben, beginnen die Städte im 15. Jahrhundert ihre Briefe mit einem „Unsern freundlichen willigen Dienst", und ebenso setzten auch Befreundete oder Verwandte im Privatbrief an den Anfang: „meinen willigen Dienst." [2])

Im übrigen herrscht in diesen Grußformeln eine bunte Mannigfaltigkeit. Anders ist sie im Briefe des Fürsten an den Unterthanen, anders in dem des Niederen an den Höheren. Der Geistliche bietet andern Gruß als der Laie, der Vater dem Sohne andern als dieser jenem. Sogar lokale Vorlieben lassen sich finden. Es ist nicht uninteressant, darauf, zumal es für den formellen und konventionellen Geist der damaligen Zeit charakteristisch ist, des Näheren einzugehen. „Dienst" statt des Grußes zu bieten, war später allgemeine Sitte, vorzugsweise stand sie natürlich dem Niederen gegenüber dem Höheren an. Anfangs schreibt man nur „mein arme dienst" oder Dienst und Treue, Dienst und Gehorsam, Gehorsam und Unterthänigkeit; 1393 schreibt aber schon ein Ritter an einen Fürsten: „Minen vnderthanyghen, plichtighen, wilghen denst tovorn", und bald setzt man ein „allezeit mit aller unterthäniger Demüthigkeit" hinzu. — Fürsten und Herren dagegen bieten ihre „Gunst" oder „Gnade", ein niederdeutscher 1373 „gunst, leve unde alle ghut tovoren"; eine Stadt an ihren Diener nicht selten ihre „Fürdrung" [3]) (Förderung.) — Der Geistlichen fromme Grußformeln sind: „Mein Gebet oder mein inniges (andächtiges) Gebet zuvor", „Andacht und Gebet zuvor;" an den Hochmeister schreibt ein Komthur „demutige bevelunge mit innigem gebett in gott dem herrn stets vorempfangen"; „der nam Xsti sig uwer gruß" schreibt man im Kloster, wie man auch manchmal ein lateinisches „Jesum Christum salva-

---

[1]) Lübeck schreibt 1408 „Grute der vruntscop unde leve vorscreven" (Hanserec. V, 405.) Ebenso 1440 im Privatbrief „Mein trew lieb vnd freuntschaft sei euch bevor." — [2]) „Mein dinst" schreibt 1418 Michel Behaim — er war allerdings Kaufmann — an s. Sohn. Briefe an M. Behaim III, 1418—1443. Archiv des National-Museums. (fortan als ANM. citiert.) — [3]) Palacky, Urk. Beitr. II, 395.

torem pro salute oder ein einfaches Jesus dem deutschen Briefe voransetzt.[1]) — An den fürstlichen wie an den bürgerlichen Gatten schreibt die Gattin: „Innige Lieb mit ganzen steten Treuen allzeit zuvor"; und dem Vater bieten die Kinder „Kindliche Treue und Gehorsam," den Kindern die Mutter „Mütterliche Liebe und Treue".

So sucht das deutsche Volk für jedes Verhältnis auch in äußerlichen Formeln seinen Ausdruck. Daneben finden sich noch viele andere Wendungen.[2]) „Gruß, Dienst oder auch dienstlicher Gruß" kehrt indessen am häufigsten wieder. Sehr beliebt, namentlich im Privatverkehr sind aber noch gewisse Zusätze zum Ausdruck der Bereitwilligkeit. „Was ich kann und vermag",[3]) „was ich liebes und gutes vermag", auch allein „alles liebs und guts" sind derartige Wendungen, die man dem Gruß oder

---

[1]) Auch diese fromme Formel wird oft höflicher: „Jhesum Christum myt unsen gutwylligheu denste stede thor fruntlyker gruth." (1423) Liv.- Est.- u. Curl. Urkundenb. Bd. 7, S. 12. Andererseits bedienen sich auch Nichtgeistliche frommer Grüße, doch selten. Z. B. Anna von Sachsen 1454 an Kön. Ladislaus: „Min inniges gebet vnd swesterlicher liebe" u. s. w. Fontes rer. Austriac. 2. Abt. Bd. 42, S. 128. Sonst wird namentlich von Klosterfrauen diese Grußformel nach Art der Mystiker ausgeschmückt. So bietet als Gruß 1496 Dorothea Holzschuher (an Michel Behaim) Jesum Christum „der ein trost vnd hielf ist aller betrubten, die ir hoffnung ju in setzen" und 1509 Brigitta Holzsch. (an dens.) J. Ch. „der edel suß weintrab, der sich zu pressen hat geben an dem heiligen creuz." (Arch. d. Nation.-Mus.) Und ein Neujahrsgruß der letzteren an denselben (1496) lautet: „Jesus Christus, der new geporn küng mit allem trost, freud und seligkeit, die er unß mit seiner gepurt gepracht hat, besunder mit seiner kraft würcken den heilsamen namen Jesu am achten tag aufgeseczt in der myern pitikeit seines plut vergißen, in dem gesmack der süßikeit des weyrach und golt seiner unergrünten lieb, wünsch und beger ich dir auß grunt meines herczen, zu einem guten, seligen genadenreichen newen jar." (ANM.) — [2]) Z. B. „Heil und alles Gut" (an Fürsten.) „Heilzame grote mit aller beheglichkeit vorgescreven" (Reval an Ritter Niclasson 1424). Noch erbitunge unser schuldigen woltete und demut" (Hochmeister an Erzbischof v. Riga 1424.) Man erfand auch selbst neue Variationen, namentlich fromme Phrasen. Vgl. Palacky I, 516 u. 518, wo Friedrich von Brandenburg und Prag 1427 ihre gegenseitigen Briefe damit beginnen. — [3]) Schon Heinrich von Nördlingen. Strauch S. 169.

Dienst hinzu fügt. Neben diesen allgemein angewandten kommen andere in beschränkterem Kreise vor, so im östlichen Korrespondenzkreise „mit aller Behaglichkeit" oder „mit alles unsres Vermögens Darbietung".

Nach dem Gruße folgt in der Regel die Anrede. Wie für die Adresse sind auch für diese dem damaligen Briefschreiber die Titel wichtig, und die Briefsteller der Zeit geben für alle Fälle die nötigen Vorschriften. Indessen bildet sich auch hier der formelle Usus erst im 15. Jahrhundert fest aus. Vorher ist die allgemeine Hauptanrede Freund, lieber oder namentlich im Niederdeutschen guter Freund. Im 14. Jahrhundert reden so weltliche und geistliche Fürsten, selbst der Kaiser, den Rat der Städte an; so nennen diese ihre Bürger; so nennen sich die Städte auch unter einander. „Allirlibste vrunde" schreibt 1373 Thorn an Danzig.[1]) Charakteristisch ist, daß man sogar in unfreundlichen Briefen den „Guten Freund" beibehielt. Im Privatverkehr war „lieber", auch wohl „guter holder" Freund die stehende Anrede,[2]) abgesehen natürlich von Verwandtschaftsbezeichnungen, zu denen statt „lieb" meist „herzlieb" trat. Dem lieb fügte man auch gern ein besonder (sunderlich) bei: so lautet in den Briefen des Gottesfreundes eine Anrede: „Vil lieber sunderbarer heimlicher frunt miner"; und auch im offiziellen Verkehr findet sich häufig „Lieben besonderen Freunde." — Höherstehenden gab man natürlich die Anrede: „Herr". „Erlauchter Fürst und Herr", „Gnädige Frau" (niederdeutsch „Hochgeborne clare Vorstynne") redet man fürstliche Personen an. Doch sagt man häufig noch „Lieber gnädiger Herr", wieder ein Zeichen für die ursprünglich größere Vertraulichkeit.[3]) War indessen schon im 14. Jahrhundert im öffentlichen, sogar im Privatverkehr die Anrede Herr nicht selten, so wurde sie später immer häufiger. Auch begnügte man sich nicht mehr „liebe Freunde" zu schreiben, sondern man schrieb z. B. an eine Stadt: „Ehrsame, weise besondere liebe

---

[1]) Hanserec. II, 460. — Ypern gebraucht 1378 den Ausdruck „Ghemiinden vrende" (ebend. II, 228). — [2]) Niederdeutsch auch wohl „lever gheselle." — [3]) Auch hier kommt „Allerliebsten Herrn" als Anrede vor. Palacky, Urkundliche Beitr. II, 189.

Freunde" oder „Ehrsame Herren, liebe Freunde". [1]) Allmählich wurden dann die Anreden immer breiter und weiter, und nur im vertrauten Verkehr blieb man beim „lieben Herrn". — Ein Briefsteller aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, derjenige Heinrich Geßlers, [2]) verbietet sogar den Gebrauch des Wörtchens „lieb", wenn Leute aus unterem Stande an höhere schreiben. — Wenngleich man übrigens freundlichen Gruß bot und Freund als Anrede verwendete, wo man es nicht immer so meinte, so prägte sich andererseits wirkliche und heftige Feindschaft auch in Gruß und Anrede aus. Man modifizierte den Gruß in feindlicher Weise, wie einst Heinrich IV. und Gregor gegenseitig thaten, oder verweigerte ihn, wie Philipp IV. an Bonifaz schrieb: „Philippus D. G. Francorum Rex Bonifacio se gerenti pro summo pontifice salutem modicam seu nullam." Dies letztere schreiben die Briefsteller vor: Feinde soll man überhaupt nicht grüßen, wie auch nicht Juden und solche, „die verachtet der rechten seind". Die Anrede aber gestaltete man höchst grob. In dem Streit zwischen Friedrich I., Kurfürsten von Brandenburg, und Ludwig dem Bärtigen von Bayern gebrauchen beide Teile Anreden, wie „Du newlich hochgemachter, lugenhäftiger edelmann, Burggraf fridrich von Nürmberg" und „Du wissentlich falschlistiger, vnendlicher lugenhaftiger man, herczog Ludwig, der sich nennet von Mortain."

Kurz mag hierbei auf das Pronomen der Anrede im Briefe eingegangen werden. Das antike Du ist mit dem Beginn des Mittelalters dem Ihr gewichen. Zunächst galt der Spruch: nobiles vositantur; dann redete man mit Ihr alle Fremden an, und das Du galt nur zwischen Liebenden, sehr guten Freunden und Verwandten. In dieser Zeit reden noch häufig die Fürsten, auch der Rat der Städte ihre Unterthanen mit Du an, wie dies lange ein Vorrecht der Höheren war. [3]) Juden werden nie geihrzt. Sehr ausführlich ergehen sich über das Duzen und

---

[1]) Oder Niederdeutsch: z. B. Erbare wisse und vorsenige heren, besunderen gude frunde. — [2]) Blatt 6. — [3]) So redet die Geliebte Ulrichs von Lichtenstein dessen Tante mit Du, diese jene mit Ihr an. Frauendienst S. 99, 101.

Ihrzen die Briefsteller.[1]) Originell ist eine Äußerung darüber aus dem Ende unserer Periode. 1493 schreibt Riedrer in seinem Spiegel der wahren Rhetorik (83. Blatt): „Sölt aber diser zyt yemand tütscher sprach des tutzens gegn der oberkeit pflegen: so möcht er dadurch gegen den, die solichs nit also den alten glych vrteilend, mer erzürnung dann siner beger erlangung gewinnen vnd zůzyten sneller herr funst (Faust) in seinem antlit empfinden, als ettlichen, die ich bekant hab, begegnot ist." Sehr früh ist übrigens die Sitte eingedrungen, Höheren gegenüber statt des Ihrs ehrende Umschreibungen anzuwenden. Im 9. Jahrhundert redete man die Bischöfe mit dilectio oder strenuitas, den König mit clementissima dominatio vestra an. Im 14. und 15. Jahrhundert redet man Fürsten natürlich mit „Euer Gnaden" oder „Herrlichkeit", aber auch den Rat der Stadt mit „Eure Weisheit" an, ebenso nicht selten einzelne Personen, und gegen 1500 empfiehlt ein Briefsteller, des Kaisers Kanzler „Vwer erluchte verrühmtheit und hochgeachte furnemkeit" anzureden.[2]) — Als Anrede der Fürsten unter einander wird seit dem Ende des 15. Jahrhunderts „Euer Liebden" (Eure Liebe) allgemein gebraucht.

Wie der Brief mit einer Formel eingeleitet wird, so schließt er auch mit einer solchen. Aus dem lateinischen Vale war im Mittelalter ein Valete in Christo geworden; daraus entwickelt sich dann überhaupt als Regel eine Empfehlung in Gottes Schutz. Die einfachste deutsche Formel dafür ist: „Gott sei mit dir (euch)". Sie galt im öffentlichen wie im Privatverkehr. Ebenso andere, wie „Gott befohlen" und „Gott spare oder bewahre euch gesund." So schrieb um 1400 ein Ritter an eine Stadt, ebenso die Städte an einander, auch an Fürsten, selbst den König.[3]) „Blivet ghesund in Gode" schreibt 1362

---

[1]) Geßler in seinem „rhetoric vn brieff formulary" z. B. giebt ganz spezielle Vorschriften. U. A. Ein gefürsteter Bischof duzt „den thurnerßgnoßen edelmann vnnd wer vnder jm ist." Gut ist die Bemerkung „Ein bewerter poet tutzet bapst keiser und deren gleych, frawen vnd was vnder jnen ist, nit vßgenommen, doch allein jn seinem gedicht." — [2]) Ebenfalls Geßler. — [3]) Z. B. Köln an König Wenzel; Quellen zur Gesch. v. Köln VI, 593. — An den Hochmeister schreibt jemand: „Euwir hochwirdige Herrlichkeit, die Got almechtiger gesunt sparen geruche zcu langen seligen zceiten."

Wisby,[1]) und der Landmeister von Reval schließt: „Dar mede blyvet ghesunt.“[2]) Im Privatverkehr wurden neben diesen auch noch andere wie „damit pfleg euch Gott, damit Gott befohlen, damit viel gut Jahr oder viel guter Nacht“ gebraucht.[3])

Indessen machte derselbe Geist, der die Grußformel teilweise in eine Dienstversicherung verwandelt hatte, auch auf den Briefschluß seinen Einfluß geltend. Schon im 14. Jahrhundert setzte man hin und wieder an den Schluß ebenfalls eine Dienstversicherung.[4]) „Gebedet an uns“ schreibt schon 1358 Braunschweig; „dat wille we gherne vorschulden“ schließt 1369 der Herzog von Braunschweig-Lüneburg.[5]) Namentlich aber von Niedrigen, die an Höhere schreiben, bei Bitten und Klagen wird schon früh eine derartige Formel gebraucht. Nicht selten sind auch Empfehlung in Gottes Schutz und Dienstversicherung verbunden: 1358 schreibt Gröningen an Lübeck „Got zi mit juw, ende biet tot uns altoes“,[6]) und 1387 lautet eine Formel: „Got vergeve uch ind onss allen unse sunden, got sy mit uch, ind wilt zu onss gebidende syn.“[7]) Im 16. Jahrhundert wird diese Verbindung häufig, oft zog man aber vor, im offiziellen Verkehr den frommen Teil fortzulassen und die höfliche Ergebenheit mehr zu betonen. Städte hoben dabei noch die gegenseitige Freundschaft hervor: so schrieb Freiburg 1391 an Köln: „Und tůnt dis iemer durch unsers dienstes willen, als wir des uwer alten gůten früntschaften nnd trůwen sunderlich wol getruwent.“ Ebenso auch

---

[1]) Hanserecesse I, 221. — [2]) Ebenda III, 479. — [3]) Andere Wendungen sind noch: „Got som hymell sieg al sach gutt“ (Neujahrsbl. d. Ver. f. Gesch. u. Alt. z. Frankfurt 1877, S. 71.) oder „Got verleich eughst so vil errn vnd guz als ir pedürft. (Stefan Gutsch an Mich. Behaim 1443 14. März A. N. M.) Hans. Geschichtsblätter II, 60 „Bidden Ghode vor my, so wil ik ghern vor ju.“ Auch „Fahret wol“ und einfach „Bleibt gesund“ kommt vor. Der Tegernseer Liebesbrief schließt: „statich und salich du iemer wis.“ — [4]) „Lant mich allweg wissen ewern willen, den tun ich geren“ sagt schon Heinrich von Nördlingen. Strauch a. a. O. S. 187. — [5]) Hanserecesse I, 446. — [6]) Ebenda I, 139. — [7]) Quell. z. Gesch. v. Köln V, S. 551. Ebenso schreibt auch der Bürgermeister von Lüneburg 1373 an den von Lübeck: „God si mit ju unde bedet over my.“ Hanserec. II, 65. Ähnlich Heinrich zum Jungen 1364, 8. Jan. an Köln (Köln. Stadtarch.). Ebenso 1477 Johann Küchenmeister an Marschall Burgsdorf: „seyt got

Privatleute: „Wo ich Dir kann zu Dienste sein, thäte ich allzeit gern, als meinem lieben guten Freunde.“ Doch überwiegt meistens die einfache Dienstversicherung. Am beliebtesten sind die Formeln „Womit oder Wann wir Euch zu Dienste sein können, thäten wir gern“, „das wollen wir freundlich um Euch verdienen“, „das steht uns williglich um Euch zu verdienen.“ Im Privatverkehr, namentlich von Kaufleuten, ist die Dienstversicherung ebenfalls gebräuchlich, „Gebeut allzeit“ sagt der Kaufmann. Doch hält man sich lieber an das hergebrachte „Gott befohlen.“ — Es sind das alles äußere Formeln, deren Inhalt kaum empfunden wird; und wie man im 14. Jahrhundert auch ernste Aufforderungen mit „Freundlichen Grüßen“ begann und wohl mit einem „Gott befohlen, gebietet über mich“ schloß: so dachte man auch bei den Dienstversicherungen gerade so viel, wie wir bei unserm „Ergebenst“. Dennoch ist die im 15. Jahrhundert allgemeiner werdende Höflichkeit in solchen Formen als Zeichen einer andern Zeit nicht zu mißachten.

Nach der Schlußformel folgt das D a t u m, das, wie schon bemerkt, häufig und noch spät lateinisch ist.[1] Die lateinische Bezeichnung dafür ist ja auch bis heute geblieben. Die deutsche Formel lautet: Gegeben oder geschrieben, auch Datum am Tage NN. Nicht selten tritt in offiziellen Schreiben „Unter meinem (unserm) Insiegel oder Sekret“ hinzu. Der Tag wird nicht, wie jetzt, darnach bezeichnet, der wievielte des Monats er ist, sondern nach der Bezeichnung, die er im Kalender führt, z. B. geschrieben „des mydwekens na paschen.“ In einzelnen Fällen, wo es darauf ankam, fügte man noch die Tageszeit hinzu.

Unter den Brief kommt die U n t e r s c h r i f t, die anfangs, als der Name des Absenders in der Grußformel enthalten war, nicht vorkam. Gewöhnlich steht nur der einfache Name darunter. — Oft aber ist sie im 14. Jahrhundert und zuweilen später gleichsam mit dem Datum verbunden durch eine

---

beuolhen vnd gepit vnd schafft mit mir als mit eurem willigen“. Riedel, Codex dipl. Brandenb. III, 2, 207.

[1]) Andererseits auch oft Deutsch. So schon um 1360 in der kaiserlichen Kanzlei, in den süd- und südwestdeutschen Städten, ebenso bei einzelnen Bürgern; im Niederdeutschen häufiger lateinisch.

Präposition: lateinisch Per — denn die Unterschriften blieben nicht selten lateinisch, — hochdeutsch „Von“ und niederdeutsch „By.“ Nicht selten kam dann auch das Personalpronomen hinzu [1]), und so lauteten die Unterschriften häufig: „Von uns dem Rate zu Nürnberg“ oder „Von mir capplan Heinrich Welder“ oder „By my Johan Horborch.“ Allmählich fiel das fort, und nur hin und wieder findet man noch um 1500 bei ungebildeten Leuten dieses „Von.“ [2]) — Andererseits aber gewöhnte man sich früh, nicht nur Höheren gegenüber dem Namen eine Ergebenheitsbezeichnung beizufügen. Man schrieb „Euer“ oder wie Thorn 1373 „Ratman czu Thorun, al uwir“ [3]), oder „Euer treuer Bürger“, vorzugsweise aber „Euer Diener“, entsprechend dem „Dienst“ in der Anfangsformel. Zuerst fügte man wohl „euer guter Freund“ zu dem Diener hinzu, dann aber wurde man serviler und während man Fürsten gegenüber „demütig, getreu, unterthänig“ wurde, unterzeichnete man sich Städten, auch einzelnen Personen gegenüber gewöhnlich als „Euer williger Diener.“ Hin und wieder fügte man auch seinem eigenen Namen seinen Titel, Doktor oder Propst ꝛc. hinzu. Im Freundes- und Familienverkehr unterschrieb man nur den Namen, fügte höchstens „Euer lieber Sohn“ oder ähnliches hinzu. Fürsten, große Herren und mitunter auch Städte (z. B. civitas Coloniensis) setzen indessen keine Unter-, sondern eine „Oberschrift“, also über den Brief, natürlich nur im offiziellen Verkehr. Geßler bemerkt dazu in seiner Rhetorik: „Etlich die sych nit wöllen vberheben jrer vbergeschrift vnd doch vngern sych vnderschreiben, die formieren jr vndergeschryfft vnden bey dem lincken tumen anfang der zyln: da laßt man yecklichen sein glympf verantwurten.“

So ist der Brief jener Zeit in eine ganz feste und regel-

[1]) Auch Unterschriften wie „Ik Tideke Vos“ (Liv.-, Est- u. Curl. Urkundenb. VII, 106) kommen vor. Nach 1527 unterschreibt sich ein Kaufmannslehrling: „Jch Steffen Baumgartner“ (Brief dess. 6. Brachm. 1527 an Friedrich Behaim. A. N. M.) — [2]) Z. B. in einem undatierten Brief (c. 1500) an Michel Behaim: „Von mir an pröllin.“ (A. N. M.) und ebenso in einem von Hans Güntzer, Söldner 1501. (Briefe an Michel Behaim VII, ꝛc. 1488—1510 A. N. M.) — [3]) Hanserecesse II, 460.

mäßige Form gekleidet. Im Grunde immer dieselbe, wechselt sie im einzelnen nach den Verhältnissen des Schreibers und des Empfängers. Kulturhistorisch wichtig ist das Fremde, Höfliche, das diese Formeln im Laufe der Zeit gegenüber dem vertraulicheren Tone früherer Zeit bekommen, das aber durch die fortschreitende Entwickelung des Verkehrs teilweise bedingt war.

Die Briefform jener Zeit würde aber nur unvollständig geschildert sein, wenn man sich mit den angeführten Formeln begnügte. Auch innerhalb des Briefes kehren überall bestimmte Formeln wieder, einzelne regelmäßig, einzelne, die nur in gewissen Fällen am Platze sind, eben dann.

Im Familien- und Freundesverkehr ist eine beständig wiederkehrende und durchaus natürliche Frage die nach dem gegenseitigen Befinden. „Recte vales, schreibt schon Symmachus, hoc enim scribendi debet esse principium, quod maxime expetunt vota lecturi.“ Da sie sich in jedem solcher Briefe wiederholt, wird sich leicht eine Formel dafür bilden. Wir finden sie sogar schon bei den Römern. Cicero beginnt seine Briefe an die Gattin fast regelmäßig mit Si vales, bene est: ego valeo. Im Mittelalter wird man dann breiter und bringt natürlich meistens den lieben Gott herein. Im 9. Jahrhundert schreibt ein Erzbischof an einen andern: „Sanitate dulcedinis vestrae comperta multum in Domino gavisus sum“ und im 13. ein Student an seine Eltern: „Noverit vestra dilectio specialis, me corporis sanitate gaudere quod vobis largiri dignetur conditor sanitatis!“ Ganz ebenso heißt es im deutschen Privatbrief des 15. Jahrhunderts — eigenes und fremdes Befinden immer antithetisch gegenübergestellt — regelmäßig im Anfange: „Lieber Bruder, wiß, daß wir alle frisch und gesund sind, desselben gleichen hörten wir gern von Dir“ oder „Lieber Vetter, Euer Wohlmugen und Gesundheit haben wir gern vernommen, desgleich wißt auch mich“ — oft wird noch „von den Gnaden Gottes“ hinzugefügt — „in ziemlichem Wesen.“

Hat man von der Person, an die man schreibt, vorher einen Brief erhalten, so ist es ein natürlicher Brauch, den Empfang desselben zu bestätigen. Namentlich für den Kanzleiverkehr ist das begründet; in jener Zeit war eine solche Bestätigung bei der

Unsicherheit der Beförderung überdies notwendig. Auch sie wird damals zur Formel, die man regelmäßig an den Anfang des Briefes nach dem Gruß, im Privatverkehr nach diesem und der eben angeführten Formel setzt. Es heißt dann: Euren Brief (auch Eure „gunstlige brieve“ oder „vruntlike letteren“) haben wir (ich) wohl (gutermaßen, gutlich, einmal „erliken“) vernommen, verlesen, verstanden, gehört, empfangen; auch, namentlich später im kaufmännischen Verkehr, mit Hinzufügung des Datums.[1]) Oder: Euer Brief ist mir wohl worden, zukommen, gesandt, überantwortet. Im Kanzleistil macht man statt „Euer Brief“ gern einen langen Satz mit „Als Ihr uns geschrieben habt“ — der Inhalt wird dann wiedergegeben — „haben wir vernommen.“

Wie man diese Empfangsbestätigung an den Anfang setzte, war es besonders im Kanzleiverkehr Regel, am Schlusse zu bemerken, daß man auf seinen Brief eine Antwort haben wollte, vor allem bei Anfragen, Bitten, Forderungen. Man schrieb dann kurz „Eure verschriebne Antwort“, „des juwer gnaden boschreuen antwerde“, „Und begehren eure gütlich Antwort“, oder umständlicher, „Wes euer Wille ist, laßt uns wieder wissen“ oder wie 1351 der deutsche Kaufmann zu Brügge an Brügge[2]) „supplïieren omoedelike, omme hier of te hebbene ene goede, corte antwoorde.“

Eine für die Schwerfälligkeit und die Naivetät der Briefschreiber sehr bezeichnende Formel ist endlich die am Schluß stehende Bemerkung, daß man nichts mehr zu schreiben hat. In den Berichten findet sie sich fast regelmäßig: „Unde anders en kan ich ju noch nicht thoschryven mer“ schreibt 1381 Hermann Hallenberg an Danzig.[3]) Ebenso schließt man in Oberdeutschland: „ich waiz euch iczund nicht anders zu schreiben.“ 1403 schreibt auch der Hochmeister in seinem Brief an Margaretha von Dänemark:[4]) „Und wissen euwer durchluchtikeit off dese czeit anders nicht czu schreiben.“ Und ganz ebenso setzte man in Privatbriefen: „nit mer kan ich dir geschriben“ an den

[1]) So schreibt 30. Sept. 1394 Gerlach von Hauwe an Hilliger van der Steffen. Euer Brief „des datum hielte nativitas Marie“ (Kölner Stadtarchiv). — [2]) Hanserecesse, I, 91. — [3]) Ebenda II, 273. — [4]) Ebenda V, 101.

Schluß. Auch waren kürzere Formeln beliebt: „Anders nicht", „Anders nicht opp dese Tid", „Sonst nichts", „Nichts besunders", „Nicht fürders", „Nicht mehr." Hiermit verband man aber durch ein „dann" oder niederdeutsch „men" gern die Schlußformel der Befehlung oder die Dienstversicherung: „Nycht mer uppe desse tyd men syt Gode bevalen zelich[1]) unde sunt to langen tyden" oder „Anders weiß ich nichts zu verschriben uwer liebe, die mir allzit als dem uwern gepieten wolle,"[2]) in Privatbriefen damit das „Gott befohlen" oder mit Vorliebe Grüße: „Nicht mehr denn grüßt mir den M. fleißig" —, auch wohl anderes, zum Beispiel in einem persönlichen Brief politische Neuigkeiten: „Anders nit dan der pabst ist von florencz gen Rom geczogen mit großem folck."[3]) Bei kurzen Briefen findet sich die Formel, jedoch selten, in dem Sinne „Nichts weiter als dies," als Einleitung gebraucht. So Jan Betson an Heinrich Kastorp:[4]) „Ik en weet juw niet sonderlinc to scriven op dessen tiid anders, dat ic bidde juw u. s. w."

So besteht im Grunde für den damaligen Brief ein vollständiges Schema, in das man den besonderen Inhalt, die Nachrichten oder die Bitten, einfügt. Da eben die Briefe meist geschäftliche waren, so ist die Ausbildung eines solchen Geschäftsmodus, der auch die Mühe des Schreibens wesentlich erleichterte, nur zu natürlich. Der Kanzleibrief zumal hat im 14. Jahrhundert, ob er nun vom Kaiser oder vom Hochmeister, von Köln oder Frankfurt, von Lübeck oder von Breslau herstammt, abgesehen von dialektischen Verschiedenheiten, ein ganz gleichmäßiges Äußere. Nach dem Gruß und der Anrede folgt eine Art Einleitung — ungefähr dem exordium der Briefsteller entsprechend —, die den Grund des Briefschreibens angiebt: „Uns langt an", „Uns ist fürgebracht" oder „Wir sind berichtet" oder ähnliche Formeln leiten dieselben ein. Beliebter ist aber ein langer Anfangssatz mit „Als" (niederdeutsch „So"), der entweder den Inhalt eines empfangenen Briefes wiedergiebt:

---

[1]) Hanserecesse II, II, 22. — [2]) Deutsche Reichstagsakten VII, 121. — [3]) Hirsvogel 9. Jan. 1443 an Michel Behaim III. (A. N. M.) — [4]) Hanserec. III, I, 254.

„Als ihr uns geschrieben habt“, oder ebenfalls den näheren Grund des Briefes angiebt: „Als wir vernommen haben“; auf ihn folgt dann: „darauf begehren wir euch zu wissen, oder bitten wir euch, oder des danken wir euch“, worauf sich ein oder mehrere ungeschickte Sätze anschließen. Dann folgt die Schlußformel, später häufig daneben eine Formel „darnach wißt euch zu richten“, dann Datum und Unterschrift. Die einzelnen Schreiber der Kanzleien haben natürlich ihre besonderen Vorlieben: der eine setzt statt des Als lieber ein Wann an den Anfang, im 15. Jahrhundert auch ein Dieweil. Oder andere beginnen ihren Brief natürlicher: „Es hat sich begeben“ und ziehen überhaupt derartige Satzanfänge „Es ist, Es hat“ vor. Anfangs, wo man sich gewöhnlich mit ganz kurzen Briefen begnügte, ist der ganze Brief oft nur ein Satz; so schreibt 1360 Augsburg an Ulm[1]: „Alz ir uns ietz an iwerm brief geschrieben haund umb den fride, lazzen wir iwch wizzen, daz wir den selben frid auch gern ufnemen wellen in aller der weise alz ir und ander dez rychs stet unser aydgenozzen von selben frid haltent.“ Doch erforderte das politische Leben schon früh ausführlichere Briefe, und allmählich war das Zeichen der Kanzleibriefe Breite und Länge. Während um 1390 der Kanzleibrief des Kaisers oder der Städte in der Regel klar und einfach ist, in kurzen Sätzen sich bewegt, bemühen sich nach 1400 die Schreiber immer mehr, langatmige und ungefüge Satzgebilde zu machen, und legen den Grund zu den entsetzlichen Unschönheiten späterer Zeit. Vor 1400 fehlt noch die Routine, und wie das ganze Verhältnis zwischen den einzelnen Faktoren der politischen Welt ein einfacheres, natürlicheres ist, ein naiver Verkehr zwischen Höheren und Niederen herrscht[2]): so trägt auch der Kanzleibrief einen weniger offiziellen Charakter. Der König Wenzel zeigt 1377 Straßburg den Tod seines Vorgängers mit folgenden Worten an[3]): „Lieben getrewen. wir lassen ewer trew mit großem

[1]) Urkundenbuch der Stadt Augsburg II, 77. — [2]) So beschweren sich 1381 Schiffer über den Hauptmann zu Helsingborg: „Wetet, dat wy scipheren den vogit von Helsingborch nicht holden vor also guden man, dat he vogit von der stede weghene sulle wesen, wente he en vorredir der menen stede is“ (Hanserecesse III, 121). — [3]) Deutsche Reichstagsakten I, 229.

trubsal wissen, das unser herre und vater der keiser an sant Andres abent zu nacht in der dritten stunde von gotes gebot von todes wegen leider vorgangen ist. und getrawen euch, des ir euch des mitsampte uns sere betrubt" u. s. w. Kurz und energisch antwortet zwanzig Jahr später der Kölner Rat dem bekannten Hilger van der Steffen auf ein Geleitsgesuch: „Herr Hildeger van der Steffen, ritter. Ir hait unss geschreven umb vurwarde ꝛc. han wir wayle verstanden. Laissen wir uch weder darup wissen, dat wir daz noch nyet zo rade syn." So kommt es denn, daß sich anfangs der Stil des Privatbriefes von dem Kanzleistil, weil dieser noch nicht ungebührlich ausgebildet war, wenig unterscheidet.

Andererseits findet man aber gewisse Eigentümlichkeiten, die mehr den Kanzleicharakter tragen, auch in den Briefen von Privaten, weil eben der Kanzleibrief schon früh Muster war. Der mit Als eingeleitete Anfangssatz findet sich oft. „Als ihr mich gebeten habt zu schreiben lasse ich euch wissen" ist eine beliebte Einleitung.[2]) 1418 schreibt Michael Behaim an seinen Sohn[3]): „Als ich dir befolhen han mein schuld ein zu pringen, pit ich dich in aller lieb vnd frevntschaft, daz du da inen nicht sevmig seist," und 1435 „Esge Brock riddir" an Hinrik Gripeshorn[4]): „Alse gy wol weten — eine im Niederdeutschen häufige Formel — wu dat wy uns scheden to Schonöre, des wetet, dat ik hir ghesproken hebbe mit den koplüden." —

Man kann nicht leugnen, daß schon ein solcher Anfang dem Brief eine gewisse konventionelle Steifheit verleiht. Denselben Eindruck muß man aus dem Reichtum der Formen und Formeln gewinnen, denselben Eindruck auch aus dem Stil, der noch etwas näher betrachtet werden soll. Man hat die Zeit trocken genannt, die Briefe der Zeit bestätigen das Urteil. Wie man nach hergebrachten Regeln dichtete, wie man nach ihnen Geschichte schrieb, so blieb der Brief noch in viel höherem Grade ohne jede Individualität. Seine Unfreiheit erklären namentlich zwei Momente: einmal war der Brief vorwiegend geschäftlich und

[1]) Quellen z. Gesch. v. Köln VI, 490. — [2]) Z. B. Reichs-Korresp. d. St. Frankfurt I, 190. — [3]) Briefwechsel Michel Behaim III, 1418—1443 (A. N. M.). — [4]) Hanserecesse II, I, 405.

schloß sich daher am liebsten dem Hergebrachten an; sodann mangelte vorerst durchaus die Fähigkeit, die Sprache auch in der Schrift frei zu handhaben, sie zu beherrschen. Der Satz „Schreibe, wie du sprichst" hatte in dieser Zeit noch wenig Geltung.

Höchst selten ist der Stil freier, beweglicher; so bei Leuten von höherer, auch in sprachlicher Beziehung höherer Bildung, wie dem Kanzler Johann von Neumarkt. Von diesem, der in lateinischen Briefen glänzte und glänzen wollte, daher auch Mustersammlungen veranstaltete, findet sich schon 1340 in einer solchen ein verlorener deutscher Brief:[1]) „Cancellarius scribit duci in Theutonico de Marchionissa M." (d. i. Margarethe Maultasch) lautet die Überschrift. Der Brief beginnt: „Liber gnediger herre. ist das waz (r?) nach alder sagung und nach urchunde der sijten, dij an uns gewachsen seint, das die vasnacht ie bester wezzer ist, so man aller meist frembichait darinne übet und treibet, so hoff ich zu got, is sey ein rechte merchleich vasnacht abenteure, das Crimholt zu hofe varen welle." Es folgt dann eine launige Einladung, sich diese Frau, „die uns und land und leute in chummer und in arbeit geseczt hat" anzusehen. Auch in kurzen, eiligen oder vertrauten Briefen läßt man hin und wieder die Formel bei Seite uud schreibt natürlicher. „Lieve Anchere!" lautet ein Brief Hermanns van Goch 1392[2]) „Ganck an dat huys ind bid heren Emont, dat he unsen herren danck van gisteren, want dat geslicht is, ind dat he nu bidden wil, dat die capplaenen by mich comen mugen, yn zu sagen, wie id gewoent sy, ind wie sy leven soelen, ind bid ouch heren Mathies; got sy mit dir."

Ungeschickter und schwerfälliger ist aber in der Regel der Stil der Briefe. Ein Kaplan, der noch nicht zu den schlechtesten Briefschreibern gehört, sendet 1384 einem Freund folgenden Brief:[3]) „Min fruntlich dinst voran. Liebe frunt! Als ich dir virschriben han von den geschefften wegen, als du wol weiß, also lan ich wißen das ich nichtis zur zyd irlengen kunte, und wil wartende biß daz der hofemeister, der iczunt zu Aschaffin-

---

[1]) Haupts Zeitschrift für Deutsches Altertum VI, 28 f. — [2]) Quellen z. Gesch. v. Köln VI, 129. — [3]) Frankfurts Reichskorrespondenz I, 12.

burg is, wedder hie is, und hoffin alspald die sache czu endende. Und wiße, das ich in großer heimelikeit virnommen han alz von viranderunge am ryche wegin von eczlichin herren den fursten zu tunde, und wullen einen kung in dutsche lande han. Und sint frunde uz Nurberg hie und weren vaste irschrocken und sagent: Daz wirt stoße gebin und uns stedtin nu vaste schedelich sint. Und meynent; iz kome von dem, der nu nit hie is und eczwaz swach van libe, jedoch alliz ergert. Und sagent ouch: Is is des augenknippers schult. Und sint herteclich verschrocken, und wullent nache Beheim schicken zum kung, und wullent czu alle iren heymlichen schicken und dez irfarn. Nu enweiß ich nit mer zu virschriben dan haltent daz in heymlikeit, als du wol weiß. Und got spar dich gesunt. Geben czu Mencze uff sent Agathenthag a. lXXX quarto. Von mir capplan Henrich Welder."

In diesem Brief haben wir die gewöhnlichen Formeln, auch den Anfangssatz mit Als. Aber auch sonst kann er typische stilistische Eigentümlichkeiten lehren.

Die eigentliche Mitteilung beginnt mit einem „also lan ich wissen", eine an sich überflüssige Einleitung, die aber außerordentlich bezeichnend ist. Entsprechend der Promulgationsformel in der Urkunde: notum sit, es sei wissentlich, kund und zu wissen, findet sie sich zunächst überall im Anfange.[1]) Wer an eine Stadt berichtet, beginnt seinen Bericht: Ich thue euch zu wissen, wir lassen euch wissen (auch: freundlich), wissen sollt ihr, wir bitten zu wissen, auch höflicher „Ure weyshet ghelieve te weten"; wer an den Hochmeister berichtet: „Eure Herrlichkeit geruhe zu wissen", ähnlich an Fürsten; ebenso beginnt auch der Privatbrief „Ich laß dich wissen", „wissen sollst du", meist auch kurz: Wisse, Wißt, oder länger und höflicher: „Euch genüge zu wissen". So umständlich leitet man aber nicht nur den ganzen Brief ein, sondern gar viele — namentlich ungeschickte Briefschreiber — wiederholen dergleichen noch öfter in einzelnen

[1]) Im lateinischen Geschäftsbriefe ist es genau so. Schon im 9. Jahrhundert und viel früher findet sich Noverit vestra prudentia, Vestra clementia scire dignetur und weiter Etiam debetis scire.

Sätzen vor allen weiteren Mitteilungen: es ist wieder fast formelhaft. In einem Briefe eines Ungenannten an den Bürgermeister von Rothenburg 1384 [1]) beginnt jeder einzelne Satz mit „Wisse" oder „Du sollst wissen". Es findet sich auch vor der Empfangsbestätigung: „Wißt, daß wir euren Brief vernommen haben," sogar vor dem Gruß.[2]) Der Brief wird dadurch in hohem Grade unbeholfen, und technisch erfahrenere Briefschreiber, wie die Verfasser der Berichte, begnügen sich daher mit dem „Wißt" am Anfange. Aus der Zeit nach 1450 sogar mag noch ein prägnantes Beispiel für diese Eigentümlichkeit angeführt werden: es ist ein Brief von Charitas Scheurl an ihren Gatten:[3]) „Mein freuntlichen Grues zuvor, lieber herr, das ir frisch und gesund werdt, deßelben hort ich allzeit gern von euch sagen, wißet lieber man, das ich von goz gnaden noch frisch pin, und dee sun alle trey got behuet uns furpaß und auch euch, doch wißet lieber man, das Albrecht got sey gellobt in neuer narung noch wol bekumbt, und er will iezunt außten, got behuet mirs furpas und lieber man ich pit euch obb ir euer mueter wurt verschriben, das irs mir wolt ferr grußen und wolt sy pitten, das si auch wolt kumen zwe mir und zwe eurn sun und lieber man wißet, das die zimerleit wellen gelt hawen und als ir mir nichsz wessolhen, so hab ich in nichs wolt geben; wißet lieber man, das mir ewr brieff wol worden ist, den ir zu Gerlitz geben habt, darinnen ich wol vernumen hab, das ir wol seit hinkumen, got helffet alzeit furbaß. Wisset lieber man, das mir die leinwatt worden ist; ich bitt euch lieber man, das ir mir Endreß Luedolf wolt grueßen ser von meinen wegen und euch lest die Danfogelin ser grueßen; wißet lieber man, das der sitih frum ist vnd kan mir iez rueffen, und lieber man wißt, das der kolenter nich ser frisch ist und lieber man ich pit euch auf alle frewntschaft dar ir wolt heimer kumen zw mir und zw euren sun und wolt ewer fremtheit auf wolt laßen, lieber man, ich weiß euch nicht peßundorkeit nicht zeschreiben, ich will euch got wesselhen u. s. w."

---

[1]) Frankf. Reichskorresp. I, 15. — [2]) Hans. Urkundenb. III, S. 89 (c. 1350) und noch toller ist das einigemal vorkommende „wißt, guter Freund, ich laß euch wissen." — [3]) Ztsch. f. deutsche Kulturg. N. F. III. 1874. S. 340 f.

Wie hier jede Mitteilung durch „wißt lieber Mann“ eingeleitet wird, so ist weiter leicht ersichtlich, daß auch jede Bitte entsprechend mit „ich bitt euch lieber Mann“ eingeführt wird. Mitteilung und Bitte kehren in den meisten Briefen wieder: daher nehmen auch die Briefsteller der Zeit als Hauptteile des Briefes neben der salutatio, exordium, conclusio die narratio und petitio an, wenn sie auch nicht in jedem Briefe nebeneinander stehen. Aber es ist doch höchst charakteristisch, daß jeder dieser Teile seine entsprechende Formel hat. Schon in dem ältesten deutschen, kurzen Prosabrief bei Ulrich von Lichtenstein beginnt der erste Teil mit „tuon dir kund“, der zweite mit „nu bit ich dich“. Und so sagte man auch in dieser Zeit niemals: „gieb mir das“ oder „thue mir das“, sondern „ich bitte dich, ich bitte dich freundlich, treulich oder dienstlich, daß du mir das giebst“; ebenso wie man statt „es ist geschehen“: „wisse daß es geschehen ist“ schrieb. Und gern fügte man den Bitten hinzu: „das will ich freundlich um dich verdienen.“

Daß man alles dies ausdrücklich sagte, gerade so wie man an den Schluß schrieb: „Ich weiß nichts mehr zu schreiben“, zeugt am besten von der stilistischen Unbeholfenheit der damaligen Briefe. Es berührt ebenso, wie wenn in den Spielen dieser und der späteren Zeit die Personen sagen, wer sie sind, und man denkt an die Wand im Sommernachtstraum, die spricht: „In dem besagten Stück es sich zutragen thut, daß ich, Thomas Schnauz genannt, die Wand vorstelle gut.“

Derselbe Mangel äußert sich aber weiter in der Gedanken- und Satzverbindung. Wie ein Kind erzählt, Zusammengehöriges und nicht Zusammengehöriges aneinander reihend, die Sätze durch Und und Da verbindend, so schreiben die meisten Menschen damals ihre Briefe. Auch wer höher an Bildung steht, fügt seine Sätze durch immer dieselben Partikeln zusammen. Wie die Chroniken erzählen: „Da ereignete sich jenes“ und „da zog jener in das Feld“, wie in Urkunden, Geschäftsbüchern, Akten jeder Satz mit „Fort, Fort so, Item“ beginnt, so kennen auch die Briefschreiber keine andere Fortführung als durch Partikeln. Es ist wieder das Bedürfnis, die Fortführung ausdrücklich anzudeuten. Die einfachste und beliebteste ist „Und“, ferner gebraucht man

„Auch“, „Fort“, „Fort so“, „Weiter“, „So“, das lebhaftere „Nun“; gern, besonders in Niederdeutschland: „Item“, mit dem z. B. in einem Briefe des Kölner Stadtschreibers Rose 1393 fast jeder Satz beginnt,[1]) in Erzählungen und Schilderungen auch „Da“. Hin und wieder findet sich ein „Darum“, „Darum so“, „Herumb so“, „Hierauf“, „Darauf“, selten ein energischeres „Doch“. In dem Gebrauch der einzelnen Partikeln machen aber sich naturgemäß lokale Vorlieben geltend. Im 15. Jahrhundert und später wird „So“ als Fortführungspartikel sehr beliebt.

Ein guter Satzbau ist nach dem Angeführten nicht möglich. Vom Hauptsatz sind meist nur Sätze mit „daß“ abhängig, daneben kommen namentlich Konditionalsätze, im Niederdeutschen eingeleitet durch „Ind were sake dat“, „Were ok dat“, vor. So bewegt sich der Briefschreiber meist in kleinen zerhackten Sätzen, die mühsam durch jene Partikeln zusammengehalten werden. In Antwortschreiben, wenn man Punkt für Punkt des erhaltenen Briefes beantwortet, gebraucht man zur Fortführung gern die Formel: „Weiter als du schreibst“.

Wie rein äußerlich und wenig logisch diese Anknüpfung der Sätze ist, geht auch daraus hervor, daß man oft ganz fremdes aneinander reiht: „Unde sendet uns beer“, heißt es in einem Briefe Hermanns van der Halle an die preußischen Städte 1395,[2]) „dat in dem Merczen gebruwen sye. Unde gi hebbet uns nynen hoppen gesand, unde wy moten dat schippunt hir kopen vor 6 mark Prusch. Unde wetet, dat Algud Magnusson hir geleidet heft eyn deyl der vitalgenbroder“ u. s. w.

Nicht immer und überall herrscht aber das gleiche Ungeschick. In manchen Kanzleien schreibt man in kurzen, einfachen, markigen Sätzen, die klar und gut das Gewollte ausdrücken. Eine schlagfertige Kürze tritt auch sonst hervor. So schließt der Bürgermeister Heinrich Topler einen Brief: „Und man versiht sich genzlich kriegz. Do wissent euch mit ewr kawfmanschaft nach zu richten. Daz ist uns und euch not.“[3])

---

[1]) Mitteilungen aus dem Kölner Stadtarchiv XII, 69 f. Auch bei Nachschriften, so in einem längeren Brief Heinr. Gripeshorns 1435 nach dem Datum „Item wy hebben nyn heringh wy alle. Hanserec. II, I, 406. — [2]) Hanserecesse IV, 323. — [3]) Deutsche Reichstagsakten VI, 182.

Längere Satzperioden sind jedoch nicht selten, im Kanzleistil werden sie früh beliebt: sie sind aber dann in der Regel Kanzleistil, unschöne Gebilde. Man hat weder Sinn für Symmetrie noch für den Wohlklang. „Item, leve Gripeshorn“ ist ein Satz in einem Briefe des Ritters Brock von 1435 [1]), „alse umme bodeschop, de de rad van Lubeke hebben scholde by myme heren in Sweden, dat gy dat also willen bestellen, dat dat jo nicht nablive, dat dungket my gans gud wesen, dat dat jo sche alse ghesecht is.“

Ebenso unbeholfen wie im Satzbau ist man auch in der Wahl des Ausdrucks für das, was man sagen will. Man versteht auch nicht im Ausdruck zu wechseln. „Ich hain vernoimen“, schreibt 1394 Gumprecht van Nuwenayre an Köln, [2]) „so wie ir den boesen man de mir mynen neyven Conrait van Nuwenaire doet geslagen hait, dat ir den boisen man in ure stat wederomber neymen willt. Darup begeren ich uch zo wissen, dat ir den vurschreven boesen man nyet wederomber in ure stat nemen inwilt.“ Wie unschön klingt noch 1482 ein Satz aus einem Kaufmannsbriefe: „Item, so du scrivest, dat ik dy scriven sal, wat de olie tegen den winter doen wil, deß en kan ik dy nicht scriven.“ [3])

Andererseits tritt aber die Neigung zur Tautologie, die Gewohnheit, einen Begriff durch zwei oder mehr Worte auszudrücken, hervor. Das deutsche Volk liebt von jeher, wenn es feierlich oder gewichtig reden will, diese Art. So sind die Weissagungen gehalten, so Reden, so die juristischen Schriftstücke, so Urkunden, so auch viele Briefe, namentlich offizielle und geschäftliche. Auch in der Erregung, bei Klagen, Schmähungen häuft man gern die Ausdrücke. Man leidet „Gewalt und Unrecht“; man fürchtet „Sturm und groß Unwetter“; man hat nicht gelogen, sondern „gedicht, gedeucht, gelogen“. „Urren Gnaden tůn ich zů wissen“, schreibt Hilliger van Steffen 1396, [4]) „das die stat zu Coellen grossen gewalt vnd hohen muot an mir vnd an minen frunden begangen hat vnd sint mir gestanden mit

[1]) Hanserecesse II, I. S. 405. — [2]) Quellen z. Gesch. v. Köln VI, 252. — [3]) Aus dem Memorial des Hinrich Dunkelgud, mitg. v. Mantels S. 12. — [4]) Briefbuch Hilgers v. Steffen (Kölner Stadtarch.).

heimsuochen vnd hußsuchen nach minem libe vnd guot zu Coeln in der Stat vnd hant mir ouch das min genomen vnd ist mir das von yn beschehen vnbesorgt vnd vnbeteidingt . . . . vnd hab dem rat von Coeln darumb verschriben und sie gebetten, das sie mich wissen lassen, warumb sie mir soelich smacheit und schaden getan und zugefügt haben.“ Auch im einfachen Bericht tritt die Tautologie hervor, wie ein Prager Bürger an Köln schreibt, er habe erfahren „das ewer sachen gancz und vollkomelich volendt und bewart seynt“;[1]) namentlich aber im Kanzleistil, in dem diese Vorliebe bald alle Grenzen übersteigt.[2])

Eine ganz eigentümliche Färbung gewinnt der Stil endlich noch durch allerorten und von allen eingestreute Wendungen mit Gott. Hervorgegangen aus wirklich frommem Gefühl, sind sie rein formelhaft geworden und vermehren nur den konventionellen Anstrich des Briefes. Ein Beispiel mag das Gesagte erklären. 1382 schreibt jemand[3]): „Aldus ist wat ghestillet, unde hope, gi sullen, oft Got wel, fortliken beter tidinge hebben. Doch en heft dar nemant van dem kopmann schaden nomen an live noch an gude, God dank; al wast grot anxt. God gheve, dat also mote bliven.“ In ähnlicher Weise findet man überall ein „Gott gebe“ oder „wenn Gott will“ „Gott habe Lob“ auch bei gleichgültigen Sachen eingefügt, und im 16. Jahrhundert wird diese Sitte noch in verstärktem Maße begegnen.

So ist denn der Gesamteindruck des deutschen Briefes der der Unfreiheit, Unbeweglichkeit und Gleichförmigkeit. Doch machen sich im 15. Jahrhundert allmählich die Anfänge einer freieren Handhabung des Briefes bemerkbar. Auch früher schon leistet der naive Briefschreiber gerade wegen seiner Naivetät in gewissen Fällen Besseres. Wenn er schildert und ganz bei der Sache ist, wenn er sich beklagt und aus verletztem Gemüt heraus spricht, wenn er sich verteidigt und sich beleidigt fühlt, findet er einen einfachen und natürlichen Ausdruck seiner Gedanken.

---

[1]) 27. Dec. 1396 (Kölner Stadtarch.) — [2]) Aus der kaiserl. Kanzlei stammt 1431 dieser Satz: „Wann uns sulcher krieg, tzweitracht, spenn und misshelung . . . ye und ye vast tzu hertzen gegangen sien und uns bekummert haben. Hanserec. II, I. 18. — Ein niederdeutsch. Beispiel Hanserec. III, II, S. 9. — [3]) Hanserecesse II, 310.

Auch sonst bewegten sich geübtere Briefschreiber in freierem Stil. Die Leute, die häufig Berichte schrieben, hatten schon früh eine verhältnismäßig geschickte Sprache und handhabten dieselbe immer besser; wenn ein geistlicher Mann oder ein Doctor juris canonici sich herbeiließ, deutsch zu schreiben, ließ er auch in dieser Sprache die große Geübtheit, die er in der fremden Sprache sich angeeignet hatte, erkennen. Allmählich sollten auch weitere Kreise sich von dem kindlichen — denn das ganze Volk ist wie ein Kind, das seine Sprache erst sprechen und schreiben lernt — und unfreien Stil losmachen.

Viertes Kapitel.

Umfang und Charakter des Briefverkehrs.

Das Bild, das man so von dem deutschen Briefe jener Zeit gewinnt, entspricht wenig modernen Begriffen. Äußerst umständlich und unsicher ist die Beförderung, formelhaft, ungeschickt und gezwungen der Stil, ziemlich gleichförmig sogar der Inhalt. Aber es ist auch die Zeit, in welcher das deutsche Volk erst Briefe schreiben lernt; noch empfindet es den ungewohnten Zwang. — Die Vorbedingung für einen allgemeinen Briefverkehr ist die allgemeine Fähigkeit des Schreibens. Hier tritt nun gerade der Unterschied gegen die früheren Jahrhunderte hervor: das schreibende Publikum hat sich ungeheuer vermehrt und es umfaßt allmählich immer weitere Kreise. Die Zeit, in der nur Geistliche lesen und schreiben konnten, war vorüber. Der Adel und das reiche Bürgertum hatten sich schon seit dem Ende des 12. Jahrhunderts bestrebt, ihren Kindern gelehrten Unterricht geben zu lassen: aber auch dem Mittelstande wurde Schulunterricht zu Teil, und die Städte bestrebten sich, gegenüber den bevorrechteten Domschulen, an den Pfarrkirchen neue Schulen entstehen zu lassen. Es wurden dort nicht viel mehr als elementare Kenntnisse verbreitet, und außerdem waren diese Schulen lateinisch, die Lehrer Geistliche. Aber sie gewährten doch soviel Bildung, als zum praktischen Bedürfnis —

denn dies ist für jene Zeit in erster Linie maßgebend — ausreichend war.

Das öffentliche Leben stellte aber in dieser Beziehung höhere Anforderungen an den Einzelnen, als frühere Zeiten. Der öffentliche Briefverkehr, der einst seinen internationalen Mittelpunkt in der päpstlichen Kanzlei gefunden hatte, hatte sich, wie schon hervorgehoben worden ist, von Grund aus verändert und vermehrt. Die Schreibthätigkeit in den zahlreichen fürstlichen und städtischen Kanzleien erweiterte sich immer mehr, jene drei großen Korrespondenzkreise zeigten einen gewaltigen Verkehr. Im 14. Jahrhundert wurde der erste Grund gelegt zu der schreibseligen Kanzleithätigkeit späterer Zeit; der Mann der Kanzlei, der Schreiber, wurde der wichtige, der angesehene Mann und fühlt sich stolz als solcher. Noch waren die Kanzler und Sekretäre meist aus geistlichem Stande hervorgegangen, auch der Adlige hatte meist noch einen Kleriker. Aber wie die Lohnschreiber aus dem Laienstande, die von jeher bestanden hatten, sich immerfort vermehrten: so traten auch in die Kanzleien mehr, zunächst untergeordnete laienhafte Elemente ein. Höchst wichtig ist aber, daß die öffentliche Schreibthätigkeit nicht auf den Kanzleimann beschränkt blieb. Das neue politische Leben erforderte immer weiteren brieflichen Verkehr. Die Reichstage, die Städtetage im Süden und die Hansetage im Norden gaben dazu mannigfache Veranlassung. Von den dorthin Gesandten mußten die Fürsten und die Städte über die Vorgänge auf dem Laufenden erhalten werden. Der Krieg, besondere Missionen bei fremden Höfen und Städten, Verhandlungen über Münzen, Zoll, Handel bedingen gleichen Verkehr; ebenso wichtige Ereignisse, über die man Nachricht an die Heimat gelangen lassen will. Die immer größere Menge dieser und ähnlicher Schreiben mag man unter dem Namen der brieflichen Berichte zusammenfassen. Die Lebhaftigkeit dieses Verkehrs legt Zeugnis ab, in wie weite Kreise die Fähigkeit des Briefschreibens schon gedrungen war. Der am politischen Leben interessierte Teil des Adels oder Rechtsgelehrte, Doktoren, Räte waren die Schreiber der Berichte an die Fürsten; hervorragende Bürger, Mitglieder des Rats berichteten an die Städte — der ausgedehnteste Verkehr

ist derjenige der hansischen Ratssendeboten —; Kriegshauptleute, meist Ritter, korrespondierten mit der Stadt, für die sie im Felde lagen; im Kreise des deutschen Ordens herrschte ein ganz regelmäßiger Briefverkehr der Komthure mit dem Hochmeister und den übrigen Gebietigern; auch ein niederer Bürger teilte nicht selten, wenn er an fremden Orten war, der Heimatsstadt wichtige Nachrichten mit. Anfangs ist dieser Verkehr natürlich beschränkt; er trägt auch zunächst, genau so wie sich das im Gebrauch der Gruß- und anderer Formeln im offiziellen Verkehr ausgeprägt hat, einen mehr patriarchalischen, naiven, familienhaften Charakter. Es klingt wie in einem Briefe an das väterliche Haus, wenn ein Abgesandter an die Stadt schreibt, daß er mit seinem Zehrgelde auf dem Trockenen säße.[1]) — Allmählich wird dann der Verkehr immer ausgedehnter, weil er immer notwendiger wurde. Die Berichte selbst werden ausführlicher, oft sehr lang, trotzdem sie manchesmal in Eile oder unter besonders erschwerenden Umständen — „dit schrive ik ju bi nachtes hemliken," heißt es in einem Berichte Heinrich Vorraths an Danzig[2]) — aufgesetzt werden mußten. Sie sind gewöhnlich klar und sachlich abgefaßt. Über den allgemeinen ungeschickten Stil erheben sie sich nicht[3]): nur bei Schilderungen, Wiedergaben von Reden sind sie oft von packender, schlagartiger Kürze. So berichten 1400 Straßburger Gesandte von den Verhandlungen mit König Ruprecht[4]): „Da er das nit tuon wolte, do sprachen die stette, so kundent sie yme ouch nit anders getuon. und schiedent also alle mit gemeinem munde von dem kunige und wunschtent ym nit gluckes. Darnach sante der kunige aber noch in und bat sy alse e. Do antwurtetent sy im alse vor. Do sprach er: er wolte es tuon." Wie sich die Berichte auch in den Formeln der Kürze befleißigen, oft sich mit der einfachen Anrede begnügen: so halten sie sich überhaupt — abgesehen von dem regelmäßig einleitenden „Ihr sollt wissen" oder „wir lassen euch wissen" —

[1]) Ruprecht Kracht 1375 an Köln (Kölner Stadtarch.). Vergl. für den Ton des Verkehrs auch Palacky, a. a. O. II, 18. — [2]) Hanserecesse II, II, 140. — [3]) Doch sind sie in ihrem naiven Ungeschick oft höchst originell, wie die Berichte des Heinrichs von Mulnheim an Straßburg. — [4]) Deutsche Reichstagsakten IV, 191.

von Umständlichkeiten, wie dem „wißt", mehr als sonst fern, höchstens daß sie seit der Mitte des 15. Jahrhunderts am Schluß gewöhnlich „Das haben wir euch nicht verhalten wollen" hinzufügen.[1]) Es sind eben zum Teil schreibgewandte Leute, zum Teil zwingt das Interesse an dem Bericht oder die Eile — „Myt haste" wird oft geschrieben — zu natürlicherer Sprache. Einzelne Voigte der Hansa berichten sehr geschickt an die Städte, ebenso die Sendboten: Ansichten werden geäußert, Ratschläge erteilt in einfacher, klarer und ziemlich freier Sprache. Berichten sie über Vorgänge, so fahren sie gleich in medias res und erzählen zwar chronikenhaft, aber höchst anschaulich. Dasselbe gilt von den Berichten im Reiche. Wie ferner sich schon die Kanzleibriefe des Hochmeisters früh durch geschickten und freieren Stil auszeichneten, so sind auch die Berichte aus seinem Kreise von einzelnen Pröpsten und Bischöfen, so z. B. dem Ordensprokurator Johannes Tiergart,[2]) oft trefflich abgefaßt.

Von den Hansischen Briefschreibern mag einer ebenfalls namentlich aufgeführt werden, Heinrich Vorrath, Bürgermeister von Danzig. Er schreibt einmal:[3]) „Van den saken in Englant gehandelt, hebbe ik ju clar gescreven in vel breven." Diese Klarheit ist es, welche die Berichte auszeichnet. Oft ist der Stil noch ungeschickt, aber doch meist natürlich, kurz, einfach; seine Ratschläge sind vernünftig dargelegt; seine Nachrichten verständlich berichtet; oft streut er spruchartige treffliche Bemerkungen hinein. Wie er schreibt, mag eine Nachschrift, die er einem Berichte an die Stadt für Nikolaus, „der stat oversten schriver", anhängt, zeigen:[4]) „Sit myner husvrowen trostlik, der lyden my boven al dink itczunt wee deit, dat kenne de almechtige Got. Ik bin am live wol gesunt, darumme ik Got sunderlik love in disser groter moiie und not. Dit husbrot schuret my dat lyff alz eyn pansen, dat dunne beer spolt vort aff, dit is penetencie!" Allerdings sind wir hier schon im Jahre 1437, und es begann bald die Zeit eines allgemeinen Aufschwungs.

---

[1]) Auch zwischen Privatleuten wird diese Formel, doch nur wenn sie von politischen Dingen schreiben, angewandt. Font. rer. Austriac. II, Bd. 42, S. 303. — [2]) Liv.- Est- u. Curländ. Urkundenbuch VII, S. 38 f., 185 ff. u. a. a. O. — [3]) Hanserecesse II, II, 58. — [4]) Ebenda II, II, 142.

Die Berichte betreffen nun nicht nur Dinge, die für den Absender oder Empfänger von speziellem Interesse sind, sondern auch politische Ereignisse, die überhaupt und allgemein von Wichtigkeit waren. In einer Zeit, in welcher der Nachrichtenverkehr nur höchst unvollkommen entwickelt war, das politische Leben aber und das Interesse an demselben sich immer mehr erweiterte, war es für alle im politischen Leben Stehenden, namentlich Fürsten und Städte, notwendig, daß sie von den Berichterstattern über alles, was draußen in der Welt sich Wichtiges ereignete, Mitteilungen erhielten. Gingen Bürger oder Unterthanen in die Fremde oder wurden Gesandte ausgeschickt, so mußten sie wohl versprechen, derartige Berichte zu senden: so hatten Claus und Walther von Rosen um 1380 Köln „geloefft vnd gesychert", einen Brief aus Frankreich zu schicken;[1]) Städte gingen andere befreundete Städte darum an: so bat 1420 Ulm Nürnberg „von vnserm gnedigisten Herren, dem Römischen König vnd den lewffen zu Beheim etwas zuuerschreiben";[2]) man bedankte sich für solche übersandte „Zeitungen" und man sandte sie auch an andere weiter. Nürnberg schickte solche über die Türken 1456 an Nördlingen, Rotenburg und mehrere andere Städte. Der Anfang lautet: „Wann ewer liebe angeborne cristenliche wirdigkeit bewegt, begirlich ze hören newe mer vnd zeitung, dem heiligen cristenlichen gelauben tröstlich vnd gemeinem nutz dienend, tun wir derselb ewer liebe zu wissen."[3]) Man bezeichnet solche Nachrichten als „Zeitungen (niederd. Tidinge)", „Neue Märe", „Läufe."

Nicht immer war der Brief nur zu diesem Zweck geschrieben. Man pflegte auch sonst einem Briefe, er mochte betreffen, was er wollte, einen derartigen Teil anzuhängen. Mit dem immer stärkeren politischen Leben des 15. Jahrhunderts wird der Gebrauch dann allgemeiner. In den Berichten wird es fast eine stehende Rubrik, eingeleitet durch „New Zeitung" oder

[1]) Brief derselben an Köln c. 1380—90. Kölner Stadtarchiv. — [2]) Palacky, a. a. O. I, 37. Ebenso Adlige. Graf Johann v. Schaumberg an Ulrich v. Rosenberg 1435. ib. II, 450: „Bitten wir Ewr freuntschaft, ob Ir solh odr andr Lewff Icht wesst, vns bi auch zuuerchunden." — [3]) Fontes rer. Austr. II, Bd. 42, S. 190.

„Tidinge“;[1]) hat man keine Neuigkeiten, so schreibt man wohl: „Sunderlinges van tidingen en wet ick jw anders nicht to schryvende“ oder ähnliches. In den Berichten des Hansakreises werden unter der Kategorie „Tidinge“ auch Marktpreise — gerade so wie in Oberdeutschland „Läuffe“ dasselbe bedeutet — miteinbegriffen, was bei den Handelsinteressen, die doch das eigentliche Fundament der Hansa bildeten, sehr erklärlich ist. So schreibt 1432 Heinrich van Ripen an Reval:[2]) „Tidinge: was (Wachs) by 19 mark, schone werk by 46 mark“ u. s. w.

Sehr erklärlich ist weiter, daß man derartige Nachrichten auch an Privatleute sandte, entweder auch als angehängte Notizen oder in vollständiger Briefform. Diejenigen, die in die Welt gingen oder an den „Händeln und Läufen“ teilnahmen, übernahmen gleichsam die Verpflichtung, ihre Freunde und Bekannten — oft sind derartige Briefe daher an Mehrere adressiert — über wichtige Ereignisse, Schlachten, Belagerungen auf dem Laufenden zu erhalten. Der Brief zirkulierte dann, wie bei uns auf dem Dorfe die Zeitung. Vorzugsweise waren es aber vornehmere Leute, Mitglieder des Rats oder Stadtschreiber — namentlich diese pflogen gern solchen Verkehr, nicht selten noch lateinisch —, aber auch Kaufleute, die solche Briefe erhielten. Einen solchen schließt 1403 der Ammanmeister Joh. Heilmann:[3]) „Also wissent ir zů disen ziten das, daz ich weis; was ich aber vurbasser empfinde, das wil ich uch gern lassen wissen; empfindent ir ouch utzit, bitte ich uch mich ouch lassen zů wissende“. Man erfreute sich also wechselseitig mit dergleichen Nachrichten.[4]) Denn es war weitsichtigeren Leuten in der That eine Freude, solche Dinge in ihrer Abgeschlossenheit zu vernehmen, und stolz mochte sein, wer zuerst von einem neuen Siege der Hussiten oder von der Tapferkeit der Soester zu erzählen wußte. Gespannter wurde der Leser, wenn im Briefe des hansischen Kaufmanns der Passus kam: „Albus so

[1]) 1435 bittet Gripeshorn Rapesulver, er möge ihn beim Rat entschuldigen, daß er keine tydingho gesandt habe. Hanserec. II, I, 405. — [2]) Hanserecesse II, I, 81. — [3]) Mitteilungen aus dem Kölner Stadtarchiv XIV, 102. — [4]) So schreibt ein Kaufmann an einen Freund: „Dan ich schreibe ewch teglich mer, daz geleichen tůnd mir auch.“ Neujahrsbl. d. Ver. f. Gesch. z. Frankf. 1877, S. 73.

wetet, dat hir tidinge quemen"; man freute sich, wenn ein Freund sein Versprechen, Nachrichten zu senden, einlöste, — „Mir ist noch wol andechtig," beginnt 1474 ein solcher Brief,[1]) „daz von mir üch zuo geseit ist, begebe sich etwaß nuweß handels in Elses, daz zuo schriben wer, solliches üch zuo verkunden", — und man drängte wiederholt, wenn jemand es zu vergessen drohte.[2])

War an diesem Teil des damaligen Briefverkehrs das Bürgertum schon in nicht geringem Grade beteiligt, so wurzelte ein anderer wichtiger Teil ganz und gar in demselben: der kaufmännische Briefverkehr. Noch im Beginn des 14. Jahrhunderts bestand in den Städten ein starker Gegensatz zwischen den Vornehmen und den Kaufleuten; damals durfte an vielen Orten ein Kaufmann nicht im Rate sitzen: jetzt hat sich rasch das Verhältnis geändert. Der Handelsstand wurde der eigentlich maßgebende in den Städten, der Kaufmann wurde im 15. Jahrhundert und später geradezu der Repräsentant des städtischen Bürgertums. In dieser Zeit erreichte der deutsche Handel seinen Höhepunkt: im Norden der gewaltige Seeverkehr des hansischen Kaufmanns, im Süden und Südosten der nicht minder ausgedehnte Binnenverkehr, der seinen Mittelpunkt in Nürnberg fand. Niemals ist später eine gleiche Macht und Ausdehnung wieder gewonnen worden. Es ist kein Wunder, daß mit diesem Aufschwung eine äußerst rasche Entwickelung des Handelsbriefverkehrs Hand in Hand ging. Handelsinteressen riefen ja schon früh die regelmäßigen Briefbeförderungen der Hansa hervor. Langsam jedoch konnte man namentlich im innern Deutschland dazu gelangen, den Brief als wichtigen Vermittler aller Handelsinteressen nutzbar zu machen. Der mittelalterliche Kaufmann, der auf der Landstraße zog, war anfangs nicht besser als ein fahrender Mann; unsicher der Handel, den er trieb; weitverzweigte Verbindungen an fremden Orten gab es nicht. Und als sich seine Stellung und sein Ansehen hob, wurden immer noch hohe Anforderungen an seine Person gestellt:

---

[1]) Ebenda S. 82. — [2]) J. Hansen, Westfalen u. Rheinland im 15. Jahrh. I, S. 312: „Als ir myr nu zom drytten male geschreven hant, wij ir gerne wysten, wij alle sachen vur Soest erfaren weren, laissen ich uch wissen" . . .

er selbst mußte die Reisen machen, die Geschäfte abschließen und Waren kaufen. Erst die größere Entwickelung des Verkehrs, die Konsolidierung des eignen Hauses und die Anknüpfung von Verbindungen, namentlich auch die jetzt allgemein verbreitete Schulbildung riefen den kaufmännischen Brief hervor. Auch er war zuerst natürlich lateinisch, doch mußte man die Waren gewöhnlich deutsch bezeichnen. Kürze aber und Verleugnung alles Stils sind von Anfang an die Abzeichen desselben. Es mag nützen, einen solchen Brief aus der ersten Entwickelungszeit näher zu betrachten. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts schreibt der Thorner Kaufmann Johann Steinweg an seinen Verwandten.[1]) Er beginnt: „Sororio suo dilecto Gotconi dicto de monte Johannes Stenwech amiciciam suam cum salute! Tue dileccioni cupio fore notum, quod ego tibi transmisi cum Lemneconi militi XII frusta cere et I tunnam cum opere (Pelzwerk) et I tunnam cum linen (Leinen) et cum slagedoch (Einschlagetuch); et de predictis bonis nullum naulum neque vindegeld (für Ein- und Ausladen), sed dedi predicto Lemneconi $^1/_2$ marcam ad ungelde.“ Der Brief begleitet also eine Sendung und giebt die für den Empfänger nötigen Notizen. Weiter folgen dann ähnliche Mitteilungen, alle mit item eingeleitet; dann die Bitte, sein Interesse wahrzunehmen; dann übermittelt er Marktpreise von Thorn; giebt Aufträge, Waren einzukaufen. Angehängt ist noch der Satz: Temporalia omnium bonorum mihi peto demandari ac statum terrarum. Er bittet also auch um die Marktpreise und — worüber soeben gehandelt ist — um politische Nachrichten. Es folgt noch die Erbietung, auch seinerseits alle etwaigen Aufträge besorgen zu wollen: „Si aliqua volueris, que facere potero, mihi precipias confidenter!“

Der Inhalt ist dem der späteren deutschen Briefe ungefähr ähnlich, was bei den immer gleichen Geschäften erklärlich ist; doch spielen später, ein Zeichen des wachsenden Verkehrs, in den Briefen die Kreditverhältnisse eine große Rolle. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts werden nun die Geschäftsbriefe, namentlich im Hansakreise, immer häufiger. Manche zeigen noch das Unge-

[1]) Ztschr. f. Preuß. Gesch. u. Landeskunde. IV. Jahrgang, S. 430 f.

wohnte; breit und umständlich, oft wenig klar sind ihre Mitteilungen.

Im 15. Jahrhundert gelangt dann der kaufmännische Briefverkehr zu weiter Ausdehnung. Die Kaufleute, einerseits gezwungen durch die immer noch unsicheren Rechtsverhältnisse, andererseits den materiellen Vorteil gemeinschaftlichen Handels wohl erkennend, verbanden sich mehr und häufiger zu Gesellschaften. Im Norden war aus solchen Genossenschaften allmählich der mächtige Hansabund entstanden, im Süden entwickelten sich die Handelsgesellschaften erst später. Nürnberg, der Mittelpunkt eines gewaltigen Handelsverkehrs, war hier gewöhnlich der Hauptsitz solcher Gesellschaften; in Breslau, in Krakau, in Venedig waren Filialen eingerichtet, die von Teilhabern oder „Dienern" der Gesellschaft geleitet wurden. Hier mußte natürlich regelmäßig hin und her korrespondiert werden. Auch der einzelne große Kaufherr unterhielt an verschiedenen Orten seine Agenten und Diener, mit denen er zahlreiche Geschäftsbriefe wechselte. Ebenso nahm die sonstige geschäftliche Korrespondenz, namentlich der Wechselverkehr, ungeheuer zu.[1])

In den meist kurzen, ganz sachlichen, oft schon in Eile hingeworfenen oder mit einer Nachschrift versehenen Briefen steht nach dem „Dienst" am Anfang in der Regel die Bestätigung der erhaltenen Briefe oder Sendungen oder, wenn man keine Antwort bekommen hat, Bemerkungen über eigene Briefe, deren Inhalt man wiederholt: „Lieber Herr, ich hab euch 2 Brief von Salzburg geschickt bei des N. Knecht, darin ich hab euch wol geschrieben, daß ich euch 2 c. Barchent geschickt hab, denn mir ist noch kein Brief von euch worden." Einen erhaltenen Brief beantwortet man Punkt für Punkt. Weiter verzeichnet man die mitgesandten Waren. So sendet 1443 Volland an seinen Schwager Michel Behaim ein Faß Bier; der Brief dabei trägt die Aufschrift: „Das groß Faß Biers gehört Michel Peheim dem jüngern, der sitzt unter der Vesten zu Nürnberg", und am Schluß des-

[1]) Die im Folgenden angeführten Stellen stammen, wenn nichts Näheres angegeben, aus den Briefen an Mich. Behaim III d. J. 1418—1443 (A. N. M.) und denjenigen v. Peter Behaim an s. Vetter 1465—1467. Die Orthographie habe ich hierbei geändert.

selben heißt es: „Item euch versmoht vielleicht, daß ich euch des Biers längst nicht geschickt hab, sollt ihr wißen, daß heuer gar böse Bier hier sein.“ Oft sind solche Begleitschreiben höchst kurz. So schreibt Ghert Jwese 1418:[1]) „Lieber Herr Luder! Wie Ihr mir geschrieben habt wegen des Gewürzes, das ich Euch senden sollte, 1 Pfund Pfeffer u. s. w. (folgen die Waren). Hiemit gute Nacht.“ — Man giebt selbst Aufträge: „Ich bitt Euch, wollt mir das kaufen“, oder „was Ihr Häring daheim habt, daß Ihr den her schickt!“ Man berichtet über die Preise, „wißt, das das Blei wieder aufschlägt“, fragt, ob man zu dem Preise etwas verkaufen soll oder befiehlt zu verkaufen: „Ich hab vernommen, Pfeffer sei in Aufschlag, der gilt soviel magst du ihn darum verkaufen oder höher um baar Geld, wär mir wohl zu Dank“. Oder man giebt Rat: „Habt Ihr die Tücher nicht verkauft, so verkauft sie noch, denn man sagt, die werden viel bringen“. Man bittet auch, das Geld für den Kauf auszulegen, fragt an, ob Geld für ihn eingenommen sei, „auch laß mich wissen, ob du Geld von meinetwegen hast, kannst du mir's dann zu Wechsel herab machen, das wär mir wohl zu Dank“. Man legt Rechnung ab: „Ich hab gezahlt von deinetwegen so und soviel und hab eingenommen soviel.“ Oder ein Fremder beschwert sich über zu hohe Preise: „Ihr habt mir die Sach zu theuer angeschlagen.“ Von großem Vertrauen zeugt das häufige Geldleihen; [2]) Schulden und Schuldner spielen in den Briefen eine große Rolle. Selten sagt aber jemand: „Die 20 Gulden, die ich euch schuldig bin, die will ich euch gütlich wegzahlen.“ Meist sind die Schuldner säumig, und man sendet „Diener“, sie zu mahnen. Michel Vyscher schreibt 1440 an Michel Behaim: „Item wißt, wie es mir mit den Schuldnern ist gangen“, einer „der wird auf die Lichtmeß zahlen“, ein anderer „der spricht, er sei euch nichts schuldig.“ Und so geht es fort. Oft heißt es wie eine Erleichterung in der Nachschrift: „N. N. hat gezahlt.“ — Weiter enthalten die Briefe Nachrichten über Messen: „da ist auch Jahrmarkt“; über Reiseabsichten:

[1]) Buchwald, deutsches Gesellschaftsleben II, 224. — [2]) „Wass er dez bedarff“, schreibt Mich. Behaim 1418 an seinen Sohn in betreff eines Schwagers, „daz leihe im, den anslag will ich hye mit im machen.“

„item ich will gen Salzburg"; politische Nachrichten; bei Befreundeten und Verwandten Grüße, Glückwünsche, Empfehlungen; man übersendet auch einander Geschenke. — Ähnlich sind die kaufmännischen Briefe des großen niederdeutschen Verkehrskreises. Doch erfordert hier der Handel schon früher größere Umsicht und rechnet zum Teil mit anderen Verhältnissen. Es war eben ein überseeischer Verkehr. Die damit verbundenen Gefahren und Umstände nehmen daher in den Briefen, die sonst in derselben Weise Handels- und namentlich auch Geldsachen enthalten, einen weiten Platz ein. Handelsverhältnisse sind überhaupt hier eng mit dem ganzen politischen Leben verbunden. Und wenn es in einem Briefe heißt unter den „Tidinghe", daß viele Schiffe „genommen" wären, so berührt das den Empfänger anders als eine bloße Neuigkeit. Indes unterscheidet sich doch der eigentliche kaufmännische Brief wenig von dem im Binnenlande geschriebenen. Große Schwierigkeit scheinen auch hier die Schuldverhältnisse zu machen, oft wird gemahnt, andererseits oft geholfen. Den Verlust seines Vermögens meldet 1444 Dietrich van Someren seinen Verwandten also: „Unde leve vadder, ick byn des mynen al quit, unde ik beghere hulpe unde trost van ju." [1])

Früh hat der kaufmännische Brief auch gewisse äußere Eigentümlichkeiten. Einzelne Kaufleute setzen um 1440 ihrem Briefe ein Jhs. oder Jhs. Maria, die ursprünglich geistliche Invokationsformel, mit Hinzufügung des Datums voran. Es ist das namentlich italienische Sitte, die, wie wir sehen werden, in Deutschland bald allgemeiner wird. „Diener" oder Mitglieder einer Handelsgesellschaft malen auf die Adresse die Handelsmarke und kennzeichnen so den Ursprung des Briefes.

Erst im Gefolge des öffentlichen und des geschäftlichen Briefverkehrs entwickelt sich im deutschen Volke derjenige der Familie und der Geselligkeit. Wenigstens geht erst im 15. Jahrhundert der private Briefverkehr über den kleinen mittelalterlichen Kreis hinaus. Wer im öffentlichen Leben Berichte abfaßte, Briefe sandte oder für seine geschäftlichen Zwecke schrieb, konnte sie auch für seinen häuslichen und privaten Verkehr

---

[1]) Hans. Geschichtsbl. II, 72.

schätzen lernen. Aber auch minder vornehme Leute, auch Frauen und Kinder lernten sie schreiben. Zunächst war das eine Folge der verbreiteteren Schulbildung, namentlich seitdem neben den lateinischen — oft im Kampf mit den Geistlichen — auch deutsche Schulen, die freilich Privatschulen bleiben mußten, entstanden. Neben dem kirchlichen Lehrstoff war der Unterricht in diesen allerdings nur auf praktische Dinge, Lesen und Schreiben, gerichtet. Eine weitere Vorbildung war zum Briefschreiben aber auch nicht notwendig. Es kam hinzu, daß die Inhaber dieser deutschen Schulen meist Schreiber waren und eine Ausbildung im Briefschreiben schon aus Gewohnheit anstrebten — Briefe waren überhaupt von jeher Schülerarbeiten gewesen —; ganz abgesehen davon, daß der Brief im Leben des Volkes allein Gelegenheit bot, die Schreibkunst anzuwenden. So heißt es auch in dem Vertrage zwischen dem Herzog Bernhard, den Geistlichen und dem Magistrat von Braunschweig 1420:[1] „Weret ock, dat binnen Brunswick we were, dede Schriver-Schole so holden wolden, dar enschollen Se (die Geistlichen) de nicht ane hindern doch Se enschollen nemande mehr leren in der Schriver-Schole, wan schriven vnd lesen dat Alfabet vnd dudesche Boke vnd Breve.“

So wurde das Briefeschreiben im Bürgertum allgemeiner. Man brauchte nicht mehr zu dem öffentlichen Briefschreiber, dem Stuhlschreiber, der für das niedrige Volk freilich noch lange eine Notwendigkeit blieb, zu gehen: man lernte sich selbst helfen. Dennoch hatte der Briefverkehr des Bürgers immer noch einen geschäftlichen Anstrich. Er setzte sich an die Arbeit — denn so erschien ihm zunächst noch der Brief —, wenn er sich beklagen, „Gott und euch klagen“, oder bitten wollte, ihn „um Gottes willen gegen großes Unrecht und Gewalt zu schützen“, was in jener Zeit recht oft notwendig wurde, wenn er sich beschwerte, Schadenersatz forderte oder sonst ein Anliegen hatte. Er mochte auch wohl, wenn er abwesend war, und es ereigneten sich wichtige Dinge, seiner Heimatsstadt davon berichten und in demselben Briefe bitten, seiner Hausfrau Grüße oder Nachrichten zu übermitteln. Zu einem besonderen Brief nach Hause, der vielleicht

[1]) Bei Müller, Quellenschriften a. a. O. S. 322.

nur von seinem Befinden Nachricht geben sollte, drängte ihn nichts. Und wenn er es wünschte, fehlte ihm oft die Gelegenheit, den Brief zu senden.

Die langsame Entwickelung des Privatverkehrs erklärt sich aber auch noch aus einem andern sehr wichtigen Grunde. Der intime und private Brief erfordert vor allen Dingen Trennung, Abwesenheit von Zusammengehörigen. Mann und Frau, Kinder und Eltern, Freund und Freund waren aber weit seltener, wenigstens in bürgerlichen Kreisen, von einander getrennt als heutzutage. Zwar der Ritter zog in das Feld oder wurde mit Missionen in fremde Länder betraut, Mitglieder des Rats reisten aus zu den Städtetagen, der Kaufmann fuhr zur See oder zu Lande in ferne Gegenden und blieb lange fort, der Student bezog die hohe Schule. Aber häufigen Briefverkehr mit den Lieben zu pflegen, hatte man vor allen Dingen nicht die Gelegenheit, dann aber auch nicht das Bedürfnis wie heute. Man hatte auch nicht Verwandte und Freunde an vielen Orten; die Stadt, in der man geboren und erzogen war, umschloß auch später im großen und ganzen den gesamten Kreis der Vertrauten. War man abwesend, so genügte eine Nachschrift unter dem Bericht, den man vielleicht dem Rat sandte, oder ein Brief an einen Freund, um auch die andern zu befriedigen. Und nur, wenn man wichtige Mitteilungen machen wollte oder Anliegen und Geschäfte hatte, ließ man sich zu einem Briefe herbei. — So kommt es, daß der Privatverkehr hinter dem öffentlichen und geschäftlichen Verkehr weit zurücksteht. Das neue bürgerliche und politische Leben des 14. und namentlich 15. Jahrhunderts macht sich dann aber auch hier geltend, und um 1500 ist ein außerordentlich reger brieflicher Verkehr bei Fürsten, Adligen und vor allen bei Bürgern erblüht.

Bis dahin mußte aber in den meisten Fällen noch eine besondere Veranlassung zu Briefen in die Heimat wie zu solchen an auswärtige Freunde und Bekannte vorliegen: Aufträge, wichtige Nachrichten, Bitten, Ratschläge und dergleichen. Mitteilungen über das Befinden, Ereignisse in der Familie oder in der Stadt, Grüße sind anfangs mehr Beiwerk zu dem geschäftlichen Teil.

Ein menschliches Gefühl aber gab immer, auch zu jener Zeit, Veranlassung zu brieflichem Verkehr, das war die Liebe. Auch der Brauch der höfischen Zeit, Liebesbriefe in Versen abzufassen, rettete sich in diese nüchterne und realistische Zeit hinüber. Aus dem 14. Jahrhundert sind uns nicht allein künstliche poetische Liebesbriefe, wie die des Grafen Hugo von Montfort, der schon recht unpoetisch auch Ort und Datum in Verse brachte,[1]) sondern auch solche erhalten, die wirklich verwendet sind. Ganz ebenso sandte man sich im 15. Jahrhundert Liebesbriefe zu, gereimt oder wenigstens assonierend.[2]) An manchen ist noch der Siegelverschluß erhalten.[3]) — Die Verse und Wendungen sind, wie auch schon früher, in der Regel traditionelles Erbgut, wie sich überhaupt gerade hier eine bewunderungswürdige Kontinuität zeigt. Verse, wie „Gedenke an mich, wie ich an Dich“[4]) oder Wendungen, wie „grüßen aus Herzens Grunde“[5]) oder „ohn' alle arge List“ sind noch bis heute lebendig. Beliebte Bilder, mit denen man das „Gott befohlen“ variiert, wie Gott laß dich gesund, „untz ain rose gelt ain phund“,[6]) kehren immer wieder. Im 16. Jahrhundert zieht man den Reim Hund auf gesund vor und sagt: „Gott spar euch gesund, biß ein krebs erlaufft ein jagdhundt“,[7]) „piz daz ein has fecht einen hundt“.[8]) Dieses letztere Beispiel kann zeigen, wie sehr das Volk auch sonst solche Sitte liebte. 1573 schließt ein kleiner Knabe[9]) seinen Brief, der natürlich kein Liebesbrief war, „wils got, iez nittmeer den spar dich gesundt bis ein hass fegt ein hund“. — Wie übrigens der Brauch der poetischen Liebesbriefe auch in der folgenden Zeit fortdauert, so zeigt überhaupt gerade am Liebesbriefe das Volk seinen Sinn, überkommene Sitten festzuhalten. Im 15. Jahrhundert pflegt

---

[1]) Vgl. v. d. Hagens Germania VII, 342. — Ähnliches in anderen Briefen, Hoffmanns Fundgruben I, 335. Ztschr. f. Deutsch. Alt. VI, 59. — [2]) Vgl. z. B. Anzeiger f. K. d. Deutsch. Mitt. III, 290 f., Ztschr. f. deutsch. Phil. VI, 443 (mittelniederdeutsch). Beitr. z. Kund. Preußens V, 182 ff. — [3]) So an dem in den Beitr. z. K. Preußens V veröffentlichten. — [4]) Ebenda 184. — [5]) Ebenda 182; ferner Germania X, 390, Hoffmanns Fundgruben I, 337. — [6]) Laßbergs Liedersaal I, 109; v. d. Hagen u. Büsching, Grundriß S. 333. — [7]) Anzeiger f. Kunde d. Vorz. V, S. 216. — [8]) Anz. f. K. d. D. M. VII, 553. — [9]) Friedrich Behaim, Anz. f. K. d. V. XXIV, S. 340.

die solchen Brief umschließende Schnur rot zu sein:[1]) dieselbe Sitte findet sich im 17.; damals zeichnete man oft ein pfeildurchbohrtes Herz auf den Brief:[2]) noch heute ist die Sitte nicht ganz ausgestorben.

Neben den poetischen gab es auch prosaische Liebesbriefe. Doch pflegte man dann wenigstens einige Verse voranzusetzen. Die prosaischen Briefe zeigen aber besonders, wie wenig bei solchen Gelegenheiten die Prosasprache ausgebildet war. Noch um die Mitte des 15. Jahrhunderts lautete ein solcher so:[3])

„Mynen steden denst vt mynes herten beger, myn leyf, ek ju grote, noch so enbyn ek nicht ver. Myn alder leueste myn, mochte ek by iu eyn halue stunde syn, dat scholde my wol to danke syn: vnd wolde gy don nach deme synne myn, so schal dat wol komende syn. Myn leue frunt, so alse iu wol to sinne were, dat wy to samende kemen schere, vnd dat nicht so drade is ghekomen, dat en heft mynem herten nicht ghedan groten fromen. Gude fruntschap vnd gud, dat iu nocht bekomen schal, ven od nicht scholde komen over al. Myn leue gulden frunt, so alse Hermans Konemunt my heft berichtet, vmme welker sake, schal ek an iu dat bevynden sodene trwe vnd fruntschap, so alse he my seght heft vnd dôt noch alle tid vnd stunde, de he by my kummet, wen gy de so doyn willen, so schal iu von my soden fruntschap bescheyn von my, dat gy des schullen to bet mogen. Den dredden dages na allen goddes helgen dau scholde gy to my gekomen hebben, dau was myn man eyn nacht vte, dau scholde iu Harmans my ghebracht hebben. Des enwolde he nicht don, he sede, gy hedden al iuven ghesellen redde gelt gegeuen sunder ome: anders hedde gy reyde by my west. Ek sege iu vor war, so helpe my (god), dat ek iu alle tyd in mynem synne dacht und nach. So seght Hermans Konemunt wort to my von iu, de behagen my wol vnd met allen goyden, vnd wat Hermans my seght, des loue ek wol vnd wet, dat he nicht en

[1]) Germania, X, S. 387. — [2]) Germania X, S. 387 u. 389. — So heißt es auch in dem Ehrenbrief Pilterichs von Reicherzhausen, Ztschr. f. d. Alt. VI, 59: „Zu urkhundt sey mein Herz darauf gedruckhet Das euch soll Ymmer Bleibunndt diennstlichen ganz vnnd nindert taill zerstuckhet.“ — [3]) Germania X, S. 386 f.

luch. Leve frunt, ek en dorste iu nicht scriven vor dut erste: in kort schul gy by my syn. Ecken Remensnyder sone heft dussen breyf ghescreven: den roden remen den bewart wol. Denket mynen wente sintte Marten auende, wan gy goyden hogen sin: de wyl wil ek gerne uppe iu. Dusses moge gy Hermanse Konemunde danken, geue ome 1 β. edde 2 β. uppe Martens avent de wil ek iu des mandages darna, so wil gy vnd ek to haupe reden, vnd de wil ek iu dreuelt betalen. Da me (de) heffet hundert dusen gulden iar. Denket myr ok vaken.

(Ein eingezeichnetes Herz.) Edelent.

Eyn fruntlick antwor enbeiden my by Hermanse, so werde ek vro.

Adr.: Mynen alderen leuesten frunde, den ek heffe, mester Corde: des gelovet my."

Dieser Brief gehört zwar zu einer Reihe in betrügerischer Absicht erdichteter Schreiben, aber da der Schreiber, wie er seine Hand verstellte, auch sonst in jeder Weise wirkliche Liebesbriefe nachahmte und den Empfänger thatsächlich täuschte, so können dieselben uns vollkommen als charakteristisch gelten.

Gewisse menschlich-persönliche Verhältnisse werden, wenn sie auch wie die Liebe nicht den einzigen Anlaß zum Briefschreiben bilden, in jedem Privatbrief berührt werden können: Todesfälle, Krankheiten, Familienangelegenheiten, persönliche Erlebnisse, Empfehlungen von Freunden. Aber noch sind sie, wie gesagt, mit geschäftlichen Dingen verbunden. Der Kaufmann fügt um 1440 wohl seinem Geschäftsbrief am Schlusse bei: „anderz nit dan, lieber swager, loz dir dy hallin empfolhen sein, den sy hot sust niemant dan vns" oder er erzählt in der Nachschrift, daß er jemand „zu einer schön junkfrowen" helfen soll. Die Grüße nehmen einen breiten Raum ein, nicht allein bei Verwandten und Freunden: der Diener schreibt an den Kaufherrn „lieb herr gruesst mir mein frawen vnd all vnßer hawsgesind gar fleissig". Schrieb man um Neujahr herum, so wünschte man im Anfang des Briefes oder auch in der Nachschrift: „Gott geb dir und uns allen ein gut selig neu Jahr und nach diesem Leben das ewig Leben! Amen" oder ähnliches. Es ist das alte, zum Beispiel in dem mittelalterlichen klösterlichen

Briefwechsel seit langer Zeit geübte Sitte. Solche Briefe wurden von Geschenken begleitet, die unsern Weihnachtsgeschenken entsprechen. — Leute in höherer Stellung beglückwünschten wohl Bekannte, die ein hohes Amt erlangt hatten, in längeren Briefen, wie dies auch von jeher üblich war. Aber für den Mittelstand ist, um es noch einmal zu wiederholen, der Brief im wesentlichen noch ein geschäftliches Schreiben. Charakteristisch ist, daß hier, abgesehen von etwaigen Liebesbriefen, Frauen höchst selten schreiben und höchst selten Briefe empfangen. In solchen Fällen waren wichtige Sachen oder Aufträge Gegenstand der Mitteilung, und der Brief unterschied sich von dem des Mannes nicht. Wie gegen Mitte des 15. Jahrhunderts eine tüchtige Hausfrau schrieb, mag ein Brief Talekes vom Hagen an Johann Hertze 1436, lehren.[1]) „Minen leefsliken grut touoren an mynen leuen sone. Weten schole gi, dat ik juwen breff wol entfanghen hebbe, alse vmme den vromen gesellen, de dar komen schal mit juweme gude van Venedie, den wil ik gerne entfangen vnde don eme dat beste vmme juwer leue willen. Vort, alse ik iw gescreuen habbe in der cedelen alse vmme de dekene my to kopende to enes mynschen bedde, des wetet, dat ik des vnderwiset byn das se dar nv alto dure worden sin vnd ik er hir wol beters kopes tughe van mynnerem gelde, de dar recht to sin; men doch lustet iw vnder enen jare edder twen to hebbende ene dekene to eneme groten herliken bedde, deme der lustet, de mot se van dar bringen laten. Vortmer alse vmme dat grone edder vmme dat blaue to deme vnderrocke, dat id jo wat ghut sy, alse ik iw gescreuen habbe, de elen van VIII schilling, dat en steit so nowe nicht vppe II edder III schill., vnde ok ene elen mer, wen ik jw gescreuen hebbe, to vndermowen, vnde des gelijk ok dat rode Yrsch vnde yo vrisch van varwen. Item, leue sone, so isset my warliken leyt vnde mach wol is likem vroden mynschen we wesen vmme alsodane vnuorsichtige vorstentnisse der meynen werlt vnde alvmme de gyricheid, dat sik eyn islik man suluen meynt. Item so wetet dat de Luneborger komen sin vth Sweden 2c. Sijd deme leven Gode beuolen. Screuen 2c. Taleke van Hagen juwe leue moder.“

[1]) Urkundenb. d. Stadt Lübeck VII, 693 f.

Aber diese Frau gehört zu den vornehmen Familien der Stadt, wo Bildung lange zu Hause war. Und doch hat ihr Brief einen rein geschäftlichen, trockenen Ton, nur einmal drückt ein Satz aus, was sie empfindet, und auch dieser ist mit dem gewöhnlichen Item eingeleitet, und unvermittelt reiht sich daran die Nachricht von der Ankunft der Lüneburger.

An denselben Johann Hertze schreibt 1437 der Protonotar Hermann von Hagen einen längeren Brief.[1]) Auch dieser Brief ist für die Kenntnis des Privatverkehrs nicht ohne Interesse, wobei man allerdings nicht vergessen darf, daß er eben aus sehr angesehenem und höherstehendem bürgerlichem Kreise stammt. Hertze ist von Lübeck abwesend und wird von dem Freunde zunächst über persönliche Angelegenheiten unterrichtet, nachdem dieser seine Freude über sein Wohlergehen ausgesprochen hat. Der Wunsch, er möge mit Gottes Hilfe zurückkehren, findet sich schon oft in damaligen Briefen und wird später, wenn man Leuten, die auf Reisen sind, schreibt, stehend; wieder fast formelhaft. Briefe sind für ihn angekommen, aber nicht zu wichtig „alse dat se juwer tokunfft wol beiden" (warten). Einen andern legt er, wie am Schluß erwähnt ist, bei. Es folgen dann, immer mit Item eingeleitet, einige geschäftliche und Geldangelegenheiten; weiter die Mitteilung, daß der Briefschreiber „dat ouerste bok" einem andern zur „Bewahrung" gegeben, der aber gerne wolle, „dat gy'webber to hus qwemen", dann eine Familiennachricht: „Item vnsere sustere hebben eren vastelauent laten verghan, wente se sik nicht verdragen en konden, darmede is dat vte", dann plötzlich politische Nachrichten, „novitates". Hiernach kommen Mitteilungen über das Haus. „Leue here, ik hebbe vns vnse kokene bestellet vnde slan laten dre grote ossen, ses gude swin" und so fort, die Aufzählung schließt mit dem Wunsche „wolde Got, dat gy dar weren vnde hulpen vd vertaren", dann einige Aufträge mit Grüßen an Bekannte. Ein Bekannter ist procurator in audiencia contradictarum geworden „vnde he wil webber vp to Basele". Das bringt ihn auf das Kirchenkonzil, und er erzählt Gerüchte über die Absichten von Kaiser und Papst

---

[1]) Ebenda S. 710 ff.

betreffs des Ortes, wo dasselbe abgehalten werden soll, „sed quid erit nescitur!“ Wieder mit Item eingeleitet, folgt dann die humoristische Erzählung von einem gewissen Heinrich: „Item, Hinrico, myneme denere, hebbe ik gebeden van mynen heren, deme rade to Lubeke, ene vicarien to Molne tom Hilgen Geiste van XVI mark geldes, vnde Hinricus hefft nu alle bouerie aue laten vnde leset sine horas mit eme prestere genant her Roggendorp, Got geue, dat he darby bliue. Nu secht myn Tale, he sy ere leue kint, alse he sik aldus wol anlatet, vnde se hopet, he schole dar wol by bliuen. So segge ik denne: maw ropet de katte. Doch so hefft in solliker hilgicheit de genante myn Hinricus dessen gantzen vastelauent, alse een Holsten Henneke, vp eneme esele vp der straten in alle vrowen lagen vnde in den winkeller gereden. Dat hefft eme Tale tolaten, doch leset he sine horas noch vortan wol. Got, de here, bestedige Talen leue kind vortan in eme steden vnde guden leuende. amen.“ Schließlich bittet er noch einem Bekannten mitzuteilen, daß „her Tydemann Tzerrentin“ im Sterben liegt. — — In dieser Weise schrieben damals Männer an einander, die das reiche und gebildete Bürgertum repräsentieren: dieser feine Ton fehlt aber noch bei den übrigen, und auch bei diesem Brief darf man nicht vergessen, daß er aus dem Jahre 1437 stammt, also der Zeit des entwickelteren Briefverkehrs schon nahe liegt.

Fünftes Kapitel.

Aufschwung.

Wenn man früher das 15. Jahrhundert in seiner hohen Entwickelung wie in seiner Bedeutung für die Folgezeit nicht genug würdigte: so neigt man jetzt schon dazu, das ausgehende Mittelalter etwas zu überschätzen. Es ist indessen wahr, daß diese Zeit bis zur Reformation hoch über dem 16. und 17. Jahrhundert steht. In materieller und wirtschaftlicher Beziehung drängt sich Reichtum und Überfluß zusammen; das geistige Leben blüht herrlicher empor; Erfindungen und kühne Unternehmungen

folgen einander in raschem Wechsel; man strebt hinaus über das Gewöhnliche und Hergebrachte; ein phantastischer Entdeckungsgeist lebt in den Menschen. Das Bürgertum sucht tiefere Bildung, aber auch im niederen Volk herrscht kräftige Regsamkeit. Während der Klerus immer entsetzlicher verrohte und verkam, wurden kirchlich-reformatorische Ideen und Bestrebungen in immer weiteren Kreisen verbreitet. — Aber es konnte nicht fehlen, daß eine Zeit, die so entschieden eine neue, eine aufgehende war, in vielen Dingen den Charakter des Unfertigen, Widerspruchsvollen in sich trug. Dem ganzen Leben haftet etwas Unruhiges, Rastloses an; mit idealen Bestrebungen kämpft oft rücksichtsloser Egoismus; Edles steht häufig neben Abstoßendem und Gemeinem; die physische Überkraft des deutschen Volkes schwelgt in Lastern und Untugenden, die offen zur Schau getragen werden; trotz des sichtlich durch die Nation gehenden Strebens nach Einheit zersplittert man sich überall; alte Bildungen gehen der Auflösung entgegen; neben geistiger Helle herrscht Finsternis und Aberglaube; Reichtum und Wohlhabenheit des einen stehen neben Armut und Not des andern, so daß ein tiefer Groll gegen das Bestehende entsteht, der sich gegen Ende des Jahrhunderts in den Bauernaufständen äußert. Aber schon, daß das Volk solches überhaupt empfand, daß diese Empfindungen es zu gemeinsamem und entschlossenem Handeln trieben, ist ein Fortschritt. Gerade darin kündigt sich diese Zeit, die das niedere Volk zum erstenmal kräftig handeln, die im Volkslied auch sein sinniges und gemütvolles Leben, in den Sprüchwörtern seinen Gedankenreichtum und seine Beobachtungsgabe erblühen sieht, als eine neue an. Die Widersprüche der Zeit werden aber versöhnt durch den kräftigen Humor, der damals recht eigentlich im deutschen Volke sich äußert. Eine Zeit, die so gern lachte und scherzte, zwar derb, aber so recht aus dem Herzen, muß eine verhältnismäßig glückliche gewesen sein.

Der Aufschwung der neuen Zeit macht sich auch im Briefe geltend, der getreu die Entwickelung unseres Volkes ausdrückt. — Wie der ganze Briefverkehr, das gesellige Leben im Briefverkehr sich überraschend schnell hebt, so löst sich der Deutsche allmählich aus den Banden und Fesseln des konventionellen Briefes, freilich

um später wieder rasch darin zurückzusinken. Jetzt erst bildet sich der Unterschied zwischen dem immer schwülstigeren, weitschweifigeren, formelleren Kanzleibrief und dem volkstümlichen freien Privatbrief, ein Gegensatz, der nicht mehr verschwinden sollte. Jetzt lernt man allmählich dem eigenen, augenblicklichen Denken und Empfinden nachgebend alles in rasche Worte zu fassen, ungekünstelt und ursprünglich. Jetzt wird der Mittelstand in seiner weitesten Ausdehnung der eigentliche Träger des Briefverkehrs. Während hier Bildung allgemein war, konnten manche Fürsten und hohe Adlige bis zum Ende des Jahrhunderts überhaupt nicht schreiben. Freilich führten wieder andere, wie Friedrich III., Georg Podiebrad, Albrecht Achilles, eine große eigenhändige Korrespondenz. Auch der private Briefverkehr vieler Fürsten war äußerst rege, und wir würden sogar eine Lücke in unserer Darstellung lassen, wenn wir nicht wenigstens bei den Briefen einer Fürstenfamilie, der des Albrecht Achilles, länger verweilen wollten.

Als der hervorragende Staatsmann und Feldherr, als der eigentliche Herrscher Deutschlands, wie man ihn genannt hat, führte Albrecht naturgemäß eine weite Korrespondenz, nicht nur daß er die zahlreichen üblichen Kanzleiprodukte unterschrieb: sondern er war auch selbst ein fleißiger Briefschreiber. Diese fortwährende Übung, vor allem aber seine natürliche Anlage und hervorragende Begabung machten ihn zum Meister im Briefschreiben. Sein Brief ist nicht mehr das ungeschickte, in Formeln und Tradition befangene oder das nach kanzlistischen Regeln geschäftsmäßig aufgesetzte Machwerk. Er spricht frei und natürlich, und die trockene Mitteilung belebt sich. Albrecht verleugnet nie sich selbst, ob er nun an den Kaiser oder an einen Diener schreibt. Dabei beherrscht er schon in hervorragender Weise die Sprache. 1482 schreibt er an seinen Sohn:[1]) „Acht vnd pann“ — er war als zwar frommer, aber den Pfaffen nicht allzugeneigter Herr öfter im Bann — „thets nit, wenn man nur der anstößer sicher ist, steet vil rats dazu. Nessel brennen, vnd wermut ist ein pittres kraut. Aber ein guter Apoteker nymbt zucker, zym-

[1]) Das Kaiserl. Buch d. Albrecht Achilles, herausg. v. Minutoli, S. 347.

tronen, neylein, muskat vnd anders, macht ein salben doraus, die zu sein zeyt lieblich zu essen ist. Gott lere euch das beste." Es ist ein echt volkstümlicher, zwangloser, natürlich bildlicher, kurz spruchartiger, energischer Stil. Und auch die andern Seiten des Volkstümlichen verleugnen sich bei ihm nicht, Derbheit und Humor. Über seinen Sohn Johann, der in den ungarischen Angelegenheiten unvorsichtig gewesen war, schreibt er an den Bischof von Lebus:[1]) „Hans ist den sachen nach zu jung zu handeln, vns wer lieber, er hett dieweyl Swein gejagt, — wie hat er sich da so ways bedunckt! Ist er doch sunst nit gar in witzen"! und 1474 zeigt er dem Grafen Haug von Werdenberg die Geburt seiner Tochter Elisabeth an:[2]) „Auch lassen wir dich wissen, das vnser gemahel am Charfreitag glücklich durch die gnade gottes entbunden ist, vnd hat vns bracht ein tochter mit einem grossen maul als die von Wirtemberg." Mit demselben Humor, den Luther später auch in Alter und Krankheit äußerte, schreibt er seinem Sohn:[3]) „Wir sind gesund, als wir in zehen jaren nye wurden, hindan gesetzt die füss, das wir nit bald lauffen mogen. Das machet das podegra in den zehen. Doch haben wir den getrawen, das man spricht, wer die krankheit hat, der leb lang, vnd überkum vil gelts, des weren wir bedes nottorftig." Weiter, welche Energie spricht aus seinen Worten! Jener Brief an den Bischof von Lebus beginnt höchst energisch: „Wie habt Ir unsern son lassen handeln? Ist doch keine herr im land." Und an seine Tochter, die sich über ihren Mann beklagt und bittet, Räte zu senden, antwortet er:[4]) „Da muß man geschray drain machen — ich schick die Rete." Das ist die Sprache eines Fürsten jener Zeit, während man noch nicht lange vorher in den Briefen gleichsam nur stammelte oder mühevolle Phrasen schrieb. Aber auch die Art seines Briefverkehrs ist charakteristisch, vor allem die seines häuslichen Familienverkehrs.

Der Briefwechsel mit seiner Gattin Anna beweist uns, wie ausgeprägt schon das Bedürfnis ist, recht oft und recht viel von einander zu hören. Fast regelmäßig schreibt sie ein oder

---

[1]) Ebenda S. 307. — [2]) Ebenda S. 492. — [3]) Ebenda S. 518. — [4]) Ebenda S. 307.

mehrere Male in der Woche, und ihr Gatte findet trotz seiner rastlosen Thätigkeit Zeit, ihr, wenn auch nicht so regelmäßig, zu antworten. — Und in diesen Briefen tritt uns der verschlagene Politiker und gewaltige Kriegsmann als ein liebender Gatte und sorgender Hausvater wie aus dem Bürgerstande entgegen, der sich zum Beispiel sehr darum kümmert, wie und wo seine Nichte zu Hause schläft.[1]) Ebenso glaubt man, wenn man seine Antwort auf die Bitte seines Sohnes um „zerung" zur Reise nach Breslau[2]) oder seine Vorhaltung über dessen Aufwand[3]) liest, einen bürgerlichen Hausvater zu hören, der von seiner Jugend redet und über die Ansprüche des jüngeren Geschlechts klagt. Dieser bürgerliche Ton herrscht auch in den Briefen der Gattin, die zum Beispiel 1480 ihrer Schwester Amalie von Baiern Tuch, Wäsche, Hauben sendet, daneben einen Schneider, „der uch die Rock wol machen kan nach vnsern Snidt." [4])

Überhaupt bildet die fleißig korrespondierende Kurfürstin eine liebenswürdige Ergänzung zu ihrem Gemahl. Die Frauen des Mittelalters waren von jeher, wenigstens die vornehmen und die geistlichen, eifrige Briefschreiberinnen gewesen. Und da sie in politicis oft eine ungleich bedeutendere Rolle als heutzutage spielten, so entstammten zarter Frauenhand oft energische politische und geschäftliche Briefe. Anna von Brandenburg ist in ihren Briefen nichts weiter und will nichts weiter sein, als die Frau ihres Gemahls. Es sind uns aus dieser Zeit kaum ähnliche Briefe erhalten, die uns einen so tiefen Blick in das häusliche Leben einer Familie und ihren Verkehr thun lassen. Wie sehnt sich das treue Weib nach dem abwesenden Gatten![5]) „Ich laß ewr lieb wisen mein groß sen und ferlangen, das ich solich nach ewr lieb hab und wolt gern wisen, wies ist ewr liebe zu stund, wen mir zeit und weil langk ist, das ich so lang kein botschaft von ewr lieb hab." Noch dreimal wiederholt sie den Wunsch in diesem Brief. Und Albrecht freut sich ihrer Briefe. „Schreib uns allwegen selber mit deinen henten",[6]) heißt es in einem Brief

[1]) v. Buchwald, Briefe der Kurf. Anna in Histor. Jahrb. 1883. S. 268. — [2]) Riedels Codex diplomat. Brandenb. III, 1, S. 506 f. — [3]) Ebenda III, 2, S. 198 f. — [4]) Ebenda S. 252. — [5]) Ebenda S. 157. — [6]) Man

„hastu doch die weil wol.“ Ihr herzliches Verhältnis zeigt auch folgende Stelle:[1]) „Die walfart wil ich gar gern lasen ansten, biß zu euer zukunst, das ich euer lieb zu einem walgeferten mog haben, das ist mir ganz aller liebst. Ob ir mich wol etwas an der andacht zuerstort, wil ich gern leiden vnd nicht achten, allein das ich euer lieb pey mir hab, vnd nymt mich seltzam das mich euer lieb beschuldigt, ich hab euch nicht gut schwenck geschrieben. Ich han es doch, so ir die prif ale lest, so grob gemacht, das sein in der heilgen zeit zu fil wasz.“

Diese Stelle lehrt aber weiter, wie sehr der Brief — wenigstens bei geistig bevorzugten Menschen — nicht allein geselliger Vermittler ist, sondern daneben leichte Unterhaltung gewährt. Albrecht liebt den Scherz; — er wird dabei oft derb: in dem Briefwechsel mit Anna kehrt als stehender Witz die Anspielung auf einen sehr „feisten“ Körperteil seiner Gemahlin wieder; — aber seinem Wunsche „flicht narreteiding mit darein dein und der jungfrawen halben“ konnte auch ihre humorvolle Natur entsprechen. Ganz köstlich schildert sie so den Besuch der Königin von Dänemark,[2]) die alles sehen und alles haben will, Annas Putz aufsetzt, damit vor den Spiegel tritt „vnd gefil ir selbst ser wol vnd drat hinaus fur ir leut, die musten sye auch sehen. Wen ich sieh doch wol, das kein alter fur kein dorheit hilft: das pruf ich an yr . . . vnd an mir wol, wen wir uns so hubsch duncken, das wir der runthseln vm die augen an vns sebst nit seehen.“

Einfach und herzlich verkehrt Anna auch mit ihrer Mutter, „der alten frawen von Sachsen“, und ebenso ihre Kinder mit ihr und Albrecht. Auch die Briefe dieser stehen über dem Hergebrachten. Der Markgraf Friedrich erinnert ganz an seinen Vater, wenn er 1485 in einem Bericht an seinen Vater erzählt:[3]) „als Volcker den anfangt, die lateynischen Wort lass, Nimia 2c., do lachet sein gnad, das er schocket“, und wenn seine Tochter

---

bediente sich häufig der Schreiber. So schreibt 1482 Albrechts Sohn Friedrich aus Venedig: „Ewr gnad nim vorgut, der schreiber kans nit am besten.“ Riedel a. a. O. III, 2, 287.

[1]) Riedel a. a. O. III, 2, S. 131. — [2]) Riedel a. a. O. III, 2, S. 160 f. — [3]) Minutoli a. a. O. S. 159.

Elisabeth ihren Kummer ihm anvertraut und übertrieben ihre Eheleiden klagt:[1]) „Ich hab nichts anzuthon vnd ich schem mich, man slagt mir die hofmaysterin ab, vnd bitt euch, Jr helfft, damit ich vnd die mir zugehören, nit Mangel an klaydung oder andern nach ziemlikeyt leib", so erinnert das fast an moderne Zeiten. Reizend aber sind die Briefe der Kinder, welche die Sehnsucht nach dem Vater ausdrücken. In naiv-ungeschickten Worten schreibt 1475 Amalie von Zweibrücken[2]): „ich las ewr gnad wissen, das mich sehr nach ewr gnaden verlanckt vnd wolt ewr gnaden gern sehen, den es kunt mir kein großer frewd zu herzen geen, den das ich ewr gnad solt sehen"; schwungvoller 1486 Margarethe, die Äbtissin zu Bamberg, nachdem sie von seiner „Schwachheit" gehört hat:[3]) „ich bezewgs mit got der ewigen warheyt, das ich nit glawb hett, das muglich oder naturlich wer, das sich ein mensch auff andern nach dem andern so herzlich ser sollt sen, als ich mich zeit eyn Jare oder III nach ewr gn. gesent hab", und in demselben Brief, sie müsse ihn sehen, „kent ich nit geen, ich wolt krichen." Ähnlich verkehrten die Geschwister mit einander. An Markgraf Friedrich schreibt Sibylle von Jülich:[4]) „meyn herze lyeber bruder, mych verlanget auf der massen ser nach ewr lyebe, mych bedunckt das ych ewr lyebe in hundert yaren nyt hab gesehen, ewr lyebe lobt myr das lestmal, ewr lyebe wolt balt wyder kumen, yst solches noch nyt geschehen, yst ewr lyebe wyl snoch balt besseren, vnd kumen doch balt, ych kan mych nit lenger geläben."

So ist der Briefverkehr dieser fürstlichen Familie in vieler Beziehung von hohem Interesse. Als Menschen verkehren sie herzlich und gesellig mit einander, sie sind wie Bürger und sprechen volkstümlich, sie besitzen die Fähigkeit, Gedanken und Empfindungen wahr und gut auszudrücken, sich so zu geben, wie sie sind; in ihnen lebt aber beständig ein köstlicher, naiver Humor. Oft bewegen sie sich noch in den alten Formen und Formeln, aber die starre äußere Einkleidung wird schon als hinderlich empfunden: Leben ist in den deutschen Brief gedrungen.

---

[1]) Kaiserl. Buch, her. v. Minutoli, S. 486. — [2]) Kaiserl. Buch a. a. O. S. 498. — [3]) Ebenda S. 499. — [4]) Ebenda S. 501.

Stilfortschritt und Steigerung des geselligen Briefverkehrs zeigen diese Briefe vor allen, beides zeigen auch die sonstigen Briefe der Zeit. Ein leichter freier Ton, wie ihn Albrecht häufig anschlägt, wird zwar erst um die Wende des Jahrhunderts allgemeiner: aber eine erhebliche Besserung ist doch schon seit der Mitte eingetreten. Zunächst wenn man stärker fühlt oder leidenschaftlich erregt ist, durchbricht man die hergebrachte starre gleichmäßige Ungeschicktheit und Trockenheit. So beklagt sich der Bürgermeister Peter Langejohann 1464 Bekannten gegenüber über seine Behandlung: [1]) „Jck hebbe lif vnde gut gewaget . . Darvmme moget se sik wol schemen, wen it kumpt vor ander lude. Worvmme kamet se hir nicht to Lubeke? Hir is ok jo Lubesch recht!" und ein anderes Mal: „Se weren wert, dat me se to der stupe sluge. Se hebben my ouel handelt." Rührend ist der Ausdruck der Klage in einigen Briefen der Perchta von Rosenberg, [2]) vermählten Gräfin von Lichtenstein, an ihren Vater und Bruder 1452. „Verheirathet hast du mich, lieber Vater," schreibt sie einmal, „hättest du mich lieber in die Erde einscharren lassen." — Aber auch sonst bringt Natürlichkeit immer mehr in die Sprache des deutschen Briefes. Freilich vermißt man eine höhere Durchbildung der Sprache. Es herrscht eine völlige Einfachheit des Satzbaues, eine große Naivetät im Ausdruck, auch ist das alte Ungeschick nicht ganz geschwunden: aber es ist doch Anschaulichkeit und Lebendigkeit vorhanden, und vor allem war auf diesem Wege allein vorwärts zu kommen. Freilich fehlte es dieser besseren Entwickelung von Anfang an nicht an dem Gegengewicht, das zwar zunächst eine höhere Blüte nicht hindern konnte, aber schließlich doch den Sieg davon trug. Dem Stil der Natürlichkeit und Volkstümlichkeit trat der künstliche und verschrobene Stil entgegen, der von den berufsmäßigen Schreibern in den Kanzleien geübt wurde.

Wie sich Anfangs Kanzleistil und der Stil im Privatbrief in ihrer beiderseitigen naiven Ungeschicklichkeit nur wenig unter-

---

[1]) Jahrb. d. Ver. f. meckl. Gesch. u. Alt. 36, S. 94 u. 96. — [2]) Bei Minutoli, Friedrich I, Zweiter Abschnitt S. 91 f. aus dem Archiv zu Wittingau, aber in modernisierter Fassung mitgeteilt.

scheiden, so hat der Kanzleibrief, je natürlicher der Briefstil des Einzelnen wurde, die entgegengesetzte Entwickelung genommen und ist immer unnatürlicher geworden. Die Satzperioden wurden unförmlicher, die Kanzlei-Phrasen schrecklichster Art allgemeiner, die Sucht, die Ausdrücke zu häufen, größer. Für die letztere mag ein Beispiel angeführt werden: [1]) „Vnd ewr fürstlich gnade", schreiben die Nürnberger an Katharina von Cilly, „sol vnd möge vns woll getrawen, das vns solche geschichte (von ihrem Gemahl) mit trewen wider vnd leit ist, vnd wolten mit ganczen begirden, das es seiner personn glücklicher zugestanden vnd nit allein sein gut furnemen, sunder auch aller ander, die vmb cristenlichs glawbens, wirden vnd eren willen außkumen sein, der ganczen cristenheit fruchtperlicher vnd trostlicher erschynen were."

Nachdem man erst einmal diese entsetzlichen Gewohnheiten schön gefunden hatte, verbreitete sich die bedenkliche Neigung immer weiter, und die eine Kanzlei suchte die andere zu übertreffen. Dieser gegenseitige Wetteifer hatte allerdings ein Gutes. Durch das Bestreben, den Mustern der großen, namentlich der kaiserlichen Kanzlei nachzueifern, sowie durch den größeren Kanzleiverkehr überhaupt vollzog sich allmählich eine gewisse Annäherung in der Schriftsprache. Nirgends suchte man direkt die lokale Sprache zu vermeiden; das Niederdeutsche galt im Privatverkehr durch das ganze sechzehnte Jahrhundert: aber die ersten Anfänge zu einer besonderen Sprache für den schriftlichen Verkehr, für die das Centrum desselben, die kaiserliche Kanzlei maßgebend war, bildeten sich doch.

Andererseits hatte der Kanzleistil doch wieder einen gewissen Einfluß auf den Privatbrief. Alles natürlich, was durch Schreiberhand ging, mußte mit dem nötigen Kram von Formeln und Redensarten ausgestattet werden. Wer sich daher, wie Fürsten und Herren, dieser Leute bediente, mußte sich auch für die einfachsten Dinge einen umständlichen Anstrich gefallen lassen. So wirkt es höchst komisch, wenn Anna von Brandenburg, die doch so natürlich in ihren Briefen sein kann, ihrem Bruder, Herzog Albrecht von Sachsen, ein Hemd schenkt, und der Begleitbrief

---

[1]) Fontes rer. Austriac. II, Bd. 42, 194.

dazu lautet:[1]) „Was wir alzeit liebs vnnd guts vormogen, hochgeborner furst, lieber Bruder. Vff das ewr liebe vermerck, wir ewr auß angeborner Swesterlicher trew In gedechtnus vnd vnuergessen haben, Schicken wir ewr lieb hiemit ein pad hemd, Gutlich pittend, Jr wollet das von vns zugut vffnemen, das von vnsern wegen vff den Somer tragen vnnd vnser dopey auch gedenken, dann wir ewr lieb swesterliche lieb vnnd trewe zu erzeygen gantz geneigt sind, dieselben ewr lieb der almechtig geruch zu langen zeiten gnediglich zu enthaltenn.“ Aber es waren nicht allein die Schreiber, welche diesen Kurialstil eifrig pflegten, auch die Leute, die in den Ämtern saßen, suchten in ihren Privatbriefen den Ton der Amtsstube nachzuahmen, die Herren vom Gericht, vom Rat und andere. Aber diese Übertragung war natürlich und artete auch zunächst nicht aus. Doch auch in weiteren Kreisen findet man in bestimmten Fällen diese Gewohnheit. Wenn der einfache Privatmann an den hohen Rat oder an eine fürstliche Person schrieb, sich vielleicht beschwerte oder um etwas bat, hielt er es, erklärlich genug, für unmöglich, den Ton und die Sprache seines gewöhnlichen Briefes anzuwenden, — das that höchstens einmal einer der Höhergestellten, indem er kurz und energisch seine Sache vortrug, hie und da ein Sprüchwort oder ein Scherzwort gebrauchte, — vielmehr suchte er, wie es ja noch heute ein Verbrechen wäre, in einem Schreiben an einen Minister den Devotionsstrich fortzulassen, in jeder Weise den Produkten der Schreibstube gleichzukommen. Da ihm das in den meisten Fällen Mühe und Arbeit kostete, so waren ihm die Muster der gegen Ende des 15. Jahrhunderts nach dem Aufkommen des Buchdrucks immer verbreiteteren Briefsteller sehr willkommen. Und für diese war, wie wir später sehen werden, der Kanzleistil das Ideal, und die meisten suchten ihn mit wunderschön ausgeklügelten Phrasen noch zu übertreffen.

Ähnlich wie solche Briefe, die man allerdings nicht zu den Privatbriefen rechnen kann, faßte man nun auch Schreiben ab, die einen gewissen feierlichen Charakter tragen sollten, also Ankündigungen von Todesfällen und Beileidsbezeugungen, Glück-

---

[1]) Riedel, Cod. diplom. III, 1, S. 529.

wünsche, Einladungen und ähnliches, teils wieder unter dem Einflusse der Briefsteller, teils weil es sehr vielen schwer wurde, auch in solchen Fällen natürlich zu reden. Einladungen gestaltete man übrigens gern scherzhaft, aber wer auf Kommando scherzen soll, bringt es selten zustande, und auch hier halfen, namentlich später im 16. und 17. Jahrhundert, die Briefsteller aus, die dann freilich den Kanzleischerz noch gründlicher als den Kanzleiernst verleiden können. Sonst aber suchte man bei solchen Gelegenheiten in wohlgesetzten Phrasen und Perioden zu reden. Ein Satz, wie er 1464 in der Beileidsbezeugung eines Fürsten vorkommt:[1]) „Vnd wann Inn dieser welt nit zuuersehelichers, dan die stunde des todes, vnd der selig ist, der nach Cristlicher ordenunge vnd verwarunge der Sacrament mit Erkenntteniß syner sunde abescheyde nympt, In massen wir begirlich gehort, derselbe vnser lieber oheym selige lobelich sollichs wegs gepfflegen habe, So bitten wir uwer liebe Recht fruntlich, Jre wollent ansehen zurgenglicheyt diß lebens vnd daby was dem abgangen fursten vnsers lieben oheyms selen sy das drostlichst am geneygsten, zu mjeten Swerer bedrupniß vnd nachdenckens zu laste vnd abenemunge uwers fredesamen gemüts ych entholen Vnd dem almechtigen godt solichs mylterlich ergeben," mochte auch manchem sonst nachahmenswert erscheinen. Und eben solche Weise schien jedem recht, wenn er einem Freunde gratulierte, daß „Gott der Allmächtige" ihn mit einer Tochter „gnedigklich begabt und beraten" habe. Doch mag man solche Schreiben eher als formelle betrachten, wenngleich man auch Näherstehenden gegenüber ebenso schrieb. Andere fanden aber auch hier natürliche Töne, und nicht viele Jahre später haben wir auch hierin in Luther ein bewunderungswürdiges Beispiel. Noch kann man von einem verderblichen Einfluß des Kanzleistils nicht sprechen, darf sich vielmehr der Entwickelung freuen, welche der volkstümliche und natürliche Stil nimmt.

Neben dem Stilfortschritt zeigten die Briefe jener fürstlichen Familie eine Steigerung des geselligen Briefverkehrs. Auch in dieser wichtigen Beziehung stehen sie nicht vereinzelt da, sondern

---

[1]) Riedel a. a. O. III, 3, 69.

folgen dem Zuge der ganzen Zeit. Einmal ist ein solcher Verkehr für viel weitere Kreise als früher ein Bedürfnis, andererseits wird das Bedürfnis selbst stärker. Anlaß und Stoff zum Briefschreiben sind mannigfaltiger, Fähigkeit und Lust sind größer geworden. Wenn früher jemand an seine Stadt aus fremden Orten berichtete, dachte er kaum an die Seinen: nur wenn er vertrauter mit dem Rat stand oder dessen Mitglied war, widmete er persönlichen Angelegenheiten eine kurze Nachschrift: jetzt ergreift er die Beförderungsgelegenheit, die ihm der Bericht gewährt, um an die Seinen besonders zu schreiben. „Unde zendet dessen bibundenen breff mynem vadere in myn husz, des bidde ik," schreibt ein Syndikus damals an eine Stadt.[1]) Wenn ein Kanzler einem befreundeten Manne politische Mitteilungen macht, bittet er oft noch, der „Hawsfrawen" Grüße zu sagen. — Vor allem hat sich aber im Bürgerstande um diese Zeit der Briefverkehr auffällig gehoben, und im folgenden soll versucht werden, ein Bild des neuen Lebens zu entwerfen, vorwiegend nach den Briefen des Behaimschen Kreises in Nürnberg.[2])

Häufig verläßt jetzt der Sohn das Haus, nicht nur der Student, wie im Mittelalter, sondern auch der Sohn des wohlbegüterten Kaufherrn, um in fremden Landen Sitte, Sprache und Brauch und unter fremder Zucht seinen Beruf kennen zu lernen. So schickt 1458 ein Rigaer Kaufmann Hinrich v. d. Wele seinen Neffen zu einem Freunde in Brügge. In dem betreffenden Briefe[3]) heißt es: „Philippus, gude vrunt, so sende ik jw eenen Jungen by wenemer meye (Name des Schiffers); her is mynes broder sone vnd het Arnt, dot wol vnde bestediget ene by enen prester, off dar he wol sy, dat he lere dat gy mene dat eme nutte sy, vnser leue vrouwe tide lesen, vnde de seuen salmen vnd ander bede, dat he schriuen vnd lesen lere. Jk bidde jw, dat gy jo mede to sen, dat he in dwanghe gheholden werde, dat he synen willen nicht enkrige. wes he behoff heuet, dot wol vnde kopet eme vn schriuet vp myne rekenschop." Dann beginnt eine fleißige Korrespondenz mit den Lieben daheim.

---

[1]) Hanserecesse II, IV, S. 317. — [2]) Im Archiv des Nationalmuseums. — [3]) Th. Hirsch, Danzigs Handels- und Gewerbsgesch. S. 229.

Vom Vater erhält er Briefe voll guter Lehren: „Lieber sun, halt dich redlich vnd piß frum vnd hut dich vor posser gesellschaft." „Vnnd lern etwas," schreibt 1503 am 31. März Michael Behaim an seinen Sohn Friedrich: „das du etwass konst ein mal; du siht wol wer nichtz kan, den lost man fur ein essell stan." Diese Mahnungen nebst Aufforderungen zum Fleiß und zur Gefälligkeit gegen den Herrn kehren immer wieder. Namentlich häufig und bezeichnend für den frommen Geist dieser Epoche, der seinen Ausdruck auch in den Formeln findet, sind die Ermahnungen zur Frömmigkeit: „Lieber sun frieblein," schreibt derselbe Behaim, „Ich pit dich fleissig vnd gutlich, du wolst diesse heillige zeit sain fleissig in dem dinst gottes" und genau schreibt er ihm vor, mit fünf Paternoster und fünf Ave Maria und einem Glauben dem Herrn zu danken und der Mutter Gottes nicht zu vergessen, „alle Tage mit drei Ave Maria und einem Salve Regina." Zu Neujahr schickt er ein Betbüchlein und als einmal von Krankheit die Rede ist, schreibt er, „piß frum vnd gotzforchtig, das ist die pest atzeney." Wie für das geistige Wohl ist man auch für das leibliche besorgt, namentlich auch die weiblichen Verwandten: sie warnen vor der Hitze, dem übergroßen Obstgenuß, und man ist ängstlich, wenn man von der fremden Stadt vernimmt, „wie es drinnen gestorben hab." Der Vater ist auch wohl um Kriegshändel besorgt, der alte Behaim wünscht seinen Sohn aus Lyon fort, „man sagt hie, es sull gantz vnfriedlich werden in franckreich vnd sonderlich vm Lyon." — Andererseits findet sich in diesen Briefen auch der alte Konflikt zwischen Vater und Sohn, zwischen alter und neuer Zeit, der auch in der fürstlichen Familie des Albrecht Achilles begegnet ist und immer wieder begegnen wird, berührt: der Sohn beansprucht Geld oder Kleider, und der Vater hält es für überflüssig, schilt über den Aufwand und führt sich als gutes Beispiel an: „Ich pin woll zway Jar aussen gewest, ich hab so vill nit verzert als du." Der alte Behaim schilt namentlich über den Kleideraufwand. „Und was du sichst von andern, das must du auch haben", „ist nit mein meinung, es schat nit, daß du slecht gest" und da der Sohn sich zwei Atlaskleider hat machen lassen, schreibt er: „Aber mit den atlassen wamassen

ist es zu vil, wan feygenseck sollen nit atlassa wamaß tragen, man will suß wenen, du seyst eines graffen sun." — Damit verbindet er andere Vorwürfe, wie „Ich halt du seyst faull vnd schreibst nit gern." — Indessen spricht auch solcher Briefinhalt für die väterliche Liebe, die sich auch sonst zeigt. Immer ist er für den Sohn interessiert, „vnd wer dir freuntschaft beweist," schreibt er einmal, „laß mich auch wissen, dem mag ich solcher freuntschaft von deinen wegen danken." Am Schlusse seiner Briefe läßt er sich auch oft dem Prinzipal empfehlen, „sag deinem herrn mein dinst".

Mit der Mutter verkehrt der Sohn natürlich vertraulicher. Allzuhäufig schreiben sie einander nicht: dafür besorgt sie ihm alles, was er bedarf — „hat dir die muter alles in ain schachtel gemacht," schreibt der Vater; — und die Briefe des Sohnes an sie, denen er seinen „gehorsam vndertenich willig dienst" voransetzt, sind immer voll von Bitten und Aufträgen. Ihre Briefe aber zeigen die tüchtige bürgerliche Hausfrau. Besorgter als der Vater äußert sie sich über sein körperliches Befinden und giebt ihm gute Ratschläge.

Die Sehnsucht nach einander drücken die Briefe aus diesen schlichten und nüchternen Kreisen nicht in Worten aus. Die Abwesenheit währt ihre Zeit, und zum bestimmten Tage wird der Sohn wiederkehren: darin findet man sich ohne weiteres. Gleichwohl ist es die Pflicht des Sohnes, Briefe auch ohne besonderen Anlaß zu schreiben und nicht allein Vater und Mutter, auch die andern Verwandten wollen schon besondere Mitteilung: „schreib am negsten", mahnt Michel Behaim, „der anfraw auch ein clein priflein, wirt ir gar sanft thun, dan sie hat dich lieb."

Geht der Mann auf Reisen, so schreibt er von fremden Orten, sobald Gelegenheit da ist, an sein Weib, und ebenso erwartet er von Hause Briefe, namentlich bei wichtigeren Vorfällen. Am 18. Hornung 1504 schreibt Pankraz Holzschuher an Michel Behaim: „Lieber ohaim. Ich hab meinem weib zum merern mal geschriben, auch dir ein mal, auch deinem weib einmal, so ist nye kein antwort wider worden von nymant nit, dan ein prieff von meinem weib, darin ich nit verstehen kan,

ob ir die prieff all worden sint oder nit." Der Bote mit neuen Briefen habe dann niemand zu Hause gefunden, „das befrembt mich ser, das mein weib yn meinem abesen vom hauß sol zyhen on mein willen vnd wissen vnd mir for nichs daruon schreiben, des ich nit klein verdriessen hab, das du wol magst gedencken, das es mir an schaden nit wol gesein mag!" —

Die Geschwister, die jetzt häufiger von einander getrennt wurden, — die Schwester heiratete und zog von dannen, der Bruder gründete in fremder Stadt ein neues Heim — blieben im regen brieflichen Verkehr. Die Schwester fragt den Bruder in ihren Angelegenheiten um Rat, „ich pit dich gar freuntlichen", schreibt 1461 Agnes Schurschabin an ihren Bruder Lienhart Behaim, „das du mir dein rat dar jnen gebst, wie ich es furpas dar jnen halten schol." Die Schwester sendet der Schwester Geschenke, giebt Aufträge für ihre Wirtschaft oder bittet wohl, für ihren Putz eine Haube zu besorgen, oder wenn es ihr schlecht ergeht, wendet sie sich vertrauensvoll um Hilfe an sie und schildert ihre Not: „es ist fil auf mich gangen", klagt Susanne Martin Winter, deren Mann es sehr schlecht ging, „vnd hab werlich karklich gelebt, man sicht im wol an, wie mir gelebt haben." Ebenso bittet der Bruder die Schwester um Hilfe und um ein gutes Wort bei seinem Schwager: „So wiß, mein herzliebe Swester, ich hab da deinem Man geschrieben, das er ein freuntlicher Swager wol sein vnd wol mir zw Wyllen werden."

Überhaupt Verwandte wechseln häufig Briefe. Namentlich die Frauen, die in ein Kloster gingen, wo das Briefschreiben überhaupt von jeher gepflegt war, waren eifrige und geübte Briefschreiberinnen — schon die schöne Handschrift derselben zeigt solche Übung, — sei es, daß sie im Interesse ihres Klosters an einen Verwandten schrieben, wohl um „Urlaub" für einen „Schaffer" baten, den sie nur ungern verlieren würden, „wan wir gar ein sunderlichen freunt vnd fleyssigen vürsorger an im haben in vnßerm gotshaus", sei es, daß sie gar ausführliche, in ihren Phrasen an die Mystiker erinnernde Neujahrsbriefe sandten und sie mit Geschenken, „Leckkuchen" oder einem kleinen „faczenetlein" (Taschentuch) begleiteten, oder ihre Teilnahme an einem Unglück ausdrückten: „dein betrubtnus und widerwertig-

keit deiner lieben muter selligen halben ist mir ein trewlicht laid vnd vnserer wirdigen lieben muter vnd dem ganz conuent vnd haben ein groß mit leiden mit dir, ich hoff, sy hab ein gute fart thun, ich pin ir vnd dir von herczen danckper alles des guten das sy mir vnd all mein geschwistreten gethun hat, got sey ir ewiger lon vnd geb irs in gener welt wider, ich will got trewlich fur sy piten.“ Sehr hübsch schreibt auch eine andere an ihren Oheim, „auch hab ich in sunderheit jar oft an dich gedacht der großen kelt halben, auch vil gescheft halben, die du hast, das ich gelawb, du nit kunst nit vil in der stuben beleiben, als dir lecht oft not wer.“

Der Neffe, der mit ins Feld ziehen muß, berichtet an den Oheim: „wir haben ein langweilige zeit hie, ich mocht wol leiden, das es schon ein endt hat.“ In den Briefen der Schwäger ist nicht bloß vom Geschäftlichen die Rede; wer im Unglück ist, bittet um Hilfe, „den ich hab kain zwversicht zw nimant dan zw dir vnd auch kain pessern freint“, aber auch von weniger schweren Dingen schreibt man: „auch gern gehort Ir also auff dem land disen herbst freudt gehabt habt.“ Man kündigt auch seinen Besuch an und entschuldigt sich, wenn man verhindert wird, „so kan ich je jeczund nicht meiner hausfrawen halben, dy ist nicht vom sterckesten, des geleich mein vatter, doch so ist dy kranckhayt vmb meinen vatter wol pesser worden vnd ist jm an dy augen kumen, dy thuend jm vast we.“ — In allen diesen Briefen nehmen einen weiten Raum die Grüße ein, oft mit sehr hübschen Bezeichnungen: „grüß mir dein folck alß samen“, schreibt eine Schwester der andern.

Wie übrigens das Hausgesinde oft in die Grüße und die Erkundigung nach dem Ergehen eingeschlossen wird, so schreibt auch einmal eine frühere Dienerin an Frau Behaim in einem Briefe, der von dem Gelde handelt, das sie der früheren Herrin anvertraut hat: „grust mir die czwey Jungkhern vleysig, ewr schwestern vnd all ewr hawsgesint.“ —

Aber der Briefverkehr des bürgerlichen Hauses ging noch über den nächsten Kreis hinaus. Der Kaufmann hatte, abgesehen von seinem Geschäft, — oft begegnet um 1470 auch eine Hausfrau, die solche Briefe für ihren Gatten oder Sohn um-

sichtig zu schreiben weiß, — auch andere Angelegenheiten brieflich zu erledigen: als angesehener Bürger der Stadt hatte er wohl mit dem Rat der eigenen oder einer anderen Stadt zu korrespondieren; hatte er einen Rechtshandel, so gingen Briefe zwischen dem erwählten Rechtsbeistand und ihm hin und her. Kleine Leute schrieben vertrauensvoll an ihn, „liber her", schreibt einer, „ich lauff zw euch als ein kind zw seinem vater", und er mußte antworten. — Überhaupt wurde durch die Änderung der äußeren Lebensverhältnisse das Briefschreiben mehr geübt.

Häufiger bittet man Freunde und Bekannte um Gefälligkeiten, giebt Aufträge und bedankt sich höflich für die Besorgung. So dankt Gerhard Bruns, Sekretär des Kaufmanns zu Brügge, 1486 dem Ratssekretär Johann Bersenbrugge in einem langen Brief[1]) sehr für seinen Dienst, sendet ihm auch etwas, „dat aller beste unde fynste hiir to market gewest is". Dieser Empfänger scheint, wie viele Leute seines Standes zu allen Zeiten, ähnlichen Dank oft geerntet zu haben. In einem Briefe von 1479 schreibt er einem Bekannten,[2]) was er für ihn gethan, giebt dann mehrere Aufträge, schließt aber sehr deutlich: „wat gii darvor geven, wil ick hiir, weme gii willet, unvortogert to dancke wal betalen. Wille gii my darinne ock wes schencken vor myne moye, steyt bii juw." — Wenngleich nicht immer so direkter Anspruch auf Gegenleistung erhoben wurde, so war es doch bei allen Bitten um Gefälligkeiten oder wenn man sich für solche bedankte, durchaus Regel, die Bereitwilligkeit zu solcher zu versichern. „Dut hiir ju beste by," bittet 1444 Diderik van Someren seinen „vadder" Corde Vorstenberch,[3]) „alze ick ju tolove, oftet ju alſo gheleghen were." Der gewöhnliche Ausdruck ist indessen, daß man solches freundlich und nach bestem Vermögen verdienen wolle. Dasselbe sagt man, wenn man Geschenke, vielleicht einen Lachs erhält oder sonst ähnliches „von meinetwegen freundlich zu verzehren". Man ist darin sehr höflich. So sagt eine Schwester der andern für ein Geschenk Dank: „mit erbietung in allem dem, dar in ich euch gedenen kan, wil ich mit ungespartem fleiſs alczeit willig sein." —

¹) Hanserecesse III, II, 43 f. — ²) Ebenda III, 1. S. 140 ff. — ³) Hansische Geschichtsblätter II, 72.

Wie man einer Sendung an Freunde oft ein Geschenk beifügt, so enthalten auch die Briefe an diese nicht allein rein geschäftliche oder persönliche Dinge und Aufträge. Man erzählt von einem Bankerott, der großes Aufsehen gemacht hat: wie einer „also hart verdorben sei“, oder einem Mord, der alle beschäftigt; man erkundigt sich nach Bekannten, von denen man zweifelhafte oder schlimme Nachrichten gehört hat: „Item ich sol euch schreiben von M. Winter“, heißt es in einem Briefe Hans Raysers an seinen Schwager Behaim, „so weys ich gar nichs czu schreiben, davon nücz oder freyd sey, er schreibt mir nichs.“ — Überhaupt beginnt man sich zu entschuldigen, wenn man nicht antwortet oder lange keinen Brief gesandt hat. So schreibt derselbe Rayser am 10. Aug. 1501: „ich pit euch ir welt mir nit verargen, das ich euch nit hab geschryben“, er habe es nicht in „arger Meinung“ gethan, und Dürer schreibt einmal an Pirkheimer, er sei „zu faul“ zum Schreiben gewesen.

Den stärkeren geselligen Verkehr zeigt auch die Häufigkeit der Scherzschreiben, die man bei besonderen Gelegenheiten oder auch ohne solche abfaßt.[1])

Man schreibt schon, nur um etwas von sich hören zu lassen: alles Geschäftliche bleibt fern; stärker interessierende Mitteilungen hat man gar nicht zu machen; Erkundigung nach dem Befinden und Grüße sind schon oft der einzige Inhalt des Briefes. So schreibt 1473 Herzogin Ursula von Schlesien-Münsterberg an ihren Vater:[2]) „Durchleuchtigster ꝛc. Ewer gnaden gesuntheit vnnd wolmögen erfuren wir von grunde vnnsers gemutes zu aller zeit gern, wenn wir auch von den gnaden gotes frisch vnnd gesundt seint mit vnsern lieben herren vnd gemahel vnnd vnsern lieben Sönen vnnd Bitten ewer veterliche liebe, vns Jn gedechtnis zu haben, wenn wir auch ewer vetterlicher liebe zu aller zeit vmb lang leben den almechtigen got Bittende, domit der almechtige got phlege ewer vetterliche liebe Jn gesuntheit mit sampt hochgebornen furstin, vnser allerlibsten fraw mutter, vnnd allen vnsern zu aller zeit.“ Oder weniger steif Albrecht Dürer an

[1]) Bei Riebel Cod. dipl. III, I, 358 f. ein Beispiel: Heinz v. Rambach an Friedrich II. v. Brandenburg bei der Hochzeit der Tochter.

[2]) Riebel, Cod. dipl. III, 2. S. 143.

Hans Amerbach 1507:[1]) „Mein willigen dinst zwvor lieber Meister Hans! ewer glücklichs tzwstan ist mir ein sundre fremd, des halb ich ewch glück vnd heill gün vnd allen den ir woll wölt vnd sunderlich ewrer erbern Hawsfrawen, der ich aws gantzem hertzen gutz gön, vnd pit vch wolt mir schreiben, was ir gutzitz macht vnd vertzeicht mir dz ich ewch mach lesen mein einfaltig schreiben vnd hie mit vil gute nacht."

So trägt denn der deutsche Brief um 1500 einen freien, lebhaften und beweglichen Charakter, der sich, wie schon hervorgehoben, auch in der besseren Beherrschung der Sprache, in Stil und Ausdruck zeigt. Das Wort Huttens: „Es ist eine Lust zu leben", das man als Motto einer Darstellung jener Zeit vor der Reformation voransetzen könnte, findet auch seine Bestätigung in dem Briefe jener Zeit. Die Zeit der trockenen Mitteilung ist vorüber, der Brief hat Leben bekommen. In allen Kreisen ist das wahrnehmbar. Sein innerstes Gemütsleben offenbart der junge schwärmerische und liebenswürdige Fürst Maximilian in seinen vertraulichen Briefen. „Ich und mein hertzliebe Roßin", schreibt er 1477 an seinen Vertrauten Sigmund Prüschenk über seine Geliebte,[2]) „sein in aller lieb von einander geschieden. sie hatt umb mich und wann sie die alten tag gedacht hat ob X mahl geweint und uns hat nichts wehers gethan an beiden seiten, daz wir nicht miteinander haben reden muegen. doch han ich nie aus ihr bringen muegen, warumb sie so spicz gegen mir geweßen ist. wan ich sie daran gemanet hab, so hat sie gewant, wann ich sie recht angesehen han, so hatt sie aber gewaint, warumb sie mich nit mehr zu ihr hat laßen wollen, das ist wahre ursach, die sie mir hinaus geschrieben hat. lat sie bevolhen seyn gegen meins herrn gnaden uud tröst sie offt. sie wurd sich warlich krankh khummern." Andererseits strahlt aus seinen Briefen wieder köstliche Lebensfreude, wie in der Schilderung seines Lebens in Brügge: „hetten wir hie fried, wir säßen im rosengarten", und starker Humor. „Lieber herr Sigmund", schreibt er am Tage nach der Geburt seines Sohnes

[1]) Auf der Baseler Bibliothek. — [2]) Maximilians I. Vertraul. Briefwechsel mit Sigmund Prüschenk. Herausgegeben v. V. v. Kraus. S. 30.

1478, „ich bin gar fro, daz ich ein gesellen hab ahn meinen sohn und wars nur fried worn, daz ich rennen und stechen möcht.“ — Neben den Briefen des begabten Fürsten und über diesen stehen Briefe hervorragender Männer aus dem Bürgerstande, wie die äußerst lebendigen, von Humor, bisweilen auch von Ironie durchsetzten, in leichtsinnigem Künstlerton abgefaßten Briefe Albrecht Dürers.[1]) Aber auch in den kleineren bürgerlichen Kreisen werden jetzt Briefe geschrieben, welche weit über den trockenen und konventionellen Erzeugnissen der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts stehen; so jener Brief einer Nonne,[2]) der recht eigentlich die Lebenslust und die veränderte Gesinnung gegen die Kirche im Volke zeigt und ganz zu dem Liede paßt: „Gott geb ihm ein verdorben Jahr, der mich macht zu einer Nunnen.“ „Hertz liebe mum, ich laß euch wissen, das vor verganger zeit die herrn pey uns syn geweßen; do hab ich yn etlich vrsach vnd beschwernus der sel halben angezeigt, das ich nit im kloster wol bleiben; do haben sye thun alls vnßer weißen gunstig hern vnd getrew veter vnd haben mir vnd den andern, die solchs auch begert haben, getreulich geraten vnd vns gefragt, ob keine kein anweßen hab, do sye hin kem; do hab ich fur mein person geantwort: neyn, den der her Endreß Tucher wil mich nit annemen, er hat selber IV enykla; er thut greulich, hat sorg, er muß mir etwas geben, so ich doch nichts an zu beger, ich hab ie ein gute hoffnung zu got, er wer mir denyg helffen . . . . Hertz liebe mum, ich pit euch vm Chr. vnsers seligmachers willen . . . dar ich mich nur ein weil pey euch wolt haben; ich wil euch warlich nit schad zu eurem hauß sein, ich will nit feiern, ich wil auch neen, was euch in das gehort, spinen, oder was ir mir zu erbeten (arbeiten) gebt, ich wil euch der kynder warten, ir durfts mir kein wein zu trinken geben u. s. w.“ Hier finden Gedanken und Gemütsvorgänge den richtigen und von Ungeschick freien Wortausdruck. Dem deutschen Volke ist der Brief vertraut geworden, es versteht in ihm seine

[1]) Vgl. z. B. den an Pirkheimer vom 8. Sept. 1506. — [2]) Anna Tucherin an Cordula Hannß Pemerin. Ztschr. f. deutsche Kulturgeschichte. N. F. III. 1874. S. 329 f.

Sprache zu gebrauchen. Und es ist kein Wunder, wenn wir dies neue Leben auch in anderen, dem Volksleben ferner stehenden Kreisen finden. Wir freuen uns, wenn wir in dem langweiligen Bericht eines Ratssekretärs[1]) einmal einen Satz finden, wie „Ich dachte: de wort sint kóstlich, got geve, dat si sich den werken erfolgen mósen", oder wenn Humanisten, die nur im lateinischen Brief ihr Ideal sahen und die Muttersprache vernachlässigten, hin und wieder auch gut und kräftig in deutschen Briefen zu reden verstehen, wie Reuchlin, der 1519 an Pirkheimer über die Zustände in Würtemberg schreibt:[2]) „Man frag den Herwart von Augspurg unnd Ulrich Nythart von Ulm unnd andere, die wissent alles unnser weßen und des gantzen lands Wirtemberg vermögen, hab und gut, die werden üch künden sagen, das wir verdorben sind, inn grund und inn boden, unnd haben fürtermer die bößen by unns kainen anndren trost, dann Ir armutt, sie künnden nit mer verderben." Und auch den volkstümlichen Humor verleugnen diese Humanisten nicht immer, wie sich die feingebildete Äbtissin von St. Clara, Charitas Pirkheimer, die sich gern „vnnütze äbtissin" unterschreibt, in ihren wenigen deutschen Briefen oft gar launig nnd scherzhaft giebt. Mehreren Nürnberger Herren antwortet sie einmal,[3]) sie habe ihren Brief so gelesen, „das mir die augen mer dann einmal darob sindt vbergangen, doch mer lachens denn jnnigkeit halb." In der volkstümlichen einfachen Sprache gleicht sich Hoch und Niedrig. Die Schilderung, die der hochgestellte Graf Wolfgang zu Fürstenberg in einem Briefe an seine Gemahlin über den Sturm giebt, den er auf seiner Reise mit dem jungen Philipp 1506 nach Spanien erlebte, unterscheidet sich in keiner Beziehung von derjenigen, die sein Hofmeister, der ihn begleitete, einem befreundeten Kammermeister macht.[4])

Die angeführten Beispiele lassen deutlich erkennen, daß der deutsche Brief sich zu voller Blüte um diese Zeit zu entwickeln beginnt. Man muß erstaunen über den Fortschritt, den der Stil in überraschend kurzer Zeit gemacht hat. Die ungeheure Schnellig-

[1]) Slebusch, vgl. Mitt. aus dem Köln. Stadtarchiv. XI, 3 ff. — [2]) Reuchlins Briefwechsel her. v. Geiger S. 31C. — [3]) Loose, Aus d. Leben d. Charit. Pirkheimer S. 80 f. — [4]) Ztschr. f. d. Gesch. Freiburgs I, S. 134 u. 137.

keit der Entwickelung, welche das 15. Jahrhundert charakterisiert, wird trefflich klar, wenn man zwei deutsche Briefe aus dem Anfang und dem Ende desselben mit einander vergleicht. Die gegen frühere Zeiten unendlich viel größere und viel mehr Kreisen zu gute kommende Unterrichtsthätigkeit ist ein Hauptgrund für diese Erscheinung. Aber es ist nicht allein der Stil, der sich verändert, der Inhalt und Ton ist auch ein anderer. Wie die Worte, ist auch der Geist, der aus den Briefen spricht, menschlich, volkstümlich geworden. Im Mittelalter war die Bildung eine vollkommen gleichmäßige gewesen, weil ihre Träger immer dieselben waren. Die Briefe, die geistlich-klösterlichen einer- und die geschäftlichen andererseits, zeigten immer dasselbe Äußere, denselben Charakter. Auch jetzt spricht — abgesehen natürlich von den Kanzleibriefen — aus ihnen eine Gleichmäßigkeit, aber nicht der Nüchternheit und formellen Trockenheit, sondern der Lebendigkeit, der Freiheit, des Geschicks und des Humors. Nachdem der Geistliche seine Rolle ausgespielt hat, ist das ganze Volk in seiner Bildung eins geworden. Wie das Volk spricht, fühlt und denkt der Hochgestellte, der Fürst, ja oft auch die Vorboten der neuen Zeit, welche eine Kluft schuf zwischen dem „Volk" und den „Gebildeten", die Humanisten.

Sechstes Kapitel.

Deutsche Briefsteller.

Um dieselbe Zeit, als der deutsche Brief nach dem Stadium der ersten Entwickelung zu größerer Vervollkommnung gelangt, als der lateinische Brief zur Ausnahme geworden war, beginnt die deutsche Sprache auch auf die wichtigen Hülfsmittel des Briefschreibens, die Briefsteller, ihren Einfluß zu üben. Man darf dieselben nicht als Werke ansehen, die unsern heutigen Briefstellern ähnlich sind, und darnach ihren Wert beurteilen. Andererseits paßt auch der Name Briefsteller, wie wir ihn verstehen, sehr wenig auf die umfangreichen Formulare und Rhetoriken jener Zeit. Wie schon bemerkt ist, entstanden schon im frühen

Mittelalter zu Unterrichts- und praktischen Zwecken Formelsammlungen, vorwiegend juristisch-geschäftlichen Inhalts, die für das öffentliche Leben durchaus notwendig waren. Es kam dann nach dem Vorgang Alberichs von Monte-Cassino und anderer Italiener ein theoretischer Teil hinzu, und es begann auf diesem Gebiet eine ausgedehnte litterarische Thätigkeit. Allmählich legte man aber das Hauptgewicht mehr auf die rhetorische Seite. „Wiltu wissen", sagt später das Formalari, „warauß man lerne brief dichten. So sag ich dir daz es geschicht auß der rhetorik kunst." Gleichwohl sind noch in vielen Werken auch des 16. Jahrhunderts der juristisch-notarielle Teil und ein gewöhnlich kleinerer rhetorisch-briefstellerischer verbunden.

Diese Formelbücher und Rhetoriken beginnen also seit der Mitte des 15. Jahrhunderts deutsch zu werden. Anfangs sind in dem lateinischen Werke nur die Muster und Formeln oder einzelne derselben deutsch, oder man stellt lateinische und deutsche Muster nebeneinander; ebenso werden die Titel mit den Anreden lateinisch und deutsch, dann auch allein deutsch gegeben.[1]) Es folgen endlich auch ganz deutsche Werke, anfangs selten und vereinzelt.[2]) Mit der Erfindung der Buchdruckerkunst werden dann die deutschen Formularien und Rhetoriken immer häufiger und verbreiteter, denn gerade im offiziellen und geschäftlichen Verkehr, in dem sie gebraucht werden, hat die lateinische Sprache ihre Alleinherrschaft verloren. Lateinische Briefsteller — das heißt theoretische Werke über wirkliche Briefe — schreiben jetzt die Humanisten.

Das Wesentliche ist nun, daß alle diese Werke, wie sie auch alle von einander abhängig und aus einander hervorgegangen sind, durchaus in der ganzen Anlage wie in den vielen Einzelheiten sich nach ihren lateinischen Vorgängern richten. Einer schreibt den andern ab oder fertigt Auszüge aus andern. Die Litteratur wurde so allmählich, dem Bedürfnis entsprechend, sehr groß. So sagt im 16. Jahrhundert Fabian Frangk in seinem

---

[1]) Die einzelnen hierher gehörigen Handschriften siehe bei L. Rockinger, Über Formelbücher vom dreizehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert, S. 75 ff., 30 f. Vgl. auch Schum, ein thüringisch-bayerischer Briefsteller in „Neue Mitteilung. aus d. Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen XIV." — [2]) Rockinger a. a. O. S. 79.

verhältnismäßig besseren „Cantzley- vnd Titelbüchlin“: wenn jemand „was scheinbarers“ haben will, „der findt im deutschen vnd latein seine fürgeher, an welche er sich halten mag!“[1]) Wie früher finden sich ausführliche Werke mit großer theoretischer Einleitung oder bloße Mustersammlungen oder nur Titelbüchlein.

Die Theorie des Briefes zunächst schließt sich ganz an diejenige früherer Werke an. Der Brief, der oft mit einem wohlgestalteten Leibe verglichen wird — dieser Vergleich findet sich vom Mittelalter an bis zu dem Ausgang des 17. Jahrhunderts, — wird genau in bestimmte Teile zerlegt. Wie sie einst Alberich von Monte-Cassino und seine Nachfolger in Italien und Deutschland aufgestellt haben, so gelten auch jetzt vor allem 5 Teile: salutatio, exordium, narratio, petitio, conclusio. Doch brauchen nicht alle regelmäßig vorzukommen, „etliche gebrauchen 4, etliche 3, etliche 2“.[2]) Nach dem Augsburger Formalari fehlt bei 4 Teilen das exordium, bei 3 exordium und petitio. — Die Sitte und die Art des Grußes im Anfange des Briefes ist schon geschildert worden. Unsere Briefsteller lieben es aber, auch neue Formeln zu erfinden, wie Geßler[3]) einem „Edel Sun“ den Gruß „Mannlich keckheit mit lieplicher truw ist dir meinem lieben vatter zů rettung allzeit gehorsam“ empfiehlt, oder wie in einem noch früheren lateinisch-deutschen Briefsteller[4]) der Sohn schreibt: „Untertenige fursichtikeit mit dem band der lieb czuvor.“ — Das exordium bezeichnet gemeinhin den Grund zum Schreiben — ein späterer Briefsteller[5]) erklärt es als „Entwerfung und Anschickung der Sachen“ — und ist gewöhnlich mit einer captatio benevolentiae verbunden, weshalb dieser Teil früher auch darnach genannt wurde. Oft wird auch ein allgemeiner Satz, eine Wahrheit an die Spitze gestellt, die sich auf den Zweck des Schreibens beziehen. — Die übrigen Teile

---

[1]) Die Litteratur der Briefsteller — auch die des 16. Jahrh. — siehe bei Rockinger a. a. O. S. 98 f. — J. Müller, Quellenschriften S. 362 ff. — R. Hanns, Beitr. z. Gesch. des deutsch-sprachlichen Unterrichts im 17. Jahrh. S. 43 f. — [2]) Auch diese Bemerkung ist den lateinischen Briefstellern entnommen. Vgl. Quell. z. bayer. u. deutsch. Gesch. IX. (Rockinger) S. VIII. — [3]) „Wie man einem yecklichen, was wuerden vnd stads der ist, schryben soll.“ Blatt 5. — [4]) Herausg. v. Schum a. a. O. S. 118. — [5]) F. Frangk Cantzlei- und Titelbüchlein.

verstehen sich von selbst. Diese Disposition soll man nun in allen Briefen nach Möglichkeit innehalten: der ohnehin schon konventionelle Brief wird zum einfach ausfüllbaren Formular, wobei man für die einzelnen Teile ganz bestimmte Wendungen, für welche unzählige Muster gegeben werden, sogar bestimmte Einleitungswörtchen und Konjunktionen verwenden kann, also für das exordium Dieweil, für die narratio Als, für die petitio Darum so. Die ganze Teilung ist natürlich rein äußerlich. Verfasser von humanistischen Briefstellern, die den klassischen lateinischen Brief wieder zu Ehren bringen wollen, machen sich daher darüber wie über die sonstigen „aniles alucinationes" vom Duzen und Ihrzen u. s. w. lustig. Und ein solcher, Bebel, sagt:[1]) Ponunt nostri germani quinque partes epistolae. — Et ad quamlibet partem certam verborum et orationum congeriem accumulant. Unde omnes epistolas tuas fabrices, quod mihi in primis displicet . . . Quod si me audire vis, abstinebis a partibus et multis preceptis epistolarum." Aber der, welcher so vernünftig sprach, hielt selbst nur einen lateinischen Brief für den einzig möglichen und angemessenen. Die Verfasser der deutschen Briefsteller ließen sich auch nicht stören und suchten später im 17. Jahrhundert etwas darin, noch mehr Teile und Teilchen für den Brief auszuhecken.

Andere große theoretische Erörterungen stellte man über den Brief nicht an,[2]) zumal eigentliche Briefe, damals Missiven oder Sendbriefe genannt, meist sehr nebensächlich behandelt wurden. Der Brief, den man noch oft einen Boten nannte, fiel überall unter die Rhetorik. „Der Sendbrieff", sagt später Frangk, „ist eine rede, so eins zum andern jm abwesen (es sey freundt oder feindt) schriefftlich tuet, darinn eins dem andern sein innerlich odder heimlich anliegen, rath vnd gemütt eröffnet."

---

[1]) In seinem Comment. epistolarum conficiendarum. — [2]) In der Conradi summa de arte prosandi um 1260 (f. Quell. z. bayer. u. deutsch. Gesch. IX) heißt es: „Epistola inventa . . . ut secreta per ipsam celentur vel ocultentur, et ut impericia seu rusticitas portitoris seu exhibitoris literarum non noceat mittentis intentioni, et ut localis corporum sequestratio seu distantia non inpediat comodum seu colloquium amicorum."

Wie man indessen mehrere Teile im Brief unterschied, so klügelte man auch mehrere Briefarten oder Geschlechter aus. Riedrer unterscheidet, natürlich nach früherem Muster, „drů geslächt der sendbriefen, nemlich der leer, des schimpffs (Scherzes) und der ernsthafftigkeit in swârn sachen." Auch in dieser Beziehung macht man im Laufe der Zeit immer neue Kategorieen, nach denen dann die einzelnen Muster aufgeführt werden.

Diese Muster bilden überhaupt den Hauptinhalt der Briefsteller.

Wenn man von den juristisch-geschäftlichen Formularen, Scheinen und Schreiben, den Kaufbriefen, Ladungen, Schuldbriefen, „Quittanzen", Verschreibungen, Testamenten und anderen, die in den älteren Werken durchaus den Hauptteil ausmachen, absieht und nach Mustern für eigentliche Briefe in unserem Sinne sucht: so sind schon manche vorhanden, die über verschiedene Gelegenheiten und Anlässe zum Briefschreiben aufklären können. In dem Augsburger „Formalari" finden sich Beispiele für den Fall, daß man ohne Antwort geblieben ist und um solche bittet, ferner „so man glück wünscht zu einer wirdigkeyt", „als einer dem andern schreibt auff ein grebnuß ze komen", „als einer dem andern leydklagung zu schreibt", „ein sendtbrieff von schiessens halb mit dem bogen auff aufenteür darzu zeladen" und bei Riedrer[1]) „von Mitfröwung", z. B. bei „hingang der kranckheit", „Schrifftlich abwendung einer ladung vff hochzyt", weiter über gedachte Fälle „Wie einer sinen frůnd von trunckenheit abzeston vermandt", „Beclagung einer můter gegen ir dochter über armůt". Ein altes Muster für einen Fall, der uns auch in wirklichen Briefen begegnet ist, kehrt oft wieder: die Ermahnung eines Vaters, sein Sohn solle ein besseres Leben führen. In den Briefstellern ist es der Student, der die guten Lehren erhält, der ja auch im Mittelalter der einzige war, der solche Briefe empfangen und beantworten konnte.[2]) — Gänzlich

[1]) Spiegel der waren Rhetoric. — [2]) Ein früheres latein. Beispiel in dem Werk des Ludolfus (Quell. z. bayer. u. deutsch. Gesch. IX, 373). — Ein latein.-deutsches in dem thür.-bayr. Briefsteller (Neue Mitt. a. d. Gebiet hist.-antiqu. Forsch. XIV, 119 ff.)

erfunden und für den wirklichen Gebrauch gleichgültig sind in der Regel die wenigen Beispiele für scherzhafte Briefe „zur uffweckung des glächters“, wie „der schalckhafftigen juden verspottung“ oder diejenigen für lehrhafte und ähnliche Briefe „von den aller treffenlichesten Sachen“, wie folgendes: „Wie ein geistlich mann vß Jüdischem geslächt erboren: in cristenlichen glouben komen, sinem vatter, einem Juden schribt und vermandt, sich zu dem waren Licht ze keren.“ Diese Muster sind die ersten Spuren für eine Neigung der späteren eigentlichen Briefsteller — denn mehr und mehr scheiden sich die Formel- und Geschäftsschreibensammlungen für den notariell-juristischen Gebrauch davon —, alle möglichen Dinge in ihren Briefen vorzubringen, eine Neigung, welche diejenigen des 17. Jahrhunderts zu wahren Encyklopädien alles Wissenswerten und -unwerten macht.

Einen weiten Raum nehmen in unserm Briefsteller die Titel ein, es giebt sogar auch eigene Titelbüchlein. „In disem puchlei vint man wie man eim iczlichen schreiben soll“ heißt ein solches. Bis ins einzelnste werden dieselben spezialisiert, wie der Rat von Augsburg, wie der Graf von Hochstein, wie „ein Edelmann, der ein Ampt hat“, ein Doktor, der von altem Adel ist, tituliert wird, ist genau angegeben. Wohlweislich sagt aber schon das Formalari, wenn man einen besonderen Zweck erreichen will, „mag er im sein adjectiva meren, umb das jm sein schreyben bester anmüntlicher und baß auffnemlich zů hören.“ In den Einzelheiten der Titelwissenschaft schließt man sich an die älteren lateinischen Werke oft an. Man unterscheidet zwei Stände, den geistlichen und weltlichen, manche fügen noch einen dritten, den gelehrten hinzu. Jeder dieser Stände zerfällt wieder in drei Grade, einen oberen, mittleren und niederen, „nachdem sie (die Person) ein gros, mittelmessig oder gering ansehen hat“. Im weltlichen gehören zum Beispiel zum oberen Grad die Fürsten, zum mittleren „alle geborenen Herren“, zum dritten „die die geborenen Herren nicht dutzen“. Nach dieser Stufenfolge richten sich nun die ehrenden Adjektiva, welche man dem Titel hinzufügen muß, und kurz mögen diese hier folgen: Kaiser und Könige sind „allerdurchlauchtigst großmächtigst“, Fürsten „durchlauchtigst hochgeboren“, Markgrafen, Herzöge „hochgeborene Fürsten und Herren“, Grafen, Freiherren, Banner-

herren „Wohlgeboren", Ritter „streng" [1]), der Rat einer Stadt „fürsichtig, ehrsam, weise", Bürger „Ehrsam", Handwerker „ehrbar" (Riedrer nennt sie auch „kunstreich, subtyl"), Bauern „bescheiden". „Bescheiden" nennt man auch Juden, wenn man ihnen überhaupt ein Ehrwort giebt; im Briefe redet man sie jedoch auch mit „Wis jud" an. Der Papst ist „allerheiligster, hochwürdigster in Gott vater und herr", der Bischof „hochwürdig", der Abt und Pfarrer „ehrwürdig", geistliche Frauen „andächtig". Doktoren nennt man „erwürdig hochgelehrt". Frauen sind „Ehrbar". An eine Jungfrau schreibt man „zuchtige demutige und erberige Junckfraw". Regelmäßig halten es auch die Briefsteller für nötig, einen natürlich erfundenen Titel des Sultans anzuschließen, z. B. „dem allermechtigsten walderach und soldan her zu babilon zu turkey achomitey und elemitey Und eyn furst der Juden zu warramitey, Großmechtig von dem aufgang der sunnen piß an den nidergang der sunnen Eyn ratgeber der gotter Machmet und machlet Eyn pfleger des edeln gesteinß yn India piß an den perg oreb Probst des yrdischen paradeys Eyn hutter der gruben des gekreuzigten gottes konig czu Iherusalem u. s. w." Und ein anderer behauptet: „dem Turkischen Keyser schreibt man nicht zu teutzsch, Sunder Lateinisch also:" folgt der Titel. — Die ganze Titelwissenschaft trägt einen servilen Charakter, womit wieder das Bestreben der Leute zusammenstimmt, möglichst viel gelten zu wollen: jeder will „mehr" sein als der andere. Mit Recht sagt einige Zeit später Frangk, ebenfalls Verfasser eines Briefstellers: „denn es ist am tage, daß man schier mehr auff sölich gepreng der Ehrwort allenthalben acht gibt, denn auff all andere geschicklichkeiten wol vnd deutlich zu reden odder zu schreiben."

Damit hängt es zusammen, daß man auch in stilistischer

[1]) Bei Riedrer heißt es auf dem 82. Blatt: „Ettlich Edellůt wöllend noch heut zum tag nit ander determination meritorum oder wort des lobs den fryen und herren zůlegen, dann allein das wort Edel wie die Eltern geton haben: vnd soverr sy des beharren wölten: söltend sy auch nit für übel vffnemen, ob inen nach dem alten gebruch allein das wort vest oder eerenvest zugelegt wurd: Wiewol jetzt in übung ist, den fryen vnd herren wie den grafen das eerwort wolgeborn zůzeschriben."

Rücksicht sein Ideal nicht in dem Brief fand, den der beste und tüchtigste Teil des ganzen Volkes damals schrieb, sondern in den Machwerken der Kanzleien. Waren doch die Verfasser meistens selbst aus ihnen hervorgegangen und wollten ihre Werke zum Teil namentlich in ihnen benutzt wissen. Aber den Ton übertragen sie als Muster auch auf den Privatbrief, so weit sie diesen überhaupt berücksichtigen. Noch in einem lateinisch-deutschen Briefsteller [1]) des 15. Jahrhunderts ist der Stil der deutschen Muster, die nicht bloß sklavische Übersetzungen des lateinischen sind, anspruchslos, naiv und ungefähr dem Brief entsprechend, wie ihn der deutsche Bürger damals schrieb. Aber das unleugbar hervortretende Ungeschick suchten die späteren nicht durch Natürlichkeit, sondern durch Unnatürlichkeit zu bannen. So giebt Riedrer ein Beispiel, „wie sich einer gegen sinen frůnd beclagt, das im sin hußfraw abgestorben sye“: „Min willig fruntlich dienst ewig zůvor aller liebster frund. Wôlt gott, das du in minem großen vnual mir ouch gegenwůrtig wåreſt gewesen: bin ich alles zwyfels frye du hettest nit allein mit mir getrurt vnd geweinet: sunder mir trost vnd mindrung mins komers trůwlich zůgefůgt: dwyl aber verredes wegs vnd vnschick der zyt solich die ergetzlich gegenwůrtikeit mir entfrômbdt hat: můß ich dannocht vß lieb fruntschafft vnd verbuntlicher neigung, die din vnd min frôd vnd leid vnder vnns gemein macht als frůnden zympt dich mins vnfalls, komer vnd smertzen hiemitt berichten. Du weist so ich durch swår anligend sachen den gemeinen oder min eigen nutz berůrende betrůbt vnd entricht anheimsch kam, das ich von der Ersamen miner frůntlichen lieben hußfrawen durch ir lieplich frôlich vnd tugendsam grůß empfahung vnd geflissseneerlich ůbung allzyt in min willen vnd gevallen gericht: solch trost vnd ergetzung, die min sorg vnd trurikeit gantz hinlegtent: vnd in vergesslicheit fůrtent von den frawen, die min hertz erfrowt: vnd deßhalb billich ein frow genant was: fruchtbar angenommen hat. Aber das ich dir hiemitt ze wissen verfůgen wolt: dieselb min frůndin die mich weder mit worten noch werckenn ye erzůrnt hat: min trost froed vnd vffenthalt ist leider tod: got erbarm, das ich solchs erlebt hab. Die Sunn so in

[1]) Neue Mitteil. a. a. O.

minem hus, in minem hertzen vnd allenthalben so adelich vnd fruchtbarlich gelüchtet hat: ist durch todes not abgelöschen" u. s. w. Ebenso bezeichnend ist es, wenn ein anderer Briefsteller als Epitheta für die Geliebte:[1]) „Minnegliches, subtiles, wolgeberdetes, gerades, fürbündliches, inbrünstiges, wollüstiges, wohlthätiges, überliebstes Frauenzimmer" empfiehlt.

Übrigens haben auch die Briefsteller selbst speziell für den Stil Anweisung gegeben. Diese Anweisung beschränkt sich freilich darauf, in rein äußerlicher Weise den Briefmustern einige „Synonyma" und „Colores rhethoricales" voranzustellen. Ähnlich den eben angeführten Epitheta für die Geliebte empfiehlt das Formalari solche für den Bauern: „O du grober- hertsinniger- rüdischer- eßlicher- waldeßlicher- gebeurischer- groblicher- vnbrauchsamer- vntätiger- vilzeitiger- paur- ackermann- baumann- begiriger- geyziger- gieriger- gnaer- vnsatiger- vngnûgsamer- lüstiger- fräßlicher", ein Beitrag zur Wertschätzung des Bauern in jener Zeit, der in Fastnachtsspielen und sonst ja auch die entsprechende Rolle spielt. Unter der Rubrik „Merck hernach schön geleichnuß" werden dann tautologische Zusammenstellungen geliefert, wie „Aller zwitrâcht vnfrid vnd vneynigkeit". Weiter kommen dann colores rhetoricales, die in den späteren Briefstellern des 16. Jahrhunderts noch besonders als repetitio, mutatio u. s. w. klassifiziert werden, „mit hübschen beschliessungen vnd hofflichem teütsch von allen reden auß gezogen". Dieses „hoffliche teütsch" war eben das Ideal. Und wenn man nicht kanzleimäßige Weitschweifigkeit erstrebte, so redete man immer gleichsam in einer höheren Sprache; Gemütserregungen suchte man, wie in dem eben angeführten Klagbrief, durch bombastische Phrasen und gesuchte Bildlichkeit, die vielleicht poetisch sein sollte, auszudrücken. Der Natürlichkeit war dieser getragene wie der kanzleimäßige Stil gleichmäßig entgegengesetzt.

Soweit nun deutsche Briefe in den Schulen gelehrt wurden, nahm man aus diesen Briefstellern auch den Stoff und die Richtung für den Unterricht. Die Lehrer dieser deutschen Privat-

---

[1]) Germania XIII, S. 210.

schulen waren oft selbst Schreiber und benutzten daher naturgemäß diese Werke. Später sind auch Schulmeister Verfasser derselben.

Diese kanzleimäßige Neigung wurde dann erst recht gefährlich. Doch macht sich gerade in den Werken, deren Verfasser Schulmeister sind, mehr die Neigung zu gesuchter Bildlichkeit, zu bombastischem Ausdruck bemerkbar, freilich mit nicht minder bedenklichen Folgen.

Dennoch ist auch in dieser Beziehung gegen Anfang des 16. Jahrhunderts ein gewisser Aufschwung bemerkbar, und es zeugt von richtigem Urteil, wenn Fabian Frangk in der seinem Kanzleibüchlein angehängten „Orthographie deutsch“ unter den Mustern, die er zu lesen vorschlägt, neben den Erzeugnissen aus „des tewern Kaiser Maximililianus Cantzelei“ „diser Zeit D. Luthers schreiben“ empfiehlt.

Zweites Buch.

Das sechzehnte Jahrhundert. Blüte und Verfall.

Erstes Kapitel.

Luther, der Humanismus und die Kanzlei.

„Gnade und Friede in Christo, lieben Herren und Freunde! Ich hab euer aller Schreiben empfangen, und wie es allenthalben zustehet, vernommen. Auf daß ihr wiederumb vernehmet, wie es hie zustehet, füge ich euch zu wissen, daß wir, nämlich ich, Magister Veit und Cyriacus, nicht auf den Reichstag gen Augsburg ziehen; wir sind aber sonst wohl auf einen andern Reichstag kommen.

Es ist ein Rubet gleich für unserm Fenster hinunter, wie ein kleiner Wald, da haben die Dolen und Krähen einen Reichstag hingelegt, da ist ein solch Zu- und Abreiten, ein solch Geschrei Tag und Nacht ohne Aufhören, als wären sie alle trunken, voll und toll; da keckt Jung und Alt durch einander, daß mich wundert, wie Stimme und Odem so lang wären mögen. Und möcht gerne wissen, ob auch solchen Adels und reisigen Zeugs auch etliche noch bei euch wären; mich dünkt, sie seien aus aller Welt hieher versammlet. Ich hab ihren Kaiser noch nicht gesehen, aber sonst schweben und schwänzen der Adel und großen Hansen immer für unsern Augen; nicht fast köstlich gekleidet, sondern einfältig in einerlei Farbe, alle gleich schwarz und alle gleich grauaugig; singen alle gleich einen Gesang, doch mit lieblichem Unterschied der Jungen und der Alten, Großen und Kleinen. Sie achten auch nicht der großen Pallast und Saal:

denn ihr Saal ist gewölbet mit dem schönen, weiten Himmel, ihr Boden ist eitel Feld, getäfelt mit hübschen grünen Zweigen, so sind die Wände so weit, als der Welt Ende. Sie fragen auch nichts nach Rossen und Harnisch, sie haben gefiederte Räder, damit sie auch den Büchsen empfliehen, und eim Zorn entsitzen können. Es sind große, mächtige Herren, was sie aber beschließen, weiß ich noch nicht.

So viel ich aber von einem Dolmetscher habe vernommen, haben sie für einen gewaltigen Zug und Streit wider Weizen, Gersten, Hafern, Malz und allerlei Korn und Getraidig, und wird mancher Ritter hie werden und große Thaten thun. Also sitzen wir hie im Reichstag, hören und sehen zu mit großer Lust und Liebe, wie die Fürsten und Herren sampt andern Ständen des Reichs so fröhlich singen und wohlleben. Aber sonderliche Freude haben wir, wenn wir sehen, wie ritterlich sie schwänzen, den Schnabel wischen, und die Wehr stürzen, daß sie siegen und Ehre einlegen wider Korn und Malz. Wir wünschen ihnen Glück und Heil, daß sie allzumal an einem Zaunstecken gespießet wären.

Ich halt aber, es sei nicht anders, denn die Sophisten und Papisten, mit ihrem Predigen und Schreiben, die muß ich alle auf eim Haufen also für mir haben, auf daß ich höre ihre liebliche Stimme und Predigten, und sehe, wie sehr nützlich Volk es ist, alles zu verzehren, was auf Erden, und dafür kecken für die lange Weil.

Heute haben wir die erste Nachtigall gehöret; denn sie hat dem April nicht wöllen trauen. Es ist bisher eitel köstlich Wetter gewest, hat noch nie geregnet, ohne gestern ein wenig. Bei euch wird's vielleicht anders sein. Hiemit Gott befohlen, und haltet wohl Haus. Aus dem Reichstag der Malztürken den 28 Apr. Anno 1530.

Martinus Luther, D.

So schrieb Martin Luther 1530 an seine Tischgenossen daheim. Hier ist der erste Klassiker des deutschen Briefes, hier ist jemand, der den Brief zum vollkommenen Ausdruck seiner Gedanken und Empfindungen zu machen versteht, der das aber nicht in künstlicher, übel verbrämter Sprache thut, sondern indem

er die Sprache des Lebens, die Sprache des Volkes zu ungeahnter Höhe bringt. Hier ist der erste eigentlich individuelle Briefschreiber, der nicht Traditionelles und Konventionelles braucht, der sich selbst giebt und niemand anders. „Und wer es lieset", sagt er einmal in Bezug auf eine Spottschrift,[1]) „und jemals mein Feder und Gedanken gesehen, muß sagen, das ist der Luther."

Luthers Briefe sind für uns eine zu hervorragende Erscheinung, als daß nicht ein näheres Eingehen darauf notwendig ist. Nicht nur an Wert stehen sie einzig da: Luther war sogar der Mittelpunkt eines ganzen Korrespondenzkreises. Sowie er auftritt, wird er mit Briefen bestürmt; ermunternd, anregend, warnend kommen sie von allen Seiten; man sieht, wie das ganze Volk auf jemand wartete, der das erlösende Wort aussprach. Seine Antworten sind beruhigend, klärend. „Ich will Niemanden am ersten angreifen", schreibt er 1520. Und seine Stellung befestigt sich. Er wird der Berater der Fürsten, so namentlich seines Kurfürsten und dessen Nachfolgers, aber auch der andern evangelischen Fürsten und Könige, wie des Königs von Dänemark, und die Fürstinnen bitten ihn, Beichtväter für sie zu bestimmen. Die Städte gehen ihn an, Prediger zu senden oder Rat zu erteilen über Einrichtung von Schulen; die Ritter sagen ihm ihren Schutz zu oder bitten ihn um Auskunft und Aufklärung; Gelehrte knüpfen einen Briefwechsel mit ihm an; Bürger und Handwerker wenden sich an ihn um Rat und Hilfe in Familiensachen; Prediger verlangen seinen Schutz, Mönche und Nonnen flehen ihn insgeheim an, sie zu befreien. Und alle die Anforderungen, die sich immer weiter steigern, erfüllt er getreulich, wenngleich ihm's manchmal fast zu viel wird. Bei kirchlichen und Glaubensstreitigkeiten trifft er die Entscheidung; auf Gewissensbedenken — die Ehesachen mußten oft herhalten — giebt er die rechte Antwort; er mahnt Stand zu halten in Kampf und Not; Sendschreiben, die allgemeines Interesse haben, läßt er drucken und als Flugblätter in die Welt gehen. Die von Leid und Kummer Betroffenen tröstet er mit frommen, aber nicht frömmelnden Trostbriefen; für arme Leute

[1]) In einem Briefe an Jonas, 6. Nov. 1542.

bittet er die Mächtigen um Hilfe und Versorgung: „wer weiß“, schreibt er dem Kurfürsten Johann, „wie lange sie leben? Und vielleicht unter ihnen einer mocht sein, der am jungsten Tage unser aller Richter würd sein;“ er bittet für Verschuldete, für Unglückliche, wie für Wolf Hornung, für Gefangene, deren Sache nicht ordentlich untersucht ist, oder die zu hart oder falsch gestraft sind.[1]) Und wenn er bittet, verlangt er Gehör: „Ich bitte nicht falsch, noch ohn Ursache.“ Freunde und Bekannte empfiehlt er fremden Höfen und Städten, bei diesen sucht er auch um Unterstützung nach für unbemittelte Studenten. Er ist der Schiedsrichter in Familienzwisten; für unglücklich Liebende macht er den Freiwerber bei den Eltern, denn „es soll ja der Sohn seinen Eltern ohn ihren Willen keine Tochter bringen, aber der Vater soll auch dem Sohn kein Weib zuzwingen“; andererseits muß er aber auch an der Freude teilnehmen und glückwünschen zu allen frohen Ereignissen. Bereitwillig giebt er jedem Bescheid, wird aber freilich oft mit unnützen Fragen belästigt. „Mein lieber Philippe“, schreibt er 1526 an Phil. Gluenspies, „acht ich doch, ihr sollet selbs wohl auf die Frage Antwort und Bericht geben können.“ Kurz, er war der Vertraute des evangelischen Volkes. Dazu kam noch sein ausgedehnter lateinischer Briefwechsel mit Theologen und Humanisten und sein häuslicher Briefverkehr. Man ist erstaunt, wie er neben seiner übrigen gewaltigen Thätigkeit diese Last der Korrespondenz bewältigen konnte. Er empfand diese Last auch oft. „So viel jetzt in Eil“, schreibt er, „dann ich uber die Maßen beladen bin.“ Namentlich im Alter wurde es zu hart; er klagt, „es ist mir Faulem, Schwachem zu viel zu schreiben.“ Er schreibt dann auch seltener eigenhändig, namentlich bei Krankheit.[2]) 1532 lautet eine Unterschrift: „D. M. L. mit eigener Hand, wiewohl itzt auch schwach.“

In diesem großen und reichen Briefverkehr, in dem Luther als „der wahre Mikrokosmos“ seiner Zeit und seiner Nation

---

[1]) Für einen armen Fischer, der zu Geldstrafe verurteilt ist, schlägt er einige Tage Kerker vor. „Und das dünkt mich auch eine rechte Strafe zu sein für die Armen; die Reichen soll man im Beutel räufen.“ — [2]) „Ich hab mit frembder hand müssen schreyben meins kopfs halben“, an Torgau 1533.

erscheint, offenbart er sich nun als ein Meister des Briefschreibens ohnegleichen. Für alle die verschiedenen Sachen, wie für die verschiedenen Personen trifft er den rechten Ton und die rechte Art, aber doch nur, weil er immer sich selbst giebt. Das ist das Bewunderungswürdige an ihm, darum steht er hoch über vielen andern.

Er beherrscht die Sprache vollkommen. „Ich armer Bruder“, beginnt er einen Brief, „hab abermal ein neu Feuer angezundt, o ein groß Loch in der Papisten Taschen gebissen, daß ich die Beicht hab angegriffen.“ Gleich zwei Bilder und welch lebhafter Ton! Natürlichkeit und Leben bilden eben seine Sprache. Er schreibt, wie er spricht, und er spricht, wie das Volk spricht. Er ist eine tiefe und wahre Volksnatur. Wie das Volk, ist er humoristisch, ist er offen und geradezu, ist er derb, wie das Volk liebt er Sprüche und Redensarten.

Humor ist überall in Luthers Briefen, humoristisch behandelt er seine Feinde oder Leute, mit denen er uneins geworden, wie Karlstadt, über den er an Brück schreibt: „Denn die Summa ist, daß Doctor Karlstadt uns allesampt für lauter Narren hält und ist doch der demüthigst Schüler für unsern Augen. Wohlan so wollen wir Narren sein in Christo. Amen.“ Humoristisch scherzt er über Alter und Krankheit: „aber die großest Krankheit hebt sich an mit mir, daß mir die Sonne so lange geschienen hat, welche Plage ihr wohl wisset, daß sie gemein ist, und fast viel daran sterben“; humoristisch verkehrt er mit seiner Frau, die er seinen „lieben Herrn“ nennt, und mit seinen Freunden, wenn er sie zu Hochzeit oder Taufe einladet, oder wenn er ihnen seine Verlobung anzeigt mit den Worten, er sei „seiner Metzen in die Zöpfe geflochten“. Er war eben eine „Frohnatur“, nur er konnte einen Brief also schließen: „Hiemit fröhlich Gott befohlen.“ Er spottet auch gern, so über einen Pfarrer, der sich vor dem „großen Sterben“ in Wittenberg fürchtet: „Und ist furwahr euer Furcht billig; denn gestern ist hie ein ganz Kind gestorben, daß nicht ein Haar dran lebend blieb, dagegen vier Kinder geboren.“ — Daß er gern scherzt, erklärt er einmal so: „Ich bin doch sogar hart und grob, groß, grau, grün, uberladen, ubermengt, uberfallen mit Sachen, daß ich muß zur Rettung

des armen cadaveris zuweilen ein solch Lustfreudlein von einem Zaun brechen."

Wie er so gegen sich selbst offen war, nimmt er auch andern gegenüber kein Blatt vor den Mund. An seinen Freund Rühel schreibt er über dessen Sohn: „Ich achte aber, euer Früchtlin und Kräutlin zu Halle hat nu ausgeheuchelt, und lange gnug den Baum auf beiden Achseln getragen, wird nu seiner Nesselart sich fleißigen, das Frömichen." So ist er auch freimütig gegen Fürsten, wie gegen Philipp von Hessen in den Verhandlungen über dessen Nebenehe, oder gegen seinen Kurfürsten, dem er gelegentlich eines Bittgesuchs schreibt: „Eure Kurfürstl. Gnaden solle gewiß sein, daß ich den Mann nicht werde also lassen, ich werde ehe selbs fur ihn betteln, und wo das nicht will helfen, auch rauben und stehlen, allermeist dem Kurfürsten zu Sachsen, was ich am nähesten finde, denn E. Kurf. G. schuldig, ihn zu ernähren." Wie ein Vater ermahnt er den jungen Joachim von Anhalt: „Mir fället aber oftmals ein, wie E. F. G. ganzer Stamm fast ein eingezogen, still, löblich Wesen geführet, daß ich zuweilen denke, es möcht auch wohl die Melancholia und schwer Gemüthe oft Ursach sein zu solchen Schwachheiten: darumb wollt ich E. F. G. als einen jungen Mann lieber vermahnen, immer fröhlich zu sein, zu reiten jagen u. s. w." Demokratischer Zorn beseelt ihn gegen die feindlichen Fürsten, wie den Herzog Georg: „Ich hab sein fast zu viel geschonet, denn ich einem solchen tobenden Tyrannen längst hätte sollen baß in die Wollen greifen."

Nicht selten wird er derb. Von einem lügenhaften Lästerer schreibt er: „Hab ich doch nit wollen unterlassen, daß der Sau der Bauch nit zu groß wurd, ihm sein Lügen zu zeigen." Volksmäßig ist auch, wenn er die Juristen „Eselisten" nennt.

Sprüche des Volkes verwendet er gern. „Seid getrost, lieben Freunde," schreibt er, „es muß saur vorher gehen, ehe das Lachen kommt"; oder „Wohlan, lustet sie zu pfeifen, so lustet mich zu tanzen: und will mit der Braut zu Mainz (so ich lebe) noch einen Reigen umbherspringen, der soll gut sein zur Letzt"; oder „Was soll es denn auch sein, daß man mücken seyget und camel verschlinget vnd beschweret E. K. f. g. hertz mit losen vorgeb-

lichen Sachen." Diese Vorliebe macht seine eignen Sätze oft spruchartig, wie er von jemand, der ihm ein neues Kleid geben soll, sagt: „er kann fast gute Worte spinnen, wird aber nit gut Tuch daraus"; oder vom Herzog Georg: „der kennet mich fast wohl, und ich kenne ihn nicht ubel."

Von jeher ist dem Deutschen Familie und Haus das Liebste gewesen; als ein echt deutscher Haus- und Familienvater zeigt sich auch Luther in seinen häuslichen Briefen an die Eltern, an Frau und Kinder, an treue und nahe Freunde. Kindlich und sorglich schreibt er an seine Eltern, die ihn doch anstaunen; väterlich und doch ein Kindesherz ganz gefangennehmend ist der Brief an seinen Sohn Hans von dem hübschen lustigen Garten; liebevoll und behaglich scherzend verkehrt er mit seiner Frau. „Dein Liebchen M. Luther D." unterschreibt er sich einmal höchst bezeichnend. Häusliche Angelegenheiten, wie Geldausgaben oder Ausbesserung des Hauses bespricht er mit ihr, er erkundigt sich nach den Kindern und will ihnen etwas mitbringen. Regelmäßig berichtet er von seinem Befinden, oft sehr urwüchsig: „Ich fresse wie ein Beheme vnd saufe wie ein Deudscher, das sey gott gedanckt. Amen." Gar gern scherzt er mit ihr; einmal redet er sie wie eine Gräfin an und fügt ihr unterthäniglich zu wissen; im fremden Land denkt er: „wie gut Wein und Bier hab ich daheime, dazu eine schone Frauen oder (sollt ich sagen) Herrn." — Als der ganze Luther zeigt er sich auch in den Briefen an Freunde, selbst in kleinen Dingen, wie wenn er Grüße bestellt an „eure Hausreben sampt ihren Trauben", „eure Liebe und Früchte", „seine schwarze Henne sampt den Kuchlein", „eure liebe Sohnträgerin".

So hoch und einzig uns Luther hiernach erscheinen könnte, so ganz wurzelt er doch in seinem Volke und in seiner Zeit. So wenig die Reformation einzig und allein seine Idee und sein Werk ist — wirkt er doch später sogar wie ein Hemmschuh —: so stehen seine Briefe auch ganz und gar in der Entwickelung, welche diejenigen aus der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts angekündigt und vorgezeichnet haben. Andererseits aber, wie Luther als Mensch seine großen Fehler hat, wie seine Herkunft aus dem Bauernstande neben seinem trefflichen Volkssinn auch eine gewisse Beschränkheit zur Folge hatte, wie er oft servil war,

wie er an den Teufel glaubte, wie er durchaus intolerant war, „wenn die Hauptsachen geschlichtet wären", schreibt er 1546 an seine Frau, „so muß ich mich dran legen, die Juden zu vertreiben": so mußte er auch in seinen Briefen neben der großen und vollkommenen Richtung, in der ihm ein großer und kräftiger Teil des deutschen Volkes zunächst nachfolgte, anderen gefährlichen Strömungen der Zeit nachgeben, unbewußt und unwillkürlich. Derselbe Luther, dessen deutsche Briefe unvergängliche Denkmale für alle Zeiten bleiben werden, schrieb zahllose lateinische Briefe, und derselbe Luther, dessen Volkssinn und Volkssprache ihn gerade zum Klassiker machen, schrieb einmal einen Satz wie diesen:[1]) „Dieweil aber mein gnädigster Herr, Herr Friedrich, Herzog zu Sachsen[2]) . . ., Ewer fürstlichen Gnaden Bruder, nicht vorschmächt, sondern gnädiglich hat aufgenommen mein untüchtigs Büchlein, seiner Kurf. Gnaden zugeschrieben, das nun auch durch den Druck, daß ich nicht gedacht, ausgangen: hab ich einen Muth geschöpft von solchem gnädigen Exempel, und mich vormessen, wie das fürstlich Geblüt, so auch der fürstliche Muth zuvor in gnädiger Sanfte und Gutwilligkeit gleich und eins sei, vorhofft, es solle auch Euer fürstl. Gn. der Art nach diese meine arme unterthänige Erbietung nicht vorschmehn, die mir viel nöther ist gewesen, auszulassen, denn kein meiner Predige oder Büchlin, dieweil die größist Frag sich erhoben hat von den guten Werken, in welchen unzählig mehr List und Betrug geschicht, denn in kein anderen Creaturen, und in denselben der einfältig Mensch gar leichtlich vorführet wird, daß auch unser Herr Christus uns geboten hat, wir sollen mit Fleiß Acht haben auf die Schafskleider, darunter die Wolf sich bergen."

Wie im Drama liegen Höhepunkt und Umkehr dicht bei einander. Die weitere Entwickelung eines guten und freien deutschen Briefs, wie ihn schon Luther geschrieben hatte, hinderten zwei Momente: die Wiederbelebung des lateinischen Briefes durch den Humanismus und das immer stärkere Überwuchern des Kanzleistils, zu dem man sich eben in Gegensatz gebracht hatte.

[1]) Angeführt als charakteristisch bei Rückert, Gesch. der nhd. Schriftsprache II, 120 f. (An Herzog Johann von Sachsen 1520.) — [2]) folgt der längere Titel.

Der deutsche **Humanismus**, der an die Bedeutung der italienischen Renaissance nicht heranreichte und oft in Äußerlichkeiten das Wesen der Sache suchte, pflegte den lateinischen Brief in höchstem Maße. Er schuf wieder eine zweite Sprache, die der Gelehrten, damals zeitweise sogar der Gebildeten, und der sich gelehrt Dünkenden, und entfremdete so weite Kreise dem Briefverkehr in der Muttersprache. Freilich war es nicht der konventionelle lateinische Geschäftsbrief des Mittelalters, sondern man schrieb einen an klassischen Mustern gebildeten, kunstvollen und dabei doch freien, lebhaften und bewegten Brief. Allerdings war derselbe auch kein geschäftlicher, kein geselliger Brief: es war ein litterarisches Produkt, wie eine Abhandlung, oft war er gleichsam eine „litterarische Anzeige", deren Ausbleiben man schmerzlich empfand. Oder man sagte sich gegenseitig Elogen, mitunter auch wohl Grobheiten. Immer aber schrieb man mit dem Wunsche, auch von andern gelesen zu werden, für ein Publikum. In briefstellerischen Arbeiten suchten daher auch viele Humanisten zu glänzen, immer, wie auch in den Briefen, mit dem Zweck zu glänzen. Denn unwahr und ungesund war der Humanismus trotz allem Großen, was er hervorbrachte, im Grunde doch. Indem aber die Briefsprache des Humanismus in weitere Kreise drang, indem er die Briefsprache der reformatorisch und der nicht reformatorisch gesinnten Theologen wurde, wurden diese lateinischen Briefe doch wirkliche Briefe, meist freilich disputierend und dozierend. Es kommen wieder Briefe vor, halb lateinisch, halb deutsch, vielleicht empfindet es der Schreiber garnicht. Und das Schlimmste war, daß man darnach strebte, sich im lateinischen Briefe zu vervollkommnen und diesen unbedingt über den deutschen, den man daher vernachlässigte, stellte. Aus dem Nürnberger Humanistenkreis, wo Bürger, Künstler, Gelehrte, Frauen begeisterte Anhänger der neuen Richtung waren, klingt einmal eine solche Stimme. An Apollonia Tucher schreibt um 1503 Doktor Tucher:[1]) „Du solt auch nit maynen, das ich deine brive verachte oder darumb das sie tewtsch seyen, best-

[1]) In der Scheurlschen Übersetzung. Loose, A. d. Leb. d. Char. Pirkheimer S. 24.

weniger begere, dann sie mir biss so lang du ein mal lateinisch schreiben lernest, mer dann angeneem seyen." Das wurde dann später in den Gelehrtenkreisen allgemeine Anschauung: selbst Luther huldigte der Sitte; Hutten, der elegante Latinist und Gräcist, schrieb ein trauriges Deutsch; und bald schrieb jeder, der gelehrt aussehen wollte, lateinisch. Eine schlimme Folge davon war, daß man auch in deutschen Briefen, wenn Gelehrte solche schrieben, oder in Kreisen, die nicht so gut lateinisch schrieben, gern lateinische Worte und Floskeln, bei den Gelehrten aus Gewohnheit, bei den übrigen, um damit zu glänzen, einstreute. Hier liegen die ersten Anfänge des Fremdwörterunwesens, das uns sogleich noch näher beschäftigen wird.

Bei dieser gänzlichen Mißachtung der einheimischen Sprache, die sich bald in Verachtung verwandelte, konnte es nicht ausbleiben, daß in den meisten Schulen auch der Unterricht in derselben, der kaum erst hier und da begonnen hatte, völlig vernachlässigt wurde. Wenn solche Grundsätze, wie sie beispielsweise der Rektor Bursmann in Naumburg beim Antritt seines Lehramts 1552 aussprach:[1]) „Vor allenn dingen . . . muste man das teutsche gar aus diser schule wegthuen", „im latein lege der grundt vnd nutzung der schriefft", „das teutsche lernte ein iglicher wol von vater, mutter, knechten vnd meiden", allgemein waren: so war an eine Durchbildung, an Übung und Gewandtheit im Gebrauch der deutschen Sprache nicht zu denken. Freilich waren an vielen Schulen gerade für den praktischen schriftlichen Gebrauch der deutschen Sprache, also für das Briefschreiben, Lehrstunden eingerichtet. In der Stralsunder Schulordnung von 1560[2]) heißt es „wen sie nu eine zimliche schrifft gelernt, sol jnen der deudsche preceptor eine kurtze anleitung geben, wie sie selbst gemeine sendbrieue dichten sollen." Aber meistens war dieser Unterricht nur fakultativ, während auf allen Schulen[3]) höchster Wert darauf gelegt wurde, daß die Schüler — Ciceros Briefe waren das klassische Muster — einen eleganten lateinischen Brief schreiben lernten. Oft machte sich dagegen

---

[1]) Vgl. Progr. d. h. Bürgersch. z. Naumburg 1878. S. 4. — [2]) Zober, Gesch. d. Stralf. Gymn. I. S. 38. — [3]) Beispiele bei Paulsen, Gesch. d. gelehrten Unterrichts S. 110, 118, 120, 192.

sogar Opposition geltend, und um 1530 klagt der Freiburgische Lateinlehrer Seb. Katzheimer, daß die Eltern die deutschen Privatschulen bevorzugen, denn sie meinen, „latin pring jren khindern wenig nutz.“ [1]) Aber selbst der Unterricht im deutschen Briefschreiben trug zur Ausbildung eines Briefes, der dem Lutherschen gleich oder nur ähnlich wäre, sehr wenig bei. Der Unterricht verfolgte genau denselben Zweck, den die briefstellerischen Werke im Auge hatten und zwar mit denselben Mitteln, wie denn auch deren Verfasser häufig Schulmeister waren. Es kam vor allen Dingen auf die Erlernung der äußeren Formen und Formeln an, für den Stil wurde mit einigen Phrasen, colores rhetoricales, gesorgt, die mit der Zeit immer schwülstiger wurden. Der geschäftliche Brief blieb die Hauptsache und für die übrigen „ernst- und scherzhaften“ Briefgattungen hielt man sich meist an sehr alberne althergebrachte Muster, welche die seltensten Fälle mit einem Aufwand von schönen Formeln und Phrasen schilderten. Es mochte oft besser sein, wenn die Kinder wirklich nur „von vater und mutter“ lernten, deutsche Briefe zu schreiben und so volkstümliche Naivetät und lebensvolle Wahrheit darin bewahrten. In vielen fürstlichen, adligen und namentlich bürgerlichen Familien, vor allen bei den Frauen, erhielt sich auch diese Art des Briefschreibens, und ganz konnte sie auch in den schlimmsten Zeiten des 17. Jahrhunderts nicht unterdrückt werden. Aber je länger je mehr wurde für den deutschen Brief der Kanzleibrief das Ideal: das Streben nach oben, Servilität und Büreaukratismus, — seit dem 16. Jahrhundert immer mehr Zeichen der Zeit, — findet so auch im Brief seinen Ausdruck.

Die einen schrieben lateinisch, die andern kanzleimäßig. Der deutsche lebendig volkstümliche Brief ging dazwischen allmählich, noch nicht im 16. Jahrhundert, wo er, wie wir sehen werden, noch in weiten Kreisen blüht, fast ganz aber im 17. Jahrhundert zu Grunde.

Schon im 15. Jahrhundert war ein ganz besonderer, höchst langwieriger und unschöner Kanzleistil ausgebildet worden. Jetzt, wo bei dem ungeheuer angewachsenen politischen Leben, bei dem

---

[1]) Zschr. f. d. Gesch. v. Freiburg I, 83.

außerordentlich vielseitigen Verkehr und der nicht geringen Schreibseligkeit die Kanzleithätigkeit unendlich vermehrt war, wurde dieser Kanzleistil aufs eifrigste gepflegt. Aus den schon recht langen Satzperioden des 15. Jahrhunderts werden wahre Monstra. Durch die „Dem allen nach“ und „Dieweil“, „Als“, „Und wiewohl“, „Wie dann“, „Maßen“, „Was maßen“ werden unzählige Nebensätze in einander verkoppelt. Alles wird umständlicher. Aus dem einfach Positiven wird das doppelt Negative gemacht: man sagt nicht „und“, sondern lieber „nicht nur, sondern auch“; nicht mehr „ich thu E. G. zu wissen“, sondern „ich kann E. G. nicht verhalten“ oder „ich will und mag Euch nicht bergen oder nicht unangezeigt lassen“, eine Wendung, die man an den Anfang setzt, als Übergang verwendet und auch dem Schlusse zufügt: „Solches habe ich Euch nit verhalten wollen“; nicht mehr „E. G. weiß“, sondern „Mir zweifelt nicht, daß Eure Gnaden wissen“ oder „Ohne Zweifel ist E. G. wohl wissend“; dieses ohne Zweifel ist überhaupt sehr beliebt. Alle diese Eigentümlichkeiten kamen schon im 15. Jahrhundert vor: jetzt werden sie zur völligen Karikatur. Zur Karikatur wird auch die alte Neigung zur Tautologie. Es war den Leuten in der Kanzlei gar nicht mehr möglich, die Dinge einfach und schlicht auszudrücken. Dem schlechten Beispiel, das Karl des Fünften Kanzlei gab, folgten die andern bis zu den kleinsten nach. Man kann ein beliebiges Beispiel herausgreifen. 1538 schreiben „Statthalter und Ratt“ von Zug an Luzern:[1]) „Streng, vest, from, fürsichtig uud wyss, insonders guten fründt, und gethrüwen lieben, alten Eydtgnossen, alls dann üwer und unser gethrüwen lieben, alten Eydtgnossen von Underwalden, ob und nit dem walde, ir erber, ersam Botschafft vor uns gehept, und uns von mundt und durch geschrifft hoch und treffenlich gklagt die grossen und schwären schmützwort und schandtbüchly oder liebly, so die von Bern alss unsere Eydtgnossen, mit iren wappen und zeichen ussgan lassend (darin sy nitt allein, sunders wir von den fünff orten gemeinlich, als jedem verstendigen wol zu ermessen) geschmützt und geschmächt, es sige mit dem ampt der heiligen

---

[1]) Anzeiger für Schweizerische Geschichte IV, S. 276.

meſſ, dem eydt und den pündten, welliches wir mit meeren inhalt wol verſtanden. Und diewyll uns ſöllicher handel in gantz guten thrüwen, alls billich, leid iſt, und wir ſölliche ſchmütz und ſchmachwort nit anders geachten, noch haben konnen noch mogend; dann als ob es unſer eigen ding wäre, als es ouch in dem fall iſt, und diewyll doch wir krieg und uffrur in unſern landen, als üch das wol wüſſend, nit erlidenlich iſt, noch ſin mag, habend wir gedachten unſer lieben Eydtgenoſſen von Unterwalden geſanten früntlich angeſucht und gebätten, by Iren Herren und Obern daran zu ſin, damit krieg und uffrur diſer zitt verhütt werde" u. ſ. w.

Wie im Kanzleiſtil jede Unſchönheit gehegt und gepflegt wurde, ſo gab man ſich endlich auch der Sucht nach dem Lateiniſchen ganz hin. Dieſe Kanzleiſünde kann aber nicht einzig und allein dem Humanismus zur Laſt gelegt werden. Die diplomatiſche Sprache war eben von jeher die lateiniſche geweſen. Bei manchen Angehörigen der Kanzlei war es noch am Ende des 15. Jahrhunderts beliebt, lateiniſche Floskeln, gleichſam die Überreſte der alten Kanzleiſprache, in die Briefe einfließen zu laſſen: auch dauerte der lateiniſche Kanzleibrief ſelbſt, nämlich im Verkehr mit dem Auslande, fort. Aber es kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß der Humanismus, der eine lateiniſche Gelehrtenſprache ſchuf, auch indirekt der Anlaß wurde, daß die Herren von der Kanzlei, vielleicht aus Eitelkeit, lateiniſche Worte immer mehr bevorzugten. Die Sprache der Theologie, die Sprache des Rechts war ja auch geſpickt mit altüberkommenem lateiniſchem Gut. Man ſprach ja doch nur von Reformation, Religion, nicht von Volk, ſondern von Nation, und nicht erſt am Ende des Jahrhunderts war ein Ausdruck wie die „im H. Röm. Reich teutſcher Nation approbirte Religion Augspurgiſcher Confeſſion und deren Exercitium im Predigen" [1]) gang und gäbe. Kein Wunder alſo, daß die Briefe aus den Kanzleien immer mehr die Spuren davon tragen. In einem Briefe Guſtavs von Schweden an Luther 1540 [2]) kommen in

---

[1]) L. Keller, die Gegenreformation in Weſtf. u. a. Niederrhein II, 501. — [2]) Luthers Briefwechſel, hrsg. v. C. A. H. Burkhardt. S. 360.

einem einzigen Satz die Fremdwörter: auctoritet, calumniiren, colorschein des evangelii, suptil, diffamiren vor. Die gespreizten und bombastischen Sätze der Kanzlei gewinnen so ein noch weniger erquickliches Aussehen. Aber die Mischung mit dem lateinischen Kling-klang bedeutet noch nicht die letzte Stufe des Niederganges.

Dadurch, daß der welsche Karl den deutschen Thron bestiegen hatte, wurde der Grund gelegt zum Gebrauch der französischen Sprache für den diplomatischen Verkehr. Natürlich war die offizielle Sprache jenes Kanzleideutsch. Karl V. selbst aber führte seine ganze Korrespondenz französisch, ebenso schrieb sein Bruder Ferdinand oft französisch: das Gefährliche war, daß die deutschen Fürsten und Herren sich im Laufe der Zeit für verpflichtet hielten, dem kaiserlichen Beispiele nachzufolgen. „Die damaligen Mecklenburger Herzöge sind die einzigen, die niemals französisch an den Kaiser geschrieben haben, und er auch nicht an sie: wahrscheinlich, weil er sie auf eine Linie mit seinem Pferde stellte",[1]) mit dem er nämlich allein deutsch sprach. Die Folgen dieser Entfremdung traten erst viel später augenfällig hervor. Zunächst wurde Französisch immer mehr die Sprache der eigentlichen Diplomaten. Der König von Frankreich selbst veranlaßte solchen Gebrauch, indem er mit deutschen Fürsten in Korrespondenz trat und deutsche Agenten unterhielt. Unter den Leuten, die dann französisch an ihn berichteten, war z. B. der sprachgewandte Sleidan. Frankreich erhielt dann überhaupt die dominierende Stellung im diplomatischen Verkehr, die seine Sprache noch mehr zu der allgemein gebrauchten machte. Die gewöhnlichen, namentlich die städtischen Kanzleien pflegten aber ihr deutsches und lateinisch-deutsches Kauderwelsch ungestört weiter.

Hin und wieder finden sich übrigens in diesem Jahrhundert noch erträgliche Briefe auch aus den Kanzleien. Von den Produkten des kaiserlichen „privilegierten Sprachverderbungsinstituts" unterscheiden sich die Schreiben vieler Städte, namentlich der kleineren, die dem Zuge der Zeit noch nicht recht zu folgen vermochten, höchst vorteilhaft. — Für die Entwickelung des deutschen Briefes

---

[1]) H. Rückert, Gesch. d. nhd. Schriftsprache II, 214.

wurde aber diese ganze Richtung erst gefährlich, wenn sie sich über die Kanzlei hinaus verbreitete. Und hierauf war, wie geschildert ist, die Neigung bestimmter Kreise schon im 15. Jahrhundert gerichtet. Sie bannte den Brief auch wieder in eine konventionelle Form, die meistens unpassend angewandt die kaum erlangte Beweglichkeit völlig verhinderte. Wenn der Graf Jörg zu Mansfeld an Luther schreiben läßt: „Ich kann Euch gnediger vnd guter wolmeynung nit vorhalden, daß wir einen diener haben" [1]) oder wenn Nicolaus von Minkwitz Eck um eine Unterredung bittet und diese Bitte mit den Worten schließt: „das ich nicht hab vertrewlicher weisse zu vorhalden", so zeigt das ebenso, wie die von Räten, Geistlichen und auch bald von Bürgern überall eingestreuten Kanzleiwendungen, wie das „Ohne Zweifel" und andere, daß man über einem nichtssagenden Formelkram, bei dem man auch nichts dachte oder höchstens das Gefühl hatte, das sei vornehm, alle Natürlichkeit vergaß.

Zweites Kapitel.

Der politische Briefverkehr und die Post.

Die große reformatorische Bewegung hatte sich von Anfang an zu einer ungeheuer wichtigen politischen Frage herausgebildet. So sehr die neue Idee das Volk, alle Stände, alle Geschlechter beschäftigte, so sehr sie die Federn des Einzelnen, des kleinen Mannes, der sich Rat holen wollte von den Männern in Wittenberg, des Gelehrten oder des Gebildeten, der in seinen Briefen diskutierte und polemisierte, des Ritters, der sich als Beschützer der Reformatoren anbot, in Bewegung setzte, so war sie auch für die Kanzleien der Fürsten und Städte, für die Räte und Gesandten der Anlaß zu immer neuer und immer größerer Schreibthätigkeit geworden. Die Reformation war Staats-, Stände- und Städtesache, aus der Volksbewegung eine politische und diplomatische Aktion geworden; überall verhandelte man

[1]) Briefwechsel, hrsg. v. Burkhardt S. 426.

über die „sachen, unnser christenliche religion belangende“. Die Reichstage verursachten soviel Hin- und Herschreiben wie nie zuvor. Aber man verhandelte auch andere Dinge, als die Sachen der Reformation: die innere Verwaltung des Reiches, Zölle und Kriegswesen wurden erörtert; die auswärtigen italienischen und französischen Händel machten vielen neben den „pösen practica des glaubens halben“ zu thun; die Herkunft, die Verbindungen des neuen Herrschers mit fremden Ländern schufen neue Verhältnisse; die Türkenfrage trat in den Vordergrund: kurz das politische Leben gestaltete sich äußerst vielgestaltig und verwickelt. Und damit begann recht eigentlich das Zeitalter der „Herren von der Feder“, es begann der im höchsten Grade überflüssige Gebrauch von Tinte und Papier, den die moderne Zeit liebt, und ohne den vielen noch heutzutage das Leben nicht lebenswert erscheint.

Das neue Leben äußert sich zunächst in der vermehrten Korrespondenz der Kanzleien unter einander. Die Verhandlungen über die alle Welt beschäftigenden Fragen geben schon genug Stoff und Anlaß dazu, namentlich für diejenigen Kanzleien, die, wie die kaiserliche oder die der Bayernfürsten oder einzelner hervorragender Städte, Zentralpunkte für den politischen Verkehr waren. Es konnte andererseits nicht fehlen, daß die Träger dieser ungemein einflußreichen Thätigkeit, die Schreiber, die schon von jeher sich als eine bevorzugte Klasse von Menschen gefühlt hatten, eine noch viel bedeutendere Stellung einnahmen. In vielen Kanzleien ruhte die Hauptlast auf untergeordneten Organen, ganz abgesehen von der wichtigen Rolle, welche die Sekretäre bei unbedeutenden oder lenkbaren Fürsten und Herren spielten; aber auch die Leute in kleineren Kanzleien, die Schreiber überhaupt, waren mit einem gewissen Nimbus umgeben. Die Lieder singen vom „stolzen Schriber“, und schon ein Briefsteller aus dem Ende des 15. Jahrhundert (Riedrer) sagt: „Welich geslächt der menschen an tugenden inen verglycht werde, hat min vermöglichkeit schribens nit crafft ußzedrucken.“ Je mehr Einfluß aber die Schreiber hatten, um so mehr wurden sie sich auch desselben bewußt, und die schlechteren Elemente wußten ihn zu benutzen. „Wil niemands gern des hayl. grabs vmbsunst huetten“,

schreibt 1555 der Kanzler Seld.[1]) Und in demselben Briefe äußert er sich über Karls V. Kanzlei: „Wer derhalbenn etwa nur vmb ain khlaines trinckhgelt zu thuen, das man ainem schreyber in der canntzley oder sunst ainem allhie schennkhenn mocht, der mocht nit allain jn der canntzley, sonder auch volgennds bey der post die sachen sollicitieren vnnd hinwegkhfertigen, so würd vil mue vnd vncostens erspart." — Mit der besseren Organisation der Kanzleien und ihrer vermehrten Thätigkeit waren also auch starke Mängel verbunden, die unausbleiblichen Begleiterscheinungen des vulgären Büreaukratismus.

Aber die neue Zeit war nicht nur auf die Kanzleien selbst von Einfluß; die Fürsten, wie es schon im 15. Jahrhundert häufig der Fall war, mußten noch mehr als früher selbst zur Feder greifen, ebenso die Mitglieder des Rats: vor allem aber steigerte sich die Menge der politischen Berichte, die recht eigentlich den politischen Briefverkehr repräsentieren. Das war ein fortwährendes Hin- und Herschreiben, nicht bloß von Gesandten, ordentlichen und außerordentlichen: vielmehr unterhalten die Fürsten an vielen Höfen ihre Sekretäre, die regelmäßig berichten, Städte, katholische wie protestantische, ihre Berichterstatter, die Kanzler und Räte wieder ihre besonderen Agenten. Der Verkehr ist außerordentlich entwickelt, aber auch nicht minder verwickelt. „Instruktionen" werden oft erteilt, worauf das Augenmerk besonders zu richten sei; eine scharfe Beobachtungsgabe wird erfordert, andererseits bei den „gefährlichen Läufen" große Vorsicht, weshalb schon oft mit Chiffren geschrieben wird. Solche Vorsicht mußte man auch bei den häufig geheimen Sachen, „welche der Feder nicht zu vertrauen", auch in der Übermittelung der Briefe anwenden. In einem Bericht an den bayrischen Kanzler Eck bemerkt der Agent Hans Werner auf der Adresse:[2]) „in seinem abwesen Matthiaß Österrychern und sonst niemanß uffzubrechen."

Die Berichterstatter selbst sind vor allem Kanzler, Doktoren, Räte, weiter Ritter und Hofleute, Stadtschreiber und Kriegshauptleute, auch Gelehrte und Geistliche. An diese berichten wieder

[1]) Anzeig. f. Kunde d. D. Vorzeit. Bd. XXIV, S. 332 f. — [2]) Ztschr. für d. Gesch. d. Oberrh. Bd. 37, S. 274.

kleinere Beamte, Voigte, ebenso einzelne Bürger. Überall hat dann der Einzelne wieder gute Freunde, die unter Umständen für Geld „kundschaft thun“ und berichten.

Die Art des Verkehrs konnte natürlich ebenfalls eine verschiedene sein; je nachdem es ein offizieller Bericht, oder ein vertraulicher oder geheimer war, je nachdem er von einem Fernerstehenden oder einem Diener oder von einem Freunde ausging. — Ebenso verschieden ist die Abfassungsart derselben: oft wird die volle Briefform gewahrt mit Gruß und Schlußformel, oft begnügt man sich einfach mit der Anrede „Gnädiger Herr“ oder „Günstige Herren“ und erzählt sofort kurz und sachlich, was „gehandelt“ ist. Diese Berichte werden dann immer häufiger „Relationen“ genannt.

Der Stil der Berichte ist wie schon früher durch Prägnanz und Einfachheit ausgezeichnet, wenngleich der umständliche Kurialstil, zumal die meisten Verfasser der Briefe „Kanzleiverwandte“ sind, oft genug vorkommt. Die meisten halten aber zwischen diesem Extrem und dem andern, ganz trocken und kurz die Notizen an einander zu reihen, die Mitte. Namentlich in der Schilderung einzelner Vorgänge, sowie in der Wiedergabe von Reden anderer Personen ragen diese Berichte von jeher hervor. Ebenso herrscht auch in den Ratschlägen, Warnungen und Ansichtsäußerungen oft ein energischer freier Ton, wie in den Berichten des Kanzlers Leonhard von Eck oder des Doktor Sailer.

Im einzelnen gewähren die Berichte ein höchst verschiedenes Bild, je nach Stand und Bildung des Schreibers. Der eine folgt ganz der Neigung der Kanzlei zur Tautologie und zu umständlichem Satzbau, wenngleich Kürze der Sätze doch allgemein vorherrscht, der andere huldigt der Lateinsucht oder kann nicht von der Gewohnheit des Lateinschreibens lassen. Halb deutsch, halb lateinisch sind oft Briefe. Ganz einfache Sekretäre hängen ihren Briefen eine lateinische Nachschrift oder lateinische Grüße an. Noch unschöner ist es, wenn jemand einen lateinischen Satz so beginnt: „Aber quantum“ oder einen deutschen mit „Quantum ad negocium confirmationis“, oder wenn Jörg Weinmeister, der familiaris der Bayernfürsten, schreibt:[1]) „Et propter illum homi-

[1]) Quellen und Erörterungen z. bayer. u. deutsch. Gesch. IV, S. 284.

nem plures haben sich bemüht." Eck's Agent, Hans Werner, Untervogt zu Urach, zeigt in seinen Briefen die verschiedenen Gewohnheiten in wundersamem Gemisch. Der nicht allzu gebildete Mann beweist oft die alte Ungeschicklichkeit, — charakteristisch ist das häufige: „Ich laß euch wissen", — schreibt daneben wieder kanzleimäßige tautologische Sätze und Phrasen, gebraucht oft Fremdwörter (gesolicitiret, zu einem dialigom und deffension), und doch fehlt ihm spruchartige und humorvolle, treuherzige Volkstümlichkeit nicht. So schreibt er einmal:[1]) „Kann aber daneben nit umgen uch in hohem gehaymten fertruwen anzuzaigen, wie alle sachen im land standen (und leider nit wol) darab all erberkeit gemeiner landschaft, gaistlich und weltlich, beherzigung, forcht, erschrecken und mißfallen haben und tragen ob meines gn. h. herzog Ulrichs furnemen und handlung, dann er hat glych und eben den alten kopf wie vormals mit grimmigem blutdurstigen und hitzigen gemuet, wie ein brummender löw, und altem beyssenden hund ist bös band anzulegen."

Andere wieder schreiben höchst lebendig und anschaulich. So schreibt Pestel, Sekretär am Weimarschen Hof:[2]) „Hilft es, so hilfts; will es nicht sein, so fahre er damit imerhin; ir wisset aber, wer mich plagt, der lebt nit lang." An Luther erinnern oft Stellen aus solchen Briefen. Kräftig und volkstümlich klingt die Rede in den Kriegsberichten des „treuen Eckharts", Sebastian Schärtlins von Burtenbach. Seine Absicht, gegen den Feind zu ziehen, drückt er so aus,[3]) er sei bedacht, „in dem namen gotts vfs aller fruest mit meinem geschütz vnd kriegsvolkh vor jnnen zu erscheinen vnd mit zu disem schumpf gehoriger tag weis sie zu wegkenn." In Kampflust berichtet er:[4]) „Mein hertz im leib brennt mir nach disem faal. Werden jr vnd andere meine hern mein mie, arbeit vnd sorgfeltigkeit nit erkennen, so wirt es got vom himel thun," und vor der Schlacht schreibt er: „Mein kuntschafft ist gut, verhoff gut leberwurst gegen tag zu machen, hiemit ain salige zeit."[5])

[1]) Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrh. 37, S. 293. — [2]) Briefe u. Akten z. Gesch. d. XVI. Jahrh. mit bes. Rücksicht auf Bayerns Fürstenhaus II, 281. — [3]) Schertl. v. Burtenbach und seine an d. Stadt Augsburg geschr. Briefe' mitget. v. Th. Herberger. S. 80. — [4]) Ebenda S. 158. — [5]) Ebenda S. 198.

Die Menge der Berichte ist entsprechend der Notwendigkeit und dem Stoff eine sehr große. Zu denselben darf man aber die größte Zahl aller politischen Schreiben überhaupt rechnen, ohne daß der Charakter der Relation oder des Berichts durchaus gewahrt bleiben muß. So gehört hierher auch die sehr ausgedehnte politische Korrespondenz von Kanzlern und Räten unter einander, in der sie sich gegenseitig dasjenige, was für ihre Höfe von Interesse war, mitteilen. 1558 schreibt der kaiserliche Rat Lazarus von Schwendi an Christoph von der Straßen, den Vertrauten Joachims II. von Brandenburg: „Ich bit, wellet mir abermal ein brieflein schreiben vnd etwan allerlay, das Ir von nethen achten, verwarnen, das soll In allem guten vmb euch beschuldet werden vnd Ich will hingegen auch gute Correspondenz mit euch haben.“ [1])

In allen diesen Berichten spielt nun die „Neue Zeitung“, die wir schon im 15. Jahrhundert kennen gelernt haben, eine noch größere Rolle als damals, zumal neben dem notwendigen Interesse an solchen Nachrichten sich auch der Stoff für sie ungeheuer vermehrt hat. „Neuer Zeitung schick ich ein Teil“, „Für Neue Zeitung weiß ich E. G. zu schreiben“, so oder auch einfach mit „Neue Zeitung“ beginnt die übliche Rubrik; andernfalls bemerkt man: „Neue Zeitung weiß ich nicht“. Andere Bezeichnungen, wie Märe, die anfangs des Jahrhunderts noch häufig sind, — „Item vur nuwe mere“, schreibt Slebusch an Köln,[2]) und 1506 ein Hofmeister an einen Kammermeister: „Ich loß üch wissen vornam meer“ [3]) — werden seltener.[4])

Während man so diese Nachrichten als Beiwerk in einen Brief einfügte, wurde es daneben beliebt und auch notwendig, eigene Briefe oder eigene Beilagen mit beliebig aneinander gereihten Notizen für diesen Zweck zu schreiben. Dieselben ließ man dann in seinem Kreise lesen oder sandte sie an vorgesetzte oder befreundete Personen weiter. Dadurch, daß man dieselben oft der brieflichen Form entkleidete, vor allem sie durch den

[1]) Neue Mitteilungen aus dem Gebiet hist.-antiquar. Forsch. XIV, 255. — [2]) Mitt. a. d. Stadtarch. v. Köln XI, 18. 22. 25. — [3]) Ztschr. f. Gesch. Freiburgs I, 134. — [4]) 1530 findet sich die Bezeichnung noch in einem Briefe Sturms. Polit. Korr. d. Stadt Straßburg I, 431.

Druck verbreitete, verloren sie den Briefcharakter und bildeten den Grund zur Entwickelung unseres Zeitungswesens. Indessen kann auf die weitere Geschichte hier nicht eingegangen werden.

Dieser briefliche Nachrichtenverkehr nahm nun im 16. Jahrhundert eine sehr weite Ausdehnung an. Was man von Soldaten, von Kaufleuten, Reisenden, Boten aus fernen Gegenden hörte, was man von einem Kanzleiverwandten oder Schreiber über Vorgänge in den höheren Regionen geheimnisvoll vernahm, was sich in der eigenen Heimat ereignete und was man selbst erlebte, beeilte man sich weiter zu melden. Es war natürlich, daß in Städten, wo ein ungeheurer Verkehr herrschte, wohin viele zusammenströmten, und von wo viele ausgingen, sich gleichsam Mittelpunkte für diesen Nachrichtenverkehr bildeten, so in Nürnberg. In dem fremden Venedig kann man fast von einem eigenen Nachrichtenbüreau reden.[1]) Auch einzelne Personen, die angesehen und allgemein bekannt waren und daher viele und wichtige Verbindungen unterhielten, wurden die Vermittler solcher „Zeitungen" für einen großen Kreis. Ihnen kamen aus allen Richtungen dieselben zu; sie beförderten dieselben weiter; an sie wandte man sich von entlegeneren Orten, um neues zu hören. Ein Mittelpunkt solcher Korrespondenz — hier allerdings in lateinischer Sprache — war zum Beispiel Melanchthon, der überall Freunde und Bekannte hatte;[2]) ein anderer Jakob Sturm in Straßburg: „der hat alle stund bottschaft zu fertigen", schreibt Zwingli von ihm.

Die Notwendigkeit — denn es war dies das einzige Mittel, um einigermaßen sich über die Händel im Reich, in Italien, Frankreich und „weit hinten in der Türkei" auf dem Laufenden zu erhalten — veranlaßte, daß solche Nachrichten zwischen den verschiedensten Personen, zwischen Gleichgestellten,[3]) wie zwischen Fürsten und Bürgern ausgetauscht wurden. Der König von Dänemark, welcher klagt, „daß wir, die wir schier am Ende der

[1]) Grashoff, die briefliche Zeitung des 16. Jahrhunderts. S. 26. — [2]) Vgl. bei Grashoff S. 54 ff. — [3]) Zwei Fürsten, die sich gegenseitig Neue Zeitung senden und sich dafür bedanken, sind z. B. Hans v. Küstrin und der spätere Kaiser Maximilian II. Vgl. Ztschr. f. Preuß. Gesch. u. Landeskunde XV, 123.

Welt sitzen, bisweilen weniger denn nichts von solchen und dergleichen Zeitungen bekommen," ist froh, wenn ein Brief von den Reformatoren in Wittenberg solche enthält, und Georg von Anhalt teilt Luther „zur newen jahrsmeer" Neues über die Verhandlungen zwischen Kaiser und Pabst mit. Fürsten senden an Städte Zeitungen[1]) und diese solche an jene. Die Kanzleiverwandten, die an der Quelle sitzen, verbinden sich zu gegenseitiger Übermittelung von Neuen Zeitungen. So schreibt 1534 der Kanzleirat Vogler an Kreß:[2]) „Vnnd dieweil ich widerumb gern ain kuntschaft inn eur Cantzlei haben wolt, do ich zw Jemand umb neue zeitung vnnd sonnst vertraulich schreiben mocht, bith ich euch, alls meinen insonders gunstigen lieben herrn vnd vater, Jr wollet mir mit ainem new angeenden Ratsschreiber kuntschafft machen, das wir in allen erlichen zimblich ding zesammen schreiben mogen, alls auch daraus allerlej guts volgen mag fur ains." — Aber nicht allein Fürsten, Beamte, Gelehrte, sondern auch Bürgersleute, namentlich niederdeutsche, fügten, wie schon im 15. Jahrhundert, dergleichen gern in ihre Briefe ein. Bei Kaufleuten war das von jeher Sitte gewesen. Jetzt suchte wohl ein solcher oder ein Mitglied des Rats oder ein Doktor juris durch solche Nachrichten, die nicht immer wahr sein mußten, seinem Brief an Verwandte und Freunde ein vornehmeres Aussehen zu geben und gerne sah er das Interesse, mit dem sie aufgenommen wurden. Aber auch bescheidene Leute schrieben einander Zeitung, sogar Bürgersfrauen. An den abwesenden Bruder schreibt Margarethe Behaim 1533:[3]) „Ich wolt dir gern lenst haben geschriben, so west ich dir nichst news zu schreiben; so ist es ycz auch kain newe zeitung hie, das ich waß." — Es war also großes Interesse dafür vorhanden: „Sonst haben wir allhier wenig neus: wir hoffen alle stünden guette zeittung aus hungern", schreibt jemand; und oft begegnen Bitten, doch etwas Neues zu schreiben.

So äußert das größere politische Leben in vielen Beziehungen seinen Einfluß auf den deutschen Brief. Der dadurch vermehrte Briefverkehr hatte aber vor allem für die Beförderung

---

[1]) So Philipp von Hessen an Straßburg. Polit. Korr. d. Stadt Straßb. II. 85. — [2]) Mitt. d. Ver. f. Gesch. d. Stadt Nürnberg I, 95. — [3]) Ebenda III, 90.

eine sehr günstige Folge. Die Besserung des Beförderungswesens war ermöglicht, wenn man es vor allen Dingen einheitlich machte, unter bestimmte Leitung brachte und fest regelte. Der Anlauf dazu wurde im Anfang des 16. Jahrhunderts genommen. Zunächst für die speziellen Interessen der kaiserlichen Regierung, die ein so weites Gebiet umfaßte, wurde 1516 ein regelmäßiger Postverkehr unter Leitung der Familie Taxis zwischen den Niederlanden und Österreich eingerichtet. Auf den Reichstagen kehrt dann öfter der Gedanke einer Post für das ganze Deutsche Reich wieder. Derselbe kam seiner Verwirklichung seit 1563 näher, als die Taxissche Post das ganze Reich mit ihren Einrichtungen zu überziehen suchte. Gleichwohl bestanden daneben noch lange die Posteinrichtungen der territorialen Gewalten. Namentlich in der ersten Hälfte des Jahrhunderts war das um so notwendiger, als die Taxissche Post nur bestimmte Routen innehielt, und auch später mußten die einzelnen Städte wenigstens Anschluß an die Postmeisterstationen der Reichspost herstellen.

Zunächst aber erhielt sich das besondere fürstliche und städtische Botenwesen, nur daß es ebenfalls eine geregeltere Gestalt annahm. Auch untereinander suchten die verschiedenen Landesherren ihre Posteinrichtungen in Verbindung zu bringen. So schreibt 1531 Philipp von Hessen an Straßburg, er habe seine Post bis Darmstadt wieder eingerichtet, Straßburg möge das Gleiche thun.[1]) Die Fürsten hatten natürlich auch „eigene Boten", wie man sie im Gegensatz zur Post nannte. „Ewern brif an den Philippum Melanchthonem", schreibt Philipp von Hessen an Bucer,[2]) „wollen wir ime bei eignem botten zuschicken und in ein convolut schlagen lassen. Ob sich's aber darmit, dieweil wir ime denselben nit auf der post zuschicken wollen, einen tag oder etzlich desto lenger verziehen wurde, solches wollet gedult tragen." Die Post erscheint hier also schon als besseres Beförderungsmittel. Übrigens sandten Privatleute mitunter auch „eigene Boten".[3]) — In den Städten bewirkten es aber — als

[1]) Polit. Korresp. d. Stadt Straßburg in der Zeit der Reformation II, 86. — [2]) Briefwechsel, hrsg. v. Lenz II, 458. — [3]) Vgl. den Brief von Justus Jonas an Joachim von Anhalt. In Briefwechsel von Just. Jonas, hrsg. v. Kawerau. S. 414.

Grund führten sie die „Säumnus“ der Post an — namentlich die Kaufleute, daß man das Botenwesen besser und selbständig organisierte. Oft befanden sich diese Einrichtungen daher im Widerstreit mit der Reichspost; sie waren auch so befestigt, daß sie sich noch im 17. Jahrhundert neben derselben hielten. — Die Boten waren damals im allgemeinen zuverlässig, wenngleich die Wirtshäuser für sie verführerische Stätten waren: „willen in allen Krügen die Kanne für'm Maul haben“, heißt es von ihnen einige Zeit später, 1607, in einem Briefe.[1]) Außer ihrem Lohn gab man auch schon ein „Trinkgeld“. So schreibt 13. April 1543 Joachim Rotmundt an Paul Behaim: „schreib mir darpaj, was man ungeferlich dem poten zum trinkgelt geben sol, dan Ich weis den geprauch nicht.“ — Die Boten der Fürsten und Städte mußten übrigens wie früher den Boteneid leisten und erhielten zu ihrer Legitimation Botenbriefe (Paßbriefe, „Paßporthe“). Bei der Tarisschen Post hatten die Postmeister auf den einzelnen Stationen über dieselben die Aufsicht, nahmen die Sendungen in Empfang und kontrollierten die Beförderung, wie es auch in den Städten Botenmeister gab. Auch sie standen natürlich unter Kontrolle; so erhielt 1547 der Postmeister in Stockach von der Regierung wegen seiner Nachlässigkeit in Fertigung der Briefe bei diesen sorglichen und gefährlichen Läufen einen Verweis.[2]) Es war aber klar, daß trotzdem Versäumnis und Verzögerung nicht ausblieben. In einem Briefe an Sleidan wird erwähnt, daß der Postmeister in Cannstatt die Briefe 8 Tage hat liegen lassen,[3]) ein anderes Mal bemerkt er am Schluß: „Ew. gn. schreibens ist drei wuchen uffm weg gewesen“.[4])

Noch unsicherer als die Post war natürlich der alte Gelegenheitsverkehr, — wie durch Fuhrleute, Metzger oder Kaufleute, die auf den Messen zusammen kamen, — der keineswegs aufhört. Herzog Albrecht hat so einmal an Hans von Ungnad nach Wittenberg geschrieben, und weil dieser nicht antwortet, vermutet, daß er „in gott endtschlaffen were.“ Aber dieser meldet ihm, „das mir von

[1]) G. v. d. Busche, Gesch. d. v. d. Busche I, 168. — [2]) Ztschr. f. G. d. O. 34, 274. — [3]) Sleidans Briefwechsel, hrsg. v. Baumgarten S. 233. — [4]) Ebenda S. 188.

derselben weder schrifftlich noch mundtlich ersuechen khundt worden, habe auch von Wittenberg und Eissleben aus E. F. G. zweymall gehorsamblich zugeschriben, und dieselben Brieff meinen Schwägern den Graven zu Mansfeldt zuegestellt, die sich erpotten dise durch dero Verwalter und die Khauffleuth zu Leibziger Markht E. f. g. zuzufideren und zuubersenden, ob die aber derselben zukhomen, ist mir auch unbewüst."[1]) So hat man noch nicht das Gefühl der vollständigen Sicherheit; der Satz: „ich habe dir einen Brief geschickt, weiß nicht, ob er dir worden" findet sich sehr häufig. Den Adressaten kennt der austragende Bote meistens, oft muß man aber genaue Adressen machen. „Las mich wissen", schreibt Michel Behaim 1533 an seinen Vetter in Krakau,[2]) „wie ich dir einen tittel gebenn sol, so ich dir schreyb, damit man dich zwfinden ways, dan deine herren, weil sie Walhen sind, nicht yeder man bekhandt seindt; auch wie dein herr Caspar mit seinem zunamen hayst." Bestellungen an falsche Adressen kamen oft vor.[3])

Um die Beförderung zu vereinfachen und zu erleichtern, war es auch jetzt noch, namentlich in Kaufmannskreisen, sehr beliebt, Briefe an andere „beizubinden"[4]) und um deren Besorgung den eigentlichen Adressaten zu bitten, auch zu ermahnen, den beigebundenen Brief nicht verloren gehen zu lassen. Es kommt sogar vor, daß ein Rat dem Brief an seinen Fürsten einen an den Kanzler hinzufügt. — Eine Unsitte indessen, die namentlich im politischen Briefverkehr häufig wurde, vermehrte die Unsicherheit: die Verletzung des Briefgeheimnisses. 1552 schreibt Sibylle von Sachsen an ihren Gemahl:[5]) „es hat myr vbel myt dem breyf geganen, den ych v. g. weyter schreyb, auf den breyf, den v. g. dem son schreyb, dan yn marckgraf Alberycht dem botten genommen hat, der fromme bossewycht vnd wol me breyfe darzu, de den der sohn auch an v. g. geschreben hat, ych byn daryber so beytter bose gewest, aff er sey auf gebrochen hat,

[1]) Arch. f. Kunde österr. Geschichtsquellen XX, 225. — [2]) Mitt. d. V. f. Gesch. d. Stadt Nürnberg III, S. 86. — [3]) Auch sonst kommt Verzögerung vor. Sleidans Briefwechsel S. 237. — [4]) Wie häufig das vorkam, sieht man z. B. bei den Briefen des Kaufmanns Michel Behaim an seinen Vetter Paulus B. Man vgl. Mitt. d. V. f. Gesch. d. St. Nürnberg III, S. 105, 108, 110, 111, 117, 122, 124, 127 u. s. f. — [5]) Ztschr. des Bergischen Geschichtsv. V, 160.

kan ych entlichen nycht wyssen." Aber auch in weniger hohen Kreisen kommt das vor.[1]) „Der brieve", schreibt Campanus, „so Gertrud bracht, was uff, das mir nit gefiel." Auch Überfall der Boten ist ebenso wie früher häufig.[2]) „Der Bott ist unter die Räuber gefallen", schreibt einmal Luther. So ist denn der Briefverkehr durch mannigfache Hindernisse gehemmt und erschwert. Die Einheitlichkeit der Beförderung war angebahnt, aber noch nicht durchgeführt. Die verschiedenen Arten derselben sind aus den Zusätzen bei der Erwähnung von übersandten Briefen sichtbar, ob man denselben bei der Post, bei der Ordinari Post, bei dem niederländischen Boten, bei dem Boten N. N., durch einen Freund oder Diener oder sonst hat besorgen lassen. Reichspost, Fürstliche, Städtische Post und Gelegenheitsverkehr bestanden neben einander. Ein wesentliches Merkmal des nicht ausgebildeten Verkehrs war es, daß man oft die Vermittelung Dritter in Anspruch nahm. Wie Kaufleute bei den Messen die Briefe austauschten, so machten es auch die Gesandten bei den Reichstagen,[3]) und jeder sandte solche auf andere Weise an den Bestimmungsort.

Drittes Kapitel.

Der Privatbrief. I. Allgemeines. Die Fürsten und der Adel.

Trotz des konventionellen Gebrauchs von Formeln, trotz der immer ängstlicheren Beobachtung der äußeren Form macht der Briefverkehr des sechzehnten Jahrhunderts immerhin den Eindruck der Freiheit und Beweglichkeit; nach Umfang und Art nähert er sich mehr und mehr dem der modernen Zeit. Der Schilderung des brieflichen Privatverkehrs mögen indessen einige Bemerkungen

---

[1]) Briefw. Landgrafs Philipp, hrsg. v. Lenz II, 434. — [2]) Namentlich im Kriege. Schertlin v. Burtenbach a. a. O. S. 88: „Wir haben dise stund ain post nider geworffenn mit villen brieffenn, darüber sitzenn wir jetzo vnnd lessenn dieselben." — [3]) So übergeben 1530 Nürnberger Gesandte an Jakob Sturm Briefe des Kurf. v. Sachs. für Straßburg. Ehe Sturm sie in die Heimat sendet, bricht er sie auf, um sich zu orientieren. Polit. Korr. d. St. Straßb. I, 538.

über das Äußere und besondere Eigentümlichkeiten des damaligen deutschen Briefes vorangeschickt werden. Im allgemeinen hat sich Brauch und Gewohnheit des 15. Jahrhunderts wenig verändert.

Handschrift und Form der Schrift, wie Schnörkel und Absätze, zeigen natürlich die größere Geübtheit. Wer schlecht schreibt, entschuldigt sich regelmäßig: „hab gar eine böse Feder gehabt.“ [1])

Als Format des Briefes wird fast allgemein das Folio verwandt, ein Blatt, auch mehrere neben einander oder der gefaltete Bogen. Einen Teil der äußern Seite — beim Bogen der vierten Seite — oder die ganze Seite läßt man, wenn man überhaupt, was nicht selten ist, soviel zu schreiben hat, für die Adresse frei. Doch kommt es gegen Ende des 16. Jahrhunderts vor, daß man, wenn alle 4 Seiten vollgeschrieben sind, ein besonderes kleineres Blatt als Umschlag zur Adresse verwendet. — Im ganz offiziellen Verkehr schreibt man noch quer über beide inneren Seiten des Bogens nach Art der Urkunden. „Es werden auch“, heißt es in Frangks Briefsteller, „im brieffschreiben (jnn dem sie auffs papir bracht) zweyerley weisen gehalten, die eine heist auf grosse, die ander auff kleine form geschrieben, die grösser helt man, so das papir ganz auffgethan, beschrieben, die kleiner aber, so das papir zwifach zusammen gelegt, wie es sonst pflegt, zuliegen, vnd der brieff von oben herab, es sei nur auff einer odder beiden seiten volzogen wird. Vnnd dieser form brauchen wir jnn vnser gemeinen Cantzlei, darzu alle so im vndern grad begriffen sind, gegen jdermeniglich on vnderscheit.“ — Im übrigen werden für Briefe im Privatverkehr nach wie vor auch Quart-, Oktavblätter, sogar einzelne, der Länge nach beschriebene Streifen verwandt.

Gefaltet und geschlossen werden sie nach alter Weise. Auf den durchgezogenen Papier- oder Pergamentstreifen, — häufiger wird dazu im Privatverkehr der Faden verwandt [2]) — wird dann das „Petschir auffgedruckt“, das „gedeckt“ oder „vngedeckt“ bleibt.

---

[1]) Der Student Paul Behaim nennt ein Schreiben an seine Mutter deswegen „ungehoblet“. 12. Dez. 1573 (A. N. M.). — [2]) Man band um den Brief einen Faden, zog durch zwei Löcher (der Brief wird „durchstochen“) die Enden desselben mit einer Nadel (daher „zusammennähen“ des Briefs), verband diese und setzte das Wachssiegel darauf.

Niedere dürfen Oberen gegenüber keine Decke verwenden. Die Briefsteller unterscheiden nach den einzelnen Ständen auch noch die Farbe des Wachses, das man zum Siegeln verwendet.

Auf das zusammengefaltete Briefviereck, das jetzt häufig größer als früher ist, kommt die Adresse mit den hergebrachten Formeln. Beliebter wird jetzt einfaches „An“ oder „dem N. N. zuhanden.“ Frangk hält Zusätze, wie: „soll der Brief, f. g. (freundlich geschrieben), d. l. (dentur litterae), als jnn andern Cantzleyen nicht vbig“ für überflüssig. Auch soll man die Adresse „mit einem vmbgekröpten zug oder strichlin vnderziehen“. Den Ort setzt man jetzt meistens unten in die linke Ecke. — Der Unterschrift wird immer häufiger auch gegen Gleichgestellte ein höflicher Zusatz, meist „Euer williger“ (abgekürzt E. w.), gegen Höhere dann entsprechend gesteigert, gegeben. Manche thun darin selbst nach Ansicht der Briefsteller „vnrecht vnd zu viel“. — Das Datum wird jetzt öfter nach dem Monatstage, z. B. 31. tag decembers, bezeichnet; doch bleibt die ältere Gewohnheit vorerst daneben bestehen. — Der Gebrauch der Zettel ist noch stärker als früher, weniger unter einfachen Privatleuten als in der Kanzlei. „Jnn Cantzleyen“, sagt Frangk, „ist's nicht gewohnheit viel argument odder Sachen jnn einen brieff samptlich zu setzen, Sondern wenn das nötigest jm heuptbriefe oder Missiven ordentlich ausgedrückt ist, pflegt man das vbrig mit eingelegten zeddeln zu melden“. Nachschriften stehen schon nicht nur unter dem Briefe, sondern auch am Rande.

So viel über die äußere Form und Gestaltung der Briefe. Interessanter sind die Veränderungen, die sich in den Formeln und sonstigen Eigentümlichkeiten des Briefes bemerkbar machen. Zunächst spüren wir den ungeheuren Einfluß der Reformation auch in diesen äußerlichen Dingen. Den Gruß der Geistlichen „Gnad und Frid in Christo“, den Luther vor jeden seiner Briefe setzt, gebrauchen jetzt häufig auch Nichtgeistliche, die als Vorkämpfer der Reformation auch darin sich zeigen wollen, aus allen Ständen, so Philipp von Hessen, Jörg von Mansfeld,[1]) so Adlige, wie Hartmut von Cronbergk,[2]) Freiherr Hans Ungnad,[3])

---

[1]) Luthers Briefwechsel, hrsg. v. C. A. H. Burkhardt. S. 426. — [2]) Anecdota Brentiana, hrsg. v. Pressel. S. 24. — [3]) Ebenda S. 48.

Claus von Knibis,[1]) der Herr zu Wildenfels,[2]) so der Kanzler Vogler,[3]) der Kriegssekretär Amman,[4]) der Stadtschreiber Peter Butz,[5]) der Maler Valentin Elner.[6]) Alle allerdings nur hin und wieder. Es ist das nur eine vorübergehende Erscheinung, aber doch charakteristisch. Und auch sonst macht sich in bloßen Formeln der fromme Zug der Zeit bemerkbar. Hans von Cüstrin unterschreibt einmal:[7]) „E. K. M. armer und williger knecht sola spes mea Christus Hans ꝛc.“ Eine biblische Bezeichnung des Datums findet sich einmal bei Melanchthon in einem Brief an Johann von Brandenburg: „Datum Wittenberg am tag Timothei, der im funfzehenden Jar nach dem ehr mit S. Paulo erstlich ausgezogen, gekopft ist worden zu Epheso vnd ist nicht alt worden, aber Titus ist bei Leben blieben vnd vber achtzig Jar alt worden.“[8]) Das Gottbefohlen am Schluß wendet man wieder häufiger Höheren gegenüber an, meist allerdings weitschweifiger und mit der nötigen Dienstversicherung verbunden. Fromme Fürstinnen färben ganz gleichgültige Redensarten fromm. So will Sibylle von Sachsen Luther „aus chreistlicher liebe nycht bergen“, daß sie gute Nachrichten von ihrem Manne erhalten hat.[9])

Dieselbe Fürstin treibt die Gewohnheit, die wir schon im 15. Jahrhundert stark ausgebildet gefunden haben,[10]) Wendungen, wie „wenn Gott will“, „Gott gebe“, überall einzufügen aufs äußerste. Der „liebe Gott“ kommt fast in jedem Satz vor: wenn sie Krammetsvögel bekommt, hat sie ihr der liebe Gott bescheert; bei ihr ist das nicht formelhaft, aber doch gesucht. Übrigens werden bestimmte Formeln mit „Gott“ ganz durchgängig gebraucht. Bei der Nachricht von einer Krankheit heißt es: „Gott gebe Besserung“, von einem Todesfalle: „Gott sei

---

[1]) Polit. Korr. d. Stadt Straßburg I, 293. — [2]) Luthers Briefwechsel a. a. O. S. 163. — [3]) Mitt. d. Vereins f. Gesch. d. St. Nürnberg I, 94. — [4]) Ebenda III, 241. — [5]) Polit. Korr. d. Stadt Straßb. I, 257. — [6]) Neues Arch. f. sächs. Gesch. V, 328. Man vgl. auch in der Polit. Korr. d. Stadt Straßburg die frommen Grüße des Bauernführers Erasmus Gerber. — [7]) Ztschr. f. Preuß. Gesch. u. Landeskunde XV, 122. — [8]) Melancht. Epist. disp. Bindseil S. 289. — [9]) Luthers Briefwechsel a. a. O. S. 161. — [10]) Ein Beispiel für diese Sitte bietet u. a. Albrecht Achilles Riedel a. a. O. III, 2, S. 242, am Schluß.

seiner Seele gnädig und barmherzig" oder „Gott verleihe ihm und uns allen eine fröhliche, freudreiche Auferstehung", von einer Hochzeit: „Gott geb Glück und Heil dazu", oder wenn einer selbst seine Heirat berichtet: „Ich bin der Hoffnung zu Gott dem Allmächtigen, daß ich eine gute Heirat gethan habe". An den abwesenden Mann schreibt die Frau: „Gott wolle uns wieder zusammen geleiten"; den Abreisenden wünscht man: „Gott geleite dich", auch „Gott verleih mit Freuden Wiederkehr". Der Formel, die das Wohlergehen ausdrückt, fügt man jetzt regelmäßig ein „Gott habe Lob oder Dank" oder „Von den Gnaden Gottes", auch „Gott verleihe mit Gnaden weiter nach seinem göttlichen Willen" bei. — Neben diesen regelmäßigen Fällen wird der Name Gottes unzählige andere Male je nach Neigung des Schreibers gebraucht oder unbewußt mißbraucht. Schon 1502 schrieb ein Rechtsbeistand einem Kaufmann nach gewonnenem Prozeß: „Wir haben je das Recht gewonnen, Gott vom Himmel hab Lob, fürwahr, Gott der Allmächtige ist selbst am Rechten gesessen." Es ist das also keineswegs dem Einfluß der Reformation zuzuschreiben. Diese fromme Färbung stammt schon aus dem 15. Jahrhundert und erhielt in protestantischen Kreisen, wie bei der Sibylle von Sachsen, höchstens durch die Reformation neue Nahrung. Ganz allgemein ist diese Gewohnheit und in besonderer Weise ausgebildet in — Kaufmannsbriefen. Schon vor der Mitte des 15. Jahrhunderts setzten einzelne, wie wir gesehen haben, vor ihrem Brief Jesus Maria mehr oder weniger abgekürzt. Seit ungefähr 1500 wird es allgemeiner Gebrauch und zwar durch Übertragung aus Italien, Laus deo (erg. sit) vor den Brief wie überhaupt vor alle kaufmännischen Schreiben, Rechnungen u. s. w. zu setzen. Damit, wie auch mit dem Jesus Maria wird das Datum verbunden — die Kaufleute sind daher die einzigen, die das Datum über den Brief schreiben[1]) — und mit dem ebenfalls italienischen a di (auf den Tag) bezeichnet. Wie dadurch jeder Kaufmannsbrief gleich vorn gleichsam eine fromme Marke trug, so führten sie diese Neigung auch sonst konsequent durch. Seine Absicht, zu reisen, drückt der Kaufmann so aus, daß er „im Namen des allmächtigen Gottes nach Nürnberg reisen" wolle. Die Frachtbriefe

[1]) Oft bemerken sie noch am Schluß: Datum ut supra; wie's oben steht.

beginnen: „Im Namen Gottes geladen“ und schließen „damit geleite es Gott der Vater, Sohn und heilige Geist! Amen.“ Geht das Geschäft schlecht, schreibt er: „Der allmächtige Gott verleihe seine göttliche Gnade, daß es ein ander mal mög besser werden! Amen.“ Gründet er eine Handelsgesellschaft, heißt es: „Gott der Herr geb zu Glück und Heil, der Seelen Seligkeit und zeitliche Nahrung. Amen.“

Ebenso charakteristisch wie dieser fromme Anstrich ist für die Zeit die schreckhafte Servilität, die sich, wie in der Unterschrift, so auch in der immer weiter ausgedehnten höflichen Dienstversicherung in Gruß und Anrede zeigt. Statt „Was ich Liebes und Gutes vermag“ schreibt man häufiger „Was ich Ehren, Liebes und Gutes vermag“; ein angesehener Bürger nennt den Rat der Stadt wohl noch „liebe und gute Freunde“, aber er setzt „meine günstigen und gnädigen Herren“ voran; Hans Werner fügt in seinem Berichte an den Kanzler Eck dem „edlen, ehrenfesten, würdigen Herrn“ hinzu: „und meinenhalb unwirdig zu schreiben, herr vatter!“ Zu den „unterthänigsten Diensten“ kommt noch „höchsten Fleißes“ in den Briefen an große Herren hinzu; der Vetter schreibt dem Vetter: „Mit mer dann schaff und gebeut, findst mich alzeit willig und bereit.“ Wie diese Höflichkeitsmanie dann immer weiter um sich greift, werden wir später schildern.

Zu bemerken ist noch, daß die bekannte Schlußformel „Sonst nichts“ oder „Nichts mehr“ jetzt geradezu, namentlich in Privatbriefen aus den bürgerlichen Kreisen, überhand nimmt, oft in längerer Form: „So weiß ich dir auf diesmal sonderlich nichts zu schreiben;“ Einzelne gebrauchen sie mehreremal in demselben Brief [1]) gleichsam als Übergang. Für Kaufleute wird es zur Einleitungsformel: „Dies mein Schreiben erfordert anders nichts denn allein“, oder „So ist dies besonders nichts“, oder positiv und kürzer: „Dies geschieht allein“, oder „Dies allein“, oder „Allein von wegen“. Die Grußformel ändert sich in vereinzelten, aber für die Folgezeit maßgebenden Fällen insofern, als man sie mit dem eigentlichen Brief verbindet und oft hinter die Anrede setzt: „Neben Erbietung meiner unterthänigen Dienste“ oder „Mit Wünschung alles Guts gebe ich dir zu erkennen,“

[1]) Ein tolles Beispiel: Zeitschr. d. Ver. f. Lübeck. Geschichte II, 308 f. 329 f.

heißt es dann. — Bei der Empfangsbestätigung pflegt man regelmäßiger, im Kanzleigebrauch immer, das Datum des empfangenen Briefes hinzuzufügen.[1]) Namentlich Kaufleute thun das: am 13. Dezember 1539 moniert Michel Behaim seinen Vetter Paulus, er habe einen Brief erhalten, „da züm dato spacium Ist gelassen vnd etwo Im eillen |des zümachens zu setzen vergessen worden. geschicht mir auch oft, vnd ist hieran nichts sonders gelegen.“[2]) — Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß von einer einheitlichen Orthographie noch lange keine Rede ist, und diese erst im folgenden Jahrhundert durchdringt.

Die Art des Briefverkehrs wird nun am besten geschildert werden können, wenn wir die einzelnen Stände — für den Unterschied derselben wurde man immer empfänglicher — durchwandern.

Die Großen dieser Welt, die Fürsten des 16. Jahrhunderts, waren im Durchschnitt von Albrecht Achilles oder Maximilian recht weit entfernt. Doch wie in dieser Zeit überhaupt die mannigfachsten Individualitäten zum Durchbruch kommen, so steht unmittelbar neben dem klugen verschlagenen Fürsten der beschränkte, neben dem gelehrten, der sich in theologische Fragen vertieft, der leichtsinnige Weltmann, neben dem lasterhaften der sittliche. Ein wirklich großer und hochgebildeter Fürst existiert aber nicht. Die Mehrzahl war, wie damals alle Menschen, ängstlich um die neuen großen Ereignisse und Fragen besorgt, und die Kanzleigeschäfte ruhen bei allen nicht. Aber die eigenhändigen Briefe zeigen meist großes Ungeschick, eine mangelhafte Beherrschung der Sprache und große Naivetät. Viele geben sich auch sichtlich Mühe, den Kanzleibriefen, die sie täglich erhielten oder unterschrieben, durch einige Phrasen oder tautologische Wendungen näher zu kommen. So schreibt der Herzog Barnim von Pommern[3]) an Luther 1520: „Wir wyssen Euch in dissem Ewern widerstal nychts zu raten, sondern alleyn, daß wyr nychts begirlicher oder lieber horen, dan daß ir ßo geherczyget vnd kecklych byß dhont vorfolget; alß Jr daß angehoben und angryffen habet.“ Höchst charak-

[1]) Man drückt das so aus: Dein Schreiben, welches Datum den 17. März ausweist, oder de 23 passado. — [2]) Ähnlich Ztschr. d. V. f. Lüb. Gesch. II, S. 313. — [3]) D. M. Luthers Briefw. Her. v. C. A. H. Burkhardt. S. 33.

teristisch ist aber ein Brief des unglücklichen, doch recht wenig bedeutenden Johann Friedrich von Sachsen an seine Gemahlin. Er beginnt: „Freuntliche, herzallerlybste gemal! Ich will D. L. freuntlicher meinung nit bergen, das ich D. L. schreiben, so sie mir bei Doctor Minkwizen gethan, empfangen und freuntlicher meinung ferstanden habe, und das D. L. in guter gesundheit sein, welches ich mit erfreutem gemüt fernommen habe; will D. L. darauf nit verhalden, das ich Got lob auch ganz wol gesunt bin, so lang der will unsers Gottes ist. Und will D. L. mit erfreutem gemüt nit unangezeigt lassen, das Gott der allmächtige, umb seines sones unsers herrn Christi willen, das gebet seiner christlichen kirchen auch dein und mein gnediglichen erhort hat, und Kai. M. meines allergnedigsten herrn herz dazu bewogen, das J. Kai. M. meinen herrn und freund den bischof von Arras und Doctor Selden zu mir geschicket und anzeigen lassen, das J. M. auf geschehen forbet gnedigst entslossen, wie sie mir auch selbs von J. M. wegen zusagen solden, es weren die sachen auf negstem unsers Hern himelfarttage zu Passau vertragen oder nit, das ich gewis solle meines gefengnus ledig sein." So beginnt der Brief eines Mannes, der nach jahrelangem Gefängnis seiner Gemahlin die langersehnte Befreiung anzeigt. Alle Formeln werden ängstlich bewahrt, die Empfangsbestätigung ihres Briefes muß an den Anfang, dann die Formel über sein Befinden, dann erst kommt in langem kanzleimäßigem Satz, natürlich mit frommem Dank gegen Gott, die Mitteilung, die von ihr so lange Jahre hindurch erwartet ist. Und dabei ist dieser Brief „ganz eilend" und so „übel" geschrieben, daß der Sekretär ihn erst abschreiben soll.

Ähnlich stammeln andere Fürsten in ihren Briefen, und die umständlichen Formeln sind ihre Zuflucht; am liebsten lassen sie andere für sich schreiben. Christoph von Württemberg bekennt einmal offen, indem er Ludwig von Bayern um Entschuldigung bittet, daß er „mit aigner hand nit geschrieben": „dann ich warlich der federn nit so mächtig." [1]

Sehr viele andere bewahren aber in ihren vertrauten und häuslichen Briefen einen schlichten, ungekünstelten, bürgerlichen

---

[1] Ztschr. f. G. d. Oberrh. XXXVII, 321.

Ton. In einfachen, kurzen Sätzen, oft etwas ungeschickt stolpernd, entwickeln sie ihre Gedanken, lassen die Formeln und Titel bei Seite und sind Menschen. „Grues mir mein schwester und mamb, damit alzeit dein getreuer brueder“ schreibt ein Bayernfürst und vergißt ganz das „Euer Liebden“.[1]) Als die Gemahlin verreist ist, klagt der Kurfürst Friedrich von der Pfalz: „Sitz also allein, wie die Turteltaube, die ihren Gesellen verloren hat.“[2])

Andere bewahren sogar die Neigung des Volkes zu spruchartiger Rede oder zu derben Worten. So der geniale Moritz von Sachsen. „Mein Diener weiß von unser sach gar nichts, doch reucht er etwas“ schreibt er einmal, und ein anderesmal an den Landgrafen Wilhelm[3]): „E. L. sollen mir gleuben, ich mein den handl treulich. So gilt es mir auch nit ein rimlein, sondern die ganze haut. E. L. halten den handel in geheim und folgen. Wir wollen den bock recht an die hoden greifen.“ Oder der Rheingraf Johann Philipp, der als „Staudenfucks“ an Hans von Heideck schreibt[4]): „Gott geb uns glück! und hoff durch seine hülf, es werde rechtschaffen noher gehn. Ich hab im gegeschriben und wol ausgemalt, was euer herr für ein han sei, und gewiß darzu geboren, dem bosen faß den boden auszustoßen. . . . Der von Solms spart sein maul mit schelmisten und unchristlichen lugen und scheltworten auch nit, aber zeit bringt rosen.“

Nicht alle schrieben so, aber für diejenigen Fürsten, die mitten in der Politik und den „Händeln und Praktiken“ der Zeit standen, wie Philipp von Hessen, Moritz von Sachsen, oder die so lebhaft an allen Dingen teilnahmen, wie Herzog Albrecht von Preußen, verstand sich eine gewisse Schreibgewandtheit von selbst. Wenn sie auch in der Kanzlei nicht allzu oft eigenhändig schrieben, so diktierten und korrigierten sie die Konzepte, und Philipp von Hessen mochte wohl Recht haben, wenn er an Bucer schrieb:[5]) „Glauben auch, wann ir soltet ein jar lang unßer secretarius oder schreiber sein, ir wurdet di arbeit, so wir und sy tag und nacht treiben, wol erfaren und spuren, das da ganz

---

[1]) Herzog Ludwig, i. Quellen u. Erört. z. bayer. u. deutsch. Gesch. IV, S. 156. — [2]) Briefe Friedrich d. Frommen, ges. v. Kluckhohn I, S. 367. — [3]) Briefe u. Akten z. Gesch. d. XVI. Jahrh. I, 709. — [4]) Ebenda II, 13. — [5]) Briefwechsel, herausg. v. Lenz II, 166.

oder gar wenig mussiggangs vorhanden ist." Ähnlich schrieb schon 1509 Serntein über Maximilian, „das ir mt. alle ding selbst angeben, durchsehen und corrigiern will." [1])

Häufig veranlaßten wichtige Fragen und Interessen, namentlich religiöse, einen vertraulichen Briefwechsel zwischen zwei Fürsten, wie etwa zwischen Johann von Küstrin und Maximilian II.[2]) Wie in ihren Briefen an Frau und Kinder geben sie sich dann als rechte Menschen und schütten ihr Herz aus. „Ich kann E. L. nit verhalten", lautet ein eigenhändiger Zusatz Maximilians zu einem Briefe an Johann,[3]) „das man von allen orten heftig an mich setzt und mich zum högsten verfolgt; doch frag ich wenig darnach und bitt gott umb gedult und das er mich bai sainem wort erhalten wolle nach sainem gottlichen willen. Und ow mans mir zufil machen wolt, wie man mier dan drot, so hof ich, das ich von E. L. und andern rechten cristen nit verlassen wird, dero ich mich gantz dienstlich befelhen thun." Diese Worte zeigen uns, wie sehr die religiösen Fragen auch die Höchsten erschüttern, wie denn in ihren Briefen dieses Thema damals immer und immer wiederkehrt.

Dasselbe Moment veranlaßte auch einen größeren Briefverkehr zwischen Fürsten und Unterthanen. Mit Adligen und Räten hatte ein solcher, aber nur für die Politik, natürlich schon im 15. Jahrhundert bestanden und jetzt wuchs derselbe noch. Oft war der Briefwechsel mit den Näherstehenden ganz freundschaftlich, wie zwischen Maximilian I. und Prüschenk, oder vertraulicher, wie zwischen Albrecht von Preußen und dem Freiherrn Hans Ungnad. Ebenso verkehrten die Frauen untereinander, und wenn die Herzogin von Preußen an Magdalena von Ungnad „Augstein und Elendtsklauen" schickt, so fügt diese ihrem Dankbriefe „18 Schachteln mit Quittensaft" bei, die dann wieder einen Dankbrief seitens der Fürstin veranlassen.[4]) — Jetzt aber wird das Bedürfnis, über religiöse Dinge Aufklärung zu erhalten und sich auszusprechen, Anlaß zu ausgedehntem Briefverkehr zwischen den protestantischen Fürsten und den Reformatoren. Vor den Pfaffen

[1]) Maximilians vertraul. Briefwechsel a. a. O. S. 121. — [2]) Zschr. f. Preuß. Gesch. u. Landeskd. XV, 113 f. — [3]) Ebenda S. 127. — [4]) Archiv f. Kunde östr. Gesch. XX, 268 f.

haben die Fürsten von jeher Respekt gehabt, und Briefe von solchen an die Fürsten haben oft einen vertraulicheren Ton. Aber jetzt wird das Verhältnis ungleich inniger und vertrauter. Luther wird von ihnen fast wie ein Vorgeordneter betrachtet, und zahlreiche Briefe wechselt er mit vielen, von den nordischen Königen bis zu seinen Grafen von Mansfeld. Bekannt ist auch der Verkehr zwischen Philipp von Hessen und Bucer. Und wie die ganze Reformation mehr und mehr eine politische Frage wird, so behandeln auch die Briefe oft politische Dinge. Sie gehen oft auch auf persönliche Angelegenheiten ein; Ermahnungen werden an die Fürsten gerichtet und von diesen nicht übel aufgenommen. So antwortet auf eine solche seitens Bucers Philipp von Hessen [1]): „Wollen auch uns wol bekennen, daß wirs mit dem jagen ubermachen und das meer treiben, dann es zu zeiten nutzlich sein mag.“ — An Luther schreibt die Gemahlin seines unglücklichen Kurfürsten, Sibylle von Sachsen, die früh mit ihm in brieflicher Verbindung stand, wie eine Freundin, berichtet von ihrem Mann, trägt Grüße auf und erkundigt sich nach seinem Befinden, einmal in ihrer umständlich-ungeschickten Weise so [2]): „An Euch yst vnser gnedyges begern, Jr wollet vns zu weyssen thon, wye es Euch saemet Vrem lieben weybe ghet, dann weyr aus chreysselicher trauen nycht haeben konnen vnderlassen, Euch zu schreyben, dar myt wyr gar gern erfaren mochten, wye es Euch allenthalben ghet.“

Diese Fürstin, deren Frömmigkeit wir schon kennen gelernt haben, mag uns überhaupt als Beispiel einer fürstlichen Briefschreiberin aus diesem Jahrhundert dienen. Namentlich die vielen Briefe, die sie an ihren so lange Jahre gefangenen Gatten richtete,[3]) sind näherer Betrachtung wert. — Von der fleißigen fürstlichen Briefschreiberin des 15. Jahrhunderts, Anna von Brandenburg, unterscheidet sie sich wie die ganze Zeit von jener: dort Frische, Gottvertrauen, Lebendigkeit und Humor, hier vergrämte Frömmigkeit, Kummer und Bitterkeit, veranlaßt durch die

[1]) Briefwechsel, her. v. Lenz II, 165. — [2]) Luthers Briefwechsel, herausg. v. C. A. H. Burkhardt S. 154. — [3]) Herausgegeben v. C. A. H. Burkhardt i. d. Zeitschr. d. Bergischen Geschichtsvereins V, 1—184. Hiernach sind die folgenden Stellen citiert.

Unruhe und die Nöte des Lebens. Andererseits ist doch wieder vieles Gemeinsame, vor allem das innige Verhältnis zu ihrem Gatten. Die Sehnsucht nach Botschaft von ihrem Manne drückt sie fast wörtlich so aus, wie einst Anna, nur etwas umständlicher: „dan wyr soe gar lange keynne botzofft vann v. g. over komen haeben, das myr gar leydde dar zu yst vnd ychs daromb nycht haeben konnen vnderlassen v. g. zuschreyben vnd bytten v. g. gantz freuntlichen, v. g. wollenn myr doch eyn kleyn breffgen schreyben lassen, dar myt ych erffaren kon, wye es v. g. allenthalben eczunder ghet, dan myr dye czeyt vnd weylle dar nach lanck ist, das sullen myr v. g. gentzlichen glauben vnd mir gar ainst yst darzu." Ähnliche Stellen kehren immer und immer wieder, und wie sie gerne von ihm hören will, so schreibt sie fortwährend von dem einen Thema, dem bei der langen Abwesenheit wohl erklärlichen Wunsch, wieder bei ihm zu sein.

Auch diesen Wunsch faßt sie einmal (11. Febr. 1547) genau in dieselben Worte, die wir schon einmal in einem Briefe der Markgräfin Margaretha an ihren Vater Albrecht Achilles vernommen haben: „so weyt wan ych nycht hedde konnen ghen zu fosse, so wolde ich dar zu gekrochen seyen, wyl ych nycht wol hedde ghen konnen." Nebenbei sei hier auf das Zeugnis hingewiesen, welches diese Stelle für die Wichtigkeit des Konventionellen und Traditionellen im deutschen Brief ablegt. Die Worte kommen aus innerstem Gemüt, klingen ursprünglich und doch sind sie wieder eine allgemein gebrauchte Redensart. Das zärtliche Verhältnis zeigt sich überall auch sonst. Es klingt wie von einer jungen Braut, wenn sie erzählt: „das mein beyldt, das myr v. g. zum nauen yare geschecket hat, myr neymmer auf dem latze bleyben weyl, sunder es kraucht myr ymmer zum hertzgrobgen heynneyn, was es bedoudtden thot, das weys ych nycht, ych haldes vor eynen schwartzen abdelsthein gewyßlichen vnd nycht vor eyn beyldt vnd es meyr von gantzem (hertzen) lieb yst."

Sie zählt die Zeit seiner Abwesenheit. Am 29. September 1546 klagt sie, daß er schon 5 Wochen „ist van myr gewest", aber am 30. März 1551 sind es schon Jahre geworden: „wanns mans recht rechenn ssuldt, sso yst woll funff yar, das v. g. vnd ych nycht veyll bey eynander gewesst sseyndtt." — In dieser

langen Trennungszeit ist das Schreiben an ihn dann ihr einziger Trost. Selbst in Krankheit und Leiden unterläßt sie es nicht, wenn ihr es auch „gar saur“ wird, und rührend klingt unter solchem Brief die Unterschrift: „v. g. liebbe gemalh, de handt yst mudde“, oder der Schluß der Nachschrift: „ych kann nommer, lieber here.“ Einen Ersatz bietet das Briefschreiben ihr aber nicht. „Ach heylff du liebster here got“, klagt sie, „das ych v. g. eyn malh mocht weder syen, das ych v. g. nycht so vmmer zu schreyben mosste, eynnem yst czeyt vnd weyll darobber lanck.“ — Mit diesem Hauptinhalt ihrer Briefe sind nun Mitteilungen verflochten, die sie als liebende Mutter, als regierende Fürstin, aber auch, wie es Anna von Brandenburg war, als bürgerliche Hausfrau zeigen. Angstvolle Sorge spricht aus ihr, wenn sie von der gefährlichen Krankheit des Sohnes schreibt: „ych were dar vber gestorben, das sullen myr v. g. gentzlichen glauben“, aber sie ist gestärkt durch tiefes Gottvertrauen. Kluge Umsicht zeigen ihre Bemerkungen über die politischen Zustände, die Zustände des Landes und ihres Hofes, die Handlungen der Räte. Vor allem aber bewährt sie sich als tüchtige Hausfrau. Da offenbart sie oft noch kräftige, volkstümliche Züge. „Was sall ych myt docktter Mynckwitz dochter machen“, schreibt sie, „dan sey myr angeczeyget hat, v. g. hab yr erlaubet, das sey eynne weylle ym frauenczimmer sall seyn, da leren neen vnd bortten wyrke leren, es yst werlich eyn yunck roß deyn es wer besser, sey hetten sey noch yn de scholle lassen gheyn, dan he ereyn, dan es verwar me wassens [schwatzens] vnd liegen wyrtt leren dan ettwas, dan sey eynnen rechten lerer an der Blenckyn wyrtt haben, myt nachwassen vnd leygen, aff sey es sunst yn der yugennt nycht konnte leren vnd sey es ym alter des der besser konnen; zum dauffel myt sullichen leutten.“ Wie der letzte Ausdruck zeigt, ist volkstümliche Derbheit und Grobheit damals auch noch bei hohen Frauen zu Hause. So nennt sie einmal einen Beamten einen „lauffsychten theynten fresser“, den Herzog Heinrich von Braunschweig einen „vermaledeyten blothunt“ und schilt über die Herzogin von Rochlitz, „de dauffels kopff“, die sie nicht besucht hat, sondern hinter Weimar herum gereist ist, „vnd hat vns de vnkost vmbsunst gemacht.“ Auch an Humor fehlt es ihr

nicht ganz; wenn sie von ihrer Krankheit spricht, meint sie oft: „Unkraut verdirbt nicht."

Der bürgerliche Zug im Leben der Fürsten kommt auch sonst in den Briefen zum Vorschein. Ihr Gemahl kümmert sich in seiner Abwesenheit genau um sein Haus. Einmal läßt er eine neue Ordnung schreiben, daß Sibylle und die Kinder „meyt eyn ander yn der großen stauben essen solten". und ihr ist es „nycht zu weydder", außer daß sie „ymmer de stheygtgen auf vnd nedder so veyl sall gan." Geschenke gehen hin und her und zwar Eß- und Trinksachen; sie sendet $1^1/_2$ Schock Krammetsvögel, und er ihr Pomeranzen und „Eckerweyn", über einen Hirsch ist sie außer sich vor Entzücken. Die allgemeinen Geschenke „zum Neuen Jahr" sind oft sehr einfacher Natur; so schenkt sie ihm 1551 ein Hemd und 24 „wossdogerleyn". Einmal erhält sie als „yarmarck" von Leipzig Pomeranzen „van eynem goedten man", einem Nürnberger Kaufmann Lucas Brehm. Sehr bezeichnend ist auch, daß sie ihren Gemahl um die Erlaubnis bittet, daß sie „der Kodderytzen", die Braut ist, von ihren Röcken „eynen braudtrock mochte geben . . . als nemlich den alden sammet gestreyft". Sie gedenkt „nycht mehr bont zu draggen in deyssem alten betrobten yammerlichen wessen und selzamen leben".

Diesen Zusatz konnte sie in ihrem Unglück und ihrer Krankheit wohl machen. Aber man wird sehen, daß ähnliche Klagen damals überall in den Briefen wiederkehren. Man empfindet allgemein die Zeit als böse und gefährlich. Damit hängt der Zug zur Frömmigkeit bei Sibylle, die den lieben Gott nirgends vergißt und überall Stellen aus der Bibel verwendet, zusammen, der bei ihr besonders ausgebildet, aber doch für das ganze damals lebende Geschlecht charakteristisch ist.

So sind für uns diese fürstlichen Frauenbriefe in vielen Beziehungen belehrend und anziehend. Unerwähnt darf jedoch nicht bleiben, daß ihr Stil, trotzdem sie so viel und so viel eigenhändig[1]) nicht nur an ihren Mann, sondern zum Beispiel im Interesse desselben auch „an dye konnigyn vnd anderen furstynnen"

---

[1]) Einmal bittet sie besonders um Entschuldigung, daß sie wegen eines Bisses ihres Kätzleins nicht „mit eygner handt" schreibt.

schreibt, oft höchst umständlich und ungeschickt ist. Sehr unschön ist namentlich die Gewohnheit, fast jede, auch die gleichgültigste Mitteilung mit einem „Ich kann oder will nicht bergen" einzuleiten. In dieser Beziehung ist sie vielen Frauen aus dem Bürgerstande ähnlich.

Das Bild, welches man aus den fürstlichen Briefen des 16. Jahrhunderts gewinnt, trifft im großen und ganzen auch auf diejenigen aus dem Kreise des Adels zu. Gebildete und eifrige Briefschreiber stehen neben höchst ungeschickten; doch überwiegen die letzteren sehr. Die größere Menge der Adligen kann überhaupt nicht oder doch nur so unvollkommen schreiben, daß die doch nur wenigen Briefe, die sie zu erledigen hatten, einem Schreiber überlassen bleiben mußten. Es hing das ganz von den Verhältnissen ihres Lebens, ihrer Stellung und den Zielen, welche sie verfolgten, ab.

Ein großer Teil des hohen Adels und ein nicht geringer der zahlreichen Reichsritterschaft nahm thätig an der Politik teil, sei es in leitender, sei es in untergeordneter Stellung. Das brachte von selbst eine gewisse Schreibgewandtheit mit sich, die sich dann auch in ihrem häuslichen und privaten Briefverkehr zeigte. Gerade bei diesen Adligen, die im öffentlichen Leben standen, am Hofe lebten, war durch häufige Reisen, Züge in das Feld, Missionen auch die Gelegenheit und der Anlaß zum Briefschreiben größer als bei dem landsässigen Adel.

Im Verkehr mit Frau, Kindern und Verwandten unterscheiden sie sich von den andern Ständen nicht, der größere rohere Teil des Adels, der in hergebrachter Weise erzogen und gebildet war, allerdings durch Unlust und Ungeschick zum Briefschreiben. Wie bei den Fürsten herrscht hier aber immer eine große Einfachheit des Verkehrs. An ihre Tochter schreibt 1510 Ursula von Frundsberg[1]): „Hercz liebe tochter. Ich schick dir da ain west hemdlin, das wollest du von meinen wegen behalten vnd ich han es selber gespunnen vnd der almechtig got gebe dir geluck dz du es mit freuden brauchest." Und weiterhin: „Auch liebe tochter, so laß ich dich wissen, das mich von grund meins herczen nach dir belangt vnd wenn dir vnser her der kindpet

[1]) 15. April 1510. A. N. M.

hilfft, dz du vnd mein sun den zu unß wollest kumen.“ In ähnlicher Weise schrieb man auch noch um 1530. — Abgesehen von diesem häuslichen und andererseits dem politischen oder halbpolitischen Briefverkehr, gab es für den Adligen auch sonst mannigfachen Anlaß zum Briefwechsel, so nicht selten mit seinen Nachbarn. „Lieber Herr und Freund!“ schreibt wohl jemand und fordert Aufklärung, „Eure Diener haben sich gestern unterstanden, mir meinen Diener gefangen zu nehmen, aus was Ursach, ist mir unbekannt.“ Dann entspinnt sich auch ein feindlicher Briefwechsel wegen Verläumdung oder aus ähnlichen Gründen. So beginnt ein Brief Joachim Maltzahns an Christoph Quitzow 1525: „Vff mein vorigs warhafftiges schreiben hab ich deynn vngegrunthe ertichte antwordt entpfangen vnnd vorlesenn, inn der du dich zu einem groszern logenhafftigenn vnnd vorzagten bossewicht, dann zuuor, mit der warheidt vffentlich anzugebenn selbs vrsach gibsts.“ [1]) — Ebenso richteten sie in feindlichem oder freundlichem Sinn auch an benachbarte Städte ihre Briefe oder standen im Verkehr mit den Bürgern. So bittet einmal Dorothea von Berlichingen eigenhändig einen Bürger der Stadt Windsheim, die ihr Götz einmal „seine lyben herrn und nachbarn“ nennt, ihr vom Rate 100 Gulden zu besorgen, die sie „gen nurmburck“ schuldig ist. Für Erledigung dieser und ähnlicher Briefe mußten allerdings in den meisten Fällen die Schreiber sorgen, da manche der Ritter und Edelfrauen nicht einmal ihren Namen unterschreiben konnten. So ausgezeichnete Männer wie Franz von Sickingen und andere waren höchst ungeschickte Briefschreiber.

Wie übrigens die Männer, die im Dienst der Höheren und Fürsten standen, allein in dieser Beziehung Erträglicheres leisteten, so war es auch bei den Frauen. Die adligen Töchter, die Hofdamen waren, führten oft eine sehr rasche Briefeder, und es kam vor, daß Sibylle von Sachsen klagen konnte, sie hätte „die Kobberytzynne“ zu sich genommen, „dan ych vyl lieber yr vmb mych habe, de ych kenne, dan das ych eynne zu myr

---

[1]) Joachim Maltzahn, herausg. v. Lisch. S. 47.

nem, de auf vnd nedder schreybben ghen myt breffen, dan man sunst he gnunck laugget, mer dan war yst.“ [1])

Der Stil jedoch auch der schreibgewandteren Herren war im allgemeinen höchst ungeschickt, obgleich sie, wie der Ritter Winzerer, „alls fill gesehen vnd gelerndt“ haben; dem Kanzleiideal suchte man, wie es die Stellung der Meisten mit sich brachte, mit mehr oder weniger Glück nachzueifern. Der Herr von Sternberg bringt an seinen Diener einen Brief fertig,[2]) der beginnt: „Ich gib dir czu vorstehn;“ nach der betreffenden Mitteilung folgt die zweite, wieder eingeleitet durch „Ach gib ich dir czu vorsthen“, und so geht es Satz für Satz bis „Vor das funfft gib ich dir czu vorsthen“. Er schließt: „Das alles mogst du her Sigmunden ficztum czu vorsthen geben“, fügt aber noch einen Zettel mit derselben Einleitungsformel hinzu.

Dem gegenüber berühren geradezu wohlthuend die Privatbriefe des Ritters Schärtlin von Burtenbach. Einmal beklagt er sich einem Freund gegenüber über die Hinterlist der Stadt Augsburg[3]): „daß sie mich für ain gecken vmbziehenn, suchen ainen ranck vber den andern, heut ists grien, morgen ists grawe“, daß sie darauf ausgehen, „mir des mein nach kauffmanns art ab zu wirgenn, welhs mir hart vnd saur ist worden.“ „Ich bin betriept bis ins hertz vnd thut mir erst jetzunder wee, das ich diesen leuten souil vertraut, vnd sie mich also leucht achtenn, jch were von jren wegen in tod gangen.“

Aber gerade dieser Ritter entstammt bürgerlichem Stande, und in diesem blühte allerdings reicheres und kräftigeres Leben.

Viertes Kapitel.

Der Privatbrief. II. Der Mittelstand.

Seit dem Ausgange des 15. Jahrhunderts war das Briefschreiben in den verschiedenen Schichten des Mittelstandes besonders geübt und gepflegt worden, aber die einzelnen Briefschreiber

---

[1]) Zschr. des Bergischen Geschichtsvereins V, 40. — [2]) Quellen u. Erört. z. bayer. u. deutsch. Gesch. IV, 49 f. — [3]) Herberger a. a. O. S. 229 f.

unterschieden sich darin, ihrer Stellung, ihrer Thätigkeit und ihren Lebensgewohnheiten entsprechend, doch außerordentlich. Auch in unserer Zeit wird der Privatbrief des ungebildeten kleinen Mannes ein anderes Aussehen haben als der des Gebildeten, und Kinder schreiben anders als Erwachsene: aber der größte Teil unserer Briefschreiber, soweit sie einen gewissen Grad der Bildung und Übung erreicht haben, schreibt Briefe, die sich zwar individuell nach Fähigkeit, Geist und Charakter unterscheiden, aber in ihrer ganzen Abfassungsart sich einander doch nähern oder gar gleichen. Von diesem gleichen Zug des ältesten und modernen Briefes ist in demjenigen des 16. Jahrhunderts nichts zu spüren. Spaltung und Gegensatz, die Signatur jener Zeit, zeigt sich auch im Briefe.

Ein großer Teil des Mittelstandes, die Geistlichen und Gelehrten schrieben zunächst überhaupt oder doch in den meisten Fällen in einer anderen Sprache, der lateinischen. Es waren dies gerade die eifrigsten Briefschreiber. In der eigentlichen Reformationszeit waren die Führer der Bewegung mit Korrespondenz geradezu überhäuft. Wie Luther klagt auch Zwingli über „die unzalbarlichen gschäfft, das ich zu nieman nach notturft schriben kann",[1]) ebenso Melanchthon, daß er „warlich zuuil uberladen mit mancherley schreiben",[2]) und ebenso Bucer: „des uberlauffs war zu fil."[3]) Aber auch sonst war von jeher für Geistliche und Gelehrte der Brief ein beliebter Tummelplatz gewesen, umsomehr in dieser Zeit neuer Ideen und Meinungen. Dazu kam, daß das Reformationstreiben die Geistlichen wieder mehr zu geschäftlichen Schreiben — oft waren sie Berater der Fürsten und Städte — zwang. Abgesehen von der letzteren Korrespondenz war nun dies weite Feld des Briefwechsels vorzüglich dem lateinischen Brief eingeräumt. Gründe und Folgen dieser Erscheinung sind schon hervorgehoben worden.

Indessen bewirkten die Ansprüche und die Verhältnisse des Lebens doch, daß der Gebrauch der Muttersprache nicht ganz

---

[1]) Briefe aus d. Reformationszeit. Baseler Rektoratsprogramm 1887, S. 22. — [2]) Melanchth. Epistolae disp. Bindseil S. 438. Vgl. auch S. 466. — [3]) Briefwechsel Philipps mit Bucer II, 21.

vernachlässigt wurde. An Frau und Kinder, an den befreundeten Bürgersmann konnte man nicht schreiben wie an den gelehrten Freund. Überhaupt je näher diese Leute dem Volk und dem Leben stehen, um so eher werden sie die Gewohnheit, die für sie fast zum Zwang wurde, von sich abschütteln. Luther schrieb neben seinen lateinischen Episteln die besten deutschen Briefe, die bis dahin überhaupt geschrieben waren, während Melanchthon, der elegante Gräcist und Latinist, nur höchst traurige Produkte in deutscher Sprache zustande brachte. Der Gelehrte und Diplomat Sleidanus schrieb neben seinen lateinischen, französischen und englischen Briefen verhältnismäßig gut auch in deutscher Sprache, der Reformator Bucer erhebt sich in einigen Schreiben zu trefflichem und energischem Stil.[1]) Von Zwingli besitzen wir treuherzig naive Briefe in deutscher Sprache; sein gelehrter Landsmann Tschudi schreibt in klarem und gesundem Deutsch, wenn er auch kein Meister des Stils ist. Auch weniger bedeutende Leute, protestantische Pfarrer wie katholische Geistliche, gehören keineswegs immer zu den schlechten deutschen Briefschreibern. In den meisten Fällen schrieben diese Kreise aber, wenn sie deutsch schrieben, den verknöcherten Kanzleistil oder verfielen aus der deutschen Sprache fortwährend in die lateinische, ein häßlicher Gebrauch, den weder Luther noch andere abzustreifen vermochten.

Im allgemeinen stand jedoch der deutsche Brief, soweit er über den geschäftlichen und häuslichen Kreis hinausging, meistens hinter dem lateinischen sehr zurück. Der ausgedehnte freundschaftliche oder polemische lateinische Briefwechsel der Humanisten wurde von den Gelehrten und Geistlichen späterer Zeit eifrig fortgesetzt. Die theologischen Fragen traten in demselben jetzt allerdings fast allein in den Vordergrund. Geist und Eleganz schwanden dafür immer mehr. Widerwärtig berührt namentlich die Polemik in den Briefen. Eine Stimme, wie die des trefflichen Tschudi:[2]) „Welt gern, das wir gmeinlich minder vech-

[1]) Z. B.: „Engeland thut, wie die monarchen alle thun, achtet die leut, so fil man allenmal gedencket ir zu geprauchen." Briefwechsel Philipps mit Bucer I, 93. — [2]) Archiv f. Schweiz. Gesch. VIII, S. 369.

dind einandern, vnd mit gesaarer antastung Jeder dem andern sin religion zeverkleinern vns zum höchsten maassgetind wann daruss der gröste widerwill vnd vngedult volget" verhallte ungehört. Der Ton dieser Pfaffen ist am besten durch einen Ausdruck Aurifabers charakterisiert: „wir wollen nun gar mit der Sauglocke läuten." [1]) Wenn schon die Briefe hervorragender Leute unangenehm berühren, so werden wir vollends abgestoßen von den Briefen jener untergeordneten lutherischen Dorfpfarrer, über welche die Visitationsberichte so lebhaft klagen, oder derjenigen katholischen Geistlichen, welche sich von dem verkommenen Leben früherer Zeit nicht losmachen können. Bei diesen kommt noch Roheit und grelle Unwissenheit hinzu. In einem Bettelbriefe des Propstes zu St. Georgenberg vor Goslar mischt sich Lateinisch mit kanzleimäßigem Hochdeutsch und volksmäßigem Niederdeutsch, das mehr und mehr zurückgedrängt wurde. Eine Stelle lautet: [2]) „Schla fuest von harten, gude broder (frater enim sumus); bist jo alltidt ein gudt kerll westh, unnd sende meck wat gudes, des ich von stundt gebruken moge. Hec ex confidentia antique familiaritatis et amicicie adieci, salva reverentia novi offitii et dignitatis." Ein ganz lateinischer Brief oder einer in mäßigem Kanzleistil oder einer in volkstümlicher Muttersprache ist solchem Gemisch jedenfalls vorzuziehen.

Neben den Kreisen des Mittelstandes, die vorzugsweise den lateinischen Brief pflegen, stehen nun diejenigen, die ihre Briefe mehr oder weniger nach Kanzleibrauch und im Kanzleistil abzufassen pflegen. Beide greifen in einander über: wie der Geistliche oder der Gelehrte, wenn er deutsch schreibt, einen höchst umständlichen Stil schreibt, so pflegen Räte, Sekretäre und andere, ihrer Vorbildung entsprechend, die lateinische Sprache anzuwenden oder lateinische Floskeln einzustreuen. Diese „Kanzleiverwandten" waren ebenfalls eifrige Briefschreiber, der Hauptinhalt und das Hauptinteresse ihrer Briefe war aber die Politik. Von Politik handelten nicht allein ihre geschäftlichen Schreiben und Berichte, sondern auch ihre ausgebreitete freundschaftliche Korrespondenz.

---

[1]) Calinich, Aus dem sechzehnten Jahrhundert S. 32. — [2]) Zeitschr. d. Harzvereins IX, S. 304.

Dem Inhalt entspricht die Form. Sie schreiben meistens nach Kanzleibrauch, so daß ihre Briefe wieder ein unterscheidendes Merkmal vor andern erhalten.

Das Gepräge des Kanzleistils trägt daher auch der Privatbrief aller dieser Leute, die mit der Kanzlei in irgend einer Beziehung standen, Rechtsgelehrte, Mitglieder des Rats waren oder sonst ein Amt hatten. Die unförmlichen und monströsen Stilauswüchse bleiben diesen Briefen, dem einfachen Inhalt entsprechend, fern: aber der ganze Brief dieser Männer hat doch einen anderen Charakter. „Wem Gott ein Amt gegeben hat", der wahrt seine Würde auch im Brief, der Eitelkeit oder der Gewohnheit gehorchend. Regelrecht beginnt man seine Briefe mit einem „Wiewohl" oder „Demnach", dem sich dann schon von selbst ein längerer Satz anschließt; eine durchaus nicht immer wichtige oder geheime Mitteilung leitet man mit der affektierten Phrase: „Ich weiß dir insgeheim guter Meinung nicht zu verhalten" ein; knüpft man an Bekanntes an, sagt man: „dir ist ohne Zweifel wohl eingedenk"; gern gebraucht man im Anfang ein „Erstlich" und fährt dann mit „Zum andern" fort; jedes neue Thema wird weitschweifig mit „Was antreffende ist" oder „Ferner was belangende ist" oder „Was berührt" eingeführt; der alte Kanzleischluß „Solches habe ich dir nicht verhalten wollen" ist ebenfalls beliebt. Im einzelnen ist die Vorliebe für die Tautologie auch hier erkennbar.

Alle diese Gewohnheiten waren ihnen eben nicht allein in ihren geschäftlichen Schreiben unentbehrlich, sondern auch im intimen Verkehr geläufig. Ein Richter, der einen Freund um eine Gefälligkeit ersucht, thut das in langen Sätzen reinsten Curialstils; ein Doktor, der von einer Hochzeit etwas hören möchte, drückt das aus: „Bitt dich höchlich, mir von solchen Sachen ein wenig Relation zu thun"; der einfache Neujahrswunsch wird unendlich weitschweifiger und lautet zum Beispiel:[1]) „Ich bin getroster hoffnung der allmechtig gott habe euch vnnd den eurigen zu uerschinnenem Jare geluck vnnd heyl verlihenn, daromb wir seiner genade zu allen theillen danckpar sein wollen

[1]) Bernhard Nützel an Caspar N. 1550 (A. N. M.).

vnnd das er vnns hinfür vngeczweifellt weniger nicht versehen wirdt: als thue ich euch vnnd ewr hausfrauen zu iczigem neuen Jare sampt meinen lieben vettern vnnd mummen vill gelücklich zeitt vnnd alles guts wünschen.“ Ein niederdeutscher Kanzler oder Doktor schreibt, weil man in der hochdeutschen Kanzleisprache mehr und mehr die angemessene Schriftsprache sieht, nun hochdeutsch an seine Freunde, trotzdem diese ihm niederdeutsch antworten.

Andererseits ist allen diesen Leuten eine übergroße Höflichkeit eigen, die sich zum Teil aus den Stilgewohnheiten ergiebt. Zwei Vettern grüßen und reden sich um diese Zeit also an: „Meine schuldigen, unverdrossenen und ganz willigen Dienst seind euch in allwegen möglichs Fleiß zuvor, Ehrbarer, fürsichtiger und weiser, günstiger (oder gebietender) Herr Vetter.“ Manche entschuldigen sich gar am Schluß ihres Schreibens, daß sie sich „unterstanden“ haben, zu schreiben.

Es lag nun aber im Zuge der Zeit, daß solche Schreibweise nachahmenswert erschien und auch von Leuten, die der Kanzlei ganz fern standen, als Muster oder als ein Mittel, dadurch „gebildet“ zu erscheinen, angesehen wurde. Das ist zwar erklärlich, daß den einfachen Bürgersmann, wenn er an hochgestellte Leute schrieb, seine Weise des Briefes unangemessen dünkte, und er krampfhaft „dem Cantzleistile nach“ zu schreiben sich bemühte. Bucer fügt einmal einem Schreiben an Philipp von Hessen einen Zettel bei,[1]) in dem er sich entschuldigt, daß er „so eilend und onarts geschriben“. Dieses „onarts“, d. h. das Natürliche und Freie, schien auch dem Bürgersmann ein Verbrechen in solchen Schreiben zu sein, und der Kaufmann, der mit einem Freiherrn zu korrespondieren hatte, setzte erst ein Konzept auf, korrigierte fleißig und brachte einen leiblichen Kanzleibrief zustande.

Aber der Kanzleistil griff eben auch im kleineren Kreise um sich. Mancher Schüler oder Student bringt die Wendungen der Briefsteller auch in den Briefen an die Mutter an, und wenn er von seinem Winterrock schreibt, leitet er das wohl ein: „Was das winterrockigen anbelangt“;[2]) mancher Neffe schickt an seinen

[1]) Briefwechsel Philipps v. Hessen mit Bucer II, 21. — [2]) Paul Behaim (Student z. Leipz.) an s. Mutter 13. Januar 1573 (A. N. M.).

Oheim einen nach den Begriffen der Zeit wohlgedrechselten Brief. Auch auf den Brief der Kaufleute ist der Umstand von Einfluß gewesen, einzelne haben einen durchaus regelrechten höflichen, kurialen Stil, auf den sie sich gewiß nicht wenig zu gute thaten. Bei der gelehrten Schulbildung, welche die meisten dieser wohlhabenden Bürgerssöhne erhielten, ist das leicht erklärlich.

Andererseits ist aber zu bedenken, daß diese ganze Art des Briefschreibens doch zu einer allgemeinen Schriftsprache führte, und wenn die Auswüchse vermieden wurden, einen klaren, in Satzbau und Ausdruck abgerundeten, der modernen Schreibweise angenäherten Brief hervorbrachte. Ein Mangel in der ganzen Weise, sich zu geben, rührt indes auch aus jener Art her, nämlich überschwenglich, das heißt unwahr zu schreiben. Der Brief eines Kaufmannes, der gern „gebildet“, daneben freilich noch lieber fromm schrieb, mag diese Vorzüge und Fehler veranschaulichen. Michel Behaim schreibt 14. April 1540 an Paul Behaim.[1])

„Laus deo semper anno dm. 1540 adi 14 apprilli
In normbergk.

Mein freundlichen willigen dienst mit wonschongk alles guetten zuuor, lieber vetter Paulus. Wiß mich adi 8 ditto spodt von presla wol herkomen got dem herrn sey alltzeit lob ehr vnd dangk gesagt. Als ich dich aber allhie nit fonden hab, bin ich fürwahr vbel erschrocken vnd las mich gleich bedongken, ich mangel meines pesten freündts einem in normbergk. Dieweil es aber zu deinem nutz raicht, das man es also für das pest angesehen hat, dich gen antorf zu legen, so las ich mir es gleich auch wol gefallen vnd wonsch dir darzu vil glügk vnd heil. Got der her steeh dir vnd mir sampt den vnsern alltzeit bey amen.

Lieber vetter Paulus, ich khan dir nit verhalten, das ich all mein lebenlangk hab horen sagen: wer gen antorf kompt, der gestalt vnd in solcher jogendt, wie es mit dir gelegen ist, vnd allda des orts bestendig pleibt, den mag man vnter die Rittermessigen zellen vnd den ein yeder kaufman wol auf einen solchen gesellen pauhen vnd dene sam einen vehsten thorn achten. Solchs mues ich dir von freundlicher lieb wegen anzaigen, wiewol es

[1]) A. N. M.

noth thet, das dw mich in disem vahl ersuechest, ich wolt es auch jn treuhen von dir aufnemen vnd erman dich hiemit aus gröndlichem hertzen, dich gesellen vnd gesellin nit verfüeren wolst lassen, sondern vor allen dingen dein ehr vnd gesondthaidt bedencken, daran mir nit zweiffelt, dan ich wais wol, das dw one mein vermanungk sonst guettes verstands pist, dir von got verlihen: dem wollest dangksagen vnd teglich pitten, das er dir solchen erhallt, vor sonden schanden, lastern und allem vbel bewahr amen." zc.

Oft schreibt Michel Behaim vorzüglich, ganz frei und beweglich,[1]) aber dabei ist er in häßlichen Weitschweifigkeiten, z. B. bei Danksagungen, in kanzleimäßigen Übertreibungen befangen, welche abstoßen.

Sein Brief führt aber, wie schon aus dem Laus deo zu ersehen ist, wieder auf die Briefe eines bestimmten Teils des Mittelstandes, der Kaufleute. Der kaufmännische Briefverkehr, der schon im 15. Jahrhundert so ausgedehnt war, hat jetzt, wo immer neue Handelsgesellschaften entstanden, wo man überall seine „Handelsverwandten", seine Diener und Faktoren hatte, noch an Umfang gewonnen. Zahlreiche und lange „Handelsbriefe" gehen aus der „Schreibstube" des Kaufmanns hervor. In ihrem Inhalt sind sie ziemlich unverändert geblieben, nur reichhaltiger geworden. Neben den Notizen, die der Waarenverkehr erforderte, begegnen die zahlreichen Aufträge, die man mit „freundlichem Willen" erfüllt; Bitten um „Neuigkeiten", namentlich über Preise: „was Neues vorhanden ist, wollst mich allzeit wissen lassen"; darauf die Anzeigung „gründlichen Bescheids", worauf dann viel Dank für die „Anzaygung der Lauff" folgt; weiter Nachrichten über den Stand des Handels: „heut fängt der Markt an, was ausgerichtet wird, soll mit erstem werden angezeigt", oder die altgewohnten Berichte über die bösen Schuldner.[2]) Vertrauen herrscht aber nicht mehr so

[1]) Vgl. z. B. seinen Brief i. Mitt. d. Ver. f. Gesch. d. Stadt Nürnberg III, 117 ff. — [2]) Fast genau so wie 1440 Michel Vyscher (s. oben S. 71), schreibt 1523 der niederd. Kaufm. M. Scharpenberg: „Sust leve juncker, hebbe yck van nemant konnen gelt krygen. Hinrich Ransow was dar nycht" zc. Ztschr. d. V. f. Lüb. Gesch. II, S. 320.

sehr vor; oft wird gewarnt [1]) und zur Vorsicht gemahnt. Die Briefe der Prinzipale an die „Diener", welche oft eine harte Lehrzeit durchmachen mußten,[2]) enthalten daher auch Ermahnungen, „thue wolst dir allsach losen befolhen sein vnd sonderlich pey den schweren leufften wol fursichtig sein wolst",[3]) oder Vorwürfe über schlecht oder garnicht ausgerichtete Aufträge, wodurch sie dem Prinzipal Schaden gethan haben. Für die Briefe der Diener an den Prinzipal paßt noch die Weisung, welche 1488 Christoph Scheurl dem jungen Haller in seinem „Regiment" machte:[4]) „Alles Neue über Waren und Preise soll er jenem schreiben, dieses Schreiben nicht aufsparen, bis ein Bote wirklich abgehe, sondern dann nur noch das weiter Erfragte beifügen. Alles Nötige und Wichtige, was er in einem Briefe geschrieben, soll er im nächsten wiederholen, weil der vorige verloren gehen könne. Die Briefe seines Prinzipals soll er in allen Punkten und Artikeln genau beantworten."

Die kaufmännischen Briefe lassen sich nun wieder, einmal durch schon erwähnte Äußerlichkeiten, wie das Laus deo und das Datum im Anfang, dann auch durch sonstige Eigentümlichkeiten der Form und des Stils von allen andern unterscheiden. Auf den Stil besonders zu achten, wie es Michel Behaim that, hielten die meisten nicht für notwendig. Was man sagen wollte, reihte man durch Item (besonders in Niederdeutschland) oder mit Vorliebe durch So aneinander. An den Anfang pflegten viele: „Dies allein", „So wiß dies allein", „Allein von wegen" zu setzen. Ebenso wird es Sitte, in Antwortbriefen am Anfang zu sagen: „Dein Schreiben ist mir worden. Folgt Antwort, soweit von Nöten ist, soweit Not thut" oder „Dein Schreiben erfordert kein sonderlich Antwort, allein", „thue Ich hiermit eil halben aufs kürzeste Antwort". Man deutet damit an, daß man nur Notwendiges schreiben will, wie es bei der Zahl der Briefe und der Eile, mit der sie erledigt werden, ja leicht erklärlich

---

[1]) Ebenda S. 338: Scharpenberg warnt dort vor Herzog Albert v. Mecklenburg, „he betalle nycht woll". Sein Prinzipal machte also Geldgeschäfte auch mit Nicht-Kaufleuten. — [2]) Vgl. d. Brief M. Behaims, Mitt. d. V. f. Gesch. d. St. Nürnb. III, 118. — [3]) Endres Imhoff an Paul Beh. 8 Nov. 1542 (A. N. M.) — [4]) Mitt. d. Ver. f. Gesch. Nürnb. V, 16.

ist. Dasselbe Moment bringt nun eine Sucht, möglichst kurz zu schreiben, hervor. Vorläufig äußert sie sich in der häufig zu beobachtenden Gewohnheit, ein „daß“, „ich“, „du“ oder ähnliche Worte fortzulassen, z. B. „Dies Schreiben geschieht in Eil höchlich gebeten haben“, „wiß gen Salzburg herkommen bin“. — So bildet sich langsam ein besonderer Kaufmannsstil heraus, der uns in den späteren Jahrhunderten noch beschäftigen wird.

Endlich bleiben noch diejenigen Leute übrig, die einen echt volkstümlichen Brief schreiben. Sie finden sich in allen Ständen, werden aber immer seltener. Oft tritt bei ihnen allerdings eine gewisse Unbeholfenheit, bei Frauen eine naive Ungeschicklichkeit zu Tage, aber diesen Mangel ersetzt die Wahrheit, Energie und Natürlichkeit ihres Briefes. Andererseits ist ebenso oft Güte des Stils mit der Neigung zum Wahren und Volkstümlichen, wie bei Luther, verbunden. Da ist der Nürnberger Kriegshauptmann und Diplomat Christoph Creß. In einem Brief an Fürer 1529 [1]) redet er von den drei Klassen, die „den Glauben helfen erhalten“. Köstlich ist die Schilderung der dritten: „Aber die dritten, douon ihr meldung thut, die den zuckeren glauben haben, die schlagen den glauben mit vier stimmen vff der lauten, eßen einen hecht, ein speck darauf, haben viel cöstlicher briefflein, loben gott, das er sie also erleucht vnd bachen also pletzlein; vnd wan sie den hecht geßen haben, alßdann wollen sie leib vnd gut laßen in inscriptis vermaledeyen vnd vrtheilen die gotlosen, so je zu zeiten einen jegerschray thun“ 2c. Aus solchen Worten klingt der Geist und die Sprache Luthers. Auch unter den Frauen giebt es neben gar vielen ungeschickten vorzügliche Briefschreiberinnen. Sie scheuen auch gelegentlich nicht vor einer Derbheit zurück und schreiben, wie es ihnen ums Herz ist.

Im allgemeinen läßt sich aber sagen, daß auch bei dieser immer kleiner werdenden Klasse von Briefschreibern ein wichtiger Zug des volkstümlichen Briefes, der Humor, dem Zeitgeist entsprechend, immer mehr schwindet. Die Neigung zu sprichwörtlichem Ausdruck ist noch vorhanden, aber es ist nicht mehr die unmittelbare Gestaltungskraft Luthers. Man führt jetzt ziemlich all-

---

[1]) Ebenda V, S. 226 f.

gemein, wie Sibylle v. Sachsen, Margarethe und Michael Behaim, Sprichwörter an, aber man setzt dann oft steif hinzu: „dem Sprichwort nach“ [1]) oder „wie das Sprichwort sagt“.

So gewähren denn die deutschen Briefe des Mittelstandes, namentlich wenn man noch die Legion der ungeübten und ungeschickten Briefschreiber, ferner den Dialektunterschied, hauptsächlich des Hoch- und Niederdeutschen, welches letztere seit dem 15. Jahrhundert nicht mehr fortgeschritten ist, [2]) in Betracht zieht, ein höchst buntes Bild in Sprache und Form, in der Art sich zu geben.

Ausführlich verdient aber noch der intime Verkehr des Mittelstandes, der Brief der Familie, des Hauses und des Freundeskreises, das Leben im Briefe geschildert zu werden. Jetzt entfaltet sich ein allgemeiner Briefverkehr, der unseren modernen Begriffen entspricht. Vieles von dem hier Geschilderten gilt auch für die Kreise der Fürsten und Adligen, die aber mit der neuen Zeit als Briefschreiber dem Mittelstande gegenüber zurücktreten müssen. Andererseits ist die Klasse der Nichtschreiber dennoch groß, und wird auch immer groß bleiben; in diesem Jahrhundert ist aber namentlich der Bauernstand für alle Kultur verloren: um so mehr liegt der Schwerpunkt im Bürgerstand, dessen Briefe uns jetzt beschäftigen sollen.

Zu Anfang des Jahrhunderts hatte sich dieser Verkehr zu größerer Ausdehnung und Lebhaftigkeit erhoben: jetzt ist er den kleinen Kreisen der Familie, der Verwandten und Freunde, wie in unseren Zeiten, zum ausgesprochenen Bedürfnis geworden. Häufiger begegnen Aufforderungen, doch recht oft und recht bald etwas von sich hören zu lassen; und man wird zornig, wenn die Briefe lange ausbleiben. An den jungen Paulus Behaim schreibt einmal die Schwester Margreth: [3]) „meynethalbenn wolt ych nytt darnach fargen, das du myr schrybst; alleyn das dem mumeleyn zorn hatt thun, das du so gar kein pottschafft yr hast thun;“ und noch gekränkter sein Vetter Michael: [4]) „ich hab in

---

[1]) Z. B. Ebenda III, S. 106, 154. — [2]) Die niederdeutschen Briefe zeigen das besonders. Überall Fortführung durch Item und Einleitung mit Wetet. Hier sieht man zuerst den Übergang in das Hochdeutsche, das sich zu einer Schriftsprache entwickelte. Gar viele hielten schon um 1530 Hochdeutsch für notwendig in ihrer Korrespondenz. — [3]) 17. Juli 1540 (A. N. M.). — [4]) 12. Okt. 1536 (A. N. M.).

lang khain brieff von dir entpffangen, nympt mich wonder, wie Ichs also vmb dich verdient hab", und 1533 [1]) handelt davon einmal ein ganzer Brief von ihm: „Nun erfordert dis mein schreybenn an dich anders nix, allain mich groes wunder hat, dw mir so lang nicht geschribenn hast vnnd forderlich ytzunder, souil gesellenn von Krackaw auff den jarmargk Crucis her gen Breslaw seindt khomen. Bit, mir anzayggenn wolst, was doch die vrsach ist, dieweyl ich dir vormal zw erkhennen hab gebenn, das ich ytzund ein wenig mer mit geschefftenn beladen bin, dan dw villeycht gedenckst, das ich dir so offt, wie vor nicht schreybenn khan. Het nicht vermayndt, dw dich dergleychenn also vnfreundtlich gegen mir hest haltenn sollen. Im namen Gots, ich khan abnemen, dw dir sampt all meinenn freunden gedencket, meiner nymmer mer bedürfft, vermayndt villeicht auch, ich khün ewr khainem nun nit mer dienen; hoff aber dennoch zw Got, es wird auch ein andere zeyt khomen." Solchen bitteren und beweglichen Klagen entsprechen die vielen Entschuldigungen der säumigen Briefschreiber. In den Briefstellern finden sich eigene Entschuldigungsschreiben dieser Art. Oft kehren in wirklichen Briefen Wendungen wieder, wie: „Ir wollt so woll thun vnd wollt mir nix verubell haben, das ich euch so lang nix geschrieben hab." Man bittet, „es nit zu verargen", „hat ich nit der weil", „hab ich kein pottschaft gehabt;" man habe nicht geschrieben: „ursach ich nichts gewußt hab zu schreiben" oder „vrsach die nottorft nit hat erfordert gehabt;" ein offenherziger Schreiber meint auch: „wollst meiner hinlessigkeit und faulheit und anders nicht schuld geben." Auch an andere bittet man häufig „entschuldigungk, das man pishero nit geschriben" zu bestellen.

Da nun nicht immer Stoff zu ausführlichen Briefen vorhanden war, so bildeten Nachrichten vom Befinden und Grüße oft den einzigen Inhalt derselben. So wurde häufiger Briefwechsel Zeichen und Ausdruck der Freundschaft; die allgemeine Schreiblust und Schreibfähigkeit, wie die Steigerung des geselligen Lebens wird dadurch veranschaulicht. Wenn der Kaufmann nicht „handelshalben" schrieb, so setzte er an den Anfang

[1]) 19. Sept. 1533 (A. N. M.).

seines Briefes „Dies allein aus guter Freundschaft“; kurze Briefe schloß man wohl: „nimm für gut und wollst es für gute Freundschaft aufnehmen.“ Wie für den bürgerlichen Kreis, gilt das auch für Höherstehende. An ihre Tochter schreibt einmal Maria von der Pfalz, trotzdem es ihr „vor dem Zipperlein“ schwer wird: „Daß du siehst, daß ich deiner nicht vergessen hab, und du nicht gedenken möchtest, wenn du meine Handschrift nicht siehst, ich wär etwa gar todt, so schreib ich dir ein klein Zettelein.“[1]) Bezeichnend ist auch, daß man hie und da das Korrespondieren mit einander „Besuchen“[2]) und freundschaftliche Briefe oft „Gesellenbrieflein“ nannte.[3]) Michael Behaim schreibt 1534[4]) seinem Vetter, daß er einen alten Schulkameraden von jenem den Winter hindurch bei sich habe: „Erhalt gegen einander“, schließt er, „die alten khuntschafft vnd schreybt an einander offt gesellen brief.“

Dies vermehrte Interesse an einander ergiebt sich auch aus den vielen Grüßen, die man an andere „auszurichten“ bittet und von anderen erhält. Als allgemeine Erscheinung ist dies schon erwähnt, in diesen bürgerlichen Kreisen, die so groß waren, und deren einzelne Glieder doch alle mit einander zusammenhängen, macht sie sich aber besonders bemerkbar. Man grüßt nicht nur die Familie („Hauswirtin und Kinder“) des Adressaten; der Sohn des Hauses nicht nur Geschwister, Verwandte und Hausgesind: auch an gute Freunde richtete man Grüße. Schrieb die Schwester an den Bruder, so standen am Schluß auch Grüße von ihren Freundinnen, die dem Bruder nicht immer gleichgültig waren. Scherzhaft schreibt eine solche: „Das Keterleynn, deyn

[1]) Kluckhohn, Briefe Friedrichs d. Frommen I, 529. — [2]) Brief Hans Ungnads an Albrecht von Preußen 1560. (Arch. f. Kunde österr. Geschichtsquellen XX, S. 224 f.): Er habe ein Schreiben von dem Herzog bekommen des Inhalts, „das E. f. g. erstlich genedikhlich vermelden, Allsbald dieselb erfaren, das ich zu Wittemberg bey dem herrn Phillipo seye, haben sy mich genedikhlich unbesucht nicht lassen khunden.“ Er habe aber weder „schrifftlich noch mundtlich ersuechen“ erfahren. — 24. Okt. 1582 schreibt Balthasar Paumgartner an seine Braut: „wöllest mich . . . mitt einem klainen brieflin besuchen“ (Briefw. dess. A. N. M.). — [3]) So z. B. in einem Briefe Joach. Rotmundts 10. Febr. 1543 an Paul Behaim. — [4]) 29. Nov. (A. N. M.).

weib, leßt sunderlichenn fleißig grüßen."[1]) Der Vetter bat seinen Verwandten, „grüeß mir mein pulschafft" (Freundschaft), oder es heißt: „grüße N. N. und dergleichen ehrsame Gesellschaft." Sah die Frau den Gatten schreiben, so trägt sie schnell Grüße auf. „Gleych wie Jch disen priff zumachet", lautet eine Nachschrift,[2]) „vermanet mich mein weib, das Jch dich vnd all die deinen von Iretwegen freundlich gruessen solt." Höflichere Leute senden auch wohl „unbekannten" Gruß oder lassen sich empfehlen: „wollt gebettenn sein, Ewrm her schwacher, auch Ewr frawen schwiger, auch Ewr erbernn hausfrawen mein vnbekanten willigen diennst sagen." Man machte auch die Sache in Bausch und Bogen ab. Wie schon 1455[3]) M. Vischer an seinen Prinzipal Michael Behaim schrieb: „gruesst mir all die mich grust habend," so schreibt auch 1523 ein niederdeutscher Kaufmann:[4]) „Jch wyl al den genen gude nacht seggen, dar gy my fan screffen hebben."

Den größeren Umfang des häuslichen Briefverkehrs kann man auch sonst erkennen. Wenn der Sohn vom Hause abwesend ist, so schreibt nicht nur Vater, Mutter — diese läßt jedoch ihre Grüße und Mitteilungen oft lieber durch andere besorgen, weil ihre häuslichen Geschäfte ihr keine „Weile" zum Schreiben lassen — und Schwestern: auch die Muhme, die im Hause lebt, wechselt wohl alle drei Wochen liebevolle Briefe mit ihm, und die kleinen Geschwister wollen dem großen Bruder auch schreiben. Das Schwesterlein bringt einen ungeschickten Brief zustande, und von einem Brüderchen heißt es einmal:[5]) „So wiß, das der Henslein flux lernt. Er wirdt dir schir ein prieff schreiben; eß ist aber noch lang do hin, er kon vor schalckheit nicz thun, eß haut in sein lermeister schier altag. Jch wolt gern, das du im ein prieff schribst, das er frum würd." — Dreißig Jahre später schreibt ein Sprößling derselben Familie, der zehnjährige Friedrich Behaim an seinen in Leipzig studieren-

[1]) Apollonia Behaim an Paul B. 1. Mai 1533 (A. N. M.). — [2]) Mich. Behaim an Paul B. 5. Dez. 1537 (A. N. M.). — [3]) 6. Dez. (A. N. M.). — [4]) Hans Castorp an Matthias Mulich. Ztschr. d. Ver. f. Lüb. Gesch. II, S. 338. — [5]) Lucia Letscherin an Paul Behaim 28. Febr. 1535 (A. N. M.).

den Bruder[1]) einen hübschen Neujahrsbrief, indem er von seinem Leben und seinen Fortschritten in der Schule erzählt: „weitter, lieber brutter las ich dich wisen, das (ich) in die öbe(r) stuben kumen bin, nit hinder den ofen, wie der Offel, weitter dar von vnd hab den Donatt aus gelernet vnd lern die grammatica vnd den sintax auswendig, wil mich flux fideren vnd darnach nein zu dir wichsen vnd deines prezebters prezebter werden." — Und 1591 fügt eine Mutter dem Briefe an den abwesenden Gatten einen kleinen Zettel des sechsjährigen Sohnes bei,[2]) der den Vater bittet, ihm doch hübsche Dinge mitzubringen und mit einem höchst komischen „dattum in eill" schließt.

Der Inhalt der oft recht langen Briefe des Familien- und Freundeskreises entspricht im ganzen der von den Briefen um 1500 entworfenen Schilderung, hat indessen an Reichhaltigkeit und allgemeinem Interesse noch gewonnen. Ein vollständiger Brief, der aus einem gebildeten und angesehenen bürgerlichen Familienkreise stammt, mag zunächst angeführt werden, um diesen Verkehr zu veranschaulichen:[3])

„Freundtlicher herzlieber Scheurl, dein schreiben ist mir bei deinem bruder überandtwordt worden, darin ich dein gesundtheit mit freuden vernumen hab, so wiß die kinder vnd mich auch noch in zimlicher gesundtheit, got sey lob vnd verleih uns aln lenger, mit seinen gotlichen genaden. Lieber Scheurl du schreibst mir von wegen meines bruders Hans Christof, das er zu dir werdt kumen, welchs ich gern vernummen hab, und hab solchs meiner mutter neben deinem gruß angezaigt in beysein̄s meines bruders Yullius Geuders, hat sy mich gebeten dis brieflein in das mein zu schieben, nit wais ich was dar in ist, dan ich nit so lang gewart hab. Des einsteigens halben hat man in acht tagen nit vill gehert, ich hab den knecht alle nacht in der grosen kamber laßen liegen auf des Hensles bet, darfts der halben nit sorgen. Ich wais dir nichts neis zu schreiben, gedenck mir du werdts von deinen bruder alls wol vernemen, wie es bey unns

[1]) S. Anzeiger f. Kunde d. d. Vorz. N. F. XXIV. 339 f. — [2]) Magd. Paumgartner, März 1591, an ihren Gatten (A. N. M.). — [3]) Aus: Neun Frauenbriefe des XV.—XVI. Jahrh. Ztschr. f. deutsche Kulturgesch. N. F. III. 1874. S. 343 f.

ist zugangen mit den kurfürsten, den er solchs alls gesehen hat, das den ich. Heut wird man die Jakob Halerin zu der erden stadten, hat ein doten sun gehabt, lest irem man 8 kinder, welcher ser betriebt ist und auch nicht wohl auf ist, got verleih im gedult. Lieber Scheurl darfts umb die kynder vnd mich nit sorgen, verhof zu got du verdest uns alle mit gesundheit wider finden, mein liebe mutter, bruder vnd schwestern lasen dich widerumb freundlich gruesen, des gleichen deine sin lasen dich und iren data auch vleirich griesen, welest mir den Jochaim Nuzl auch freundlich gruesen, damit was dir lieber Scheurl ieder zeit lieb ist, bevilch ich dich vnd vns alle in die genad des hern amen.

Datumb den 16. marzi im 1566 jar

Sabina Christof Scheurlin
dein gedreue ehwirtin.

meinem freundtlichen herzlieben ehwirt Christof Scheurl zu selbshannden zu Schlackenwald."

Reicher strömt das Leben im Briefe des deutschen Hauses. Stoff zum Schreiben bietet sich jetzt überall. Zunächst die immer gleichen menschlichen Verhältnisse der Ehe und Familie finden wie früher im Briefe beredten Ausdruck. Dem abwesenden Gatten berichtet die Hausfrau, wie in dem vorstehenden Briefe, regelmäßig über alle Vorfälle daheim und begleitet ihren Brief mit sehnsüchtigem Wunsch, daß er bald wiederkehren möge: „gi maken my grawe har, dat gi so lange van my synt", klagt eine Lübecker Kaufmannsfrau.[1]) Eine überaus zärtliche Korrespondenz wird beispielsweise gegen Ende des Jahrhunderts von dem Nürnberger Ehepaar Magdalena und Balthasar Paumgartner geführt.[2]) Sie schreibt alle Wochen: „kon es doch nit lasen, wan der mitwog kumpt, so frei ich mich dir zu schreiben vnd denck: nun haben wir aber acht tag weniger zusamen;" einmal hat sie die Absendung des schon fertigen Briefes vergessen, „aus grosem vbersehen, da ich von herczen auf mich selbst bin zornich gewesen;" erhält sie von ihrem „herzallerliebsten Schatz", wie sie noch als Ehefrau den Gatten nennt, keinen Brief, so ist der Tag „recht langweilig" gewesen. Es ist ein hoher Genuß, die Briefe Magda-

[1]) Ztschr. f. Lüb. Gesch. II, 312. — [2]) Im Archiv des Nationalmuseums. Der Briefwechsel verdiente wohl herausgegeben zu werden.

lenas zu lesen, in denen sie bald ihre Haussorgen erzählt, von den Kindern berichtet — von dem Balthasar sendet sie einmal Schriftproben mit, — bald um den Gatten sorgt, bald Neues berichtet, bald anmutig plaudert, auch wohl einmal bittet: „Wolst mir etwas mit pringen, wan dron denckest." — Für die damalige Auffassung der Ehe ist übrigens bezeichnend, daß der Mann nicht bittet, sondern befiehlt.[1])

Sehnsucht nach den Abwesenden spricht man jetzt häufiger aus, auch andere als die Gattin. So schreibt die Schwester jener Lübeckerin an deren Mann:[2]) „Myn leve bole, my vorlanget ser na jw, ick hape gy wyllen jo drade wedder to hus kamen." Die Briefe an den abwesenden Sohn sind, wie früher, voll Ermahnungen, besonders zur Frömmigkeit, und Warnungen, namentlich vor „böser Gesellschaft". Solche werden ihm wie von den Eltern, so auch von der Muhme, dem Oheim, dem Vetter zu teil. Auch vor Aufwand und vor den Weibern wird oft gewarnt. An Paul Behaim schreibt die junge Schwester[3]): „wie vns der wilwolt imhoff sagt vns wol, du habst die schun weiber lieb, es gfal dir als wol dundten, es wolt die mutter vil lieber es gfil dir nit so wol." Und liebevoll schließt desselben Muhme eine ähnliche Ermahnung:[4]) „helcz du dich wol, so solstü sehen, das du es genysen solst, helcz du dich aber nit recht, so muest duß entgelten, ich hab aber je ein gut hercz zu dir, ich woll alle er an dir erleben, den ich hab ie sust kein drost den dich." Die Briefe der Mütter sind gewöhnlich kurz, oft auf Zettel hingeworfen. Sie begleiten aber dafür gewöhnlich Sendungen, und dem Sohne wird der Brief, der auf eine „Schachtel" gebunden war, meistens lieber gewesen sein, als ein Brief ohne „Schachtel".

Die Briefe der Herren Söhne sind meist sehr anspruchsvoll,[5]) vor allen Dingen in Bezug auf die Kleidung. Der Student findet, „daz der schneider kein guten bissen an meinen kleidt

---

[1]) Balthasar Paumgartner an Magdal. 3. April 1595: „Ich hab vergessen, dir zu befellhen &c." — [2]) Ztschr. f. Lüb. Gesch. II, 315. — [3]) 4. Juli 1540 (A. N. M.). — [4]) 9. Mai 1540. — [5]) Die Schilderung der Briefe von Söhnen ist hauptsächlich nach den Briefen Friedrich Behaims VIII. 1578—82 und den Briefen Paul Behaims 1572—74 (A. N. M.), letztere auch von W. Loose, Meißen 1880, herausgegeben, gemacht.

gemacht hat" und klagt, daß er „von iderman ausgericht" werde wegen seines „lideren klaidts" und daß er die Kleider selbst flicken müsse; der Schüler macht es ebenso und bittet um neue Sachen — die Hosen, die er von Hause bekommt, sind ihm zu klein, die Strümpfe zu eng —; als Grund wird gewöhnlich angeführt, daß es „die andern" auch haben. Letzterer klagt auch über seine Pension, wenn wir es so nennen wollen, über das Essen, die schlechte Behandlung, seine Wohnung, z. B. über den Teppich: „und ein schant ist, so die Leut hineingehen". Sonst sind die Briefe voll von Bitten und Aufträgen, die den Eltern oft zu viel werden, während die Söhne sich „nicht genug verwundern" können, daß nicht alles sogleich geschickt wird. Sie denken an den heimatlichen Herd: „so der spizwerk fertig ist, wolst mich in auch versuchen lassen;" der Student und der Schüler wollen Bücher haben, Papier, namentlich aber Geld. Über die Ausgaben, über die sie ein „register" führen, legen sie Rechnung ab; gewöhnlich aber kommen sie nicht aus. Sie verteidigen sich dann sehr redselig, daß nichts „unnutzlich ausgeben", wenn sie von den Eltern, wie es einst der alte Behaim that, Zurechtweisung erhalten. Ein Student schreibt dieserhalb der Mutter — der Vater ist tot —, die sich sehr ungnädig über den Aufwand geäußert und gemeint hat, daß er alles für „lose hendel" und „narrenwerck" ausgegeben habe, eine lange Verteidigung; schließt aber als gehorsamer Sohn in weisem Ton: „wiewol es mich so sehr nicht wundert, daz du dich solches so hefftig annimmest, den es dir als einer mutter solches gezimbt und geburt, nemblich vor die kinder zu sorgen und so sie unrecht thun oder ir befolenes ampt nicht ausrichten und volbringen, sie darumb zu straffen und zu recht fertigen." Neben solchem persönlichen Inhalt — Krankheit nimmt auch einen weiten Raum ein — wird dann von kleinen Erlebnissen berichtet, zu Hochzeiten gratuliert, zu Unglücksfällen kondoliert, von den Tischgesellen, der Universität oder der Schule erzählt. „Unsere schul nimpt dapfer zu, den heut aller erst 2 englische Grafen her sind kumen", schreibt Friedrich Behaim und ein andermal fügt er die Nachschrift hinzu: „die studenden halten sich alhie wol, haben als heut am abendt 2 pauren gehauen, das man alle stundt wart, wan inn

die seel auß geht. Doch nicht on Vrsach"; der junge Kaufmann oder der Student vergessen auch selten die Rubrik „Neue Zeitung", wissen aber gewöhnlich davon, „auff dismall nichts zu schreiben." Der Student und Schüler pflegen auch ihrem heimischen Lehrer, der begehrt hat, „im etwan ein kleines lateinisch brieflein zu schreiben", ein solches zu schicken, damit er sehe, was sie studieren; sie sind dann begierig zu hören, was dieser „zu dem schreiben gesagt hat". — Briefe als Zeugnis der gemachten Studien abzusenden, war damals wie auch früher und später überhaupt Sitte. In dem Memorial, welches Anton Hörmann 1588 seinem jungen Enkel zur Nachachtung übergab, heißt es:[1]) „Deiner Muetter, mir und andern deinen Herrn Gefreunten wöllest underweilen Lateinisch und Teutsch und aufs wenigest alle Monat ainmal schreiben, damit wir sehen kinden, wie du dich in latein und teutsch Stellen und Schreiben bössereſt."

Wie früher, äußert sich weiter in den Briefen eine eingehende Besorgnis um das körperliche Befinden, man warnt vor Gefahr der Hitze, des übermäßigen Essens und Trinkens. Solche Ratschläge giebt auch der Kaufmann seinem Lehrling, ebenso wie er ihm mitunter, „wenn ihm etwas mangelt," zu helfen verspricht. Man liebt auch Mittelchen für alle eintretenden Fälle anzugeben. Bei Krankheiten äußert sich dementsprechend große Teilnahme: in der Heimat ist unter den Bekannten ein „groß Geschrei" von der Krankheit; viele erkundigen sich und geben zu erkennen, daß es ihnen ein „dreulich leid" ist; empfehlen einen Arzt, „denn ich auf den selben Arzt gar viel bau" oder ermahnen: „wolst nit kleinmütig sein und ein gut Herz und Hoffnung zu Gott dem Herrn haben." Solchen Verweis auf Gott findet man erst recht bei Todesfällen, wenn man sein Beileid ausdrückt: „das ergieb Gott, denn der nichts Böses verhängt." Man findet auch schon schöne Worte des Trostes, so schreibt an Paul Behaim, der seinen Vater verloren hat, die Muhme Margret: „Dar umb hertz liebster vetter, piß gedrost; den es hülft kein draweren nit; du kanst in nit damit her wider pringen. Wen ich west, das drawern hülf vnd ich in künt her wider mit pringen, ich wolt gern nimer mer frollich werden."[1])

[1]) Ztschr. d. hist. Ver. f. Schwaben und Neuburg I, S. 148.

Teilnahme und Interesse an einander bezeigt man auch sonst. „Wo dir was mangelt, schreib es mir“, begegnet häufig. Andererseits können aber, da der Brief alle Verhältnisse berührt, auch Zank und Streitigkeit in ihm nicht fehlen.

Geschenke geben häufig Anlaß zum Briefeschreiben. Namentlich zum neuen Jahr, d. h. Weihnachten, Geschenke zu machen, war, wie wir wissen, alter Brauch. Auch zum Namenstag pflegt man schon „anzubinden“: „das klein schierla“, schreibt eine Braut,[2]) „das welst du tragen . . . und von mir damit freindlich angebunden sein.“ Aber für die an häufigeres Schreiben gewöhnten Menschen dieser Zeit ward es Sitte, sich auch in besonderen Briefen dafür zu bedanken, und die späteren Briefsteller[3]) geben dafür Muster.

Gefälligkeiten wurden unter Verwandten und Befreundeten sehr viel verlangt, der größere Verkehr veranlaßte zahlreiche Aufträge. Der eine will ein Pferd leihen, der andere bittet, ihm einen Teppich zu besorgen („wolt Ich in meim hoff zu seiner gepurenden zeit auff hencken“)[4]) mit einer schönen Historie, wie die Hochzeit von Kana, und er mahnt,[5]) „das die historj fleisig noch laut der schrifft vnd auff ebreiisch aber alt frenckisch vnd also auffs pest mit gutten farben sonderlich gemacht;“ der andere will Kleidungsstücke oder Bücher haben; Frauen begehren Putzsachen und Dinge für den täglichen Gebrauch, wie „Garn von allerley farb“. Solchen Bestellungen fügt man hinzu: „wirst mir in solchem ein sünder wohl gefallen thun“, „damit thust mir Freundschaft“, und wenn sie Kosten verursachen: „was es kostet, zahl ich zu dank.“ Nie vergißt man die hergebrachte Versicherung es „verdienen“ zu wollen, die man oft höflich und liebenswürdig gestaltet, z. B. „dos wil ich vmb euch freuntlich

---

[1]) 6. Dezember 1533. Dieser Trost kehrt übrigens — unbewußt formelhaft — oft wörtlich wieder, z B. in einem Brief A. Ch. Hörmanns 1590: „So hülft auch das übermachte Drauern und Klagen nichts, wir könden sie mit Wainen und Wehetlagen nit mer zu uns bringen.“ Ztschr. d. hist. Ver. f. Schwaben und Neuburg I, 159. — [2]) Magdalena Paumgartner (A. N. M.). — [3]) Fabri v. Höningen Gülden Epistelbüchl. pl. 87. — [4]) Endres Imhoff an Paul Behaim 20. Okt. 1541 (A. N. M.). — [5]) 10. Febr. 1542 (A. N. M.).

als vmb meinen guten freundt vnd schulgesellen, wy wir dan zw herspruck pey her eberhart u. s. w. mit ein ander in die schul gangen, mit leyb vnd gut vmb euch verdienen."[1]) — Gern werden die Aufträge erfüllt. Ist es unmöglich, so versichert man wohl in der weitschweifigen Weise der Zeit: „So solst du mir in der Wahrheit glauben, daß heur allhie zu Lande wenig, das wohl garnichts heißt, ist zu bekommen gewest." Andererseits erhält man für die Besorgung „großen Dank gehabter Mühe".

Die Verhältnisse und Bedürfnisse des Lebens geben auch weiter Stoff und Gelegenheit zum Briefwechsel. Die Geburt eines Kindes, einen Todesfall zeigte seinen nahen Freunden der Bürger dieser Zeit mitunter in besonderen, meist sehr fromm gehaltenen Schreiben an. Hochzeiten zeigt man ebenso an. Die hergebrachte Sitte des Glückwunschschreibens wird mehr gepflegt; Briefsteller bringen schon solche zu einer erlangten Erbschaft. Dem Verlobten der Schwester sendet der Bruder, der nicht dabei sein kann, „ein freuntliches pryfleyn", und dieser bedankt sich dann „aufs höchste" dafür, setzt auch wohl als Nachschrift dahinter: „Bitt dich, wollest mich hin furan weiter nimmer ihrtzen". Solche Anträge der „Dautzbruderschaft" kamen, um dies nebenher anzuführen, oft vor. Meist macht der andere dann noch höfliche Umstände, „das wolte sich wol meins Theils nicht geziemen". Auch zwischen Fürsten gab das Ursache zum Briefwechsel.[2])

Einladungsschreiben zu festlichen Gelegenheiten werden immer zahlreicher, namentlich aber zu Hochzeiten: „dieweyl Gott der Allmächtige N. N. und mich zusammen gefügt hat, und die hochzeit auf dem NNtag sein wirt". Ein Schulrektor fügt solcher Einladung in steifem Stile bei: „Welches ich denn in keinem Weg von euch abgeschlagen will haben, weil ich umb euch, nach meinem Vermogen allzeit williglich, verdienet, und wiewol ich mich ewers aussenbleibens nicht vermutte, doch ist mein fleissige

---

[1]) Wilhelm von Luchau an Friedr. Behaim 1528 (A. N. M.). — [2]) So wollte Christoph v. Württemberg seinen Freund Friedrich d. Frommen, nachdem dieser Kurfürst geworden, nicht mehr duzen. Dieser verlangte es aber und Christoph antwortet, er wisse nicht, „wie es sich meinethalben schicken will. Wo es aber Euer Liebden je haben will und mir es also befehlen, so will ich demselbigen hinfortan geleben." Calinich, Aus dem 16. Jahrh. S. 101 f.

bit, ihr wollet mich solches verstendigen, darnach ich mich ferner zu richten.“ Nach alter Sitte sucht man diese Einladungen auch humoristisch zu fassen; ein Beispiel bietet ein Briefsteller des 16. Jahrhunderts von Fabri.[1]) „Mein freundtlich Gruß vnd alles guten zu vor Lieber N. Es ist bey vns ein alte gewonheyt, daß ein guter Freundt in den Paisch oder Oster heylig Tagen den and'n auff ein geferbt Ey zu gast nötigt. Darumb dieweil wir dann von jugent auff gut Gesellen vnd bekannte freund gewest, so ist mein freundliche beger, ihr wöllet morgen zu mittag mein gast sein. Ich wil vns ein gut Malzeit zůrichten. Auf ewer zůkunfft thu ich mich gantz verlassen. Aber höret ihrs? Damit ihr nicht jrren, auch soll nichts weder Mucken Fligen vñ Ameissen allein angericht noch fürgesetzt werden. Darnach wisset euch zurichten. Hiemit zu Gott befohlen. Datum.“

So verknüpft sich der Brief immer enger mit dem Leben des Volkes.

Wie anders weiß man aber auch schon vom täglichen Leben und Treiben zu berichten. Dem Herrn Linhart Tucher in Nürnberg erzählt die Schwägerin, die mit seinen Kindern in Nördlingen weilt, von diesen:[2]) „Es laßen euch auch die tochter euch und eur haußfrau vil geluck wunschen und ich hab die kinder und meid mecz genug kauf, lud den haußwird auch dazu, es ist feder guter medt hie. Es wolen die kinder gern das muter wider ein kinde het, es fragt der Sixtlein oft, wen wird muter wider ein kindlein haben, das du unß mer medt kaufst. Ist des Lorenz Tucher Mertlein auch darzu er wolt oder nit laßen, es ist auch gester freitag der Wolf und Anthoni Tucher pei unß geweßen und den kindern ein schachtel mit zucker prach, das hab ich in austeil und die Margret hebt dem Sixtlein und Daniel sein auf.“ Ähnlich erzählt dem Paul Behaim die Muhme von dem ungezogenen Bruder, dem Henslein. Die Frauen namentlich haben gelernt, im Briefe anmutig zu plaudern. Wie sie bei ernsteren Dingen ausführlich erzählen, oft auch der Brief ihnen für alles, was sie auf dem Herzen haben, zu eng erscheint: „ich wolt das ich ein stundt mit dir solt reden“, schreibt Lucia Letscherin an

[1]) Bl. 102. — [2]) Ztschr. f. deutsche Kulturgesch. N. F. III, 337. Die störenden v, y, w sind geändert.

Paul Behaim [1]) in betreff der Verheiratung seiner Schwester, „eß lest sich nit alſs schreiben“: so wissen sie auch viel von leichteren Sachen, ihren Vergnügungen und Unterhaltungen zu berichten. Man hat eine schöne Hochzeit mitgefeiert oder freut sich auf eine bevorstehende Feier und bedauert den Abwesenden, „das du nytt hye solsts seyn pey vnssern freuden;“ [2]) andererseits hört man solche Schilderungen gern und möchte dabei sein. Michel Behaim, der von der Frohnleichnamsfeier in Krakau erzählt hat, antwortet die Muhme: [3]) „wiß, das wir hie gar Dürcken dar gegen sin.“

Man wird oft zu Gast gebeten, namentlich an Festtagen, so am Neujahrstag: „Item, leve Mattes“ schreibt Catharina Mulich an ihren Gatten, [4]) „we weren en hilgen dre konynge awent myt me oem, dar drynke wi jwe schalen (Wohl) mit ypecras vnde win vnde hamborger ber“. Die Geselligkeit ist sehr gestiegen. Von einem neuen Bekannten berichtet man: „ist ein gut Gesell, wir essen diesen Abend zusammen;“ der ferne Abwesende denkt bei seinen Grüßen gleich an ein Zusammenkommen der Freunde, bittet allen Bekannten seinen Dienst anzuzeigen, [5]) „vnd da es sich begibt, von meinetwegen, ein hoch glas voll wein lassen herumb gehn.“ Gegen Ausgang des Jahrhunderts hört man immer mehr von Einladungen, von lustigen Kindtaufen, fröhlichen Tänzen, „Spiel und Phantasei“ und Gastereien, wo gut und schlecht — „goczjemerlich gekocht“ nennt Magdalena Paumgartner einmal ein Essen — gegessen wurde. Der Gatte der eben erwähnten Frau schreibt 1592: [6]) „Mir ist lieb, das daussen soviel guets muhtts gasterey hochzeitten vnnd schier gar das Schlarauffenland ist, vnnd aber noch lieber, das ich selb nitt darbey sein darff, allso manchs übrigen schaedlichen truncks dardurch überhebtt bin.“ Auch andere „Freuden“, z. B. das Schlittenfahren oder Vergnügungsfahrten, wie von Nürnberg nach Altdorf, finden Erwähnung.

---

[1]) 15. Aug. 1541 (A. N. M.). — [2]) Margar. Behaim an Paul Beh. 5. Nov. 1542 (A. N. M.) — [3]) Margar. Beh. 6. Juli 1533. — [4]) Ztschr. d. V. f. Lüb. Gesch. II, 312 f. — [5]) Anz. f. K. d. d. Vorz. N. F. XXX, S. 188. — [6]) 1. Jan. 1592 (A. N. M.).

Besonders häufig erzählt man aber von den Fastnachtslustbarkeiten, die ja damals über viele Tage ausgedehnt wurden und im Jahre das Hauptvergnügen namentlich der bürgerlichen Kreise, aber nicht nur dieser allein,[1]) bildeten. „Wiß, lieber vetter Pawlus“, schreibt Margarete Behaim, „das hie zu Normberg aber ein fhrolliche faßnacht ist gewest, vnd man hat eben als wil purschen (Gesellschaften) gehalten als vert“ [2]) (vergangenes Jahr). Zu diesen Vergnügungen wünscht man die Abwesenden herbei: „Myn alderleveste Mattes“, schreibt Catharina Mulich,[3]) „yck wolde, dat yck dissen fastelawent bi jw were, dar gewe yk wol wat vmme, mer als gi my to lowen; all hebben my gode frynde to gaste beden, noch were yk lever bi jw.“ Ist die Freude nicht groß oder die Stimmung des Schreibers nicht lustig gewesen, schreibt er: „sonst haben wir all hie ein langkweilige vaßnacht.“ — Hat man alles solches nicht zu berichten, schreibt man oft: „Ist eine langweilige Zeit allhie.“

Neben diesen Dingen berichtet man — oft noch in bunter oder ungeschickter Aneinanderreihung — von Stadtneuigkeiten: „nichts neis dan das mon am sundtag ales ttanzen verpoten hat hie wegen, das so vbel in vngern steht, das das krichs folck so da hin stirbt“;[4]) von Schaustellungen: so erzählt Balthasar Paumgartner 13. Sept. 1592 schon von den Englischen Komödianten; von Geburten, Sterbefällen, einem Unglück oder einem Brand: „es hat 2 mal geprennt, got erbarms;“ von dem Wetter, einem schönen Maientag oder Sturm und Regen; von übermäßig großer Hitze. Mit der letzten Nachricht — wenigstens in Süddeutschland — sind die in jedem Sommer wiederkehrenden Nachrichten über Seuchen, welche viele Leute hinwegraffen und die Wohlhabenden aus der engen Stadt hinaustreiben, verbunden. „Es stirbt“, ist der technische Ausdruck dafür. „Es hebt gemachsam an zu sterben“, „das Sterben nimmt überhand“,

[1]) So schreibt Friedrich d. Fromme, der Kurfürst, 1560 an seinen Schwiegersohn, daß ihm „die Fastnacht noch im Kopf stecke“. Kluckhohn, Briefe Friedrich d. Fr. I, 123. — [2]) An Paul Behaim 28. Febr. 1533. Vgl. auch ihren Brief von 11. April und den der Schwester an Paul Beh. v. 24. April 1533 (A. N. M.). — [3]) Ztschr. d. V. f. Lüb. Gesch. II, 335. — [4]) Magdal. an Balthas. Paumgartner 10. Juli 1594 (A. N. M.).

diese und ähnliche Notizen begegnen mit einzelnen Todesnachrichten in allen Briefen. Solche „leidigen" oder „langweiligen betrübten Sterbsleuft" vernimmt man „ungern", zumal sie oft sehr stark sind. 1574[1]) schreibt Paul Behaim an seine Mutter: „daz bei uns hie zu Leipzig anhebt die leutt am durchlauffen zu sterben, daz ich ir einen tag bei 16 hab sehen und hören zur erden bestatten, on daz, was sonst heimlich ist naus geschlept worden." Man freut sich dann der Kälte, welche die Seuchen vertreibt und die Hiobsposten unnötig macht.

Dieser so belebte Brief hat nun aber auch seine Schattenseiten. Gerade weil in ihm jetzt alle Verhältnisse des Lebens berührt werden, muß auch Unangenehmes in ihm hervortreten. Hader und Ränke werden sichtbar. Mit dem modernen Begriffe angenäherten Verkehrs tritt auch moderner Klatsch hervor. „Wollest dich nichts anfechten lassen der artigkel halben", schreibt Michael Behaim,[2]) „die du aus meinem schreiben nit hast khonnen vernemen, es petrifft nichts dan alter weiber hendel an, die verkheeren sich nach dem wetter, es hat die sonne schon wider darauf geschinnen." Andere klagen über „Lügen" und das „bös Maul" einer Frau. Aber man erzählt nicht nur davon, sondern fühlt sich durch solchen Klatsch auch zum Schreiben veranlaßt. Der eine hat gehört, wie einer sich über ihn beklagt hat, und macht ihm dieserhalb Vorwürfe; der Kaufmann hört auf der Messe von andern, wie sein Vetter über ihn redet[3]) und beschwert sich ebenfalls. — Man liebt also das böse Reden über einander. Angenehm berührt es,[4]) wenn die Schwester dem Bruder schreibt, „das man als guts vonn dir sagt, das man dich iberal lip hat."

Zur Ergänzung des Bildes, welches so von dem Briefleben des Mittelstandes entworfen ist, bleibt noch übrig, einzelne Momente, die besonders hervortreten, einer eingehenden Betrachtung zu würdigen.

Wenn man die Briefe durchliest, begegnen fort und fort Mitteilungen über Verlobungen und Hochzeiten, namentlich in

[1]) 19. Aug. 1574 (A. N. M.). — [2]) An Paul B. 17. Nov. 1541 (A. N. M.) — [3]) Michael Beh. an Paul Beh. 19. Sept. 1533. — [4]) Apoll. Beh. an Paul Beh. 26. März 1543.

Frauenbriefen. Man nimmt daran ein auffallend reges Interesse. Der Bruder erkundigt sich wohl bei der Schwester, ob eine der Freundinnen schon Hochzeit gehabt habe; wenn der Vetter dem Vetter die Verheiratung seiner Schwester anzeigt, fügt er hinzu, da er dort hinreise, werde er ihm von der Hochzeit „mit der zeyt, ain Got will, pessern beschayd anzaygen;"[1]) die Schwester schreibt dem Bruder von der bevorstehenden Hochzeit einer Freundin: „Wiß, das ich jungfraw wir."[2]) Aber das Interesse beschränkt sich nicht nur auf solche Verbindungen, an denen man mehr oder weniger Teil nimmt oder auf besonders prächtige Hochzeiten, von denen es wohl heißt: „haben eine große Hochzeit auf dem Rathaus gehabt", sondern man hört davon überhaupt gern. „Wiß, daß N. N. hat ein Weib genommen", heißt es da oder „Hercz lieber vetter, ich vas dir iczt nicht besunders zu schreiben den, das iczt wil (viele) heirat zu Normbergk sind",[3]) und nun werden die Paare aufgezählt; an den Gatten schreibt die Frau: „Nichts sunders, denn das N. N. ein preuttigam ist", oder „mus dir doch ein neye prautt (oder neyen preutigam) schreiben",[4]) und er antwortet: „die neuhe Braud, du mir geschrieben, gleich mitt verwundern vernohmen.[5]) Man nennt solche Nachrichten sogar Neue Zeitung.[6]) Auch der Sohn, der auf der Schule ist, berichtet wohl davon der Mutter in Nachschriften wie: „N. N. ist eine Braut mit dem Stadtschreiber." Solches Interesse zeigen übrigens auch fürstliche Frauen. In einem kurzen Zettel an ihre Tochter schreibt Maria von der Pfalz zum Schluß: „Hab wieder eine Braut im Frauenzimmer als wohl als du."[7]) Sehr charakteristisch ist eine Bemerkung in einem Briefe Joachim Rotmundts an Paul Behaim:[8]) „So ist es iz ganz stil, das gar kein hairat geschicht" — man sieht hier deutlich das Bedürfnis, davon zu schreiben — „das halt ich wol machen die schwer

[1]) Michael Beh. an Paul 23. Sept. 1535. — [2]) Margret B. an Paul B. 18. Juli 1533. — [3]) Margret B. an Paul B. 21. Dez. 1534. — [4]) Magdal. an Balth. Paumgartner 2. Mai 1594 (A. N. M.). — [5]) 1. Juni 1594. — [6]) Magdal. an Balth. Paumg. 20. Jan. 1592 „Von neuer zeitung herczeter schacz weiz nits, dann N. N. ein preutigam ist." — [7]) Kluckhohn, Briefe Friedr. d. Fromm. I, S. 529. — [8]) 6. Sept. 1541 (A. N. M.).

leuft so for klugen sind, dan es solt sich worlich einer 3 mol pesinen e einer sich iz verhairat." Oft knüpft man auch scherzhafte Bemerkungen an solche Mitteilungen: so bemerkt derselbe Rotmund, die Letscherin habe sich „widerumb versehen oder verhairat mit einem guten grossen Man, der Ir für den zukünftigen winter ein gut dekpet sein wirt"; oder Margarethe Behaim schreibt von einer Braut: „sych hatt yeczt kayn kleynes taucherlein, sunder ein groß fast stuck." Und wie in Augsburg und Nürnberg, herrscht dasselbe Interesse auch in Lübeck und Bremen. An seinen Prinzipal schreibt ein niederdeutscher Kaufmann:[1]) „Item leve juncker, de frow buth ju tho, dat hir velle brutlacht werden, gy schollen ju spuden, dat gy in kort to huss kamen, se wyll ock anders einen anderen man nemen." Die Paare werden dann aufgezählt, eins wird nur vermutet: „ock geith de sage, Hans Stryck schall Kattrin hebben, dat is my van dage gesecht."

Eine Erklärung findet die merkwürdige Vorliebe für dieses Briefthema zunächst darin, daß die Einwohnerschaft einer Stadt sich vollkommen noch als Einheit fühlte. Die ganze Stadt, namentlich die besitzenden Klassen und die Geschlechter, kannten sich, und die einzelnen standen einander näher als heutzutage. Kam ein Sohn der Stadt draußen zu hohen Ehren, so fühlten sich alle ebenso erhoben, wie sie es ungern vernahmen, wenn ein ungeratener Sohn es zu Galgen und Rad brachte. Daß man sich also auch für die neuen Ehen interessierte und sie sich dann mündlich oder brieflich mitteilte, — denn Zeitungen in unserem Sinne gab es damals noch nicht, — kann nicht weiter Wunder nehmen.

Weiter kommt aber hinzu, daß man in jener Zeit sich nicht allein um die Personen, die sich zu gemeinsamem Leben verbanden, allgemein kümmerte, sondern dem Gegenstande selbst, Verlobung und Hochzeit, ein eigentümliches und höchst auffallendes Interesse zuwandte. Wie im 16. Jahrhundert die großen Herren allgemein Heiratspolitik zu treiben begannen und manche darin mit großer Virtuosität Erfolge erzielten, manche, wie Albrecht von Preußen, ihre Freude am Heiratsstiften hatten, so that man es auch im bürgerlichen Kreise. Man brachte die Leute gern

[1]) Ztschr. d. Ver. f. Lüb. Gesch. II, S. 306.

zusammen, und jeder suchte den Vermittler zu spielen. Auch dafür bieten uns die Briefe überraschende Zeugnisse. In einem Briefe der Margarethe Horng aus Frankfurt an ihren Sohn Johann von Glauburg in Wittenberg,[1]) in welchem sie sich ausführlich über eine passende Partie für ihn verbreitet, heißt es am Schlusse: „Lieb Johann, ich bitte dich, du wollst bedenken, wie die Zeitläufe jetzt sind, daß es sich zu dieser Zeit nit schicken will, lange unverändert zu bleiben." Das war damals allgemeine Ansicht. In demselben Briefe ist von einer Mutter die Rede, die ihren 19jährigen Sohn trotz seiner Jugend gar zu gern „verändert" sehen möchte. Gerade so heißt es in einem Briefe Wilhelms von Henneberg an Albrecht v. Preußen,[2]) daß es den jetzigen Zeitläuften nach beschwerlich sei, seine Tochter sitzen zu lassen, „denn Euer Liebden können selbst annehmen, daß solches kein Lagerobst ist." Und wie die Eltern haben auch andere Verwandte, berufene und unberufene Freunde für die Jungfrauen und Jünglinge immer Vorschläge bereit. In den Behaimschen Familienbriefen treten uns als starke Heiratsfreunde zum Beispiel die Gebrüder Imhoff entgegen. Sie äußern sich gegen Paul Behaim sehr böse über dessen Schwester Margarethe, daß sie nicht heiraten wolle. Und das arme Mädchen wehrt sich in einem Briefe an den Bruder: „sych thun es ye vnpilig, ich habs es ye nit gegen yn verschuld, allein das sych maynen villeicht, sych wollen myr einen man geben, der yn gefelt vnnd myr nitt; da weren sych mich hartt (schwer) darzu pringen; sunderlich die sych mir haben an getragen, das ist der anthony saurmann gewessen, der ist schun, wo gott will, vnnd hatt mich gott woll vor ym behut, gott sey gedanckt, so ist der ander der cristoff von plawen, den ich noch kain mensch hor loben; allein was vnsser vettern syn, das du zum tail selbst wol weyst, das du mirs selbst nit geratten hast kunen, darvmb hab ich yn biß her nit folgen kunen: kumbt mir oder etwas vnder dye hend, das mir zu annemen ist, so wil ich yn gern folgen; so ist die zeytt noch nit eyl." Solche Selbständigkeit mißfiel den guten Verwandten sehr. Später schreibt noch einmal Andreas Imhoff: Es ginge doch nicht, daß das „Klerlein" — für diese planten

[1]) Freytag, Bild. a. d. d. Verg. II, 2, S. 235 ff. — [2]) Calinich a. a. O. S. 176.

sie auch eine Heirat — „vor dem gretlein solt verheiratet werden"; schließlich würden beide sitzen bleiben, „also das mir gleich dj weil langk da pey ist." Und die geplagte Jungfrau schrieb: „wolt gott, das dus solst wyßen, wye man mytt myr ymb gett." Diese Mißerfolge schreckten sie aber nicht ab, ihre Fürsorge auf Paul Behaim selbst auszudehnen. Dieser erhielt am 2. Februar 1543 von beiden einen Brief: „Dies schreiben allain darumb, das wir gut wissen haben, das der schmidmer dir sein tochter zu geben gutte naigung het." Diese Verlobung wird dann sehr von ihnen empfohlen, und als die Antwort von ihm sie sehr wenig zufrieden stellt, sind sie wieder zornig: „dan alls gar da mit bis auff dein zukunfft (Rückkehr) zu wartten, dunckt vns nit wol zu thun sein, dan noch vnsserm beduncken dir das pest vnd nuczt nun mehr zu heiratten". Auch andere sorgten für den jungen Behaim. Joachim Rotmundt schreibt an ihn:[1]) „Mein weib lest dir sagen, si wol dir die Augen wischen, das du die N. N. versäumbt host."

Die Heiraten wurden also geradezu gemacht. Es darf uns das nicht wundern, denn es lag in den Sitten unserer Ahnen, die Ehe, die ja ursprünglich ein Kauf war, auch noch in dieser Zeit als ein allerdings sehr ernstes, aber doch immer als ein Geschäft aufzufassen. Es wurde darüber lange verhandelt, „mit etlichen gesellen gehandelt", und nach der Verlobung berieten beide Parteien über die Mitgift, meist noch unter Hinzuziehung von Freunden. Diesen Charakter der Ehe zeigt auch die Art, wie man in den Briefen von geschlossenen Ehebündnissen redet. Paul Behaims Vetter zeigt ihm seine Hochzeit mit den Worten an:[2]) „Ich bin der hoffnung zw Got dem almechtigenn, das ich ein guette heyrat thun hab; dan alle ding mit meines herrn wirts vnd herrn Lwdewigk Pfintzings rath geschehenn ist." Und ein Student meldet seiner Mutter:[3]) „Mein preceptor hierinn zu Leipzick hatt sich itzundt uberreden lassen und gefreiett eines doctors tochter." — Bezeichnend ist auch, daß man Jungfrauen oder Wittwen zum Neuen Jahr einen „jungen Mann,[4]) jungen

[1]) 10. Febr. 1543 (A. N. M.). — [2]) 27. Mai 1533 (A. N. M.). — [3]) Paulus Behaim, Student zu Leipzig, an seine Mutter 23. Dez. 1574 (A. N. M.). — [4]) So wünscht Balthasar Paumgartner in einem Briefe an seine Frau

Männern eine schöne Jungfrau „in einem krausen Haar"[1]) wünscht.

Die Heiraten, die in solcher Weise zustande kamen, — oft hat man dabei „vil mühe" gehabt, — konnten nur selten auf Neigung beruhen. „Hercz lieber vetter", klagt dem Paulus Behaim das „mumlein" Margarethe,[2]) „es dhut nicht mit mir mit dem tocktor; er wil eine haben, die fil gelz hat." Und für Paul Behaim ist ein Verwandter besorgt, daß er bei langer Abwesenheit „die reichen Jungfrauen versäumen werde". Äußere Rücksichten spielen also im hohen Grade mit. Vernachlässigung derselben führten oft zu heillosen Zerwürfnissen. Der vorhin erwähnte Michael Behaim überwarf sich wegen seiner Heirat, zu der er so schönen „Rath" eingeholt hatte, mit seiner Familie, die eine ebenbürtige Nürnbergerin für ihn bestimmt hatte. Und es berührt unerfreulich, wenn seine Schwester, ein ausgezeichnetes Mädchen, darüber schreibt:[3]) „Das ist mir leid vnd bekümbtert mich hardt vnd ist mir ein drewliches leidt, das er dem vatter nit hat gefolgt vnd in radt dar inen hat gefargt. Wellan, hercz liebster, ich muß Gott weselen vnd muß geleich dun, sam hett ich kein pruder nitt."

Die ganze Erscheinung, auf deren Einzelheiten vielleicht schon zu weit eingegangen ist, die aber als hervorragendes Briefthema nicht übergangen werden durfte, hat einen unsympathischen Zug. Die große Heiratslust weist zwar auf Lebenslust und Lebenskraft: aber die ganze Art des Heiratens trägt den Charakter nüchterner Kälte und häßlicher Berechnung. Daß überdies der Grundzug der Zeit keineswegs ein lebenslustiger war, kann wieder der Brief lehren.

In den Privatbriefen und wieder nicht nur der bürgerlichen, sondern aller Kreise tritt uns eine sehr dunkle Lebens-

(22. Jan. 1583) einer Bekannten ein glückliches Neujahr, „dazu einen schönen Jungen ihr angenehmen Gesellen." — Und Hans Castorp schreibt an den Kaufmann Matth. Mulich, er habe den Jungfrauen „gesecht, dat gy en elk (einer jeden) enen jungen man tom nygen jar wünschen, des se juw hochlych dedanken for juwen gunst." Ztschr. d. Ver. f. Lüb. Gesch. II, 327. — [1]) In einem Verse, der am Anfang eines Briefes Joachim Rotmundts an Paul Behaim 10. Jan. 1543 steht (A. N. M.). — [2]) 11. April 1533 (A. N. M.). — [3]) Margar. Behaim an Paul Behaim 22. Juni 1533 (A. N. M.).

auffassung entgegen, die ihren Ausdruck in ganz allgemein verbreiteten Klagen über die Zeit, die Welt und die Menschen findet.

Ein Brief Joachim Rotmundts ist eben erwähnt, in dem die Unlust zum Heiraten auf die „schwer leuft" geschoben wird. Es kommt weiter vor, daß man auf die Fastnachtsbelustigungen verzichtet und nichts davon zu schreiben weiß: „denn was sollt ich draussen? denn die Zeit jetzt nicht lustig ist." Am meisten treten die Klagen über die gefährlichen oder schlechten Zeiten in den Briefen von mehr oder weniger politischem Inhalt auf; namentlich die Wechselfälle des Krieges, die Übergriffe der „Böswichter, der stradioten" veranlassen solche. Für den Geist der Zeit noch bezeichnender sind die bitteren Klagen über die Nichtswürdigkeit des Lebens überhaupt, über die moralische Schlechtigkeit der Welt und der Mitmenschen. Fromme Gemüter erheben sie besonders, so wiederholt Sibylle von Sachsen, die einmal wünscht:[1]) „das mych der liebe gott aus deyser argen, bossen, vntrauen, falscher vermalledeydten welt neme zu seynem ewychen reych yn das ewychen leben amen, hort man doch nycht goeddes mehe auf deyser erden." Aber solche Anschauung ist überhaupt weit verbreitet. Der Kaufmann Michael Behaim schreibt an seinen Vetter:[2]) „die welt ytzundt also spitzig ist, das ich schier den freundt vor dem feindt nit erkennen khon", und der Kriegssekretär B. Amman warnt den Nürnberger Sekretär Walter:[3]) „Ferner auch im fall Ihr geldt vnderhanden bekommen möchtet, wie nit fellen wirdt, so wollet Ihr keinem menschen nichts dauon versetzen oder leyhen, thuet Ihrs möchte es euch nit zue geringem schaden geraichen, dan Ihr wisset wie die leut dieser Zeit beschaffen, man helt nit ein!" Gar unerfreulich berührt dann das Mißtrauen gegen die Mitmenschen, das sich hier ausspricht, im engeren Familienkreise. Man verdächtigt den und jenen; dem einem soll man nichts vertrauen, dem andern eine Sache nicht merken lassen. Als Michael Behaim in das elterliche Haus seines Vetters kommt, fragt dieser sofort bei seiner Muhme an,[4])

[1]) Ztschr. d. Bergischen Geschichtsv. V, S. 169 f. — [2]) 16. Dez. 1540 (A. N. M.). — [3]) Mitt. d. Ver. f. Gesch. d. St. Nürnberg III, 243 f. — [4]) Vgl. d. Antwort 1. Mai 1533 (A. N. M.).

ob er in „nit gegen dem vatter geschendt hab.“ Solches Mißtrauen, das aber wieder nicht unberechtigt gewesen sein kann, zeigt sich auch in häufigen Schlußbemerkungen folgender Art: „ich pitt auch du wolst dye briff auff heben, das man dir nitt dar vber kumbt: es ist yemandt nitt zu trawen yeczt, es ist die gancz welt vol falscheytt vnd vntrew.“ [1]) Diese Bemerkungen zeigen einmal, daß man eben häufiger Dinge schrieb, die andere Angehörige ungern vernahmen, andererseits, daß man sich nicht scheute, Briefe anderer durchzukramen oder aufzubrechen, oder wenigstens, daß man es allen zutraute. So lehrt uns der Brief das intimste Leben jener Zeit, freilich von seinen trüben Seiten kennen.

Doch mag die Schilderung des Briefverkehrs, wie ihn in jener Zeit Fürsten und Adlige, Geistliche und Bürger pflegten, nicht mit einem so unerfreulichen Bilde abgeschlossen werden, vielmehr mit der kurzen Darstellung einer freundlichen Briefart, die in allen Ständen mehr oder weniger vorkam, des Liebesbriefes.

Die beiden Beobachtungen, die an dem Liebesbrief früherer Jahrhunderte gemacht wurden, gelten auch für diese Zeit. Der Brief ist einmal oft poetisch, oder der Prosa gehen einige Verse voran; andererseits bewahrt er in seinen Formeln und Wendungen durchaus traditionelles Gut. Einige der letzteren, welche den Namen oder das Datum nicht nennen, aber umschreiben, mögen angeführt werden, weil sie zum Teil noch heute gang und gäbe sind: „Von mir ungenannt, ich hoff, ich sei euch wol bekannt [2]) oder „datum, gegeben an dem tag nach seinem abent“, [3]) „Geschrieben im Jahr, da die Liebe Feuer war“. [4]) Das eingezeichnete Herz, das früher erwähnt ist, findet sich häufig, [5]) wie auch noch später.

---

[1]) Margar. Behaim 17. Juli 1540 an Paul B. — Ebenso am 2. Sept. 1540. — Anderes Beispiel ihr Brief vom 11. April 1533. — [2]) Anz. f. Kunde d. d. Vorz. N. F. V, 216. — Ebenso Anz. VII, 553. — Des Knaben Wunderhorn II, 56: „Den Namen will ich nicht nennen. Wenn du mich liebst, wirst du mich wol kennen.“ — [3]) Anz. f. K. d. d. V. VII, 553. — [4]) D. Kn. Wund. II, 56. — [5]) z. B. in den Briefen der Ursula Freherin bei Freytag, Bilder aus der deutschen Vergang. II, 2, S. 243, 245, 246.

Da der Inhalt des Liebesbriefes immer mehr oder weniger der gleiche sein wird, so kann man bei Schilderung desselben in den einzelnen Zeitepochen nur auf seinen Ton, auf die Art und Weise sich zu geben, eingehen. Wie überall im 16. Jahrhundert kann man da zwei Strömungen unterscheiden, die der Einfachheit und Natürlichkeit und die der Überschwenglichkeit und kanzleimäßigen Steifheit. Beide finden sich in allen Ständen. Während mancher Adlige nur kanzleimäßige Schreiben fertig bringt, schließt Philipp von Hessen einen Brief an seine Geliebte Margarethe von der Sale: „Will dich hiemit dem Allmächtigen befehlen, und vergiß mein nit, und laß mich dein Liebsten pleiben. Ich denk stets an dich, hab gute Nacht.“[1]) Frauen namentlich schreiben oft höchst reizend, wenn auch bei manchen das Ungeschick des Schreibens sich nicht so leicht bannen läßt. An ihren Bräutigam schreibt Magdalene Paumgartner:[2]) „ich hab zu thon, was ich wil, so feirn doch gedanken nit nach dir mein alerliebster schacz.“ Aber auch er versteht seine Sehnsucht nach ihr auszudrücken: „Ich hab mir das schaiden den letztten Abendt ich von dir ginng, ja nichtt so schwer fürgesetztt, alls es mir hernacher gedeyntt hatt, dastu mir inn deinem obern stüblin also vnntter den armen hinwegk sunckest, hab ich mir nymmermehr auß dem Syn schlagen müegen, vnnd sind seider ja wennig stund hingangen, inn welchen ich nichtt an dich gedacht hett.“

Diese natürliche Ausdrucksweise war jetzt noch ziemlich allgemein. Wenn aber jetzt schon der Bräutigam Anreden gebraucht, wie „Erbare Tugendreyche gethreue freundtlich hertzliebe verthrautte Braut“, und diese entsprechende verwendet, so kam bald die Zeit, wo derartige philisterhafte und künstliche Anreden nicht nur zwischen Brautleuten, sondern überhaupt zwischen Liebespaaren beliebt wurden, und der ganze Ton des Briefes den Anreden ähnlich war.

---

[1]) Briefw. Philipps mit Bucer, hrsg. v. Lenz I, 355. — [2]) Aus dem Briefw. Balthasar Paumgartners, d. j. 1572—1598 (A. N. M.).

Fünftes Kapitel.

Ausgang.

Aus der Schilderung, welche von dem Briefe des sechzehnten Jahrhunderts zu machen versucht ist, ergiebt sich von selbst, welche Entwickelung der Brief der Folgezeit mit Notwendigkeit nehmen muß. Das Briefschreiben selbst wird immer eifriger betrieben, es naht die Zeit, wo es fast zur Spielerei wird. Der Stil des Briefes zeigt den Sieg der Kanzlei, der Umständlichkeit, der Höflichkeit und der falschen, prunkenden Gelehrsamkeit. Das bedeutet für den Geist des Briefes Unwahrheit und Künstlichkeit, ja auch wieder Unfreiheit und Gebundenheit.

Die meisten Menschen schreiben nicht mehr einfach, was sie wollen, sondern streben darnach, überall unnötigen und schwülstigen Wortschwall zu machen; andererseits halten sie es für notwendig, Höflichkeit, sogar Servilität in jeder Weise zur Schau zu tragen.

Das zeigt sich in den Formeln wie dem ganzen Ton der Briefe. Die überschwengliche Neujahrswunschformel eines dem Kanzleiwesen näher stehenden Mannes ist schon angeführt worden, um 1582 ahmt solchem Beispiel auch der Kaufmann[1]) im vertraulichen Briefe an die Braut nach und schreibt: „Gottes gnade vnnd Barmhertzigkheytt sambt aller ewigen vnnd zeittlichen wolfahrtt zu Seel vnnd Leyb wünsche Ich dir, Erbare vnd tugendreyche, freundliche, gethreue, hertzliebste, verthrauhte Braud zu einem gnadenreichen, freudenreichen, glückhseligen neuhen Jar. Das woelle der lieb Gott vnns allen durch Jesum Christum das neuhe gebohrnne khinndtlein vnnsern aynigen haylannd Erloeser vnnd Seligmacher gnediglichenn verleyhen vnnd mitthayln. Amenn.“ Einen einfachen Brief an die Schwägerin beginnt der Bruder dieses Kaufmanns:[2]) „Erbare Ehrent vnd Tugendtreiche Insonders freundtliche hertzliebe Schwester Paumgartnerin. Nach Erpiettung meiner Jederzeitt geflissenen willigen Dienst neben Wunschung allergluckhlichenn Wolfahrt vnnd langwyriger gesundtheutt zuuor.“

---

[1]) Balthasar Paumgartner 21. Dez. 1582 (A. N. M.). — [2]) Jörg Paumgartner 23. März 1588.

Man redet von dem „geliebten“ oder „angenehmen Schreiben“, das man empfangen hat; ein Vetter wünscht dem anderen am Schluß „eine selige Ehrengebührende Nacht“ und unterschreibt sich als „armer dienstwilliger“; eine adlige Frau bezeichnet sich als „in Gebühr demüthig“; zu dem einfachen „treu“ fügt man „Zeit meines Lebens“ hinzu; man befiehlt sich „ganz unterthänig“. Besonders charakteristisch ist aber eine Form der Anrede, die um diese Zeit entsteht und in der Folgezeit allein gilt. Der servile Geist der Zeit nahm Anstoß an der direkten Anrede Euch, Ihr und griff begierig nach einem Ersatz, der im französischen Brief (Monsieur, Madame) ausgebildet war, und welcher dem Höflichkeitsdrang voll Genüge leistete, nach dem „Herrn“. „Ich bitt den Herrn“ und „dem Herrn zu dienen bin ich willig“ schreibt 1584 einer von Adel, d. h. sein Schreiber; und 1577 unterschreibt sich ein Kaufmann als „des Herrn dienstwilliger“.

Solchen Gewohnheiten entspricht der ganze Ton des Briefes. Man ergeht sich in weitschweifigen Perioden, den großen Vordersätzen, denen sich ein nicht kleinerer Nachsatz mit dem berüchtigten „als“ anschloß. Man sucht nach Abgeschmacktheiten, wie wenn man statt „Ihr erinnert Euch“ sagt „Das wird Euch allnoch unabgefallen sein;“ man pflegt die Tautologie und die Fremdwörter, befiehlt den andern nicht mehr Gott, sondern „in die Protektion des Allerhöchsten“. In höheren Kreisen speziell beginnt die französische Korrespondenz Mode zu werden. Man entschuldigt sich häufiger, daß man überhaupt schreibt. „Ich bemühe den Herrn Schwager nicht gern, so wills die Noth erfordern“, schreibt ein Bürgersmann, und ein Edelherr, der einen Grafen um etwas bittet, schließt nach langer Einleitung:[1]) „so hat mir solichs ein Herz gemacht, E. G. in Unterthänigkeit mit diesem meinen Schreiben zu ersuchen, unterthänig bittend, dasselbe in keinen Ungnaden aufnehmen.“ Ein Graf von Mansfeld, dem sein Schwiegervater zwei Pferde und einen Knecht geliefert hat, sendet dieselben mit einem Dankschreiben zurück:[2])

[1]) Joachim v. Büren an Johann d. Ält. v. Nassau. Keller, Die Gegenreformation in Westfalen II, 490. — [2]) Ernst v. Mansfeld an Graf von Solms 1. Januar 1588 (A. N. M.).

„Thue mich gegenn derselbenn (näml. E. L.), daß Sie mir vff dißmall darmit freundlich willfahrt unnd außgeholffen, freundlich unnd dienstlich bedanckhenn, Vnd mich erpietenn, daß ich solches im gleichem unnd mehrerm zuuerdienenn mich Jeder Zeit befleißigenn wölle.“

Alles das kommt im einfachen Privatverkehr vor. Wie diejenigen Briefe von Privaten aussahen, die von selbst schon einen offizielleren Charakter tragen oder dem Kanzleistile gemäß abgefaßt sein müssen, wie Bittschriften, läßt sich demnach ermessen. „E. F. G. können und muegen wir hiemit mit fast bekümmertem Herzen, auch hochnothdringlich in aller gebührender Unterthänigkeit nit verhalten“, beginnen einige Bürger ihr „klägliches und flehliches Ersuchen und Bitten“. Und ein Jesuitenzögling, der nachmals berühmte Kardinal Khlesl, setzte 1577 ein Bittschreiben auf, dessen Anfangssatz uns über die eingerissene Fremdwörtermanie belehren mag:[1] „Wiwol ich bei dieser uralten löblichen Universitet allhie von Jugent auff studiert, dabei auch triennale studium in cursu philosophico und noch ain guete Zeit darüber vor lengest compliert, So hab ich doch hernach, und sonderlich von der Zeit an, alls die P. H. mich in numerum suorum alumnorum angenommen, sollichen cursum aus beweglichen ursachen interrumpirt und mich In das Collegium Societatis Jesu allhie, da andere Päbstliche Alumni auch sein, begeben, daselbst auch nit allain cursum philosophiae de novo absolviert, sonndern auch ain guete Zeit in theologiae studio compliert und dieselben so weyt gebracht, daß ich in beeden Facultäten wol promoviren kundte, darnach ich aber vor der Zeit eingestellt, bis sich in Mittels zuegetragen, das ich auff dem Hochstifft zue Breßlau durch weyland hochlob seligister gedechtniß kayser Maximilians ain Canonicat bekhumen, dessen Possession ich ehe nit erhalten khan, ich seie dann zuvor Magister artium wie ich dann bei wol gedachter Societet ohne bschwer zuerlangen hatte.“

Freilich giebt es andererseits noch eine große Anzahl sogar von „Kanzleiverwandten“, Kanzlern, Gesandten, Räten

[1]) Hammer-Purgstall, Khlesl's Leben I. Urkunden-Sammlung S. 41.

und Männern ähnlichen Standes, deren geschäftliche Schreibweise, abgesehen von den eingestreuten Fremdwörtern, immerhin erträglich ist. Auch in den Kanzleien einzelner Städte überschreitet man noch nicht alles Maß, sondern hält meist eine ungeschickte Mitte inne. Um so entsetzlicher sind aber die Produkte der meisten übrigen Kanzleien, auf die näher einzugehen, uns erspart sein mag.

Gegen die neue Strömung regt sich nun auch nirgends Opposition. Leute, die gut und wahr schrieben, gab es noch genug: aber sie beeinflußten mit solcher Schreibweise niemand. Das schlechte Beispiel wirkt immer rascher als das gute, und die Mode ist eine mächtige Herrin.

1585 schreibt der Freiherr Paul Sixt Trauthson an den kunstverständigen Löffelholz in Nürnberg:[1]) „Edler besunders freintlicher lieber Lefelholz, ich hab dise tag ein schreiben von euch entpfangen, daraus vernumen, das von gemäl oder sculptura wenig zu nirnberg ietziger zeith zu bekhumen seie, da ier awer was bekhumt, so welt iers mit euch heerbringen, das ist also gueth.“ Nicht ganz zwanzig Jahre später dictiert derselbe, der inzwischen Graf geworden ist, an denselben folgenden Brief:[2]) „Edler Vestter insonnders frainndlicher Herr Löfflholtz. Demselben sein meine guetwillige diennst zuuoran. Des Herrn schreiben sub dato den 8. Nouembris nechst verschinen 603. Jars habe ich wol empfanngen vnnd ablesens vernommen. Thue mich hierauff gegen Jme, der mir vberschickhten Reißrohr, so allerdings recht vnnd wol hieheer gebracht worden, frainndlichen bedannckhen.“

Man sieht, das Unglück schreitet schnell. Freilich darf man sich, wie eben hervorgehoben ist, die neuen Gewohnheiten und Gebräuche gegen Ende des Jahrhunderts noch nicht als allgemein verbreitete vorstellen. Weite Kreise empfinden sie noch als fremd und neu. Ein juristisches Formelwerk, das nebenher, seinen Vorgängern folgend, Musterbriefe bringt, hat einmal folgendes Beispiel: „Missive an einen guten Freund höfflich.“[3]) Man

---

[1]) Anzeiger f. Kunde d. Vorz. N. F. XXII. S. 342. — [2]) Ebenda S. 374. — [3]) Al. Wachholtz, Formular oder Schreibbuch. Bl. 55.

sieht daraus, daß zwar die „Höflichkeit“ für erstrebenswert gehalten wird, daß aber neben diesen „höfflichen“ Missiven, die höchst albern sind, doch noch anders geartete existieren.

Diese andere Briefart ist denn auch keineswegs ausgestorben, wenn sie auch in den meisten Fällen auf den engeren Familienverkehr beschränkt blieb. Ein alter Fürst schreibt noch 1596 einen treuherzig naiven Brief an seinen Sohn mit väterlichen Ermahnungen; mancher Bürgersman oder Adlige bewahrt sein Niederdeutsch; oft begegnet noch nach 1600 der Ton Luthers in deutschen Briefen. Namentlich Frauen bewahren diese alte Art. Klingt ein solcher Brief oft auch ungeschickt, so ist doch Wahrheit und Natürlichkeit dem Schwulst immer vorzuziehen. Die Briefe jener Magdalena Paumgartner,[1]) die uns schon verschiedentlich interessiert haben, können auch in dieser Beziehung als schönes Beispiel dienen. Sie schreibt so gut, wie irgend eine Frau vor ihr. Selbst die kanzleimäßige Formel: „ich hab nit vnderlasen kinen dir ein priefla zu schreiben“, klingt hier nicht wie eine Formel, sondern wie ein wahrer Ausdruck der Lust, ihrem Mann zu schreiben. Wenn sie von der Krankheit des Kindes, des „kleinen Schalkes“ berichtet, oder davon, daß er nicht mit der Kindsmagd gehen will, wenn sie rührend den Tod ihres Sohnes erzählt oder nüchtern von häuslichen Angelegenheiten spricht oder schalkhaft von der Flexnerin, die sie um ihren Bräutigam beneidet, erzählt, immer ist es Wahrheit und Natur. Wie aufrichtig klingen ihre Grüße: „sey du herczalerliebster schacz von mir aug gar fleisig und zu 1000 mal freindlich (oder: zu vil vil vil mal fleisig vnd freundlich gegrüßt) und dem lieben Gott befohlen.“ Wie reizend klingt eine nur für den Gatten zu lesende und durch das Schicksal doch uns erhaltene Nachschrift: „herczliebster schacz, es zabelt ieczund ie lenger ie mer; weis nit, ist des farns schult gen altorff oder was es ist, das sich so vnnücz macht in mir: denck aber got und die zeit wer vns folgs wol sehen lasen; erschrick oft recht, wan es sich so reckt. Herczeter schacz, las den prief nitt liechen vor iemundt, schem mich sunst!“ Solche Schreibweise vermied auch nirgends

[1]) Briefwechsel mit ihrem Gatten (A. N. M.).

Derbheiten; so schilt sie in einem langen Brief fürchterlich auf den neuen Knecht, und es heißt von ihm: „so hat sich die sau in die hinder kamer auf das bedt geworfen.“

Ihr Gatte schreibt schon anders, aber doch nicht unschön. Im Gegenteil ist sein Brief, abgesehen von dem geringen Kanzleieinfluß, der sich im Gebrauch der Partikeln, einzelnen Redensarten und Wendungen kundgiebt, fließend, fast modern geschrieben. Er schreibt eben die sich auf einer gewissen Mitte haltende Schriftsprache aller derjenigen Leute, welche schreibgewandt und gebildet waren. Daß eine solche sich überhaupt herausbildete, war allerdings im gewissen Sinne ein Verdienst der Kanzlei: aber dieses Verdienst wird doch von dem ungeheuren schlechten Einflusse, den sie ausgeübt hat, weit überwogen. Und die Zukunft läßt diesen schlechten Einfluß noch mehr bedauern.

Anders geht das Jahrhundert aus, als es begonnen hat. Wenn die Zeit auch nicht mit derselben Entschiedenheit eine niedergehende genannt werden kann, mit der man die Periode vor der Reformation als eine aufgehende bezeichnen muß, so ist der Eindruck im Großen und Ganzen doch ein unerfreulicher. Die Hoffnungen, welche das deutsche Volk um 1500 zu erwecken schien, sind zum größten Teil nicht in Erfüllung gegangen. Von dem Ideal wahrer Menschlichkeit, das doch schon näher gerückt schien, ist man weit entfernt und entfernt sich immer weiter. Nach oben richten die Menschen dieser Zeit den Blick, aber nicht zu den Höhen des Lichtes. Bei jeder Gelegenheit ein frommer Augenaufschlag zu Gott und ein tiefer Bückling vor allem, was höher ist, so kann man das Gebahren dieser und der folgenden Zeit bezeichnen.

Druck von C. H. Schulze & Co., Gräfenhainichen.

Geschichte des deutschen Briefes.

Zur

Kulturgeschichte des deutschen Volkes.

Von

Dr. Georg Steinhausen.

Zweiter Teil.
(Schluß.)

Berlin 1891.
R. Gaertners Verlagsbuchhandlung
Hermann Heyfelder.
SW. Schönebergerstraße 26.

Seiner geliebten Braut

Frieda von Normann

gewidmet.

Drittes Buch.

Das siebzehnte Jahrhundert. Das Alamodische Zeitalter.

Erstes Kapitel.

Der Neue Ton. I. Allgemeiner Charakter. Sprache und Stil. Die Ausländerei.

Zu Beginn des verflossenen bewegten Jahrhunderts rief im Vollgefühl, mitten in einer großen ideenreichen Epoche zu stehen, Ulrich von Hutten: „O Jahrhundert! die Studien blühen, die Geister erwachen: es ist eine Lust zu leben"; an des Jahrhunderts Neige schrieb im niederdrückenden Bewußtsein, einer heruntergekommenen Nation anzugehören, ein einfacher niederdeutscher Mann:[1] „O Dudeslant, Dudeslant, ik fruchte, dat Dudeslant eyne grote strafe avergan wart." Das Wort ist wie eine Ahnung; das deutsche Volk war bald, durch die Sünden der Vergangenheit geschwächt und durch die unglückliche Zeit des großen Krieges gebrochen, auf seinem niedrigsten Standpunkt angekommen. Diese Periode, welche noch die ersten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts umfaßt, wird, so oft einseitige Beobachter, welche um jeden Preis Entdeckungen machen wollen, auch dagegen streiten, für den unbefangenen Blick, für das natürliche Gefühl und wahrhaft menschlich gebildeten Sinn immer eine trübselige und gemeine Zeit sein.

Unselbständigkeit und Mißachtung der eigenen innern Kraft, das ist der Hauptcharakterzug des deutschen Geistes in jener Zeit:

---

[1]) Dietrich Busselborch an den Rat von Braunschweig. Hansische Geschichtsblätter, Jahrg. 1873, S. 155.

Unselbständigkeit der Vergangenheit gegenüber, daher Epigonentum und unfruchtbare Gelehrsamkeit; Unselbständigkeit dem Fremden gegenüber, daher politische Abhängigkeit und äffische Nachahmung in sozialer und litterarischer Beziehung; Unselbständigkeit allem Höheren gegenüber, daher Servilität und Kriecherei. So war der Geist der Zeit, dazu banausisch durch und durch, ohne Humor, nüchtern und langweilig.

Aber dieses elende Stück Zeit und Welt bezeichnet zugleich doch recht eigentlich den Anfang der modernen Zeit. Die Formen, in denen sich unser Leben bewegt, die sozialen Durchschnittsanschauungen beruhen im wesentlichen auf jener Epoche. Noch heute hat die französische Revolution und die Ideenwelt des neunzehnten Jahrhunderts mit ihnen nicht aufzuräumen vermocht. Das siebzehnte Jahrhundert — immer in dem oben bestimmten Zeitumfang genommen — zeigt eine durchaus andere Physiognomie als die vorhergehenden. Man empfand diesen Unterschied damals auch selbst. In seiner „Ermahnung an die Deutschen, ihren Verstand und Sprache besser zu üben" läßt Leibniz gegen sich einwenden:[1]) „Wenn unsre vorfahren wieder aufgezogen kommen solten, würde man sie vor Bauern halten; man solle unsren hausrath, unsre tafel, unsre gegenwärtige manierligkeit gegen die vorige einfalt stellen und dann urtheilen, an welcher seite mehr wiz sei," und er erkennt die Wahrheit dieser Worte in gewisser Weise an. Es ist in dem ganzen sozialen Leben und daher auch in Geist und Sitte ein gewaltiger Umschwung eingetreten.

Die Keime zu dieser Entwickelung liegen bereits im vorangehenden Jahrhundert. Die neuen Einflüsse, welche sich gegen Ende desselben geltend machten, werden nur fortgebildet. Und diese Entwickelung wurde durch den großen Krieg mit seinen politischen, moralischen und materiellen Folgen befördert.

Die wesentlichste Erscheinung des Umschwungs ist das Zurücktreten des Bürgertums, das früher entschieden der bestimmende kulturelle Faktor gewesen war, und das Hervortreten der höheren Stände, vor allem des Hofes. Das seit der Reformation beginnende Wachstum der fürstlichen Macht, die ver-

[1]) Leibniz' Werke, herausgeg. von O. Klopp, Erste Reihe, VI, S. 209 f.

änderte Stellung und Bildung des Adels, der sich an den Hof drängte und die herrschenden Stellen in dem neuen Beamtenzwangsstaat an sich brachte, dem gegenüber die durch den Rückgang des Handels, dann durch den Krieg herbeigeführte gänzliche Vernichtung der Kraft des Bürgertums verursachten diese Wandlung. Die Gegensätze wurden in der weiteren Entwickelung stärker und stärker. Ein scharfer Schnitt ging durch die Nation. Die veränderten äußeren Verhältnisse erzeugten veränderte geistige und moralische. Die Abhängigkeit und Erschlaffung des Bürgertums brachten Servilität und Strebertum hervor; denn der Einfluß der oberen Klassen fand nirgends Widerstand. Was an den zahllosen Höfen der Fürsten und des hohen Adels gethan und gedacht wurde, galt für die ganze Nation als Ideal. Dazu kam, daß eben diese Klassen in die aberwitzigste Ausländerei verfallen waren und so den schädlichen Einfluß, den sie ohnehin auf die Sitten des Volkes übten, nur noch vermehrten.

Der Luxus und die Üppigkeit des Lebens, gegen welche seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts fortwährend Kleider-, Hochzeits- und andere Ordnungen ankämpfen,[1]) ist für diese Zeit recht charakteristisch. Es ist nicht ein Zeichen großen Wohlstandes, sondern die Begleiterscheinung einer allgemeinen Sucht zu glänzen. Das Elend des dreißigjährigen Krieges konnte diesen Geist nicht vertreiben. Der Luxus wurde trotz der immer zahlreicheren Ordnungen[2]) immer ausschweifender; der wirtschaftliche Niedergang beförderte noch das Streben, sich wenigstens den Schein des Glanzes zu geben.[3]) Die Eitelkeit war auch hier wieder die Triebfeder; man belog sich selbst. Der Monsieur Alamode war ein Produkt des dreißigjährigen Krieges. Dieser modisch gekleidete, mit fremdem Kauderwelsch um sich werfende, sich geziert benehmende Typus jener Zeit repräsentiert auch zugleich den Geist der Verschwendung und der Üppigkeit, der Deutschland trotz seiner Armut beherrschte. „In summa“ schrieb noch 1683 ein Hamburger Bürgermeister an seinen

[1]) Biedermann, Deutschland im achtzehnten Jahrh. II, 1, S. 21. — [2]) Biedermann, a. a. O. S. 47. Vgl. auch u. A. v. Soden, Kriegs- u. Sittengesch. v. Nürnberg II, S. 30, 299. — [3]) Biedermann, a. a. O. S. 48.

Sohn, „Pracht vnd Hoffart nimpt zu vnd im gegentheil nimpt Handel, wandel vnd Nahrung Leider sehr, sehr ab.“[1])

Es ist klar, daß dieser Umschwung in der äußeren Lebensweise und dem ganzen Denken und Empfinden der Nation in der Entwickelung des deutschen Briefes, wenn dieser in der That den geistigen Zustand des Volkes getreu wiedergiebt, besonders bemerkbar sein muß. Die deutschen Briefe zeigen in diesem alamodischen Zeitalter kein erfreuliches Bild.

Die Sprache der Briefe ist entweder überhaupt nicht deutsch oder arg mit Fremdwörtern durchsetzt; der Ton zeigt nicht mehr, genau dem geschilderten Wandel entsprechend, volkstümliche Derbheit, Humor und Naivität, sondern steife Künstlichkeit und „zierliche“ Phrasenhaftigkeit: es ist der Jargon der neuen Höflichkeit; der derbe Humor weicht oft der frivolen Zote; der Geist des Briefes ist durch und durch unwahr; die „neue Moral“ zeitigt die Lüge und die Schmeichelei; der Inhalt endlich zeigt das Hervortreten gänzlich neuer Interessen und anderer Lebensanschauungen. Der Briefverkehr steigert sich entsprechend dem stärkeren, mehr modernen gesellschaftlichen Verkehr mit seinen mannigfachen Anforderungen. Der Brief wird ein immer häufigeres Mittel, diesen Verkehr zu pflegen und zu gestalten. Man wird sehen, wie dann politische, litterarische und religiöse Interessen den Briefverkehr immer mehr steigern, bis im achtzehnten Jahrhundert ein wahrer Briefkultus entsteht.

Es ist sehr bezeichnend, daß die Wenigen, die dem Geiste der neuen Zeit nicht verfallen sind, die alte Weise auch in ihren Briefen bewahren, welche stark mit denjenigen nach dem Geschmack der Zeit kontrastieren.

Unter den neuen Briefsitten fällt zuerst und am meisten die Wandlung der Sprache auf, vor allem der starke Einfluß der Ausländerei.

Man hat die Sucht, dem Fremden nachzuahmen, als eine Erbsünde der Deutschen bezeichnet. Es ist das die Kehrseite jener glücklichen Eigenschaft, die von allen Völkern höchstens

[1]) Er schilt oft auf „die verfluchte üppigkeit vnd Pracht an Kleidern, Gästereyen vnd anderen Dingen.“ Briefe des Hamb. Bürgermeisters Johann Schulte an seinen Sohn, S. 131, 139.

das jüdische mit ihm teilt, der Fähigkeit, sich leicht die geistigen Schätze fremder Nationen zu eigen zu machen. Kein Volk ist mehr geeignet, die Menschheit geistig zu führen, als das deutsche, denn es versteht alle andern. Aber heilbringend kann diese Eigenschaft nur sein, wenn der Deutsche dem Fremden auch eigene Macht, eigenes Wesen und eigene Größe gegenüberzustellen hat. Da wir im achtzehnten Jahrhundert unsere große litterarische Epoche begannen, konnten uns die übertragenen fremden Schätze willkommen sein, nicht schaden. Erdrückt uns aber das Fremde, so wird dieselbe Fähigkeit des Assimilierens zum Unheil. Der Deutsche im Auslande hat oft bald alles Deutsche abgestreift, gerade so wie einst im Dienste des Römischen Imperiums Germanen Römer wurden. Und wenn im siebzehnten Jahrhundert den andern gewaltig aufstrebenden Nationen, allen voran Frankreich, Deutschland in seiner Zerrissenheit und Verkommenheit nichts, garnichts gegenüberzustellen hatte, war es ein Wunder, wenn sich Deutschland allem Fremden begierig öffnete, wenn die Jugend in die Fremde ging, um von dort alles Heil zu holen?

Die Anfänge der Erscheinung zeigten sich bereits im sechzehnten Jahrhundert. Es ist schon erörtert worden,[1]) daß die lateinische Sprache wesentlich durch den Humanismus aufs neue als tönende Gelehrtensprache befestigt wurde, daß aber die zahlreichen lateinischen Wörter und Floskeln des Kanzleistils zwar teilweise auf Schulreminiscenzen beruhten, mehr jedoch überkommenes Erbgut waren oder aus der Sprache des römischen Rechts seit dessen Rezeption stammten.[2]) Für die Folgezeit wichtiger ist indessen der Einfluß der französischen Sprache. Er gründete sich zunächst auf die immer wachsende politische Macht Frankreichs. Die unglückseligen religiösen Kämpfe hatten eine enge Verbindung der deutschen Protestanten, namentlich der Calvinisten, mit dem französischen Hof herbeigeführt. Die reformierten Fürstenhöfe, besonders der pfälzische und der von Hessen, wurden vollständig französiert. Aber auch

[1]) Vgl. Teil I, S. 123 f. — [2]) H. Schultz, Die Bestrebungen der Sprachgesellschaften des XVII. Jahrhunderts für Reinigung d. d. Sprache. S. 5 f.

über diese Kreise hinaus machte sich der politische Einfluß Frankreichs geltend. Auch die gegnerischen Fürstenhöfe schrieben teilweise französisch: es wurde Diplomatensprache. Auch die technischen Ausdrücke der Kriegssprache waren größtenteils französisch, allerdings mit einem starken italienischen und spanischen Beisatz. Für den Adel war das Beispiel der Fürsten maßgebend, und den Vornehmen ahmten die Bürger nach.

Aber das immer weitere Umsichgreifen des Franzosentums, zuerst unter den Vornehmen und dann weiter und weiter, erklärt sich doch vornehmlich daraus, daß Frankreich auch die geistig führende Macht geworden war. Für die gesamte feine Bildung wurde Frankreich das Ideal. Da wird die immer zunehmende Reisesucht wichtig. Es läßt sich zeigen, wie außerordentlich schnell der fremde Einfluß gerade durch das Reisen auf die Einzelnen wirkte. Schon im sechzehnten Jahrhundert wird es in den fürstlichen und adligen Kreisen Sitte, die Jugend durch Reisen in das Ausland zu bilden. Die große Kavaliertour umfaßt ziemlich regelmäßig die Niederlande, England, Frankreich und Italien.

Um 1600 ward die Sitte auch in dem wohlhabenden Bürgertum allgemein. Im sechzehnten Jahrhundert gingen aus diesen Kreisen Gelehrte, Künstler und Kaufleute namentlich nach Italien und blieben dort lange zu ihrer Ausbildung. Jetzt wird es für jeden besser gestellten Mann unbedingt nötig, jene Tour zu machen; sie gehört zur Erziehung. „Was gilt bei uns ein Mann, der nicht gereiset hat?“ konnte es damals heißen.[1]) Und andererseits wird das gelobte Land vor allen Dingen Frankreich.[2]) Paris will man sehen „bevorab weil dieselbe von meisten: Eine kleine Welt, Compendium Orbis terrarum, un aultre Monde, un petit Monde, un abregé du Monde genennet wird.“ [3])

---

[1]) Fleming, Deutsche Gedichte S. 202. — [2]) 1609 zieht einer noch Italien vor. Albrecht Behaim an Lukas Friedrich B. 2. Jan. 1609: „also ich noch in grossen zweifell stehe, ob wir inn Franckreich zusammen gelangen möchten, dein schreiben zwar macht mir schlechten lust hienein zu reisen. Italia darzu mir meines herrn tochterman (so Italiam Galliam, vnd Angliam durchreisett) sonderlich gerathen, verlangett mich mehr zu sehen“ A. N. M. — [3]) Gesichte Philanders von Sittewaldt I. Teil. Welt-Wesen S. 46.

Der Zweck der Reisen war, größere Bildung, Menschenkenntnis und fremde Sprachen sich anzueignen oder — in der Sprache der Zeit — man reist „Studirens, Erlernung der Sprachen und Exercitien halber.“ [1]) Die meisten der jungen Herren reisten aber, weil es Mode war, brachten einen schlimmen Ton, viele üble Gewohnheiten und einige Fetzen Französisch heim. Durchaus wahr sind die Verse Laurembergs:

Veel reisen na Paris und andere fremde steden
alleen darüm, dat se hernamals können reden:
ik bin in Frankrik ok gewesen dree veer jahr.

Selbst die Verfasser von den damals äußerst zahlreichen und begehrten Reisehandbüchern [2]) können die schlimmen Wirkungen nicht leugnen und meinen nur, man solle die Reisen deswegen nicht ganz verwerfen. [3])

In der That kann man sich den Einfluß dieser Reisen nicht groß genug vorstellen. Sie wurden in dem für alles Neue empfänglichsten Alter gemacht; jeder einzelne der Reisegesellschaft — man reiste gewöhnlich in compagnia [4]) — wetteiferte natürlich, als der „ausländischeste“ zu erscheinen. Daheim

---

[1]) Archiv f. Kunde österr. Geschichtsquellen V, S. 334. — [2]) Dieselben nahm man schon damals — als Ersatz dafür dienten auch schriftliche „Instruktionen“ — auf Reisen mit. Kundige fügten „fürnehmen Orten“ u. s. w. Notizen bei. Man liest sie auch überhaupt gern. Albrecht Behaim empfiehlt ein solches seinem Vetter (16. Mai 1612) „ob du dich vielleicht vff dieser Tyrolischen Raiß darinnen delectirn möchtest, vnd ist solche zu Nürmberg gar woll zu bekommen vnder folgender rubrica: Martini a Baumgarten in Braitenbach, Equitis Germani, Nobilissimi et fortissimi Peregrinatio in Aegyptum, Arabiam, Palaestinam et Syriam. In lucem edita etc. Dieß Buch ist trefflich woll zuelesen, sonderlich den Persohnen, so dieser orten kundig.“ A. N. M. — [3]) Itinerarium Germaniae Galliae Angliae Italiae scr. a Paulo Hentznero. In d. Vorrede: „Neque enim quia ad exteras nationes nonnulli nimis praepropere et sine iudicio proficiscuntur; quia peregrinos mores induunt, quia pro virtutibus vitia saepe arripiunt aut magnis itineribus, sumptibus immensis, labore summo alia quaedam parant, quae Majores nostri sunt detestati; idcirco damnandae prorsus atque rejiciendae sunt peregrinationes.“ — [4]) „Sey von mir vnd meiner compagnia fleißig salutiret“ schreibt Lukas Friedr. Behaim 8./18. Okt. 1608 aus Poitiers. A. N. M. und ebenso berichtet ein fürstlicher Reisender, Herzog Georg von Pommern, daß er „neben seiner Compagnie“ zu Florenz angekommen sei. Ledeburs Archiv XIII, S. 358.

werden die übrigens immer sehr trockenen Berichte über den cursus peregrinationis begierig gelesen. Dem pommerschen Herzog Franz schreiben die Brüder, daß sie „alzeidt ein ganz sehnliches Verlangen getragen, so in die gute Zeitung und vortgang Deiner vorhabenden Reise zu erfahren.“ [1]) Und das Vorbild reizt zur Nachfolge. Wenn der junge Lukas Friedrich Behaim aus Nürnberg der Mutter schreibt: [2]) „Das mir die weiß allhie vnnd in ganz Franckreich gar wolgefallen, sonderlich aber wegen lustigkeit des orts vnd landts, dann auch wegen der guten Capaunen Pasteten und des Roten weins,“ so mußte solches wohl Reiselust erwecken. „Gott wölle Euch,“ schreibt später der Bruder an Lukas Friedrich, [3]) „Ewre Capaunen, Enden vnd Indianischen Hennen gleich mir meinen zehen, dürren Kühfleisch ferner wol schmecken lassen. amen.“ Und bald darauf meint er: [4]) Dz Du vf künfftigen frühling in Italiam wirst, habe ich zum Theil gerne vernomen, werde Dir villeicht ein Purschgesellen mit abgeben, dan ich nicht willens, diesen Sommer noch alhie in den gepürgen zuuerligen, Ist es nicht in Italia oder Franckreich, sol es anderswo sein, dar zu ich von Jugent auf mein gröste lust vnd begirdt gehabt.“ Also war man auf das Reisen versessen.

Die Wirkungen dieser Reiseleidenschaft aber blieben nicht aus. Man darf sich den unzweifelhaft guten nicht verschließen, aber man muß doch sagen: die schlimmen waren stärker, und unter den vielen schlimmen war die Verachtung der Muttersprache die schlimmste. Sie wird auch von den Strafrednern der Zeit am meisten gerügt. „Es ist ja thöricht vnd vnverantwortlich von einem Teütschen“, heißt es bei Moscherosch, [5]) „in frembde Lande mit grossem Kosten vnd offtmahl ins Verderben ziehen vnd sein eigen Vatterland vnd Muttersprach hindan setzen, alß ob man sich dessen beschämen thäte.“ Aber es leuchtet doch ein, daß diese Wirkung gerade am wenigsten zu verwundern ist.

---

[1]) Ledeburs Archiv XIII, S. 360. — [2]) 18./28. Okt. 1608. A. N. M. — [3]) Georg Hieronymus an L. F. 19./29. März 1610. A. N. M. — [4]) 17./27. Febr. 1611. A. N. M. — [5]) Gesichte Philanders von Sittewaldt. Ander Teil. Anderes Gesichte S. 248 f.

Im fremden Land gilt fremde Sprache. „Ich verlange," schreibt an den Baron Adolf von Degenfeld einmal seine Schwester,[1] „wie es Euch droben gefelt; bitte nur die lands-sprache nicht anzunehmen, welches mir gar leid sein solte, wan Ihr Ewer schöne teütsche sprach vergeßen soltet." Das geschah nun aber in den meisten Fällen, mindestens wurde die fremde Sprache vorgezogen. Diese menschliche, aber bei den Deutschen besonders ausgeprägte Eigenschaft betont sehr viel später einmal Thomas Abbt, indem er einem Freunde schreibt:[2] „Bewundern Sie einen Deutschen, der, nachdem er drey Monate lang ausser Deutschland gewesen, sich noch nicht schämet, in seiner Muttersprache zu schreiben." Da ist nun das wesentliche Motiv die Eitelkeit, die Sucht, sich von dem „groben Bauer" zu unterscheiden, etwas besonderes zu sein. „Ach wie so vielen," heißt es in einem Büchlein aus dem Ende dieser Periode,[3] „gehts eben wie diesen jungen Edelmann, welche wenn sie zu Hauße kommen, nichts zu sagen wissen, als von Minuetten, Bouregen, Couranten und dergleichen, können etwa ein Frantzösisch Liedgen singen, oder ein paar Wort Italiänisch; Haben unterdeß ihre Mutter-Sprache vergessen, da muß es alles heissen mon maitre, maseur, ma tante, mon Frère, denn das Teutsche ist gar zu Baurisch, daß klinget nicht, und wens darzu kommen soll, so weis ein solcher doch wohl kaum einen halben Frantzösischen oder Italiänischen Brieff zusammen zu stoppeln."

So entwickelt sich denn die Fremdwörterei, vor allem das „französische Düdsch", wie es Lauremberg nennt, zum nationalen Laster. Was in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts mehr eine Eigentümlichkeit des südwestlichen Deutschlands und einzelner vornehmer Kreise gewesen war, wird im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts,[4] am meisten um 1700, für die ganze Sprache charakteristisch.

Noch mehr als die Litteratur, in der sich von Anfang an starke Opposition geltend macht, werden die sprachlichen Produkte

---

[1]) Biblioth. d. litterar. Vereins Bd. 167, S. 424. — [2]) Thomas Abbt, vermischte Werke III. Teil, S. 142. — [3]) Der Adeliche Hofmeister. Berlin 1707, S. 404. — [4]) Schon 1571 erschien übrigens ein Lexikon der Fremdwörter. H. Schultz, Die Bestrebungen der Sprachgesellsch. S. 10.

der unlitterarischen Mehrheit, vom Fürsten bis zum Bürgersmann, also die Briefe, diese Erscheinung erkennen lassen. Nur am Anfang des Jahrhunderts bis gegen 1630 finden sich noch Briefschreiber, selbst Räte und Beamte, die gar keine fremden Wörter gebrauchen.

Der Einfluß des Lateinischen mag zuerst geschildert werden, einmal weil er auf alter Tradition beruht und jetzt durch die allgemeine Fremdwörtersucht nur verstärkt wird, dann, weil bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die lateinischen Fremdwörter weitaus die Mehrzahl bilden und erst dann von den überwuchernden französischen verdrängt werden.

Ein großer Teil von Briefen wurde überhaupt in lateinischer Sprache geschrieben. Vor allem wie im sechzehnten Jahrhundert die der Gelehrten und Geistlichen. Während die Gelehrten der übrigen Nationen, namentlich Frankreichs, sich von der Zwangsmode des Neulatinismus mehr und mehr frei gemacht hatten, wurde der Briefwechsel deutscher Gelehrten bis ins 18. Jahrhundert durchweg lateinisch geführt. Conring schalt einmal in einem Schreiben an Boineburg darauf, daß ein französischer Gelehrter französisch schreibe; das sei unwürdig — man sieht, es ist wieder die Sucht, etwas besonderes zu sein — und Boineburg antwortete, er sei im Innersten empört (stomachum mihi commoveri sentio), so oft er daran denke, daß die Franzosen alles in ihrer Muttersprache schrieben. Und das thäten Engländer, Italiener, Spanier und Belgier auch, als ob sie nie Lateinisch gelernt hätten.[1]) Als lateinische Epistolographen sind eine große Reihe deutscher Gelehrter bekannt, wie Bernegger, Buchner, Caselius, Chyträus, Conring, Gronovius, Morhof, Schurzfleisch und viele Andere. Aber auch alle übrigen Professoren und Magister huldigen der Sitte. Kepler schreibt an Wallenstein lateinisch. Leibniz, der eine ausgedehnte französische gelehrte Korrespondenz führte, schreibt an die deutschen Gelehrten lateinisch. „Ja, warum geschiehet es," fragt Christian Weise, „daß auch die Gelehrten mehrentheils lieber einen langen Lateinischen Brieff concipiren, als daß sie nur wenig deutsche Zeilen

[1]) E. Pfleiderer, G. W. Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger. S. 693.

an einen rechtschaffenen Mann auffsetzen?“ [1]) So hätten sie die Muttersprache vernachlässigt, daß sie dieselbe recht zu gebrauchen nicht imstande seien. Auch reine Privatschreiben sind oft lateinisch.

Unter den Gelehrten halten namentlich die Theologen an dieser Sitte fest. Überhaupt findet man sie vielfach bei Geistlichen. Die katholischen Geistlichen waren besonders, zumal die Kirchensprache lateinisch war, daran gewöhnt. Mit den Mitgliedern des österreichischen Kaiserhauses korrespondieren die Beichtväter lateinisch.[2])

Zu den lateinischen Briefschreibern gehören weiter sehr viele von denen, die überhaupt eine gelehrte Bildung genossen haben. Diese beruhte ja auf dem Lateinischen durchaus. Wir finden daher nicht nur lateinische Briefe der Lehrer, sondern auch der lernenden Jugend, der Schüler und Studenten.

Wie der Raugraf Karl Ludwig dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, seinem Vater, einen gedrechselten lateinischen Geburtstagsbrief schreibt,[3]) so schreibt auch der junge Wolfgang Dietrich von Beichling von der Universität Wittenberg aus dem Vater lateinische Neujahrs- und sonstige Briefe,[4]) auf welche dieser sehr viel giebt; so erhält auch Lukas Friedrich Behaim von seinem Sohne Georg Friedrich aus Altorf lateinische Briefe [5]) und da er dem jungen L. F. Reinhart, dem späteren theologischen Professor, ein hilfreicher Gönner war, fortlaufend — auch in späterer Zeit — zierliche lateinische Schreiben von diesem; [6]) er selbst hatte einst als Schüler seinem Präceptor Georg Reigg auch lateinisch geschrieben.[7]) Diese Schreiben wurden nach alter Sitte oft abgefaßt, um die Fortschritte, die der Jüngling gemacht hatte, zu zeigen, oder um ein günstiges Iudicium über den Stilus zu erlangen. So schreibt ein Verwandter an Ludwig Camerarius, um seine profectus in litteris zu zeigen; [8]) dem entspricht es, wenn jenem Wolfgang Dietrich

[1]) Christian Weisens curiöse Gedanken von deutschen Briefen. S. 1 f. — [2]) Vgl. Archiv f. österr. Gesch. Bd. 54. S. 256ff. — [3]) Biblioth. des litter. Vereins Bd. 167. S. 390. — [4]) E. Bülau, Studentenbriefe in Ztschr. f. Deutsche Kulturgeschichte IV. Auch sonst existieren zahlreiche Sammlungen von lateinischen Studentenbriefen. Vgl. z. B. Vossische Zeitung 1889, Sonntagsbeilage Nr. 47. — [5]) bis [8]) Nach dem Briefwechsel Lukas Friedrich Behaims. A. N. M.

von Beichling der Vater ein Schreiben sorgfältig durchkorrigiert.[1]) An den Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz schreibt der junge Raugraf Karl Moritz einmal ein kurzes lateinisches Brieflein als primum experimentum in lingua latina.[2]) Sonst schreibt allerdings er sowohl wie sein Bruder Karl August meist französische Briefe, um zu zeigen, que nous profitons en l'escriture.[3]) Lateinische Briefe wurden auch sonst als Beweise der Gelehrsamkeit oder Probe des Stilus gefordert. So schreibt noch 1698 Spener an Francke:[4]) „bitte also ob Hr. Zeitz (der zum Conrector vorgeschlagen war) darzu vermocht werden möchte, einen dergleichen nicht allzukurtzen Lateinischen brieff der vor ein specimen seiner erudition in solcher sprach dienen . . . möchte, an mich zu senden."

Die recht häufigen Bittbriefe von armen Studenten waren immer in einem höchst schwulstigen lateinischen Stil und sehr gelehrten Ton abgefaßt und mit Citaten gespickt, um auch die Würdigkeit des Bittstellers zu erweisen. Aber die jungen Herren schrieben auch an ihre Altersgenossen, Brüder und Freunde häufig lateinisch. An den jungen Lukas Friedrich Behaim schreibt der Bruder Georg Hieronymus lateinisch; ebenso der Bruder Paul, und sein Freund Conrad Baier.[5]) Manche behalten diese Gewohnheit auch in späterer Zeit lieb. Der schwedische Gesandte bei den Generalstaaten Ludwig Camerarius schreibt ganze Abschnitte seiner Briefe an Lukas Friedrich Behaim lateinisch.[6]) Denn auch die Diplomaten waren, wie überhaupt die Kanzleileute, für welche das Lateinische immer noch von hoher praktischer Bedeutung war, darin wohl beschlagen; auch sie wurden in ihrer Mehrheit erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts französiert.

Man findet sogar das Lateinische noch bis 1660 hin und wieder als diplomatische Verhandlungssprache. Es existieren zum Beispiel lateinische Briefe der Generalstaaten an Schweden, des Königs von Polen an den Großen Kurfürsten, von diesem

---

[1]) Ztschr. f. D. Kulturg. IV, S. 452. — [2]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 167 S. 402. — [3]) Ebenda S. 398 und 403. — [4]) Kramer, Beitr. z. Gesch. A. H. Franckes S. 384. — [5]/[6]) Nach dem Briefwechsel Lukas Friedrich Behaims A. N. M.

wieder — allerdings ausnahmsweise (7. September 1658) — solche an Ludwig XIV.

Daß übrigens der Stil aller dieser Lateinschreiber nicht mehr derjenige der Humanisten war, leuchtet ein. Selbst die Gelehrten schrieben unklassisch, affektiert und schwulstig. Lipsius und Buchner zeichnen sich hier nach der guten Seite hin aus.

Doch der Einfluß des Lateinischen auf die Briefe des deutschen Volkes ist mit den lateinischen Briefen nicht zu Ende. Er spukt auch im deutschen Briefe. Zwar das kann nicht Wunder nehmen, daß, wenn einmal ein Gelehrter deutsch korrespondiert, er plötzlich wieder in das Lateinische verfällt [1]) oder ein lateinisches Postskriptum anhängt. Sehr verbreitet ist auch die alte Sitte, den deutschen Brief gleichsam lateinisch einzurahmen. Da steht über dem deutschen Briefe Salutem in Christo, Gratiam et pacem, Salutem et Observantiam. Auch der junge Johann Sigismund Behaim, der Kaufmann werden soll, setzt dem Briefe an den „Vetter" Lukas Friedrich Behaim Salutem et officia voran.[2]) Die Anrede ist bei Gelehrten sehr häufig lateinisch; selten begnügt man sich mit dem bloßen Vir magnifice. Am Schluß steht häufig ein Vale. Einmal fügt auch einer Salutaris ab omnibus humanisismis bei.[3]) Lateinische Unterschriften endlich sind nicht selten, ebenso wie eine lateinische Adresse auf deutschen Briefen nicht auffiel. Um 1700 findet man das bei Gelehrten noch sehr häufig.

Am meisten entstellte aber den deutschen Brief die immer zunehmende Gewohnheit, überall lateinische Floskeln und Fremdwörter anzubringen. Es ist bei der Schilderung des Briefstils im sechzehnten Jahrhundert bemerkt worden, wie diese Sitte damals den Kanzleiprodukten anhaftete. Seitdem hat sie ungeheuer um sich gegriffen. In einem Schreiben der Universität

---

[1]) Vgl. z. B. Ms. Pom. fol. 230. (Greifswalder Universitätsbibl.) F. U. Calixtus an Joh. Fr. Mayer 16. Jan. 1693, 24. Mai 1696. — [2]) 19. Juni 1641. A. N. M. Vgl. auch die lateinische Anfangsformel „arenae loco" in dem Briefe Johann Friedrich Leibnizens an Gottfried Wilhelm. (Werke. (Klopp) Erste Reihe III. S. XV,) ferner „Felicissimum Novi Anni auspicium et progressum" über einem Briefe des Joh. Saubertus an L. F. Behaim 5. Jan. 1638, auch dessen Brief vom 3. Dez. 1644. A. N. M. — [3]) Wolf Löffelholz an L. F. Behaim 2. März 1613. A. N. M.

Altorf an Lukas Friedrich Behaim,[1]) der sich nach seinem leichtsinnigen Sohn erkundigt hat, wimmelt es von lateinischen Sätzen und Worten: es wäre nicht so schlimm, heißt es da, „daß es Ehr vnd Zucht antreffen noch einige infamiam importiren solte: sondern seind errata juventutis.“ Aber wenn man dies noch auf das Konto der Gelehrsamkeit setzen wollte, so kann man die Allgemeinheit der Sitte an folgendem Satze, der aus einem Schreiben der Stadt Speier vom Jahre 1655 beliebig herausgegriffen ist, erkennen: „Wann wir dann von unserem Jure quaesito und wolfundirter uhralten quiete von unerdencklichen Jahren continuirten Observans und diesen possession vel quasi propter periculosissimas consequentias nicht weichen können u. s. w.“

Im Laufe der Zeit hat sich die Sitte immer weiter auf die Privatbriefe aller der Leute, die überhaupt mit der Kanzlei etwas zu thun hatten, oder derjenigen, welche studiert hatten, ausgedehnt. Einmal hatte das seinen Grund darin, daß man in dem Kanzleibrief ein Ideal sah, weiter aber wesentlich in der Eitelkeit, der schon oft betonten Sucht, sich zu unterscheiden. Der junge Mann, der seine Schulbildung hinter sich hatte, fügt überall seine lateinischen Floskeln ein.[2]) Schlimmer ist, daß er sich gewöhnt, für einzelne deutsche Worte ganz unmotiviert das Lateinische zu setzen. Statt des alten guten „Gesellen“ heißt es jetzt zum Beispiel „Mitconsorten“.[3]) So war es auch die Art der Alten, namentlich der Juristen und Schulmeister, aber auch der übrigen Gebildeten. Des Lukas Friedrich Behaim Vater schreibt: „Dein propositum mutieren“, der junge Jurist Albrecht Behaim thut zu wissen, „daß er noch in gutter incolumitet“ ist;[4]) statt „eilends“ setzt Georg Hieronymus Behaim „raptim“ unter den Brief;[5]) 1644[6]) schreibt Paul Behaim, der sonst namentlich in französischen Fremdwörtern glänzt, an Hans Jakob, sicher um witzig zu erscheinen: „werde auch nit mangeln, die Paridem zu salutirn, vnd Deine Dienst zu offerirn,

[1]) 20. April 1637. A. N. M. — [2]) Vgl. z. B. Die Briefe Albrechts Behaims an Lukas Friedrich. A. N. M. — [3]) Jörg Hieronymus Behaim an Luk. Fried. 11. Jan. 1611. A. N. M. — [4]) 2. Jan. 1609. — [5]) 11 bis 21. Dezember 1613. — [6]) 7. August.

die sie mit lieb soll acceptirn. Hiermit thu ich mich commendirn vnd in Dein gunsten installirn, verbleibe Dir zu asservirn." Sehr viele dieser Fremdwörter, am ehesten die in der Kanzlei gewöhnlichen, wie referiren u. s. w., aber auch andere gingen vollständig in den Sprachschatz über. Zu bemerken ist übrigens, daß später dem sich erhebenden Andrange der französischen Fremdwörter gegenüber die gewöhnlichen Kanzleien und die Gelehrten an den lateinischen festhielten. Noch 1708 beginnt ein Theologe einen Brief:[1]) „Es kehret zurück in patriam, Mons. Sander Stetinensis, pius et diligens studiosus, idemque incorruptus, immaculatus orthodoxus, welchem ich mit disen Zeilen einen aditum bey E. Hochw. machen sollen, welcher auch, weil ich chiragra et podagra (in)tolerabili laborire, meinen und hiesigen gantzen statum, deßen er kundig ist, mündlich vnd gründlich referiren wird."

Aber der Gebrauch der lateinischen Fremdwörter dehnte sich auch über die Briefe der Studierten oder der Kanzleileute aus. „Gleich wie nun diese Lateinische Handwercks-Kerl", heißt es im abenteuerlichen Simplicissimus,[2]) „ihre Brieff hin und wieder so dick mit frembden Wörtern, als wie die Köch ihre Haasen, die jetzt an Spieß gejagt werden sollen, mit Speck spicken, also thun auch die albere unwissende teutsche Michel, wann sie schon nichts als Teutsch können reden und verstehen; da muß das Laus Deo bey den Apoteckern, Kauffleuthen und Krämern in allen Conten obenan stehen, eben als wie bey theils Gelehrten das Griechisch alpha und omega; unten muß sichs mit göttlicher Protection Empfehlung nechst freundlicher Salutation, mit datum, Anno, postscriptum, manu propria und Lateinische Nennung der Monats-Täge schließen, der jenig, an den der Brief abgeben wird, mag solches gleich verstehen oder nicht." Es ist schon bemerkt worden, daß im allgemeinen die lateinischen Fremdwörter bis gegen 1660 überwogen. Harsdörffer, ein nicht unverständiger Mann, findet diesen Brauch in gewissem Sinne auch entschuldbar,[3]) „sonderlich aber zu dieser Zeit, da viel vermeinen,

[1]) Gottfried Wegner aus Königsberg an Joh. Friedr. Mayer. 19. Mai 1708. Ms. Pom. fol. 232 (Greifswalder Universitätsbibliothek). — [2]) Biblioth. d. litter. Vereins. Bd. 34. S. 1086. — [3]) Des Teutschen Secretarii II. Teil, IV, S. 230.

es könne kein wolgestellter Brief seyn, wann er nicht mit Latein unterzogen, welches auch in technicis, ohne verächtliche Neurung, nicht füglich nach der Zeit nicht anderst beschehen kann. Es wäre noch gut, daß es bey dem Latein und dem Teutschen verbliebe, und nicht zugleich das Frantzösische und Italianische mehrmals in einem Brief zugleich mit eingeflochten würde."

Er richtet sich also schon gegen die Unsitte der französischen Fremdwörter, die bei einzelnen schon lange bestanden hatte, die aber seit dem angegebenen Zeitpunkt für alle charakteristisch wurde.

Auch der Einfluß der französischen Sprache auf den deutschen Brief äußerte sich am augenfälligsten darin, daß weite Kreise des deutschen Volkes überhaupt keine deutschen Briefe mehr schrieben. War aber das Lateinische die Sprache der Gelehrten und Studierten, so war französisch die Sprache der Höfe, und damit wurde es die der Gesellschaft. In diesem Gegensatz der Briefsprache spricht sich sehr deutlich das veränderte Bildungsziel der tonangebenden Klassen aus. Die gelehrte lateinische Bildung tritt zurück vor der „militärisch-französischen." [1]) Die Ursachen dieses Umschwungs beruhen auf dem ungeheuren Einfluß Frankreichs auf Deutschland, der schon als allgemeiner Faktor besprochen ist. Es ist ein naturnotwendiger Einfluß: Frankreich beherrschte die moderne Kultur, wie Rom die des Mittelalters.

Der vornehmen französischen Briefschreiber giebt es schon im sechzehnten Jahrhundert genug. Aber sie gehören größtenteils den französischen Höfen Südwestdeutschlands an. Auch in den ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts gehen diese den übrigen in der französischen Korrespondenz voran. Typisch ist Friedrich V. von der Pfalz, der Winterkönig, der eine durchaus französische Erziehung erhalten hatte. Die Korrespondenz mit seiner Frau, der Tochter des gelehrten Jacob Stuart, ist ein Beispiel dafür, wie man namentlich die intimen Briefe immer häufiger französisch zu schreiben pflegte. Aber auch im übrigen Deutschland beginnt um diese Zeit bei den Vornehmen die Mode,

---

[1]) Diesen treffenden Ausdruck gebraucht Paulsen, Gesch. d. gelehrt. Unterrichts. S. 305.

französisch zu schreiben, um sich zu greifen. 1608 schreiben die jungen pommerschen Herzöge Bogislav und Georg an ihren Bruder:[1]) „Wir hatten wol gemeinet, der Bruder sollte uns haben auff Frantzosch einen kleinen Brief geschrieben, jedoch machen wir uns die Hoffnung, der Bruder werde uns in Kurtzem à la françoise schriftlich besuchen." Zur Zeit des großen Krieges begegnen immer häufiger französische Briefe. Männer, wie Christian von Anhalt oder Mansfeld, pflegen meistens französisch zu korrespondieren.

Nach 1650 ist die Sitte der französischen Korrespondenz unter den Vornehmen ganz allgemein; sie wird gegen Ausgang des Jahrhunderts immer mehr zur ausnahmslosen Regel. Der französische Brief ist der allein anständige und bleibt es für diese Klassen auch im achtzehnten Jahrhundert. Um 1700 ist so ein großer Teil der Nation dem deutschen Briefe überhaupt entzogen. Und wer zu diesen maßgebenden Kreisen Beziehungen hat, schreibt ebenfalls französisch. Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fangen auch die gebildeten bürgerlichen Kreise, namentlich Damen, an, französisch zu korrespondieren. In dieser Zeit durfte ein französischer Autor mit Recht sagen, qu'aujourd'hui notre Langue est la Langue de l'Europe pour le commerce de Lettres. Dans les Pays étrangers on entretient ses correspondances en François sur toutes sortes de sujets.[2]) Und ganz am Ende dieser Periode, am 27. Oktober 1730, schreibt die Kulmus an Gottsched: „meine Lehrmeister haben mich versichert, es sey nichts gemeiner, als deutsche Briefe, alle wohlgesittete Leute schreiben französisch."

Dieser Gang der Entwickelung ist nicht ohne weiteres ein Unglück. Diese Sprache, welche durch den politischen, litterarischen und sozialen Einfluß Frankreichs eine solche Autorität erlangt hatte, war auch an sich geeignet, gesprochen und geschrieben zu werden. Seit dem sechzehnten Jahrhundert hatte die französische Prosa eine immer größere Vollendung erlangt. Sie war einfach und natürlich, beweglich und graziös, klar und präzis:[3]) alles Eigenschaften,

---

[1]) Ledeburs Archiv XIII, S. 361. — [2]) De Grimarest, Traité sur le commerce de lettres p. 9. — [3]) In dem Buch „Del Segretario" des Panfilo Persico heißt es (Ausgabe Venetia 1620) S. 114. „In

welche sie als Verkehrs- und Konversationssprache der deutschen unendlich überlegen erscheinen lassen mußten. Indem die Deutschen diese weltmännisch vollendete Sprache gebrauchen lernten, lernten sie zugleich ihren Gedanken einen einfachen und natürlichen Ausdruck geben; die fremde Sprache schulte den deutschen Geist. Dieser sehr heilsame Einfluß zeigt sich in noch höherem Grade, seitdem Frankreich selbst die Blüte seines Briefes erlebt hatte. Die Briefschreibesucht, welche die französische Gesellschaft damals beseelte, war für die Entwickelung des Briefstils von höchster Bedeutung. Man kam zu jenem vortrefflichen Stil, als dessen klassische Vertreterin man Frau von Sévigné zu nennen pflegt. Aber es ist eine ganz richtige Bemerkung, daß Frau von Sévigné nur die erste unter vielen andern ist, und daß damals die Franzosen überhaupt, vor allen die Frauen, höchst natürliche, durch Finesse und Esprit ausgezeichnete Briefe schreiben.[1]) Das bleibt nicht ohne Einfluß auf Deutschland. Die französische Korrespondenz zwischen Sophie von Hannover und ihrem Bruder, dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, zeigt beispielsweise, daß man auch in Deutschland schon die Unterhaltung im Briefe liebt und diese höchst geistreich und anmutig zu führen versteht. Das Neue in diesem Stil ist die Leichtigkeit des Ausdrucks. Diese hatte man von Frankreich gelernt. Man plaudert und vermeidet alles zwingende. Voicy une lettre bien stilisée, schreibt einmal die Kurfürstin, c'est que je n'ay point receu des vos lettres cette semaine pour m'inspirer de l'esprit et je ne voys que des gens fort stupides. Man will also im Briefe Esprit zeigen und regt sich gegenseitig an.

Der Umstand, daß man wenigstens gute französische Briefe in Deutschland schreiben konnte, blieb auch nicht ohne wohlthätige Folgen für den deutschen Brief, die sich freilich erst weit später äußern sollten.

Wenn sich also der französische Einfluß nur darin geäußert

Francia veramente s'ama un tratto semplice, libero, amoroso, il negotiar senz' apparato in ogni luogo, in ogni tempo' etc."

[1]) Sainte-Beuve, Causeries du lundi. T. I p. 60: „que ces femmes du XVIIe siècle n'ont qu'à le vouloir pour écrire avec un charme infini, qu'elles ont toutes le don de l'expression et que Mme de Sévigné n'est que la première dans une élite nombreuse."

hätte, daß er, wie der lateinische Briefe in lateinischer Gelehrtensprache, so Briefe in französischer Gesellschaftssprache hervorbrachte: so wäre die Entwickelung des deutschen Briefes nicht allzu empfindlich gestört gewesen. Aber auch hier ist das eigentlich Schädliche und Verwerfliche das Eindringen der französischen Sprache in den deutschen Brief selbst. Um 1700 war eine vollständig deutsch-französische Briefsprache in Deutschland allgemein üblich. Rein deutsche Briefe gab es damals überhaupt nicht mehr.

Es ist oben wiederholt hervorgehoben worden, daß die französischen Fremdwörter allgemein und in Menge erst in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts im deutschen Briefe auftreten. Es ist das der Zeitpunkt, wo sich das Französische überhaupt als Gesellschaftssprache festsetzte. Aber es ist natürlich, daß es auch vorher an französischen Fremdwörtern nicht fehlte.

Namentlich die Reisen führten solche Gewohnheiten herbei. Sie brachten bald nach 1600 die französischen Fremdwörter auch in die Briefe der wohlhabenden Bürgersöhne. Wer im Auslande ist, beeifert sich, möglichst bald einen französischen Brief nach Hause zu senden, wie Paul [1]) oder Johann Andreas Behaim [2]) oder Conrad Baier [3]) an Lucas Friedrich Behaim, oder aber er schmückt, namentlich wenn er nach Hause zurückgekehrt ist, seine deutschen Briefe mit der französischen Anrede, mit Unterschriften wie „Dein L. B. durant ma vie“ [4]) oder einigen französischen Sätzen und Worten.[5]) Dritte werden mit Monsieur Agricola oder Monsieur Zintzerling bezeichnet.[6]) Paul Pfintzing greift in einem deutschen Briefe zur Hochzeit Lukas Friedrich Behaims [7]) einmal zum Französischen, um etwas, was ihm besonders am Herzen liegt, auszudrücken, indem er schreibt, daß jener seiner und seiner Braut gedenken möge „vnnd wo es müglich den selbigenn tag auch einen guetten muth halten, s'il sera à present la

[1]) 2. März 1613, 27. September 1613. — [2]) 7./17. Aug. 1630. — [3]) 7. März 1611. Auch Jakob Imhof schreibt 1620 aus Paris einen französischen Brief. A. N. M. — [4]) Raimund Imhoff mit F. Behaim 28. Mai 1611. A. N. M. — [5]) z. B. der Brief Konrad Baiers vom 14. November 1612. A. N. M. — [6]) L. F. Behaim an s. Bruder 8./18. Oktober 1608. Albrecht B. an L. F. B. 2. Jan. 1609. A. N. M. — [7]) 6. Sept. 1613.

brunette, je vous prie de me faire la courtoisie, que la faire mes tres humbles services et baiser les mains et tanser avec elle pour l'amour de moy vnd sonderlich frawen Görg Pfintzingen meinet wegen eins bringen." Oft fanden diese französischen Elaborate vor den Augen kritischer Freunde keine Gnade. Über einen Brief Albrecht Behaims schreibt Sebastian Scheurl:[1]) „Was dann den Brief, welchen Er mir allererst gestern nachmittag gebracht, belangt, schicke ich Dir hiemit kürzlich, so vil Ich daran lehsen vnd errathen können, denn es in der Warheyt Ein französischer Brief tellement quellement."

In diesen süddeutschen Städten wird mit der Zeit immer mehr auf die Erlernung der französischen Sprache gegeben. Zwar noch 1612 verwirft der Nürnberger Rat das Gesuch eines Franzosen, eine französische Schule, in der jeder in drei Monaten die Sprache lernen sollte, halten zu dürfen.[2]) Aber gleichwohl lernen die Söhne der Nürnberger Häuser französisch. So hat es der Sohn Lukas Friedrich Behaims, Hans Jakob gelernt. „Weil Du Französisch gelernet", schreibt ein Freund, der in Italien weilt, an ihn:[3]) „ist zu besorgen, dz man dich nit in italia, sondern in franckreich schicken werde."

Dieser Hans Jakob geht in der That später nach Frankreich — und zwar in französische Kriegsdienste. Er repräsentiert so eine durch die Einflüsse des dreißigjährigen Krieges immer stärker werdende Klasse von jungen Menschen, welche nicht bloß durch Reisen überhaupt französische Bildung, sondern durch längeren Aufenthalt jene neue „militärisch-französische Bildung" zu erlangen suchten. Wie Hans Jakob Behaim zur Erlernung „der französischen Sprache und anderer Exercitien," — er hatte auch bei einem Sprachmeister Unterricht — vor allen der Fortifikation, nach Frankreich gegangen war, so thaten es noch viele andere.[4]) So lernt man aus dem Briefwechsel Hans Jakobs, daß sich bei dem Obersten Haulterive in Breda „viel wackere Deütsche von Adel" aufhalten, „die neben ihre Militaire exercitien sich auch in der Frantzesischer sprach begern zu vben." Und

[1]) 27. Januar 1613. A. N. M. — [2]) v. Soden, Kriegs- und Sittengeschichte von Nürnberg I, S. 311. — [3]) L. F. Brei. Verona 20. Aug. 1638. A. N. M. —[4]) Vgl. z. B. v. Bohlen, Georg Behr S. 15.

am 10. Oktober 1645 schreibt er nach Hause: „Benebens wil ich auch noch eines gehorsambst gebetten haben, Meiner mit vbersendung der Befreinden vnd Landesleüdt zu verschonen, dan vil Köch dörfften die Suppen versaltzen, massen ich in Niderlanden wol erfahren.“ Man sieht daraus, daß die jungen Leute nach Frankreich um diese Zeit geradezu strömten. Solch längerer Aufenthalt mußte auch daheim öftere Anwendung der französischen Sprache hervorrufen. Bei der Beförderung des Hans Jakob zum Leutnant wird nach damaliger Sitte ein Dankesbrief an den Kommandeur notwendig. Diesen muß aber der alte Lukas Friedrich Behaim vom jungen Harsdörffer schreiben lassen, „weilen mir die sprach inner 34 iahre grösten theils außgefallen.“[1]) Also der alte Behaim hatte von seiner Jugendreise nicht mehr allzuviel Reminiscenzen, weil er daheim nicht besonderen Anlaß hatte, seine französischen Kenntnisse zu bewahren. Das ist bei dieser jüngeren Generation anders. Jetzt beginnen überall die Wirkungen des französischen Einflusses sich immer deutlicher zu zeigen. Allgemein wird die Erlernung der französischen Sprache für notwendig gehalten. Ein Pflegesohn des alten Behaim sendet 1644[2]) an ihn einen französischen Brief, weil dieser gewünscht hatte, ‘de voir un eschantillon de mon avancement en la langue française.’ Und wie um diese Zeit sich die Vornehmen dem französischen Brief überhaupt zuwandten, so drangen in die deutsche Sprache der minder Vornehmen zahllose französische Wörter.

„Nach dem Münsterschen und Pyrenäischen Frieden“ sagt Leibniz in den Unvorgreifflichen Gedancken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache, „hat sowohl die französische Macht als Sprache bei uns überhand genommen. Man hat Frankreich gleichsam zum Muster aller Zierlichkeit aufgeworfen, und unsere jungen Leute, auch wohl junge Herren selbst, so ihre eigene Heimath nicht gekennet und deswegen alles bei den Franzosen bewundert, haben ihr Vaterland nicht nur bei den Fremden in Verachtung gesetzet, sondern auch selbst verachten helfen und einen Ekel der deutschen Sprache und Sitten aus

[1]) Brief Luk. Friedr. Behaims vom 24. Okt. 1645. A. N. M. — [2]) M. S. Pfintzing 1./10. September 1644. A. N. M.

Unerfahrenheit angenommen, der auch an ihnen bei zuwachsenden Jahren und Verstand behenken blieben. Und weil die meisten dieser jungen Leute hernach . . . zu Ansehen und fürnehmen Ämtern gelanget, haben solche Franz-Gesinnte viele Jahre über Deutschland regieret und solches fast, wo nicht der französischen Herrschaft (daran es zwar auch nicht gefehlet) doch der französischen Mode und Sprache unterwürfig gemacht." Diese Mode beherrschte die deutschen Briefe jener zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts durchaus.

Zwar die Kanzleien hielten immer noch an dem lateinischen Wörtervorrat fest, gebrauchten höchstens bestimmte Termini oder einige gangbarere französische Wörter, wie campagne, aliirte, pressuren, succes. Dafür ist aber die eigentlich diplomatische Briefsprache, wenn sie nicht ganz französisch ist, stark mit französischem Beiwerk versetzt. Und genau so gemischt, wie diese, ist die Briefsprache überhaupt. Bis gegen 1730 gilt als Normalsprache in Briefen ein deutsch-französisches Gemisch, dessen Geschmacklosigkeit zwar viele empfanden, woran sie aber nichts destoweniger, wie Christian Weise, festhielten. Ein beliebig ausgewählter Satz aus einem Briefe jener Zeit [1]) mag den Charakter dieser Modesprache erläutern: „Ich bitte nicht übel zu deuten, daß dero obligeantes vom 24 post Trinit: war der 6te hujus so späte beantworte und die über meine Reconvalescence bezeugte Freude nebst dem angehengten wollgemeinten wunsche zur ferneren prosperité mit reciproquer hofflichkeit nicht eher begegnet habe." Sehr mit Recht bemerkt einmal [2]) Lise Lotte, die Herzogin von Orléans, da sie der Raugraf Carl Moritz wegen des französischen Datums um Verzeihung bittet: „Daß ist all eins, habe nur drüber lachen müßen, daß unßere Teütschen die sprach so gern mischen." Freilich war Lise Lotte, so gut sie sonst schrieb, von diesem Fehler am wenigsten frei.

An dieser neuen modischen Briefsprache ist aber nicht bloß die eitle Sucht, das Deutsche zu mischen, bemerkenswert. Diese

[1]) Der Rat Jaeger in Stettin an J. F. Mayer 16. Nov. 1701 Ms. Pom. fol. 230 (Greifsw. Un.-Bibl.). — [2]) Bibliothek des litterarischen Vereins Bd. 88, S. 222.

war charakteristisch für die mit lateinischen Fremdwörtern durchsetzten Briefe oder auch für die französisch ausstaffierten deutschen Briefe aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Sie ist auch charakteristisch für jene Briefe, die, wie weiter unten geschildert werden wird, italienische oder spanische oder noch andere Elemente hineinbringen. Bei der deutsch-französischen Briefsprache, wie sie um 1700 herum galt, tritt aber dies als wesentlicheres Moment hervor, daß man *als allein richtige oder wie sich die Gottsched ausdrückt, allein „anständige“ Briefsprache das Französische ansieht*. Es ist gewissermaßen ein Verstoß, daß man nicht überhaupt französisch schreibt; die überall angebrachten französischen Worte bitten für den Gebrauch der deutschen Sprache gleichsam um Entschuldigung. Das beweist namentlich auch die allgemeine Sitte, Anrede, Unterschrift, vor allem die Adresse französisch zu schreiben, also dem deutschen Briefe gewissermaßen ein äußeres französisches Mäntelchen umzuhängen. Wie einst im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert der deutsche Brief sich erst in lateinischer Zwangsjacke entwickelte,[1]) indem man gewohnheitsmäßig Adresse, Gruß, Datum und Unterschrift lateinisch schrieb, wie auch noch im siebzehnten Jahrhundert die Gewohnheit der Gelehrten, überhaupt lateinisch zu schreiben, sie verleitete, auch in ihren wenigen deutschen Briefen hin und wieder lateinische Adressen und Anreden anzuwenden: so ist jetzt dieselbe Erscheinung hinsichtlich des Französischen zu beobachten. Vor 1660 — die Zahl bezeichnet, wie es sich von selbst versteht, nur eine ganz ungefähre Grenze — pflegten nur Vornehme, die sonst viel französisch schrieben, in Fällen, wo sie einmal Deutsch schrieben, wenigstens eine französische Adresse auf die Rückseite des Briefes zu setzen[2]) oder eine

[1]) Vgl. Teil I, S. 26 ff. — [2]) Französ. Adressen auf deutschen Briefen z. B. 1620 an Gruter in Heidelberg dessen Tochter in Bretten. Alemannia XIV, S. 274 f. 1628 Albrecht v. Mecklenburg an Arnim (Kirchner, d. Schloß Boytzenburg S. 251). 1632 Bernhard v. Weimar an Ludwig von Anhalt (Neue Mittheil. a. d. Geb. histor. antiqu. Forsch. III, 2, S. 104). 1636 Jürg Schwirseppen an den Marschall Curt Bonow. Ms. Pom. fol. 11 (Greifsw. Un.-Bibl.). 1639 Jürg Behr an den Bürgermeister Volckmar (Vitae Pom. III, Greifsw. Un.-Bibl.). 1643 Eberstein an Georg II. von Hessen (Korrespondenz zwisch. Georg II. v. Hess.-Darmstadt und E. A. v. Eberstein. Hrsg. v. L. F. v. Eberstein S. 4). 1628 ff. Adam Behr an Adolf

französische Anrede dem deutschen Briefe voran zu stellen. Später wird es immer mehr allgemeine Sitte. Um 1690 findet man französische Adressen auf deutschen Briefen von Räten, Pastoren, Advokaten, Professoren, Ärzten, kurz von Leuten aus dem gebildeten Mittelstand, überall in Deutschland. Nach 1700 überwiegen die französischen Adressen die deutschen entschieden. Dieser Brauch wurzelt sich so tief ein, daß er noch bis gegen das Jahr 1800 gilt. Es wird davon später die Rede sein. Nicht ganz so allgemein, aber doch sehr verbreitet ist um 1700 auch die französische Anrede. Man schrieb auch nicht nur Monsieur und Mon cher ami, sondern fand schon Papa und Mama schöner als Vater und Mutter.[1]) In Picanders Ernst-, Schertzhafften und Satyrischen Gedichten[2]) schreibt ein neugebackener Magister an die Mutter infolge seiner Würde Mama. „Sonst hab ich Ihr „Frau Mutter" nur geschrieben, doch da die Weißheit mich nunmehr ans Breth getrieben, da ich Magister bin, so klingt das viel zu schlecht, Frau Mutter, saget sonst ein ieder Bauern Knecht!" Häufig genug ist auch die französische Unterschrift, in der man der très humble oder très obéissant serviteur zu bleiben versichert.[3]) Und wie man im gewöhnlichen Leben Adieu zu sagen begann, so gebrauchte man es auch oft am Schluß der Briefe.

Die Briefsteller, die gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts erschienen, so die Schriften Christian Weises, zeigen diese Sitte auch durchgehends. In „des Galanten Frauenzimmers Secretariat-Kunst" von Talander (August Bohse), einem Schmierer recht nach dem Geschmacke der Zeit, trägt die Widmung des Werkes, welche nach altem Brauch in Briefform

Friedr. von Mecklenburg (v. Bohlen, Georg Behr S. 248 ff.). 1649 Oberst Knigge aus Hannover an Eberstein nach Gehofen (Urkundl. Gesch. d. Geschlechts Eberstein Bd. II, 219). 1650 Ein Kanzleibrief Karl Ludwigs von d. Pfalz an Degenfeld. (Bibl. d. litt. Ver. Bd. 167, S. 357.)

[1]) z. B. Cramer an J. F. Mayer „Herzenspapachen" öfter; Nikol. Schwartz an denselben 16. Febr. 1706. Mayers Briefwechsel Ms. Pom. fol. 230 und 232 (Greifsw. Un.-Bibl.). — Kramer, Neue Beiträge z. Gesch. A. H. Franckes S. 212, 214. — [2]) I, S. 479. — [3]) z. B. Jäger 21. November 1705 an J. F. Mayer, Klinkowström an denselben Ms. Pom. fol. 230 und 231 (Greifsw. Un.-Bibl.). — Arch. f. Gesch. d. d. Buchhand. IV. S. 238.

gekleidet ist, eine französische Adresse, hat die Überschrift Monsieur und am Schluß die Versicherung „daß ich nicht will auffhören zu seyn Monsieur, vôtre très humble et très obeissant Serviteur August Bohse." Die zahlreichen Briefmuster haben fast durchweg die Anrede Mademoiselle oder Monsieur, und der Anhang, ein Titularbuch, enthält ebenso wie die entsprechenden Partien in seinen übrigen briefstellerischen Arbeiten, vor den deutschen Adressen jedesmal die französische; „denn der heutige Gebrauch diese so sehr als jene beliebet." Übrigens werden, während man „an seines gleichen" [1]) die Anrede Monsieur gebraucht, in diesen Briefstellern, so in desselben Talanders bequemen Handbuch allerhand auserlesener Send-Schreiben höhergestellte Leute deutsch angeredet, z. B. Hochedler, insonders Hochgeehrter Herr, Vornehmer Patron; gerade so wie man im Kanzleiverkehr sich immer noch an die geschnörkelten deutschen Adressen hielt. Aber es gab doch eine große Zahl Leute, bei denen Mon cher Patron oder eine ähnliche Anrede nichts ungewöhnliches war. [2])

Die ganze Erscheinung ist, wie gesagt, im wesentlichen darauf zurückzuführen, daß die eigentliche Briefsprache der Gesellschaft die französische war. Wer deutsch schrieb — und das mußte nun doch einmal die große Menge der Briefschreiber — nahm sich wenigstens den französischen Brief zum Muster. Französische Briefsammlungen erschienen in Deutschland; [3]) französische Briefsammlungen wurden in das Deutsche übertragen. [4]) Aber die Nachahmung aller derjenigen, welche nicht überhaupt französisch schrieben, beschränkte sich eben auf jene Äußerlichkeiten und zahllose Fremdwörter. Das Gute und Nachahmenswerte dieser „netten" Sprache ging spurlos an ihnen vorüber.

---

[1]) Talander, Gründl. Einleitung zu Teutschen Briefen S. 269. — [2]) z. B. Leibniz an Consbruch (Werke VI, S. 29) und an den Vizekanzler Hugo (VI, 444). — [3]) z. B. Menudier, Le modèle du parfait Sécretaire. Jene. 1690. Louis de Merville, Lettres galantes sur toutes sortes de sujets. Dresde 1714. — [4]) z. B. Talandre, Lettres académiques sur toutes sortes de sujets. Leipzig 1703. (Französ. Text mit nebenstehender Übersetzung). Lettres choisies des meilleurs plus nouveaux auteurs François. Traduites en Allemand par Menantes. Hamburg 1704. (Ein Auszug aus dem bekannten Werke Richelets, les plus belles lettres etc.)

Um die Schilderung der Ausländerei im deutschen Briefe vollständig zu machen, ist noch der Einfluß des **Italienischen**, der allerdings weit hinter demjenigen des Französischen und Lateinischen zurücksteht, und auch nur in den ersten Jahrzehnten dieser Periode in Betracht kommt, zu erörtern. Zwischen Italien und Deutschland hatte früher der Handelsverkehr enge Beziehungen geknüpft. Die schon im fünfzehnten Jahrhundert begegnenden italienischen Bezeichnungen des Datums in den deutschen Kaufmannsbriefen sind dadurch zu erklären. Ferner war Italien das Ziel sehr vieler Reisen, welche so wenig ohne Einfluß blieben, wie diejenigen nach Frankreich, wenn auch Italien unmöglich Frankreich an kultureller Bedeutung gleichkommen konnte. Endlich ist der litterarische Einfluß Italiens nicht zu unterschätzen.

Die Spuren des Italienischen in den damaligen Briefen sind allerdings nur vereinzelt und mehr Spielereien. Hielt sich ein junger Deutscher lange in Italien auf, so fühlte er sich wohl gemüßigt, lauter italienische Briefe zu schreiben. Solche sandte zum Beispiel 1645 und 1646 Georg Andreas Harsdörffer häufig an die Behaims nach Nürnberg, und man wird sie wohl ohne Mühe verstanden haben. Lukas Friedrich Behaim hatte auch einst auf seiner Reise von Florenz aus 1611 einen italienischen Brief an Albert Behaim zustande gebracht.[1]) Bei Kaufleuten findet man häufig italienische Brocken, so in einem Briefe Andreas Conrads des Älteren aus Danzig an Hans Schilling in Nürnberg vom 19. Juli 1641.[2]) In den süddeutschen Patrizierkreisen war Italienisch wohl bekannt. Darauf deuten zum Beispiel Unterschriften wie Servitor dj. V. S.[3]) Daß ein so gebildeter Mann, wie Philipp Hainhofer in Augsburg,[4]) in seinen Briefen neben andern Fremdwörtern auch italienische anwendet, ist nicht wunderbar. Der schon erwähnte Ludwig Camerarius unterschreibt seine Briefe an L. F. Behaim meist il conosciuto, einmal con tutt' il cuore à lei conosciuto.[5])

---

[1]) 19. Juni 1611. A. N. M. — [2]) In dem Briefwechsel des Lukas Friedrich Behaim. Fasz. V. A. N. M. — [3]) Albrecht B. an Lukas Friedrich 11. Januar 1611. — [4]) Vergleiche seinen Brief an Lukas Friedrich vom 3./13. Febr. 1642. A. N. M. — [5]) 18./28. April 1646. A. N. M.

Überhaupt wurde in vornehmen Kreisen das Italienische gepflegt. Vor allem an den katholischen Höfen Süddeutschlands. Man machte dort italienische Verse und las italienische Romane. An Wladislaus IV. von Polen schreibt der Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg 1647 italienisch; [1]) das bekannte französische Schreiben des konvertierten Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels an Leibniz trägt die Überschrift: Suegliarino (Bußwecker) al mio tanto carissimo quanto capacissimo Signore Leibniz; die ersten Liebesbriefe des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz an Luise von Degenfeld waren italienische unter erdichtetem Namen. [2]) Sehr charakteristisch ist eine Äußerung in einem Briefe der späteren Kurfürstin Sophie von Hannover an ihren Bruder: [3]) „Weil von hir Gottlob wenig schreibwürdigs ist, habe ich mich vndersthen wollen, E. G. was nüws (Neues) vor zu bringen vndt ein brif in italienisch zu schreiben.“ Karl Ludwig behielt übrigens auch in seinen späteren Briefen an Luise meist italienische Aufschrift bei, schrieb auch ganze Sätze italienisch. Da er später einmal einen ganz italienischen Brief schreibt, fügt er hinzu: „Waß ich heut auß dem Biondi geschrieben von Joanni di Gant vor die königin, hatt mich uff dieß Italienisch gesetzt. Mein schatz corrigir es!“ [4])

Immer bunter erscheint so das Aussehen der damaligen Briefe. Wer eine Zeitlang in Holland war, braucht eine Zeitlang holländische Worte; der junge Johann Sigismund Behaim, der in Polen war, setzt einmal [5]) neben die Unterschrift eines Briefes auch einige polnische Worte. Fürst Ludwig von Anhalt bekommt einmal von Micrander sogar einen spanischen Brief. [6]) Bei manchen brachten nun die verschiedenen Reiseeindrücke die mannigfaltigste Mischung von ausländischen Reminescenzen hervor. Da ist der weitgereiste pommersche Edelmann Adam Behr. Seine deutschen Briefe an den Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg [7]) tragen die deutlichsten Spuren

---

[1]) Urkunden und Aktenstücke z. Gesch. d. Groß. Kurfürsten Bd. IV, S. 312. — [2]) Bibl. d. litt. Vereins Bd. 167, S. 1 ff. — [3]) Publik. a. d. preuß. Staatsarchiven Bd. 26, S. 3. — [4]) Bibl. d. litt. Vereins Vereins Bd. 167, S. 107. — [5]) 19./29. Dezember 1641 A. N. M. — [6]) Krause, Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen III, S. 217. — [7]) J. von Bohlen, Georg Behr, S. 248 ff.

seines Bildungsganges. Die Anrede ist Monseigneur, französisch auch Unterschrift und Adresse, ebenso die Schlußempfehlung; sonst begegnen die üblichen Fremdwörter daneben einzelne französische Sätze. Ebenso aber auch lateinische Floskeln, wie „Allhie ist es stille de Adventu generalis," „Vermerke aber woll so viel, daß sie J. F. G. modum recuperandi nicht practicirlich halten, besonders halten es gewisse dafür, daß J. F. G. nur vana spe lactiret werden und in effectu nichts erlangen"; einmal heißt es Et Adieu, ein andermal Hisce vale. Dazu kommen dann seine Erinnerungen aus den südlichen Ländern. Padron mio ist ein Brief überschrieben, und einmal heißt es auf der Adresse: A Mons. Monsieur mon Maistre. Que Dios guarde. Das entspricht also ungefähr dem, was Moscherosch einmal [1]) von einem „Neu-süchtigen Teutschling" behauptet. Wenn man dessen Herz öffnen würde, „man wirde augenscheinlich befinden, das Fünff-achtheil desselben Frantzösisch. Ein achtheil Spanisch. Ein achttheil Italianisch. Ein achttheil doch nicht wohl Teütsch daran solte gefunden werden." Nicht immer ist diese Art zu schreiben so auffallend, aber charakteristische Beispiele findet man überall genug. Zwei pommersche Herzöge unterschreiben einen Brief an ihren Bruder: „D. L. getreuwe dienstwillige Brüeder weill wier leben. Bogislaus ma propre main. Georgius manu propria. [2]) Ein anderes Mal unterschreibt der eine, Herzog Georg, unter angenommenem Namen: 'Datum Venetiam, den 8. Decembris, Stylo novo, Anno 1608. Servitör Singior Fratello Jürgen vom Walde". [3]) Ein Brief an Hans Jacob Behaim [4]) hat eine französische Adresse, und eine französische Anrede, aber die Unterschrift lautet: Totus tuus animo et corpore Christoph Hardeßheim m. pra.

Solche Erscheinungen sind Zeichen starker Geschmacklosigkeit, aber sie sind in jener Blütezeit der Unnatur und der Manier nicht wunderbar. Geschmacklos ist ja überhaupt die ganze Fremdwörterei. Die Sitte, ganz lateinische, und mehr noch diejenige, ganz französische Briefe zu schreiben, mag einen Schein

[1]) Gesichte. Erster Teil. Teutsche Zugabe S. 698. — [2]) Baltische Studien Bd. 28, S. 558. — [3]) Ledeburs Archiv XIII, S. 359. — [4]) 12. April 1644. Briefwechsel des Hans Jakob Behaim. A. N. M.

der Berechtigung für sich haben: aber die Sucht, den deutschen Brief selbst, wie überhaupt die deutsche Sprache überall mit überflüssigen, nichts weniger als notwendigen fremden Lumpen zu behängen, bezeichnet einen sehr hohen Grad ästhetischer Verkommenheit. Man braucht das Fremdwort, nicht weil es den Begriff besser wiedergiebt, als ein deutsches Wort, sondern aus eitler Vorliebe für fremden Klang, weil man sucht, sich ein vornehmes Aussehen zu geben. Rist läßt einmal einen alamodischen Krieger schreiben:[1]) „Nun kan ich gleichwol eigentlich nicht wissen, was doch solcher Leute intention seyn mag, und warumb dieser Hollsteinische Versen-Schmidt mit seinem Martini Opitij alles nach dem teutschen model wil haben. Stehet es nicht tausentmal zierlicher wenn man im parliren oder reden zum öfftern die Sprachen changiret?" Die Unsitte wurde gegen Ausgang des Jahrhunderts eine so allgemeine, daß eigentlich niemand mehr imstande ist, nach unsern Begriffen einen deutschen Brief zu schreiben. Die Fremdwörter waren eben so sehr zur Gewohnheit geworden, gehörten so sehr zu dem ganzen Charakter der Schriftsprache, daß sie auch von Ungebildeten oder Unstudierten gebraucht wurden, allerdings dann in einer sehr entstellten Gestalt, ähnlich dem Wort „Resuluzigon", das einmal ein Oberst schreibt.[2])

Freilich ging durch das siebzehnte Jahrhundert eine große Bewegung, welche hart und andauernd gegen das nationale Laster der Fremdwörterei ankämpfte.[3]) Sie ging aus von den Sprachgesellschaften, vor allem von der großen „Fruchtbringenden Gesellschaft". In der Litteratur begegnet eine lange Reihe namentlich satirischer Schriften, welche diese Bestrebungen unterstützen.[4]) Natürlich richteten sich diese Bestrebungen auch auf die Reinigung der Briefsprache. Aber wenn dieselben schon allgemein litterarisch nur geringe Erfolge[5]) hatten, so waren in dieser Beziehung überhaupt keine zu erkennen. Das Jahr 1700

[1]) Baptistae Armati Rettung der Edlen Teutschen Hauptsprache. — [2]) Schriften d. Vereins f. Gesch. Berlins I, 6, S. 126. — [3]) Vgl. darüber H. Schultz, Die Bestrebungen der Sprachgesellschaften des 17. Jahrh. — [4]) Die Litteratur siehe bei Wackernagel, Geschichte der deutschen Litteratur. 2. Auflage, II. Bd., S. 158, Anm. 4. — [5]) Dieselben sind von H. Schultz genügend hervorgehoben.

zeigt die Briefe des deutschen Volkes viel allgemeiner von der Manie ergriffen, als das Jahr 1650. Es war ein viel zu tief eingewurzelter Zug, zu stark in Sitte und Gewohnheit begründet, als daß er durch eine künstliche Opposition hätte beseitigt werden können. Das Übel mußte von einer ganz andern Seite angefaßt werden. Man griff diesen sprachlichen Auswuchs an und übersah, daß er nur ein Symptom einer allgemeinen Krankheit war, an der die Ärzte freilich selber litten.

Gleichwohl muß auf diese an sich nicht zu unterschätzende Opposition, soweit sie den Brief betrifft, kurz eingegangen werden.

Die Mitglieder der „Fruchtbringenden Gesellschaft“, vor allem der Fürst Ludwig von Anhalt, „der Nährende“, suchten zunächst mit gutem Beispiele voranzugehen, indem sie unter sich einen rein deutschen Briefwechsel unterhielten,[1]) bei dem sie gegenseitig etwaige Verstöße streng rügten. Das hindert freilich nicht, daß einzelne Gelehrte, wie August Buchner, zwar in diesen Briefen nur deutsch zu schreiben sich bemühten, im übrigen aber trotz ihrer „altteutschen“ Gesinnung ihren lateinischen Briefwechsel ungestört weiter pflegten. In ihren Briefen untereinander aber hielten sie streng auf Reinheit. Dietrich von dem Werder, der einmal mehrere lateinische Worte gebraucht hatte, bittet um Verzeihung, daß er „in diesem P. S.“ — hierfür wird öfter von andern N. S. oder „Eingelegtes Nachbrieflein“ gebraucht — „aus der Fruchtbringenden art rein deütsch Zuschreiben wegen eilfertigkeit vnd ümb mehrer Deutlichkeit willen geschritten“ [2]) sei. Eine Ausnahme bildet Johann Valentin Andreae, der so wenig auf unvermischtes Deutsch hielt, daß sogar sein Dankschreiben für die Aufnahme in die Gesellschaft von Fremdwörtern wimmelte. Ein Satz daraus lautet: „Ich habe Salva thesi August. Confessionis ieberzeit Vitilitigenem, altercationem und pugnacitatem abhorriert.“ [3])

Diesem ganzen Briefwechsel fehlt aber jedes wahrhaft belebende Element. Er handelt außer von den Gesellschaftsein-

[1]) Vgl. der Fruchtbringenden Gesellschaft ältester Ertzschrein. Herausg. von G. Krause. — [2]) Krause, a. a. O. S. 335. — [3]) Krause, Fürst Ludwig III, S. 328.

richtungen, von Büchern, die übersetzt sind oder werden sollen, von selbstverfertigten „Verdeutschungen," von eigenen Arbeiten und Forschungen, namentlich von Gedichten, die häufig beigelegt sind, von Fragen der Grammatik, von der Rechtschreibung, „von dem Buchstaben g" und ähnlichen Dingen. Insofern hat er Bedeutung als der erste gelehrte deutsche Briefwechsel. Der deutsche Stil selbst ist unschön, trocken, ohne Geist, ohne Natürlichkeit, dabei höflich und gewunden. Man darf sich daher nicht wundern, daß dieses Beispiel ohne Nachfolge blieb.

Nicht anders steht es mit der Wirkung der puristischen Briefsteller, obgleich diese an sich bei der Bedeutung der Briefsteller in jener Zeit eine solche wohl hätten erreichen können. Unter den Mitgliedern der fruchtbringenden Gesellschaft sind zwei Verfasser von umfangreichen Briefstellern, Georg Philipp Harsdörffer, dessen Werk „der Teutsche Secretarius" betitelt ist und sehr angesehen war, und Kaspar Stieler (der Spahten), der eine „Teutsche Sekretariatkunst" verfaßte, die noch dreimal aufgelegt wurde. Beide haben puristische Tendenz, was Harsdörffer so ausdrückt: er sei bemüht „allein unsere liebliche und löbliche, unsre durchdringende und hertzzwingende, unsre künstliche und dienstliche, unsre mächtige und prächtige, unsre reinliche und scheinliche, ja unsre holdselige und glückselige Teutsche Heldensprache in folgenden Briefen wo nicht zu wichtigen, jedoch aber vielen nachrichtigen Behuff an das Liecht zu setzen." Er schilt auf den „Frantzösisch-Welsch-Lateinischen Bettlersmantel" und will nicht „ohne Noht unsere teutsche Sprache mit frembden Worten verunehlichen." Diesen puristischen Bestrebungen huldigt überhaupt die Mehrzahl der damaligen Briefstellerschreiber, so Samuel Butschky in seiner „Hoch-Deutschen Kanzelley," Overheid in seiner „Teutschen Schreib-Kunst", und der Verfasser des „Allzeitfertigen Secretarius." Aber diese Bestrebungen blieben doch ohne jeden praktischen Erfolg. Einmal durchbrachen die großsprecherischen Verfasser selbst ihr Prinzip und brachten neben den reindeutschen Mustern auch die alamodischen, — „damit nun meine Schrifft mög jedem wohl gefallen," läßt Harsdörffer die Feder sprechen, „so schreib ich Teutsch, Latein, Frantzösisch, Welsch und allen nach jedes Art und Weiß" — und andererseits ist die

Sprache der reinen deutschen Briefe so schulmeisterhaft, so undeutsch, so unnatürlich, daß sie in keiner Beziehung einfachen Briefen mit Fremdwörtern vorzuziehen sind. Dasjenige, was eben diese ganze Opposition von vornherein unwirksam machte, war die Künstlichkeit, der Umstand, daß sie von einzelnen gelehrten Leuten erfunden war und keinen Boden im Volke hatte.[1]) Man kann sich eben niemals dem Geiste seiner Zeit entziehen. Leibniz, der so kräftige Worte gegen die Ausländer geredet hat, ist selbst niemals ein wirklich deutscher Schriftsteller geworden. Von den Verfassern von Briefstellern ist Christian Weise eigentlich der erste, der mit dieser puristischen Tendenz bricht. In seinen „curiösen Gedanken von deutschen Briefen"[2]) sagt er: „Ob wir zwar nun der guten und deutschgesinnten Intention nichts zu nahe wollen geredet haben: so wissen wir gleichwohl vor eins aus Erfahrung, daß man zu Hoffe und in den vornehmen Cantzeleyen vor dergleichen fremden Wörtern keinen Abscheu träget: also wird ein Politicus (d. h. ein Mann, wie er sich in die Welt schickt) mit dieser Mode leicht zu entschuldigen seyn, wenn er sich nur zu keinem unanständigen Excess verleiten lässet." Weise schrieb auch in der Blütezeit der französisch-deutschen Höflichkeitssprache.[3])

Unter den Äußerungen der Opposition gegen die Fremdwörterei im Briefe mag schließlich die Verspottung derselben in den erwähnten satirischen Streitschriften oder anderen puristischen Werken erwähnt werden. Man sucht die Fremdwörtersucht durch Übertreibung lächerlich zu machen, indem man Briefe aufführt,

---

[1]) Daß man überdies sehr sonderbare Ansichten hegte, zeigt zum Beispiel das Sträuben gegen die Ableitung des Wortes „Brief" vom Lateinischen. Harsdörffer (a. a. O. I, 3, S. 73) sagt: „Weil aber unsre Sprache älter als die Lateinische, wie in specimine Philologiae Germanicae erwiesen worden, halten wir dieses Wort Brief für ein teutsches Stammwort." Ähnlich der Spaten (a. a. O. II, 396). Der Allzeitf. Secret. (S. 95). — [2]) S. 281. — [3]) Ähnlich wie Weise äußern sich die übrigen Briefsteller dieser Zeit. So meint Talander (Gründl. Einleitung zu Teutschen Briefen S. 243): „Daß, so fern man an Hofleute Cavalliere und Damen einen Briefen abfasset, einige Frantzösische Wörter, sonderlich die galanten Leuten bekant, gar wohl können eingebracht werden und den Stylum ehe freyer und fliessender, als unangenehmer machen." Er verwirft die „neugebackenen teutschen Wörter", die „nur von den allzu teutschgesinnten Sprachgrüblern aufgebracht" sind.

die mit Fremdwörtern geradezu gespickt sind. So besteht die Haupt-Schrift von Johann Rist: „Baptistae Armati, Vatis Thalosi Rettung der Edlen Teütschen Hauptsprache" aus „unterschiedenen Briefen," welche die alamodische Art übertrieben darstellen, denen dann aber immer eine puristische Antwort gegenüber gestellt ist. Der erste ist von Pomposianus Windbrecher an den „Tresnoble Monsieur Ernst Teutschhertz Baron de Redlichhausen, Colonel, mon tres chere amis" gerichtet und wimmelt von militärischen Fremdwörtern, welche dann die Antwort des Ernst Teutschhertz bekämpft; der zweite ist ein Liebesbrief des Liepholdt von Hasewitz, Herrn zur Leimstangen, der dann gleichfalls in einer Antwort von der Dame kritisiert wird. Dieser Liebesbrief beginnt: „Meine Allerliebste Dame, die grosse perfection, womit der Himmel selber euwre glorificirte Sehle hat erfüllet, zwinget alle amoureuse Cavalliers dz sie sich für eüwrer hochwürdigen grandesse humilijren vnd alß vnderthänigste gehorsamste Schlawen zu den Scabellen eüwrer prächtigen Füesse niederlegen. Sie perdonnire mir allerschönste Dame, daß ich die hardiesse gebrauche, mich jren allerunthänigsten Serviteur zu nennen." Kaufmannsbriefe mit ihren vielen fremden Sonderbarkeiten werden oft als abschreckende Beispiele aufgeführt. Gegen die „Verketzerung" der Muttersprache in den Briefen „mit lateinischen Wörtern" wendet sich der Autor von „der Unartig Teutscher Sprach-Verderber",[1]) führt auch einen solchen Brief als Beispiel an und knüpft daran folgende Strafworte[2]): „Ey deß schönen Brieffs! Ist das nicht ein Spott, ein Schand vor ehrlichen, redlichen, teutschen Hertzen, daß ein Teutscher seine Sprach also verunreinen vnd mit lateinischen Wörtern beflecken solte?" Ebenso führt Karl Gustav von Hille in seinem „Teutschen Palmenbaum,"[3]) damit der Leser von der Entstellung der Muttersprache „einen Geschmack erhalten möge" „einen Alamodischen Brief nebenst dessen Beantwortung und Lied" an, „woraus die neue unteutsche Art zu parliren satsam erhellet."

Aber diese und ähnliche Äußerungen[4]) des Spottes und der

---

[1]) Erschienen 1643. — [2]) S. 21. — [3]) S. 124 f. — [4]) In: „Der Teutschen Sprach Ehren-Krantz" ist S. 296 ebenfalls ein alamodischer Brief aufgeführt.

Entrüstung wirkten auf die Allgemeinheit so wenig, wie die Beispiele der Briefsteller. Die überall geschriebene Briefsprache war dennoch jene verspottete Mischsprache.

Mit der geschilderten Fremdwörterei hat man das wesentlichste äußere charakteristische Merkmal der Briefsprache jener Zeit gewonnen. Dieses Merkmal fällt schon beim bloßen Anschauen der Briefe in die Augen. Man pflegt nämlich alle Fremdwörter durchweg mit lateinischen Buchstaben zu schreiben, eine Gewohnheit, welche recht deutlich zeigt, daß die ganze Fremdwörterei nichts weiter war als ein Theatermantel.

Will man die Sprache der Briefe weiter charakterisieren, will man ein prägnantes innerliches Merkmal für sie finden, so giebt es nur eins: Unnatur, entsetzlichste Unnatur. Unnatürlich ist ja schon die Fremdwörterei; aber auch die Wortbildung und der Wortschatz, der Bau der Sätze, das ganze Gefüge der Schriftsprache ist von einer so unglaublichen Künstlichkeit und Gemachtheit, daß sie das gerade Gegenteil von der Art ist, in der ein natürlicher Mensch reden würde. Es wurde eben ein tiefer Gegensatz zwischen der gesprochenen und der geschriebenen Sprache geschaffen, der sich erst sehr spät, vielleicht auch heute noch nicht ganz verloren hat.

Die Sprache der Kanzlei hatte schon früher nichts mit der lebendigen Sprache gemein gehabt. Daß diese ungeheuerliche Sprache in dieser Periode nicht besser werden konnte, ist klar. Alle früher geschilderten Unschönheiten[1]) blieben auch ferner derselben anhaften. Ein Beispiel mag das lehren; es ist aus einem Schreiben der Hessen-Darmstädtischen Vicekanzler und Räte an die kursächsischen Geheimen Räte vom 22. Oktober 1631 gewählt: „Weil nun das elend hin und wider reichs unaussprechlich gros, auch leider die kriegsnoth dem durchleuchtigen, hochgebornen, unserem gnedigen fürsten und herren, landgraf Georgen zu Hessen theils in, theils nechst an dero fürstenthumb und landen ist, auch dessen continuirung seine fürstl. gn. auch dero herzliebste frau gemahlin, fürstliche kinder und ganzer stat unschuldiger weis ganz unverwinnlichen, nimmer verschmerzlichen schaden und wohl gar den eußersten undergang (welches doch

[1]) Vgl. Teil 1, S. 121 ff.

die gütigkeit des allgewaltigen gottes väterlich abwenden und verhüten wolle) herzbekümmerlich empfangen und erleiden möchten, so haben dieselbe umb solcher ihrer eigenen hohen angelegenheit, meistentheils aber umb des publici willen nicht umbgehen sollen, mit dem hochwürdigsten unserm genedigsten churfürsten und herren zu Maintz aus denen dingen weiter zu communiciren und mit dessen churfürstl. gn. sich zu bereden, ob den ganz und gar kein einig weiter mittel zu widerstiftung friedens und ruh zu excogitiren, oder ob man eben alles miteinander vollends in die allereußerste stürzung gleichsamb zusehend und stillschweigend ohn anlegung einiger fernern hand gerathen lassen müßte." [1])

Die alten Unschönheiten werden nur noch auffallender. Die Satzungeheuer werden durch immer verzwicktere Partikeln verknüpft. Aus dem Maßen wird Allermaßen, aus Dieweil Alldieweilen, aus Demnach Solchemnach, aus Wasgestalt Ebenergestalt, aus „Ihr wißt ohne Zweifel" wird einmal „Denenselben geruhet ausser Zweiffel annoch unentsunckenem Andencken." Die ohnehin überflüssige Einleitungs- und Schlußformel: „E. Gn. wollen mir nicht verhalten" und: „Das wollten wir E. Gn. nicht verhalten" genügen oft nicht mehr. Der Eingang eines Schreibens der Stadt Speier an den Reichsdeputationskonvent 1655 lautet: „E. Excellenz u. s. w. sollen wir klagend unterdienstlich fürzutragen keinen Umbgang nehmen" und der Schluß eines Schreibens Maximilians von Bayern an Wallenstein 1633: „So ich Eur L. aus sorgfeltiger Wolmainung anzuefüegen nit vnterlassen wollen." — Am kürzesten sind noch die Schriftstücke im militärischen Kanzleistil. Die nicht eigenhändigen Schreiben Wallensteins bestehen in der Regel aus einem Vordersatz, mit „Demnach" oder „Alldieweilen" eingeleitet, und einem mit „Als" beginnenden Nachsatz.

Näher auf die Geheimnisse und besonderen Liebhabereien der Kanzleien einzugehen, erscheint unnötig: es muß aber betont werden, daß ihre Schreibart nach wie vor immerhin als Muster der schriftlichen Verkehrssprache galt. Aber der Einfluß dieses Stils auf die übrige Briefsprache, der schon im vergangenen

[1]) Publikationen aus den K. Preuß. Staatsarchiven Bd. 35, S. 19 f.

Jahrhundert bedeutend war, konnte doch nicht über eine gewisse Grenze hinausgehen. Diese ungeheuerliche Schreibart pflegte in ihrer ganzen Schönheit wohl von einem Kanzleiverwandten oder hier und da in Eingaben und Berichten angewendet zu werden. Man vergleiche z. B. den umständlichen Satz aus einem Schreiben Curt von Einsiedels an den Kurfürsten von Sachsen: „Wann aber über dieses, wohin ihrer königl. maj. gedancken (in dehnen puncten, so bey dehro anzubringen und zu solicitiren, mihr gnädigst aufferleget worden) eigentlich incliniren, nicht alleine auß dehme, so bey dehnen erlangten audientien zu verstehen gewesen, sondern auch auß anderer discours, begriff und anleitung ew. churfl. durchl. umbständliche nachrichtung zu geben, ich mich schuldig erachtet, also habe dieselben ich hiemitt unterthänigst zu berichten nicht umbgehen sollen, wasgestalt ich gründlich ersehen und verspüret, daß von höchstgedachter königl. maj. in Schweden die friedenstractaten, dazu man catholischen theiles sich erbotten, für die hand zu nehmen, annoch gantz unzeittig, unrathsamb und nachtheilig geachtet und gehalten wirdt."[1])

Oder ein anderes Beispiel dieser Schreibart. Der Ratsverwandte Christian Schwartze in Greifswald schreibt am 20. November 1627 wegen erhaltener Einquartierung an den Rat[2]): „Ehrnveste, Achtbare, Hoch- und Wollgelahrte, Wollweise, insonders gunstige Herren. Ob ich woll gentzlich gehoffet, dieselben würden über die zwischen unserm gnedigen Fürsten und Herrn, und dero Herren Hoff- und Landrheten an einem, und dem Keiserlichen Vicegeneralen am Antheill, zu Frantzburgk gar sollicite et exacte behandelte Capitulation steif und fest gehalten, und von selbiger alß einiger Cynosura dero leider bewilligten Einquartierungsbürde ne latum unguem gewichen, sondern die böse Consequentz, daß wan wir selbst solche pactiones publicas quae in commodum omnium subditorum factae sunt, löcherlichk machen wollen, dardurch unsern Widerwertigen dieselben in andern höchst angelegenen Articuln auch pro libitu zu brechen Anlaß gegeben werde, bedacht, und die Rhattsverwandten, ebenmeßigk wie zu Demmin und in andern Stedten geschiehet, von diesem onere befreihet gelaßen haben, inmaßen

[1]) Publikationen aus den Preuß. Staatsarchiven Bd. 35, S. 140. — [2]) Baltische Studien XV, 1. S. 119.

ich dan je noch allewege, wan ich mich dessen bei einem oder andern erkundiget, darmit verströstet worden, So habe ich dennoch gestern Mittags mit großer Consternation leider vernommen, daß man sich der obgemelten Exemption, ad placitum malevolorum quorundam Civium, gantz liederich, dennoch aber uff gewiße Maaße, begeben, Dahero dan auch mir ein Leutenant mit 12 Pferden, ungeachtet meiner beschwerlichen Leibes Blödigkeit und anderer eingewandten Entschuldigungen einquartieret, und alsfort dessen Diener, welcher seines Gefallens Krippen und Stelle vorenden leßet, angewiesen worden". u. s. w.

Auch in rein privaten Schreiben mochte hier und da ein Held von der Feder über Gebühr sich mit Kanzleischönheiten brüsten. So leitet Franz Christoph Deublinger, der in Paris Sekretär bei einem französischen Großen war, einen Brief an Behaim nach weitschweifiger Dienstversicherung folgendermaßen ein: „Demnach Ich dießer tagen, bey meinem auch sehr geliebten Schwager Herrn Boschen mich ohngefehr rencontriret, habe Ich vnder anderm meines Vielgeehrten Herrn Schwagers ahn denselben hereingesandtes Memorial befunden Vndt darauß ableßendt deßelben gl. begehren vernohmen, darnebenst auch mit mehrerm erfreürlichst ersehen, waß gestalt wir wegen beyderseits vnserer respvè. baaßen vndt vettern Georg Deüblingers vndt Frauen N. N. einer gebohrenen Schließelbergerin (daruon mir zwaren biß dato daß geringste nit bewust geweßen, daß selbige zusammen geheürathet hatten, noch auch ob Sie beyde oder wer von denselben annoch oder Kinder von ihnen im Leben sein mögen, einige Wissenschaft trage) soweits verschwägert sein, vndt mich dannenhero vmb so viel mehr (wiewohlen zwar ohne dießes auch) schuldigst befunden, obgedachtes meines Vielgeehrten Herrn Schwagers billigmäßiges Begehren vndt gesinnen in abwesenheit meines Schwagers Herrn Boschen (der nuhn in die 5te wochen wegen seines gnedigen Herrn Herrn Pfaltz Grauen von Birkenfeldts affaires, alß deßen Agent Er ahn hiesigem Hoffe nuhn fast bey einem Jahr hero ist; in Anjou vndt dero orten verraißet vndt schwehrlich vor den h. drey Königen oder wohl gar dem ende negstannahenden Monats January alhier wiederumb erwartet würdt) angedeuter vnndt

vberschriebener maaßen gehöriger orten gebührendermaßen zu suchen vndt daßelbe accompliren zu helffen zu trachten."[1]) Es ist sehr bezeichnend, wenn solche Leute die Empfangsformel gebrauchen: „Aus Eurem Schreiben habe ich umständlich vernommen." Umständlichkeit war ihr Ideal.

Im gewöhnlichen Verkehr aber, den man freilich trotz seiner Erweiterung nur schwerfällig zu gestalten wußte, konnte man diesem hervorragenden Muster unmöglich überall folgen. Dazu fehlte die Zeit oder die Fähigkeit. Opposition freilich machte man ihm in keiner Weise; wer sich nicht wenigstens nach dem bewunderten Vorbild richtete, wer gar schrieb, wie das Volk sprach, wurde vielmehr als ungebildet angesehen. Und so ist der Einfluß der Kanzlei auf den Privatbrief immer noch stark genug.

Zunächst mußten nach altem Herkommen die große Menge jener konventionellen Schreiben, wie Einladungen zu Hochzeiten und Taufen oder Todesanzeigen, in feierlichem Kanzleistil gehalten sein.[2]) Ein Gevatterbrief, den Georg Pömer an Lukas Friedrich Behaim richtet, lautet zum Beispiel:[3]) „Mein freündwillig gruß vnnd dienst beuor. Edl. vnnd vester, freündlicher Lieber Schwager. Demselbigen soll Ich nicht verhalten, das Gott der Allmechtig mein liebe haußfraw Ihrer weiblichen bürd entbunden vnnd vnnß balde mit einem Jungen Sohn erfreuet, darumben wir Gott dem Allmechtigen Lob vnnd Danck sagen.

Dieweil dann wir beede eheleüt entschloßen, solch vnnser von Gott beschertes liebes Kind, wolhergebrachtem Christlichem gebrauch nach, negstkommenden Freitag zu früe, der heiligen Christlichen Tauff einuerleiben vnnd zu einem Christen machen laßen wollen, dieweil aber zu solchem werck ein Christliche Person alß deß Kindts Tauff Podt von den Eltern darzu beruffen vnnd erbetten werden solle, So hat mein vnd meiner Lieben haußfraw Sinn, muth vnnd Affection vnnß nirgent anderst hin dann zu dem Schwagern zu tragen vnnd denselbigen zu diesem Christlichen Ehrn- vnnd fraidenwerck zu beruffen vnnd alß ein Geuattern zubitten, So lanngt hiemit an denselbigen mein vnnd meiner lieben hausfrau Erngebürlich ersuchen vnnd bitten,

---

[1]) 24. November 1646. A. N. M. — [2]) Vgl. Teil I, S. 89 f., 172.
[3]) 15. Juli 1612 A. N. M.

er wolle vnnß diesen freündlichen willen erweißen vnnd sich Donnerstag zuuor hiehero nach Velden Jnn meiner günstig gebietenden herrn Pfleghauß verfügen vnnd Erstlich solch vnnser von Gott beschertes liebes Kinnd auß der heiligen Christlichen Tauff heben vnnd alß ein Geuatter solches Kinnd zu einem Christen machen, vnnd das Christliche werck verrichten helfen, Ferners was Gott der Allmechtig Jnn Kuche vnnd Keller bescheren wird, mit dennselbigen erbern anndern geladnen Freünden vnnd Gästen Vorlieb nehmen, das seind vmb den Schwagern Jch vnnd mein liebe haußfraw Jnn Erngebür widerumben zu beschulden vnnd zu uerdienen vrbietig vnnd geflißen, Vnnd thue denselben vnnd vnnß alle hiemit Jnn den Schutz deß Allmechtigen beuehlen. Datum u. s. w." Ebenso wie früher waren auch die Einladungen zu Hochzeiten[1]) und zu Leichenbegängnissen, welche letztere mit den Todesanzeigen verbunden waren, gestaltet. Jn allen diesen

[1]) Auch ein bisher ungedrucktes Hochzeitschreiben (Christoph Heinrich Zobel von Gibelstatt an L. F. Behaim 1. November 1642 A. N. M.) mag angeführt werden: „Edell, Ehrnvest fürsichtig hoch- vnd wohlweiser, Jnsonders günstiger hochgeehrter Herr. Nechst offerirung meiner nach eüßerstem vermögen allezeit bereitwilligen dienste verhalte hiemitt meinem hochgeehrten herrn nicht, was gestallt Jch mich hiebevorn und noch bey lebzeiten meiner nunmehro in Gott ruhenden Frau Schwiegermutter, der vor weylen wohledellgebornen Frauen Susanna von Münster, gebornen von Herbilstatt, mitt der gleichsfallß wohledellgebornen Jungfrauen Amalia Sabina von Münster, deß weiland auch wohledell Gestreng Herrn Lorentzen von Münster (folgt dessen Titel) hinterlaßenen Eheleiblichen tochter in eheliche verlöbnis eingelaßen und dannenhero entschloßen, solch unser gethan Christlich Votum förderlichst confirmirn und durch Priesterliche Hand bestettigen zu laßen.

Wann dann Meinen hochgeehrten Herrn Jch bei effectuirung solcher unser wohlgemeinten intention vor andern eingeladenen herrn und freünden gerne sehen und haben möcht, bevorab, weiln denselben mihr und meiner geliebten Jungfrau hochzeitter inmitt aller angenehmer Affection wohl beygethan wissen thue, Alß gelangt an meinen hochgeehrten Herrn mein dienstfreundls: bitten, derselbe geruhe förderist Gott dem Allmächtigen alß selbst stifftern dieses heyl. standes zu seines Namens Preis, uns beeden verlobten aber zu sonderbahren Ehren und freündtschafft, nechst künftigen Sontags, den 13 Novembris alten Calenders, mitt seiner ansehligen gegenwart den angestellten Christlichen Actum zu Cohonestiren und nach verrichtung deß Gottesdiensts mitt den eingeladenen Hrn. und gefreündten in fröhlichkeit zu vollbringen, auch mitt deme was der Allerhöchste aus seiner milden hand bei ietzig continuirlich: noch so schwehren Zeiten und leuften bescheeren wirdt, günstig vor willen zu nehmen."

Schreiben, die auch äußerlich ein Kanzleigewand tragen, indem sie kalligraphisch, oft von Schreiberhand, geschrieben sind, herrscht der gleiche Ton; es kommen sogar so echte Kanzleiwendungen vor, wie „mein ganz hochfleißiges, gebürlich und bittliches ersuchen, berufen und laden," „allhier bei mir erscheinen, an- und einkommen." Auch herrschte in allen dasselbe Schema,[1]) zumal man sie in den meisten Fällen nach ähnlichen Schreiben anfertigt oder wohl auch häufig die Briefsteller, welche nach wie vor frühere Werke abschrieben, zu Rate zog. In den einzelnen Ausdrücken der Höflichkeit, Titeln und ähnlichen Dingen variierten diese Schreiben natürlich je nach dem Stande des Einladenden, wie des Eingeladenen, oder nach der höheren Bildung der Einzelnen, die sich im vermehrten Gebrauch von Fremdwörtern oder eigenen Zuthaten kundgab.[2]) Gegen Ausgang des Jahrhunderts dringt auch in diese Schreiben mehr die höfliche deutsch-französische Gesellschaftssprache, ohne sie freilich sehr wesentlich zu verändern.

Doch alle diese Schreiben sind so wenig zu den eigentlichen Privatbriefen zu rechnen, wie etwa die Eingaben an Behörden, oder Bitten bei einflußreichen Personen, die man sich in der Regel von einem kundigen Kanzleimann aufsetzen ließ und in denen Wendungen, wie „in unterthäniger Demüthigkeit zu bitten höchstnothdringenlich nicht umgehen" oder „mein durch Gott allerhöchst flehentlich unterdemüthiges herzbeweglich wehemütiges Anrufen und inständiges Bitten"[3]) gewöhnlich sind.

Aber auch in reinen Privatbriefen macht sich der Einfluß der Kanzlei ebenso wie im vergangenen Jahrhundert bemerkbar. Die alte Einleitungsformel, daß man nicht unterlassen oder

---

[1]) Man vergleiche z. B. mit dem oben angeführten Gevatterbrief den an Andreas Tucher vom Jahre 1594 bei Siebenkees, Materialien zur Nürnbergischen Geschichte II, S. 633 ff. — [2]) Man vergleiche z. B. den Patenbrief eines Paukenschlägers an einen Obersten v. J. 1628 bei E. D. M. Kirchner, Das Schloß Boytzenburg S. 244 f. oder die Hochzeitseinladungen des Künstlers Peter Candid an den Kurfürst und die Kurfürstin von Bayern v. J. 1624. P. J. Rée, Peter Candid, S. 33, oder den Brief eines Scharfrichters an eine Äbtissin v. J. 1601, Anz. f. Kunde d. Vorzeit XXVI, S. 48 u. A. Daneben die zahlreichen Beispiele der Briefsteller. — [3]) So 1651 Frau Margar. Wiesner an den Rat Schlammersdorf A. N. M. Vgl. a. die Bittschreiben der Hedwig von Behr. J. v. Bohlen, Georg Behr, S. 127 ff.

nicht umgehen kann, zu schreiben, ist doch altes Kanzleigut. Und genau ebenso wie etwa Zürich an Lucern sein Schreiben mit den Worten einleitet:[1] „Vch v. g. L. A. E. Könnendt vnumgencklicher notturfft nach wir nitt bergen", oder ein Greifswalder Kapitän seinen Bericht beginnt:[2] „Ich kan die Herren semptlich freundtlicher Meinung nicht bergen, sondern vielmehr dieselben avisiren," werden in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts noch Briefe unter Verwandten eingeleitet. „Ferner so hab ich nicht vmbgehn können noch sollen Euch mit einem schreiben zu ersuchen," schreibt der junge Lucas Friedrich Behaim an seine Mutter,[3] und an Lucas Friedrich ähnlich wieder der Vetter Albrecht Behaim[4] oder gar der Vetter Imhoff, der einmal einen Brief beginnt:[5] „Edler Ehrnvester Fürsichtiger, Wolweiser, Insonders Wolgeneigter geliebter Herr Vetter. Nechst entbietung eines glückseligen guten tags vnnd wunschung continuirlicher leibesgesundheit sampt aller prosperitet Mag vnnd soll Ich dem Herrn Vettern in gegenandwort auf Seine gönstige vnnd gute mir gesteriges tags in einem an Herrn Christoff Behaimb dressirten schreiben von der zehendverlaßung wegen vnterseczte vnd ertheilte meinung vnnd aduis nicht verhelen." Es tritt manchmal in diesen Formeln ein Zug hervor, der für die Zeit recht charakteristisch ist: jenes wichtigthuerische Gebahren, das die nichtigsten Armseligkeiten mit gravitätischer Miene vorzubringen liebt. So leitet einmal Georg Friedrich Behaim ein Schreiben an seinen Vater nach langatmiger Anrede mit dem Satz ein:[6] „Denselben auß Kindlichem debito von einem vnd dem andern zu avisirn, will so wohl etlicher noth, als andere wichtige motiven erfordert haben." Solchen sehr beliebten überflüssigen Einleitungsformeln,[7] welche dem

[1]) Geschichtsfreund Bd. 35, S. 267. — [2]) Baltische Studien 15, 1, S. 104. — [3]) 18./28. Oktober 1608 A. N. M. — [4]) 9. April 1608. „Bey dieser Jetzt begebender bottschaft hab Ich vmbgehen nicht mögen, dich mit diesem geringfügigen schreiben abermals zu begrüssen." A. N. M. — [5]) 17. Juni 1622. A. N. M. — [6]) 2. Dezember 1635. A. N. M. — [7]) Häufig finden sie sich in eigenhändigen Briefen von Fürsten und Adligen. Joh. v. d. Busche schreibt 1610 an seinen Bruder: „Dir mag ich nicht vorenthalten, daß der Zimmermeister . . . das neue Gebaude ufrichten wirt". G. v. d. Busche, Geschichte d. v. d. Busche, I, S. 170. 1650 ist sie noch ganz all-

Briefe von vornherein ein Schreibstubenaussehen geben, noch weit mehr als einst jenes ungeschickte „Wisset“, entsprechen die Briefe — abgesehen von Äußerlichkeiten — sehr häufig auch sonst. Wenn der erwähnte Imhoff in einem Briefe an Lucas Friedrich Behaim [1]) Sätze schreibt wie diesen: „Jüngste vnnd Neueste als beschließliche Rechnung berürend, hab Ich selbigs bester maßen durchsehen, vnnd Sie meinem geringen vnnd wenigem judicio gemeß, richtig vnnd ohne faulte recognoscirt vnnd erfunden, welche darauf zur Volg seines begehrens, Herrn Wilhelm Im Hoff vnnd großgönstigem meinem lieben Herrn Vettern Christoff Behaimb zugesandt, bey denen gemeldte Rechnung bis dato verblieben vnnd Sie der Vetter abzufordern weiß,“ so merkt man den schreibgewandten Mann, und weil er viel schreibt, schmeckt sein Stil nach der Kanzlei; wenn der junge Johann Christoph Behaim schreibt: [2]) „Dieweil nun wir dem Herren Jederzeit, freindtlichen vnnd in Ehrgebühr mit Schreiben zu Ersuchen vnndt auf zu warten Schultig seindt, Ihm auch vor alle seine Erzeigte vnd Erwießene vnndt an vnnß gethane Impetiment zu dancken Jederzeit Bereith sein, derowegen auch also nicht vmbgehen, dem großgünstigen Herren Etwaß von vnserer glücklichen vndt wohl absolvirten Reiß Bericht zu thun nicht verschweigen können,“ so empfindet man, der Briefschreiber giebt sich Mühe, und wieder weil er sich Mühe giebt, schreibt er den Kanzleistil, so ungewandt er ihn auch handhabt. Und daß ihm überhaupt möglich ist, so zu schreiben, verdankt er wieder seiner Schulbildung: in den Schulen lernte man so schreiben.

---

gemein. An Hans Jakob Behaim schreibt der Vetter Harbesheim 12. April 1644 (A. N. M.) . . . „kann ich nicht vmbgehen, dem Herrn Vettern als meinen großen Patron v. Fautorem mit dießem wenigen zu berichten“; und Hans Jakob 1640 an seine Schwester „Ich hab bei dieser geschwinden gelegenheit nicht vmbgehen können, dich mit diesem Brieflein zu salutiren“. Bei den Frauen kommt die Formel sehr oft, wie früher, vor, ist aber hier mehr ein Zeichen der Ungeschicktheit. In den Briefstellern, z. B. in Stielers Teutscher Secretariat-Kunst, wurden Briefe häufig mit: „Demselben soll ich nicht verhalten“ und ähnlich eingeleitet. — 1661 schreibt der Pastor Petzelius an Abrah. Battus (Ms. Pom. fol. 220, Greifsw. Univ.-Bibl.). „Denselben hiermit nechst frlh. begrüssung hiermit zu berichten nit vmbgang nehmen können“. Auch noch später begegnet die Formel.

[1]) 11. Februar 1622. A. N. M. — [2]) 25. März 1642. A. N. M.

Es ist eben immer wieder zu betonen, daß die Sprache der Kanzlei das Muster der schriftlichen Verkehrssprache war. Es ist geschildert worden, wie der deutsche Privatbrief aus dem Kanzleischreiben hervorgegangen war, wie sich dann sehr bald ein natürlicher volksmäßiger Stil im Gegensatz dazu entwickelte, wie aber diese Art im sechzehnten Jahrhundert wieder zurückgedrängt wurde und seitdem nur bei wenigen, auf die später zu kommen sein wird, sich erhielt. Es war zwar nicht mehr die Zeit, wo die große Mehrheit des Volkes den Schreiber wie einen Wundermann anstaunte; man hatte vielmehr diesen Menschenschlag gründlich verachten gelernt:[1]) aber die Autorität der Kanzlei blieb dieser servilen Zeit heilig. Der Kanzleistil der Franzosen war um nichts besser, als der deutsche: aber wer nahm auch in Frankreich in seinen Briefen auf ihn Rücksicht, und wer fand ihn schön? In Deutschland bestand seine Autorität bis zum Ende dieser Periode. „Solte es auch wahr seyn" sagt Christian Weise,[2]) „daß wir uns einer Helden-Sprache rühmen dürffen: so wird man die Heldenmäßige Zierligkeit an demselben Orte suchen müssen, da die hohen Helden und Potentaten durch erlauchtete Ministros, gelehrte Secretarios und andere qualificirte Leute zu reden und zu schreiben pflegen." Noch in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts schmeichelte sich „fast ein jedweder, so eine Zeitlang in Cantzley- und Gerichts-Händeln die Feder geführt . . . mit einer besonderen Geschicklichkeit im teutschen Stylo," und „das Lob eines guten Schriftstellers" erteilte man „wegen derer wohlangebrachten schönen Cantzley-Worte."[3])

Die Briefsteller beweisen für wirklich geschriebene Briefe allerdings nichts: aber man erkennt aus ihnen doch, daß man

---

[1]) Stieler (d. Spaten) sagt in der Vorrede zu seiner „teutschen Secretariatkunst": „Daher fleußt auch die durchgehende Verachtung der Sekretarien, daß man sie nur vor halbgelehrte faule Brüder und nichts Wisser schätzet, so ihren Kunstfleiß auf den hohen Schulen nicht zu Ende zn bringen gewust, und dahero solchen mittelmäßigen dienst erwehlen müßen". — [2]) Curiöse Gedanken, S. 3. — [3]) A. F. Glasseys Anleitung zur weltüblichen Teutschen Schreib-Art. Neue Edit. Leipzig 1736. Vorwort. Vgl. Talander, Gründl. Einleitung zu Teutschen Briefen S. 247. „Man befleißige sich, die bey Hofe und aus geheimen Cantzeleyen ausgefertigten Schreiben zur Abschrift zu bekommen."

den Kanzleistil als Muster überall anerkannte. Zwar wenn Harsdörffer in seinem „Teutschen Secretarius," der „nach heut zu Tage üblichem Hof= und Kauffmanns Stylo" abgefaßt ist, eine überaus große Anzahl wirklicher Kanzleiprodukte abdruckt, so will er nicht, daß man diesen Kram in gewöhnlichen Schreiben anbringen soll, darnach soll man vielmehr „Briefe an große Herren zu Papier bringen": aber er sieht doch in diesen Produkten gewissermaßen Ideale der Schreibkunst. In den Beispielen, die er sonst für den gewöhnlichen Gebrauch bringt, findet sich auch nichts von jenen Satzungeheuern und ähnlichen Ausgeburten der Kanzleien — dieser ganze Aufwand im gewöhnlichen Verkehr würde selbst in jener Zeit lächerlich gewesen sein —; es herrscht vielmehr gerade in seinem Buche ein relativ verständiger Stil: aber dennoch ist seine Sprache im Grunde eine Schreibstubensprache.

Und wie charakteristisch ist in dieser Beziehung Christian Weise, der als Ausgangspunkt für seine Anleitung zum Briefschreiben die „Connexiones" durch Partikeln nimmt! In der Ordnung: 1. Demnach. 2. So. 3. Wann dann. 4. Als. 5. Derohalben. 6. Daran. ließe sich für alle Fälle ein Brief fertig bringen.[1]) So wird der Brief freilich nur ein ausgefülltes Kanzleiformular.

Noch 1728 konnte Lünigs „angenehmer Vorrath Wohlstylisirter Schreiben" erscheinen, der lauter Kanzleiprodukte enthielt, und aus dem man nach der „gebrauchten Schreib=Art derer Hohen in der Welt" „sich des neuesten Teutschen Cantzley=Styli theilhafftig zu machen" lernen sollte. Und wenn Lünigs Sammlung auch nicht für den privaten Briefverkehr Muster geben wollte,[2]) so bestätigt sie doch immerhin die andauernde Autorität des Kanzleistils. Glasseys Anleitung zur weltüblichen Teutschen Schreibart, die sich auch nur mit dem Kanzleistil beschäftigt, erschien noch später. Er sieht die Hauptsache aller Schreibart in einem „wohlgefasten Periodus." Wie ungeheuerlich man

[1]) S. 14. — [2]) Obgleich Christian Weise einmal (Curiöse Gedanken S. 324) sagt: „Und da kann es nicht getadelt werden, wenn man sich etliche Schriften aus dem Hoff=Stylo bekandt macht: denn was an dem vornehmsten Orte der Welt vor gut gehalten wird, das darff um so viel weniger an geringern Orten getadelt werden."

diesen gestalten kann, zeigt er in zwei Proben.[1]) Die eine bildet einen Satz von elf Seiten, welchen er zwar nicht „mit einer guten Schreib-Art, als die nicht allzu lange noch allzu kurtze Periodos leidet“ übereinstimmend findet, auf dessen kunstvollen Bau er sich doch aber viel einbildet.

Dies ist also der Gesichtspunkt, von dem man den deutschen Briefstil jener Zeit betrachten muß: die Anschauung, daß der Kanzleistil die beste Schreibart sei, hat zur Folge, daß auch in den gewöhnlichen Briefen nicht die wirklich lebendige Sprache herrscht, sondern eine künstliche, traditionelle Schriftsprache, daß es den meisten Briefschreibern, — von den Ausnahmen wird besonders die Rede sein — sobald sie die Feder in die Hand nehmen, unmöglich ist, natürlich zu reden. Man darf also den Einfluß der Kanzlei nicht so verstehen, als ob alle Briefe in jenen ungeheuren Perioden abgefaßt seien, obgleich es Beispiele genug dafür giebt. Wesentlich ist vielmehr die Kluft zwischen der natürlichen und der geschriebenen Sprache, eine Kluft, die einzig und allein der überall anerkannten Autorität des Kanzleistils zur Last fällt.

Im übrigen besteht aber gerade im siebzehnten Jahrhundert ein viel bedeutenderer Unterschied zwischen dem Kanzlei- und dem gewöhnlichen Brief, als in früherer Zeit. Es war dies die natürliche Folge der neuen Kulturentwickelung, der die Kanzleien durchaus konservativ gegenüber standen. Es wird später geschildert werden, wie sich in dieser Zeit die üblichen Anfangs- und Schlußformeln des Briefes verloren oder veränderten, wie eine neue Art der Anrede aufkam: alles im Gegensatz zu der Kanzlei, die hartnäckig an diesen Dingen festhielt. Im sechzehnten Jahrhundert noch sahen sich ein eigenhändiger fürstlicher Brief und einer aus seiner Kanzlei, abgesehen von dem Periodenbau und sonstigen Schnörkeln, noch ungefähr gleich. Wenn man aber jetzt z. B. ein kanzleimäßiges Schreiben des Winterkönigs an den Grafen von Thurn und ein eigenhändiges an denselben vergleicht,[2]) so tritt doch — ganz abgesehen davon, daß gerade Friedrich von der Pfalz ziemlich natürlich schreibt —

---

[1]) S. 288 ff. — [2]) Archiv f. Kunde österr. Gesch.-Quellen Bd. 31, S. 382 f.

schon in der äußeren Form ein recht erheblicher Unterschied hervor. Diesen Unterschied verstärkt noch der französische Einfluß. Nicht allein die französische Adresse und Anrede, sondern auch der ganze deutsch-französische Jargon des gewöhnlichen Briefes, wie er gegen Ausgang des Jahrhunderts üblich war, stehen im Gegensatz zum Kanzleistil. Wesentlicher ist aber noch, daß in den meisten Briefen aus jener Zeit eine ganz gewandte und flüssige Schriftsprache herrscht, die sich von der Schwerfälligkeit des Kanzleistils weit genug entfernt, wahrer Natürlichkeit und Schönheit allerdings durchaus noch nicht nahe kommt. Die Erscheinung war schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zu beobachten und hängt mit dem stärkeren Briefverkehr, der größeren und allgemeineren Bildung und einer dadurch hervorgebrachten größeren Schreibgewandtheit zusammen. So pedantisch-schwerfällige und unnatürliche Briefe um 1620 z. B. ein Rektor oder ein Rat oder auch ein Kaufmann zu schreiben pflegt, so begegnen doch schon am Anfang des Jahrhunderts auch genug andere, namentlich freundschaftliche Briefe, welche eine beinahe moderne Flüssigkeit der Sprache zeigen. Unter den Briefen der jungen Verwandten und Freunde an Lucas Friedrich Behaim giebt es eine ganze Reihe, welche fließend und verständig geschrieben sind. Camerarius ist in seinen ausführlichen Briefen an Behaim höchst klar und gewandt. Auch ein lebhafterer Stil begegnet zuweilen. An Hans Jakob Behaim schreibt einmal ein soldatischer Freund zu Anfang seines Briefes:[1] „Wie stehts? Wie gehts? Lebt ihr noch? Wo bleiben Ewer vnterthänige Schreiben?"

Aber obwohl man oft eine verständliche und einfache Sprache findet, obwohl der Satzbau der gewöhnlichen Briefe ein ziemlich klarer ist, obwohl die Gewandtheit der Sprache und die Beherrschung des Ausdrucks in der Periode des deutsch-französischen Briefes noch entschieden zunehmen, so haften dem deutschen Briefstil doch so große Mängel an, daß man ihn in seinem Gesamtcharakter durchaus unnatürlich und geschmacklos nennen muß.

Das zeigt neben den oben geschilderten Erscheinungen namentlich eine bisher noch nicht berührte charakteristische Seite des

[1]) Summer an H. J. Behaim 23. Jan. 1646.

alamodischen Briefes. Die durchgreifende Veränderung des Geschmackes, welche man kurz als den „Schwulst“ bezeichnet, beschränkte sich nicht nur auf die poetische Litteratur. Die „majestätische Heldensprache“ klingt auch — und das ist für die Entwickelung des Volksgeistes sehr wichtig — bei Leuten wieder, die mit der litterarischen Bewegung nichts zu schaffen haben. Sie ist eine Signatur der Zeit, und als solche findet sie sich auch in den Briefen. Die Briefsteller aus der Mitte des Jahrhunderts, der Blütezeit dieser Schreibart, sind ihre eifrigen Verkünder. Als Harsdörffer in seinem „Teutschen Secretarius“ einmal auf die kurze, nach unsern Begriffen also die vernünftige Schreibart kommt, bemerkte er:[1]) „Wie aber der Nutz nicht allein gefällig ist, sondern es soll auch eine Belustigung darbey seyn; also hält man diese kurtze Art zu schreiben nicht für anständig, sondern erfordert mehr flüssende Beredsamkeit, ausgesuchtere Wort und weitschweiffigere Umstände, eben solche Gedancken vorzustellen, nachdem man weiß, daß der Leser gesinnet, gelehrt oder ungelehrt seyn.“ Und diese „flüssende Beredsamkeit“ findet sich in der That bei den alamodischen Briefschreibern. Der einförmige und unbelebte Stil, wie er durchschnittlich bisher geherrscht hatte, verändert sich. Die mehr oder weniger große kanzleimäßige Ungestaltheit erhält jetzt eine gesuchte und ungewöhnliche Färbung. Man beginnt in gewählten, poetischen oder in bombastischen, abenteuerlichen, überschwenglichen Worten zu schreiben. Kurz man wird viel unnatürlicher, als es der verknöchertste Kanzleischreiber werden konnte. Das ist es, was die Briefsteller unter ihrer überall verlangten „Zierlichkeit“ verstehen. Diese Zierlichkeit hervorzubringen, erforderte, weil man tifteln und nach Phrasen und großen Worten suchen mußte, Zeit; der Brief wurde zum Aufsatz, und wenn man keine Zeit hat, entschuldigt man sich wohl wegen seiner kurzen Schreibart. „Ihr. Magnificentz Brieff,“ schreibt Cramer an J. F. Mayer,[2]) „will ich von Punct zu Punct beantworten ohne alle Zierligkeit der worte, weil die Post wegen des übeln wetters nur umb 10 Uhr kommen.“

---

[1]) II, IV, S. 233. — [2]) 29. November 1707. Ms. Pom. fol. 230 (Greifsw. Univ.-Bibl.).

In den Behaimschen Briefen zeigt die zweite Generation seit Anfang dieses Jahrhunderts, also die Söhne des Lucas Friedrich Behaim, diese Geschmacksrichtung deutlich. Eine entsetzlich gezierte Art ist ihnen eigen. Die Briefe des Taugenichts Hans Jakob an seinen Vater — an die Schwester schreibt er natürlicher — sind alle in der denkbar schwülstigsten Manier abgefaßt; aber auch der Bruder hat diese Art, er schreibt z. B.[1]): „Du wirst viel mehr mitt dem gedachten verlohrnen Sohn daß Peccavi Pater intonirn vnd Deine Notturfft in gehorsamer Demuth fürtragen müssen, so zweifelt mihr nicht, Sein ohne daß weiches Vatterherz werde gegen Dir in liebreicher mildigkeit brechen.“ Geschmacklose, bilder- und blumenreiche Wendungen sind bei solchen Leuten beliebt. Das Wort „gleichsam“ beginnt eine Rolle zu spielen. Einer erwartet Tulpen, „mit solchem grossen verlangen, als ein schwangere frau, die augenblicklich zu genesen begert.“[2]) An seinen Bruder schreibt Georg Friedrich Behaim[3]): „Bey meiner Frauen ist die mine zum Springen fertig, vnd hastu mit nechsten zu vernehmen, waß bey einnehmung ihres Kindbetts es für Beuten geben werde.“ Ein Kanzler schreibt einmal seinem Sohne, einem Studenten, er solle die Stube erhalten, „in welcher das vornehme stattliche subjectum Herr Friedrich Hortleder viele Jahre gewohnt hat . . . und selbiges Gemach ihm ein Tempel vieler Nutzbarkeit gewesen.“[4]) 1710 heißt es im Briefe eines schwedischen Rates:[5]) „Es hat der itzige Krieg woll etwas von der Schnecken-Eigenschaft, wolte Gott, daß die endliche Hülfe nur Vogel-art annehmen wolte.“ Hier und da schmückt antiker Zierat die Rede. Man spricht vom „stolzen Acteon“,[6]) von „Labyrinth-Zeiten;“[7]) man „vulcanisirt“ Briefe[8]) oder opfert sie dem Vulcano.[9]) Man will eben immer gewählt sprechen. Wenn Ludwig von Anhalt an Opitz nach Danzig schreibt, so drückt dieser seinen Dank dafür aus „daß

---

[1]) Georg Friedr. an Hans Jakob Behaim 4. August 1643. A. N. M. — [2]) Widmann an L. F. Behaim 22. Juni 1630. A. N. M. — [3]) 11./21. November 1645. A. N. M. — [4]) Rinn, a. d. Zeit d. groß. Krieges. Voss. Zeit. 1889, Sonntagsbeilage Nr. 47. — [5]) Olthoff an J. F. Mayer, 7. Okt. 1710. Ms. Pom. fol. 231. (Greifsw. Un.-Bibl.) — [6]) Paul Behaim an Hans Jakob 24. Mai 1645. A. N. M. — [7]) Olthoff an Mayer 12. Juli 1710. — [8]) Derselbe 8. May 1707. — [9]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 167, S. 22.

E. Fürstl. Gn. die stralen ihrer gütigkeit auch hirher in diesen Mitternächtischen seehafen strecken."[1]) Alles wird jetzt in überschwenglicher Weise ausgedrückt. Als Hans Jakob Behaim von einer etwas stürmischen Seereise berichtet hat, antwortet ihm Johann Perian aus Breda:[2]) „Vnd wie mich nun der gantze verlauff seiner vnglückseeligen Reyse vnd ausgestandene schwachheit zum höchsten betrübet, vnd in Verlesung dessen gleich die trähnen aus den augen gepresset: Also hat mich entlich der gute Eventus wiederumb erfrewet Vnd bevorab seine (von Gott wiederum verliehene) gute gesuntheit, bei welcher derselbe ihne viel vnd lange Jahr biß entlich in sein ruhebettlein gnädigst erhalten wolle." An das große lutherische Kirchenlicht Johann Friedrich Mayer schreibt einmal der Rat Lagerström:[3]) „Die Legiones Drachen und Löwen wird die Zeit und sanfftmuth nebst der gedult überwinden." Sehr charakteristisch ist ein Schreiben desselben Mannes bei Gelegenheit der Übersendung eines Porträts Karls XII. — Mayer hatte ihm vorher seine Schrift „Ähnliches Bild Caroli XII." zugeschrieben —; es heißt darin, das Bild würde ihm wohl angenehm sein, „weill Ew. HochEhrwürden, bevorab in dem Letztern, die ernsthaffte und doch allergütigste Augen, worauß ein so gerechter Eiffer alß anlockende Holdseeligkeit herfürstrahlet, den von nichts alß gnade angefülleten und überfließenden mund, und das Auffrichtige Majestätische wesen zu erkennen haben wirdt, welches bißhero so vielen feinden und falschen freunden einen billigen schrecken eingejaget und allen trewen Unterthanen so wol alß allen Bedrückten einen unversperrten Zutrit gegönnet, in beyden auch ferner, Gott gebe annoch viele Jahre! continuiren wirdt." — Sicherlich gefiel dem Schreiber wie dem Empfänger dieser Schwall ausgezeichnet.

Am meisten blühte diese übertriebene widerwärtige Schreibart, wenn es galt, seine Gefühle, sei es der Trauer, sei es der Freude, auszudrücken. Hier beginnen die in den früheren deutschen Briefen doch recht ungewöhnlichen Fragen und Ausrufe. Es sind aber diese Wendungen: „Wo nun jetzt hinaus?" „Ach! wie wäre nunmehr fast zu wünschen!" „O der trauervollen Bot-

---

[1]) Weimarisches Jahrbuch II, S. 196. — [2]) 31. Juli 1645. A. N. M. — [3]) Ms. Pom. fol. 231 (Greifsw. Un.-Bibl.) Ebendort das folgende Beispiel.

schaft!“ nichts weniger als ein Zeichen erfreulicher Lebendigkeit und Natürlichkeit, sondern künstliche, exaltierte Phrasen. Man übertrieb solche Gefühlsausdrücke ganz unglaublich. Die klagenden Redensarten, mit denen Hans Jakob Behaim auf die „hertzbrechenden Anschreiben“ und „überschrecklichen Donnerworte“ des Vaters antwortet, bezeichnet dieser mit Recht einmal¹) als „spanische rotomontaden.“ Und wie man sich bei Bitten gar kläglich stellt, — „Waß meinen unglücklichen Zustandt Betrifft v. solchen gnugsam zu Beschreiben, das läßet die wehmuth dem kiel nicht zu, solches genugsam außzudrücken,“ schreibt 1707 ein Buchhändler an einen andern²) —, so häuft man im Zorn bombastische Scheltworte. Wie überschwenglich klingt weiter ein Schreiben, das eine Gemeinde an ihren scheidenden Seelenhirten richtet. An den erwähnten Johann Friedrich Mayer schrieben 1702 Vorsteher, Diakonen und Gemeinde von St. Jakobi in Hamburg³): „Was es vor ein Donnerschlag gleichsamb in unserer Seelen gewesen, da auß Ew. Magnificenz und HochEhrw. an E. HochEdl. und Hochw. Rath dieser guten Stadt und Dero werthesten beyden Herrn Collegen alhier abgelassenen geehrtesten Handtschreiben gantz unverhofft wier vernehmen müßen, das sie Dero bey uns in die 16 Jahr mit höchsten Ruhm und Sähligster erbauung so vieler Tausendt Seelen verwaltetes Pastorat Ambt niederlegen, und uns hinkünftig das Glück von Dero heiligen lehre aus Dero süßen lippen nicht mehr gönnen wollen, Solches können Dero Magnificenz und Hochehrw. von selbsten leicht erachten, wan sie Dero hocherläuchteten prudence mit unserer allemahl gegen sie bezeigten hertzlichen liebe und devotion zu combiniren gelieben wollen.“

Solches Konglomerat von gesuchten und geschraubten Redewendungen liebt man hin und wieder mit Sentenzen auszustatten; man sucht sich ein weises Aussehen zu geben. Es war alte und gute Art, Sprüchwörter anzubringen, aber es klang doch anders, als wenn jetzt ein Stadtschreiber schreibt:⁴) „Es hacket doch, secundum Proverbium, ohne das kein Kroe der

¹) 24. Juni 1645. A. N. M. — ²) Archiv f. Gesch. d. d. Buchhandels IV, S. 230. — ³) Ms. Pom. fol. 226 (Greifsw. Un.-Bibl.). — ⁴) Göringer an L. F. Behaim 2. Februar 1646.

Andern ein Auge auß" oder wenn der junge Hans Jakob Behaim mit weisen Sprüchwörtern um sich wirft. Es ist sehr bezeichnend, daß in den Briefstellern, z. B. beim Spaten, neben historischen Anekdoten und ähnlichen Sachen auch „Sinnenbilder", d. h. Sprüche und Sprüchwörter, zur Auswahl gegeben werden.

Es wird oft als ein Verdienst Christian Weises angesehen, daß er in der Litteratur der majestätischen Haupt- und Heldensprache die deutsch-französische glatte Normalgesellschaftssprache, wie sie der Mittelstand thatsächlich gebrauchte, gegenüber stellte. In seinen briefstellerischen Werken, in denen er sich ganz praktisch und rationell vollständig auf den Boden dieser einmal geltenden Sprache stellt, herrscht auch eine verhältnismäßige Nüchternheit, die allerdings ein gut Teil Pedanterie in sich schließt. Aber aus den oben angeführten Beispielen erhellt doch, daß diese höfliche Gesellschaftssprache in Wirklichkeit auch nach Weise ganz und gar in jenem Schwulste steckte. Diese Korrespondenzsprache des Mittelstandes, die etwa von 1680—1730 galt, wurde schon um deswillen vom unnatürlichsten Schwulste beherrscht, weil dieser die geeignetste Ausdrucksweise für die Gesinnung jener servilen Höflichkeit war, welche dem siebzehnten Jahrhundert überhaupt eigentümlich, für jene Zeit um 1700 aber besonders charakteristisch war.

Zweites Kapitel.

Der Neue Ton. II. Die Höflichkeit.

Der neue alamodische Geschmack wandelte nicht nur die Worte, die Sprache des deutschen Briefes; er veränderte auch den Ton, den Geist und Charakter desselben von Grund aus. Der Geist der neuen Zeit verlangte eine neue Art des Verkehrs der Menschen unter einander, die dem Umschwung der sozialen Verhältnisse entsprach. Diese Art ist kurz mit einem Ausdruck jener Zeit bezeichnet die „Komplimentierart." Wie der für die ganze Nation jetzt maßgebende Einfluß des Hofes und der obersten Klassen eine neue Bildung gebietet, so verlangt er auch ein neues Benehmen, einen neuen Ton, einen neuen Ausdruck

seiner Gedanken. Und diese Änderung der äußeren Formen und der Sprachweise ging hervor aus einer Umwandlung der Gesinnung und des Charakters. Höflichkeit der Worte und des Benehmens und die Wahrung der richtigen Formen sind an sich nicht verwerflich. Aber die Höflichkeit artete damals in eine widerwärtige und geschmacklose Komplimentiererei, deren Grundzug Kriecherei und Speichelleckerei war, und die Wahrung der Formen in eine alberne Übertreibung unglaublicher Rang-, Titel- und Ceremonienfragen aus. Und dem entsprach, was die Gesinnung anlangt, jene „Hundedemut",[1] die leider eine Zeitlang als Charakterzug der Deutschen gegolten hat.

Man darf die Komplimentierart, die damals in Deutschland herrscht, nicht einfach als ein Produkt der neuen gesellschaftlichen Bildung auffassen, wie sie von Frankreich, wo sie entstanden und zu anmutiger Blüte gediehen war, ausging. Ohne Zweifel suchten die vornehmen Klassen sich nach diesem Muster zu richten, ohne Zweifel entlehnte man von Frankreich viele der äußeren Formen: im übrigen herrscht aber in dieser Beziehung der krasseste Gegensatz zwischen deutschem und französischem Wesen.

Der in Deutschland üblichen Komplimentierart ist zunächst durchaus eigentümlich die Schwerfälligkeit, die Betonung der Formen, Titel und Ceremonien. Dem Mittelalter war die Form heilig, der Standesunterschied immer eine strenge Grenze gewesen. Für den deutschen Geist war dieser Zug auch über das Mittelalter hinaus charakteristisch und war es jetzt mehr als je in Folge des sozialen Umschwungs. War schon früher dem Deutschen eine Vorliebe, alles umständlich und feierlich zu gestalten, eigen, war ihm Achtung vor der äußeren Würde tief eingewurzelt, so wurde es jetzt, da der Niedere vor dem Höheren überall in scheuer Unterthänigkeit erstarb, da die Sucht nach Rang und Titel rasend um sich griff, ein Verbrechen, in Hinsicht der Formen irgendwie anzustoßen; nach dem Geist der Zeit suchte man vielmehr etwas in immer stärkerer Betonung und Häufung des Formellen.

In dem Buche des Italieners Panfilo Persico „Vom Secretair" findet man diese weitschweifige und schwerfällige Art

---

[1]) Julian Schmidt, Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibniz bis auf Lessings Tod, I, S. 4.

der Deutschen ganz richtig charakterisiert.[1]) Im Gegensatz zu der einfachen, freien Weise der Franzosen, denen Anmut und Grazie mehr sei als alle Verbrämung, könne der Deutsche sich nicht genug thun in Titeln und Ceremonien und der ängstlichen Beobachtung hergebrachter Formen. „Ogni cosa si celebri con apparato e con solennità.“ Neu war, wie gesagt, diese Art nicht. Sie war ein Erbteil des Mittelalters, aber den alten Formen war im sechzehnten Jahrhundert das spanische Etikettenkleid umgehängt, mit französischen Fransen verbrämt. Das Ceremonialwesen war zur beinahe wichtigsten Frage des Staatslebens erhoben. Und die Weise der Höflinge und Diplomaten erschien dem Edelmann und Beamten, ja dem Bürger auch für seine Kreise passend. Jedem Stande — in diesem freilich wieder mit minutiösen Unterschieden — kamen bestimmte Ehren zu; jeder einzelne hielt auf seine Würde auf das peinlichste und verlangte die ihm zukommenden Titel und Komplimente. Nur wann ihm etwas zu viel gegeben wurde, drückte er gern ein Auge zu. Wieviel Zank, wieviel Neid und Streit gab es da um Rangfragen und ähnliche wichtige Dinge bei Hofe, bei den Diplomaten, den Reichstagen, bei den Beamten, den Gelehrten, überall! Einst hatten sich Brunhild und Kriemhild den Vortritt bei dem Kirchgang streitig gemacht, verletzter Königinnen Stolz beschwor heftigen Streit herauf und ließ ihn blutig enden. Die Parodie auf die Tragik des Nibelungenliedes geben vergilbte Briefe des siebzehnten Jahrhunderts. Frau Anna Maria Göringer in Altorf schreibt am 17. Juni 1645 an Frau Anna Maria Behaim in Nürnberg.[2]) „Edle, Ehren vnd duchentreiche, In sondters gl. vnd vielgelibte fraw baß. Ich hab nicht vndter lasen könen, an derselbigen Ein gleines brifflein abgehen zu lasen, die weil mir Ein groser Despeckt ist an gedan wordten, In dem ich zu Einer nacht darin hochzeit nodt wendtig hab gehen müsen, darbey neben andtern sich des H. Dreyen hausfraw auch Ein gesunden; wie wir In die kirgen gehen wolen, so hat die hochdragente fraw mit maul grimaten worten zu mir gesagt: was ich mir Einbilt, sie lase mich nicht

[1]) S. 114 (Ausgabe Venetia 1620). — [2]) Dieser, wie die folgenden, hierauf bezüglichen Briefe, aus dem Briefwechsel L. F. Behaims. A. N. M.

for gehen; so habe ich gesagt, ich wole Eh nicht mit gehen; so sagt sie, sie gehe auch nicht mit; darauff bin ich heim gangen, vnd ist sie auch heim gangen; solcher spot hat mir sehr weh geban." Der Brief enthält vor allem die flehentliche Bitte, zu helfen, daß sie „nicht so gar vndtergedruckt werdte." Anna Maria Göringer ist die Frau des Stadtschreibers, ihre Gegnerin die Frau des Mathematikus Treu. Schon Anfang des Jahres 1645 hatte der einflußreiche Verwandte der Frau Stadtschreiberin, Herr Lukas Friedrich Behaim in Nürnberg, den Altorfer Professor König veranlaßt,[1]) „Wegen der Frawen Stadtschreiberin in Senatu zugedenkhen, daß Sie hinfürter in processionibus, bey Hochzeit, Leich vnd Kindtauffen Einer von denn Geistlichen, alß Hn. Weinmanns oder Herrn Fabritii Haußfrawen, Welcher nu zur stöll sein vnd dienen wird, möchte zugesellet werden", denn sie sei des Geschlechts und seine „nahe Baß vnd Blutsfreündin", es sei billig, diese „meriten zu genießen". Dieser Versuch hatte keinen Erfolg gehabt, jetzt war nun der Streit da. Es ist nun höchst charakteristisch, wie dieser Vorfall alles aufregte — es handelt sich um Ranganssprüche, welche „die Philosophen" der Altorfer Universität dem Stadtschreiber streitig machen —. Der Herr Stadtschreiber hat natürlich sofort an den Herrn Behaim geschrieben, aber auch der Gegner, der verachtend von den Stadtschreibern „als ganz illiterati" spricht. Behaim legt sich ins Mittel, von der Universität kommt eine „exculpationschrift" an das Scholarchat, über die wieder der Stadtschreiber empört ist, weil auch er ein Magister legitime promotus ist. Auch König hat für seine Parteinahme zu leiden. Kurz die Frau Stadtschreiberin hat die ganze Stadt in Bewegung gesetzt.

Dieser Fall ist für jene Zeit typisch. Zwar ist der Deutsche noch heute auf Rang und Reputation arg versessen: aber wenn schon die modernen Anschauungen mildernd gewirkt und eine immer größere Gleichgültigkeit gegen diese Dinge hervorgebracht haben, so läßt die immer größere Vereinfachung und Freiheit alles Verkehrs diese Sucht nicht mehr zum Ausbruch kommen. Heute erscheint uns das Hofceremoniell absonderlich, oft lächerlich, damals erstreckte sich das Ceremoniell bis in die Bürgerkreise,

[1]) Vgl. den Brief von König an Behaim d. d. 30. April 1645.

und niemandem fiel es ein, an dem heiligen Ernst der Sache zu zweifeln.

Die Absonderlichkeiten der Etikette, die ceremoniellen Schnörkel und Äußerlichkeiten machten sich naturgemäß besonders im schriftlichen Verkehr geltend. Nach ihrem ganzen Wesen mußten vor allem die Kanzleien, besonders die Hofkanzleien, die Hauptpflegestätte dieser Dinge sein. In ihnen wurde jene lächerliche Streitfrage zwischen dem königlichen und dem herzoglichen Hause von Gottorp-Holstein[1]) ausgeheckt, ob bei gemeinschaftlichen Erlässen neben dem Namen des Königs auch der des Herzogs in Frakturschrift geschrieben werden solle, jene Frage, welche acht Jahre hindurch, in denen der gekränkte Herzog die Mitunterschrift verweigerte, die gemeinsame Rechtspflege in den Herzogtümern hinderte. Diese Herren von der Kanzlei, die am Hofe bei schreibfaulen oder dünkelhaften Fürsten auch intimere Korrespondenzen zu führen hatten, trieben die traditionellen Formalitäten und Ceremonieen, die noch dazu mit ekelhaft manierierten und gespreizten Phrasen umgeben wurden, aufs äußerste. Für diesen unerbittlich notwendigen Kram genügte nicht immer die Routine alter, eingefuchster Sekretäre; vielmehr war man überall mit den Nachkommen der alten Formularien und Titelbüchlein, den Kourtoisiebüchern versehen, handschriftlichen Zusammenstellungen von Titeln, Formen der Über- und Unterschriften und ähnlichen Dingen, die, wie heute die Staatshandbücher, fortlaufend korrigiert werden mußten. Denn für den speziellen Brauch dieser oder jener Kanzlei genügten die landläufigen gedruckten Büchlein nicht. Bedenkt man die unendliche Mannigfaltigkeit der damaligen staatsrechtlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, so wird man die Aufgabe der Sekretäre, für alle die verschiedenen Rangstufen in der Korrespondenz die richtige Titulatur, die richtige Anrede, die richtige Kourtoisieformel bei der Unterschrift zu setzen, nicht leicht finden.

Ein Briefsteller[2]) führt einmal derartige Kanzleigeheimnisse an. „Ob es besonders lieben oder lieben besondern, ob es gnädigen oder gnädigsten Gruß oder günstigen Gruß und wohl-

---

[1]) K. Biedermann, Deutschl. im 18. Jahrh. II, 1, S. 65. — [2]) Talander, Gründl. Einleit. z. teutsch. Brief, S. 228.

geneigten Willen, ob es die Herren und euch oder euch alleine" und so fort heißen müsse, war wohl zu beachten. Unter den Mustern eines andern Briefstellers[1]) findet sich ein „Bittschreiben wegen Communication der Titulatur eines Fürsten an den andern." Man bittet um „das neueste Titularbuch, weil bey ietzigem Zustand und Einrichtung unser Kanzeley uns oftmals wegen der Titulatur anderer Potentaten, Fürsten und Stände viel scrupel und difficultäten vorfallen."

Und wie peinlich wurde jeder Verstoß bemerkt! In einem Kourtoisiebuch aus der Kanzlei Max Josephs III. von Bayern findet sich bei dem Namen des Herzogs von Arenberg folgende Note:[2])

„Abseiten einer allhiesigen Churf. Geheim. Rathskanzlei solle man geziemend unerindert nicht lassen, wie daß das von des Herrn Herzogs zu Arenberg Hochfürstl. Gnaden hiehero zuerlassen beliebte Neue Jahrsschreiben vom 18. verschienenen Monates und Jahres von darum nicht beantwortet werden können, weilen, vermuthlich aus einem Kanzlei-Verstoß, sich hierinnen gegen Se. Churf. Durchlaucht in der Anrede: Gnädiger Herr und Freund, im Contexte Euer Gnaden und Liebden, nach der Conclusion mit dero pleno titulo und bey der Courtoisie wiederum Euer Gnaden und Euer Liebden ausgedrückt worden." Künftig, heißt es dann weiter, hoffe man auf einen „dahier annehmlichen" Stil, „auf daß man nicht den unangenehmen Anlaß nehmen möge, die Antwort hierauf ausgestellt sein zu lassen." — Man sieht, wie ängstlich man bestrebt sein mußte, das Ceremoniell einzuhalten. Louise von Degenfeld, die Gemahlin Karl Ludwigs von der Pfalz, schreibt einmal an ihren Sohn, den Raugrafen Karllutz, daß ihm die Herzogin Sophie von Osnabrück ein Büchlein geschickt habe, er solle sich bedanken; für den Dank sendet sie aber sofort ein Muster mit.[3]) „Ich schreybe hiebey ein model des brifs an die herzogin (könt es corigiren), weillen noch nie an sie geschrieben." Bald darauf[4]) übersendet der Kurfürst selbst einen „gnädigen" Brief von Sophie

[1]) Der allzeitfertige Secretarius S. 191. — [2]) Leist, Höfische Sitte im alten Briefstil. Ztschr. f. Geschichte und Politik. V. Bd. S. 553. — [3]) Biblioth. d. litt. Vereins 167, S. 273. — [4]) Ebenda S. 284.

an Karllutz, und die besorgte Mutter mahnt sofort, daß dieser außerdem „auch eine antwort an J. C. Dl. [den Kurfürsten] erfordert, darin Ihr Ewer reconnoisence gegen der herzogin erkehnen solt, welches Ihr alles woll verstehet und woll auffsetzen könt, wan Ihr Eüch nur selbsten nicht mißtraut und auch die mühe dazu nehmen möcht." So achtsam war man selbst unter fürstlichen Verwandten in der gebildetsten und freisinnigsten Fürstenfamilie jener Zeit und bei eigenhändigen Briefen. Wie viel schlimmer mußte es erst in den Kanzleien sein!

Wie weit stand man in dieser Beziehung hinter den Franzosen zurück, die längst den Unwert dieser Dinge erkannt hatten. Elise Charlotte von Orleans ist einmal zur Gevatterin vom Darmstädter Hofe gebeten: „Habe einen großen schönnen cantzeleybrieff deßwegen von dem regirenden herrn entpfangen. Ich bin mitt der andtwordt ambarassirt; den ich habe keinen teütschen secretarie undt der protocol von frantzöschen secretarie ist schimpfflich vor unßere teütsche fürsten, will ihm also dadurch nicht andtwortten."[1]) Freilich mochte einem an die deutschen Kanzleischnörkel gewöhnten deutschen Fürsten die Weise der Franzosen „schimpflich" dünken.

In dieser respektssüchtigen, beständig nach oben blickenden Zeit konnte die Sitte der Hofkanzleien, auch wenn sie noch erbärmlicher entartet gewesen wäre, den Nimbus, der sie schon früher umgeben hatte, unmöglich verlieren. Sie wurde im Gegenteil das ausgesprochene Muster. Was die „verständigen Leute bei Hofe" thun, ist maßgebend; wer das nicht nachmachen konnte, war ein Bauer, das heißt ein verachtungswürdiger Mensch. Harsdörffer verlangt in seiner Teutschen Secretariatkunst ausdrücklich, daß „der Brief gebührlich nach den gewöhnlichen Hofsitten gestellet" sei. Und wer nicht anstoßen wollte, mußte seinen Briefsteller zur Hand nehmen oder im Familienbesitz befindliche kanzlistische Meisterstücke des Vaters oder Oheims nachzuahmen suchen. Mancher exzellierte in diesen nichtigen Äußerlichkeiten, schrieb selbstgefällig den ceremoniellen Wust nieder und war stolz darauf.

Der Zwang, der für jene ganze Zeit charakteristisch ist,

---

[1]) Bibl. d. litter. Vereins. Bd. 144, S. 20.

engte so den ganzen Verkehr der Menschen im höchsten Grade ein. Einfache Sendungen werden von Briefen begleitet, welche die ungeheure Anrede wie alle übrigen Formeln ganz ausführlich enthalten, mag auch am Schlusse stehen: „In größter Eil.“ Ein Amtmann, ein Vetter des Lukas Friedrich Behaim, bittet diesen um eine Unterredung:[1]) da werden zwei Folioseiten daraus. Eilige militärische Befehlsschreiben wahren ebenso genau die herkömmliche Briefetikette.

Das Wichtigste war natürlich die Beachtung der Titel. Dieses herkömmliche Laster der Deutschen stand jetzt in höchster Blüte. Die Accentuierung des Ranges und Titels wurde dem Deutschen so sehr zur zweiten Natur, daß die Nation noch heute an diesem lächerlichen Gebrechen leidet. Mehr wie je waren alle Kreise von einer wahnsinnigen Standeseitelkeit ergriffen.

Bei fürstlichen Personen war die Betonung und Beachtung der Titel, die doch immerhin eine staatsrechtliche Bedeutung hatten, noch am ehesten verzeihlich. Wie sehr in dieser Beziehung die Etikette gewahrt werden mußte, zeigen unter anderm viele Stellen aus den Briefen der Elisabeth Charlotte von Orleans. Die pfälzische Prinzessin, die nun an den französischen Hof verpflanzt war, hatte damit die größten Schwierigkeiten. In Frankreich gab man nicht entfernt so viel auf Titel. „Alle titteln undt maniren von Franckreich,“ schreibt sie einmal, „seindt so different von die teütschen, daß man lang sein muß, ehe man sich dran gewohnt. Man gibt selten tittel in Franckreich.“ [2]) Damit sie nun nicht durch die freiere französische Art die deutschen Fürsten beleidige, hatten ihre Eltern „erdacht, daß sie en billiet in dem brieff undt die überschriefft auff Teütsch machen solte;“ „undt weillen mein secretarius kein wordt Teütsch kan,“ schreibt sie an die Raugräfin Luise,[3]) „muß ich es ja woll mit meiner eygener handt thun.“ Solche Titelfragen waren auch im verwandtschaftlichen Verkehr zu beachten. Elise Charlotte schreibt einmal an die Raugräfin Louise über deren Schwester Caroline:[4])

---

[1]) 30. August 1630. A. N. M. — [2]) Bd. 122, S. 159. Vgl. auch: „Es ist nichts leichters, alß mit Franzosen zu sprechen; den man giebt niemandts keinen tittel hier.“ Bibl. d. litt. Ver. Bd. 157, S. 84. — [3]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 122, S. 429. — [4]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 88, S. 26. Vgl. auch S. 68.

„Wen ihr ahn sie schreibt, sagt ihr auch, daß ich vor lengsten auff ihren brieff geantwortet hette, wen ich eine überschrifft hette machen können; allein sie ist nun duchesse, undt ich darff ihr nicht schreiben, alß wen sie es were, weillen man hier den printzen von Oranien nicht vor könig in Engellandt halten will undt also seine duchessen nicht will passiren laßen, undt alß gräffin von Schomberg wolte ich die überschriefft auch nicht machen, indem ich gar fro bin, daß sie duchesse ist, habe ihr alßo nicht schreiben können."

Aber Titel und Würde wird nicht nur von fürstlichen Personen im trauten Verkehr gewahrt. Es spricht für die tiefeingewurzelte Achtung vor diesen Dingen, wenn ein tüchtiger und liebenswürdiger Edelmann, Herr Hans von Khevenhüller 1630 an seine Frau schreibt:[1]) „Wolgeborne Frau rc." und dann erst hinzufügt „Meine gar im Hertzen allergeliebteste Frau und Gemahlin", oder wenn zwei Brüder aus bürgerlichem Stande sich anreden: „Edler Ehrnvester, Insonders freundl. geliebter Bruder",[2]) oder die Überschrift für die Muhme lautet: „Erbare Ehrtugentreiche, Insonders günstige Frau Mum."[3])

Daß fremden Leuten gegenüber diese Ehrwörter genau dem Range entsprechend angewendet werden mußten, versteht sich von selbst. Die bis ins einzelnste gehende Spezialisierung derselben war ein altes Erbteil, und es wurden jetzt höchstens noch einige feinere Unterschiede entdeckt. Es macht für die Titulatur einen Unterschied, ob ein Diakonus graduiert ist oder nicht; ob man an einen Doktor der Medizin oder an einen Doktor der Rechte, ob man an einen Gerichtsschreiber, der „etwas studiert hat" oder an einen unstudierten schreibt. Das weibliche Geschlecht hatte noch seine besonderen Ehrwörter. In „Ehren" durfte man ihm sich nur nähern. Man nennt die Frau „Ehr- und Tugendreich" — ein Vogt nennt einmal seine Herrin „Ew. Hochadl. Thugent"[4]) —; es kommt vor, daß man einer Frau seinen freundlichen „Ehrengruß" vermelden läßt. Andererseits

[1]) Ztschr. f. deutsche Kulturg. II. Jahrg., S. 281. — [2]) Georg Hieronym. Behaim an Lukas Friedrich 13./23. Okt. 1613. A. N. M. — [3]) L. F. Behaim an die Muhme Pairin 1607. A. N. M. — [4]) Duwaldt an Frau v. Behaim-Schwarzbach 27. März 1704. A. N. M.

redeten die Frauen die Männer „Ehrengeneigt“ oder „in Gebühr günstig“ an und unterschrieben sich als „Ehrengeflissene“ oder „Ehrenwilligste“. Jedes überhaupt denkbare menschliche Verhältnis mußte also in Titel und Ehrworten berücksichtigt werden. Schreibt man also an Unbekannte, so muß man zuvörderst dessen genaue Titelansprüche kennen; der Sohn, der in der Fremde Dienste thut, sendet sobald als möglich den Titel seines Herrn nach Hause.

Aber in jener Zeit handelte es sich nicht nur um Wahrung der überkommenen Titel; vielmehr hatte alle Stände eine wahnwitzige Titelsucht ergriffen. Dieselbe war allerdings auch nicht ganz neu,[1]) wuchs aber jetzt in erschreckendem Grade. Es war eine wilde Jagd nach diesen nur äußerlichen, vermeintlichen Ehren und Würden. Jeder suchte für sich einen höheren Titel in Anspruch zu nehmen. „Wohin es dieser zeit mit den Tituln gerathen,“ heißt es in einem Formularbuch aus dem Anfang des Jahrhunderts,[2]) „ist einem jeden der Schreiberey erfahrnen bekannt; es will ein jeder den andern flattieren, damit auch er nach seinem Wunsch titulirt werde.“ Und ebenso sagt Lauremberg:

„Wol nicht wil ut der lüde ere gratie schlippen,
de moet de fedder temlik deep instippen
und setten den titel höger ein paer graed,
als mitbringt dessülven person und staet:
darmit krigt man gunst und kostet kein geld.“

Diese Sucht hatte im Laufe der Zeit ein allgemeines Avancement im Titel[3]) hervorgebracht. „Der Titel Hochgebohrn“ heißt es beim Spaten,[4]) „wie er hiebevor der Fürsten gröster Titel, also ist er itzo auf die Grafen kommen, welche ihnen doch die Fürsten aus ihren Kanzeleyen nicht leichtlich geben, sondern sie Wohlgebohrne schreiben. Es hat der schreibenden Schmeicheley ein Mittel hierinnen zu treffen, das Wort Hochwolgebohren erfunden . . . Die vom Adel heißen itzo insgemein Hochedelgebohrn, auch wenn sie gleich den Adel erst er-

[1]) Vgl. Teil I, S. 107. — [2]) Thesaurus Notariorum von Rud. Sattler, S. 743. — [3]) Vgl. W. H. Riehl, Kulturstudien aus drei Jahrhunderten, S. 28. — [4]) a. a. O. II, S. 416 f.

langet, weil der sonst prächtige Titel Hoch- und Woledel unter den Gelehrten, Rähten und andern von der Feder in die Irre geht." Die Bürger hießen Ehrenvest, oder Edel und vest; auch wohl Wohledel und gestreng,[1]) wie einst die Ritter. „Der Titul Erbar und Ehrsam seyn, ist nunmehr auff die Bauersleute gekommen." [2]) Den Frauen hatte alte Sitte das Ehrwort „Ehr und tugendreich" gegeben. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts begannen die vornehmeren Frauen sich dieses Prädikats zu schämen, weil sie es mit niedrigeren teilten, gerade wie man damals nicht mehr Jungfrau, sondern Fräulein heißen wollte. Der Spaten schilt auch darauf, daß sich bürgerliche Frauen „geborene N. N." nennen; das sei ein Vorrecht der Edlen.[3])

Man hat an diesem Titelwesen eine wahrhaft kindische Freude.[4]) Wenn Hans Jakob Behaim es in Frankreich endlich zum Leutnant gebracht hat, und nun der Vater ihn „lieber Sohn Leutenant" und Bruder und Schwester ihn „Edler ꝛc. Bruder Leütenandt" anreden, so mag das menschlich-natürlich oder wenigstens echt deutsch sein: es zeigt aber immerhin einen komischen Titelstolz. Wie charakteristisch ist aber eine Stelle aus einem Briefe der Luise von Degenfeld:[5]) „Der herr von Sels ist schön und wol gezogen, hatte mich etlich mahl besucht mitt viellem respect, gibt mir den titul von ‚Ihr G(naden)'." Man sieht deutlich, wie wohl ihr die Bezeichnung gefallen hat; darum erhält der Herr von Sels auch solches Lob. — Jene von Lauremberg verspottete Sitte, anderen einen höheren Titel zu geben, als sich gebührte, war damals durchaus ein Gebot der Höflichkeit. Als der Markgraf Wilhelm von Baden seine Söhne auf die italienische Reise schickte, gab er ihnen eine Titulaturliste mit, fügte aber hinzu, sie möchten lieber in der Ehrenerweisung excedieren, als zu sparsam damit sein.[6]) Ebenso

---

[1]) Michael Schlecht an L. F. Behaim 10./20. Mai 1630. A. N. M. — [2]) Harsdörffer a. a. O. I, S. 29. — [3]) a. a. O. II, S. 430. — [4]) Höchst komisch ist z. B. wenn Sattler in der Vorrede zu seinem Thesaurus Notar. bittet, man möchte Versehen im Titel „seiner Unwissenheit zumessen" und ihn „allergnädigst, gnädigst, gnädig, günstig vnd freundtlich entschuldiget halten." — [5]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 167, S. 506. — [6]) Ztschr. f. Gesch. d. Oberrh. N. F. I, S. 408.

geben auch die Briefsteller, trotzdem sie das Unwesen rügen, für den schriftlichen Verkehr den Rat, es sei besser, „man gebe zu viel Titel, oder man demütige sich zu viel als zu wenig.“ [1]) Und so war es in der That Sitte. An Lukas Friedrich Behaim schreibt dem gegenüber Camerarius: „In überschrift d. Brieff bitte ich fr. Mir nit Dz. pdicat Monseigneur, Sondern allein Monsieur zugeben.“ [2])

Diese Titelsucht hat auch die geistige Revolution des achtzehnten Jahrhunderts nicht ganz überwinden können: noch heute ist sie ein Gebrechen der Deutschen.

Damals paßte aber der ganze Titelkram recht zu der krausen und künstlichen, mit Fremdwörtern verbrämten Briefsprache. Namentlich die unendlich weitschweifigen Anreden zu Anfang des Briefes, die selbst im vertrautesten Verkehr galten, waren ganz nach dem Geschmacke der Zeit. Nur damals konnte der Sohn seinen Vater also anreden: [3]) „Edler, Ehrenvester, Fürsichtig-, Hoch vnd Wohlweiser, demselben Kindliche Lieb treu vnd gehorsamb neben frl. Salutation mitt wünschung aller zeitlichen vnd ewigen wohlfarth zuvor, Insonderß Hochgeehrter Herr Vatter“, oder ein Vetter den anderen: [4]) „Edler Ehrenvester, Fürsichtiger Wolweiser, Insonders Wolgeneigter geliebter Herr Vetter.“ Von einem Fremden wird Lukas Friedrich Behaim „Ehrenvester, Wolachtbarer fürnehmer, hochgelehrter vnd gestrenger Herr“ angeredet. Dem gegenüber war es in der That ein Fortschritt, wenn man später vorzog, die französische Anrede Monsieur über den deutschen Brief zu setzen.

Aber dieses feierliche Ceremonial- und Titelwesen, das jedem deutschen Brief ein furchtbar steifes Aussehen gab, diese notwendige Begleiterscheinung der deutschen Komplimentierart war es nicht allein, was diese von der freien französischen Höflichkeit unterschied.

Die deutsche Höflichkeit konnte sich nicht einfach und graziös, sondern nur bombastisch und schwülstig ausdrücken. Und andererseits fand sie in der Erhebung des Andern und der

---

[1]) Harsdörffer a. a. O. I, S. 74. — [2]) 2./12. März 1640. A. N. M. — [3]) Georg Fr. Behaim an s. Vater 1635. A. N. M. — [4]) Jakob Imhoff an L. F. Behaim 17. Juni 1622. A. N. M.

eigenen Erniedrigung nirgends Grenzen: man war nicht höflich, sondern sklavisch und hündisch kriechend.

Jene schwülstige Sprache, die für das siebzehnte Jahrhundert charakteristisch ist, war allein geeignet, solcher Gesinnung Ausdruck zu geben. Man mochte zuerst die neue majestätische Art zu reden ungewohnt finden: dann vernahm man, sie sei für den Verkehr mit Höheren notwendig, und nun lernte man sie für diesen Verkehr umwandeln und trefflich gebrauchen.

Schon 1632 ist Friedrich Behaim ein Virtuos in dieser Rede. Als Graf Heinrich Wilhelm von Solms verwundet worden ist, fühlt er sich gedrungen, dessen Sekretär von seiner Teilnahme zu benachrichtigen:[1] „Wie ich mich nun iecztgedachter schmertz vnd gefahr nicht vnbillich betrübet habe, also bin ich hingegen auch ob dießem schuß vornemblich darumb erfreuet worden, das hochgedachte S. Gr. Gn. nuhmehr ein wahres mahlzeichen eines rechtschaffenen Christlichen Helden vnd defensoris der Ehre Gottes an dero Gräflichem leib tragen, welches Sie mit vnaußbleibendem ruhmb zuvorderst Gott dem Höchsten, so dann dessen außerwehlten Rüstzeug, der Königl. Mts. in Schweden, wie auch allen rechtschaffnen Cavalliern zu bezeugung dero großmüthigen Christeneyfers zeigen vnd andre zur nachfolg damit anreitzen können, vngezweifelter Hofnung, es werde von dem Allmechtigen selbsten, alda ewig, alhie aber von höchstgedachter Königl. Mts. mit würckhlichem danckh gantz reichlich erkannt vnd belohnt werden.“ In solcher Weise den Mund recht voll zu nehmen, war das Bestreben aller höflichen Leute. Um 1700 wird diese schwülstige Sprache der Höflichkeit am schlimmsten. Recht geschmacklose Bilder waren am beliebtesten. Der Kapitän Mordeisen, der durch den allgemeinen Frieden um seine Stelle gekommen ist, bittet 1715 Elisabeth Charlotte von Orleans um ihre Verwendung, „mithin die hohe Würckung Dero Hochfürstl. Gnade noch anderweitig, obschon unverdient, zugönnen, umb so eher, da Ew. Königl. Hoheit die höchstberührte Gnaden-Strahlen nicht nur auff Lilien und Tuberosen, sondern auch auff geringen

[1]) An Joh. Albrandt, Gräfl. Solms'schen Rat und Sekretair 12. Mär 1632. A. N. M.

Klee und Dero alte Diener zuwerffen, ohne dem Sich jederzeit rühmlichst angelegen seyn lassen."[1]) Im einzelnen werden diese widerwärtigste aller Sprachen die Beispiele illustrieren, die bei der weiteren Schilderung der deutschen Komplimentierart anzuführen sind.

Das Wesen der Komplimentierart besteht, wie schon der Name sagt, im Komplimente machen. Die Komplimente, wie sie jene Zeit liebte, sind aber bis zum Ekel gesteigerte Lobhudeleien höherstehender Personen und tiefste Selbsterniedrigung der eigenen Person. Nur so ist es zu verstehen, wenn einmal Lise Lotte von Orleans schreibt:[2]) „in frantzöschen brieffen macht man keine complimenten nicht." Vor solchen krankhaften Verirrungen blieben die Franzosen allerdings bewahrt.

Es ist ein starkes Gefühl des Ekels zu überwinden, wenn man dieser Komplimentierart im deutschen Briefe nachgehen will, und widerwärtig ist es, sie zu schildern. Gleich der Eingang jedes ordentlichen Briefes zeigt dieses nichtige, armselige und geschmacklose Gemisch von Unsinn und Gemeinheit am deutlichsten. Im Eingang mußte natürlich der Eitelkeit des Empfängers am meisten geschmeichelt, mußte am ehesten alles vermieden werden, was etwa übel zu nehmen wäre, wenn der Briefschreiber den Hauptzweck seines Briefes erreichen wollte. Der Eingang verursachte daher „manchem mehr Schweiß, als der ganze Brief in der Nachfolge,"[3]) und die Briefsteller gaben auf ihn sehr viel.

Der gewöhnlichste Eingang eines höflichen Briefes ist eine Bitte um Entschuldigung dafür, daß man überhaupt dem Andern zu schreiben wagt. In der Regel werden wichtige Geschäfte desselben supponiert, und man bittet, gnädigst die Kühnheit zu verzeihen, daß man ihn in diesen gestört habe. Schon 1630 beginnt man den Brief: man habe nicht umgehen können, den Herrn zu molestiren — früher sagte man besuchen oder ersuchen —; ist es ein Höherer, an den man schreibt, so „erkühnt" man sich, ihn „in unterthänigkeit heimbzusuchen" oder „unterdienstlich zu behelligen." Oder man bedauert, „die hochwichtigen Negotien mit diesem schreiben zu turbiren." Der Residept Nicolai schreibt

---

[1]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 107, S. 684. — [2]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 88, S. 159. — [3]) Allzeitfert. Secretar. S. 136.

1632 an den schwedischen Gesandten Adler Salvius:[1]) „Ostermal hab ich mich für gesetzt, meinen herrn mit schreiben zu besuchen. Daß es aber bisher umblieben, wolle mein herr nicht anderst verstehen, als daß es herrühre, wie es in der wahrheit thuet, aus gebührlichem respect zu seinen vielfeltigen großen occupationen, darinnen meinen herrn zu interturbiren, ohne desto angenehmere materia mir nicht hat wollen gebühren.“ Um die Mitte des Jahrhunderts wird dieser lügnerische und gleißnerische Anfang immer häufiger und zugleich serviler. An seinen Pflegevater Lukas Friedrich Behaim schreibt Martin Siegfried Pfintzing:[2]) „Edler Ehren Vester Fürsichtiger Hoch vndt Wohl Weiser, besonders großgünstiger hochgeehrter Herr Vetter, hoher Gönner vndt mächtiger beforderer. Nechst meiner ob Wohlen geringfügigsten, doch stets bereitwilligsten vnd gehorsamsten dienste darbietung rc. habe ich vor diesesmahl durch anmahnung so Wohln meiner hertzlieben Mutter, alß auch antrieb eigener pflichtschuldigkeit, In berichtung meines jetzigen zustandes, mich der kühnheit gebrauchen wollen, Ewer Herrligkeiten mit gegenwertigem beschwert zu sein, Welches zwar bereit längst vnd offt zu geschehen, die höchste billigkeit erfordert hette, Wo ich nicht erstlich Von der geringfügigkeit meines styli, Vndt darnach von der betrachtung E. Hl. hochwichtigsten ampts vndt andern geschäfften darvon were abgehalten worden.“

Um 1700 gar ist dieser Eingang fast in jedem Briefe zu finden. Da wird überall um „hochgeneigten pardon“ gebeten, daß man „incommodirt“, daß man „die wichtigen Geschäfte unterbricht“, daß man „die hohe Arbeit stört“, daß man den Herrn „behelligt“ oder „bemüht“. Immer ermuntern dazu nur das Wohlwollen, „die große und ungemeine Humanität“ und ähnliche treffliche Eigenschaften des Adressaten. Auch der Fürst bedient sich solcher Wendungen, wenn er an seines Gleichen schreibt — „Ich pflege zwar Ew. Gnaden bei dero hohen und überhäuften Geschäften nicht gern mit Schreiben zu bemühen“, schreibt am 4. Dezember 1687 Ernst zu Hessen-Rheinfels an Philipp Wolfgang von der Pfalz —; und auch ganz belanglose Schreiben beginnen wohl:

[1]) Publikat. a. d. Preuß. Staatsarch. Bd. 35, S. 261. — [2]) 25. Jan. 1648. A. N. M.

man möge „nicht verübeln, daß man bey dero hohen affaires sich erkühnen muß, einige Hinderniß zu machen.“

Unendlich zahlreich sind die Variationen dieses bedientenhaften Themas. Regelmäßig pflegte man so einflußreichen Personen gegenüber und namentlich in wirklichen Bittbriefen zu schreiben. Vor allem bedarf es der Entschuldigung, wenn man dem Empfänger unbekannt ist. So schreibt Lukas Friedrich Behaim an den Rat v. d. Knesebeck:[1]) „Nechst schuldigster oblation meiner bereitwilligsten dienste, hab ich mich zuvörderst dienstlich zuentschuldigen, das ich, alß von person vnbekant, E. Gstr. bei dero hochwichtigen expeditionibus mit diesen meinen villeicht verdrießlichen schreiben behellige.“ Berühmten oder hochstehenden Personen gegenüber windet man sich förmlich. So schreibt an den streitbaren Theologen Joh. Fr. Mayer ein würtembergischer Diakonus:[2])

„Seine Hochwürden v. Magnificenz werden Sich vielleicht anfänglich verwundern, wie Ich rauchendes Döchtlein mich erkühne mit so geringer v. schlechter Feder vor dero hocherleüchte augen zukommen v. derselben hohe v. weltberuffene Geschäfften zu unterbrechen, aber wann Sie vernemmen, daß solches auß der empfindlichsten estime herkomme, welche Ich gegen dero allertheuriste Person auß Ihren ohnvergleichlichen Schrifften v. Büchern gefasset ... so würd hoffendlich dero gottselige Humanität v. rechtschaffene Theologische Dexterität mir diese Schwachheit hochgeneigt v. väterl. zu gut halten.“

Vollends aber bei Bittschreiben war es notwendig, durch derartige Entschuldigungseingänge sich das Wohlwollen des betreffenden Gönners zu erwerben. An den Sekretär Baners schreibt 1639 Hedwig von Behr wegen ihres gefangenen Gatten.[3]) Wie sucht sie dem Menschen da zu schmeicheln! „Hoch Ernuehster Groszachtbar vnd Hochgelarter ehren groszgonstiger vnnd vielgeneigter Her vnd freund, Seine mir schon in Pommern erwiesene vnd aus allen actionibus sonsten allewege vorspuerte groſze favor wilfehrung vnd dexteritet, wie auch wegen meines

[1]) 6. Mai 1637 Conzept. A. N. M. — [2]) Th. Chr. Zeller 1. Juli 1700. Ms. Pom. fol. 232 (Greifsw. Un.-Bibl.). — [3]) Vitae Pomeranorum III. (Greifsw. Un.-Bibl.).

felschlig traducirten vnd druf vnschuldig annoch leider ghar hart vnd schwer captivirten Ehr Junckers Jurg Behrns satsamb condestirte Christmitleidentliche displicentz vnd ober daß beliebter justici vnd abomirirten vnrechten gewalts, ihm allenthalb ruhmblig nachgehende fama haben mich nebest zu Ihme gefaßeter sicherer Confidentz abermaln incitiret vnnd gleichsamb animiret, meinen Ehrengeneigten gonstigen Hern vnd freund, mit diesem meinem schreiben abermal molestirlig anzugehen." Hier handelt es sich wenigstens um eine hohe Sache, die Freiheit des Gatten. Siebzig Jahre später genügt der Wunsch, einige Bücher aus eines Andern Bibliothek zu benutzen, um einen Gelehrten zu folgendem Eingang zu begeistern:[1])

„Wann nicht Ew. Hochwürd. Magnificence hochgepriesene Leutseeligkeit mir von jedermännigl. gerühmet worden, ich auch dieselbe, da vor 6 Jahren die hohe Ehre genoß, meine gehorsamste Auffwartung in Hamburg zu machen, selbst überflüßig verspüret; würde nimmer mir die Künheit genommen haben, vor Dehro Augen bey so hochwichtigen Amts-affeires mit meinem geringen Schreiben zu treten: Nun aber gelebe der sichern Hoffnung, Ew. Hochw. Magnificence werden diese Freyheit eines gehorsamsten Dieners hochgeneigt perdoniren, auch überdem mir das hohe Glück gönnen, daß unter die Zahl Dehro Clienten auffgenommen werden möge. Da mich dann gleich erkühne, Ew. Hochw. Magnificence höchstschätzbahres consilium undt ansehnl. Hülffe unterdienstl. zu erbitten."

Man lernt in der That jene Zeit erst nach Gebühr würdigen, wenn man solchen Wust liest.

Nicht bei allen Briefen findet sich, wie gesagt, dieser Entschuldigungs-Eingang; überhöflich ist aber die Einleitung des Briefes in jedem Falle,[2]) wenigstens in der Periode des deutsch-

[1]) Aepinus an J. F. Mayer 13. Dezember 1703. Ms. Pom. fol. 230. (Greifsw. Un.-Bibl.) — [2]) Es klingt uns sonderbar, wenn die Raugräfin Caroline ein Brieflein an ihren Vater, den Kurfürsten Karl Ludwig, darin sie von ihrem Ergehen berichtet, beginnt: „J. C. D. meinen unterthänigsten gehorsam zu bezeugen, erkühne mich durch dieße wenige zeihlen, mich sampt meinen brüdern undt schwestern in dero hohen gnaden zu befehlen" (Bibl. d. litt. Ver. 167, S. 404), mag aber mit dem Range ihres Vaters entschuldigt werden.

französischen Briefes. Nachdem man die Ehre gehabt, die angenehme Conversation und Connaissance von jemand zu haben, will man auch schriftlich sich ihm nähern; das herzliche Vergnügen, so man alle Male aus dessen hochangenehmer Conversation empfunden, giebt nicht zu, die Post leer abgehen zu lassen; oder man fühlt sich gezwungen, sich einzustellen und zu versichern, daß man nur auf die occasion warte, seine Dienstwilligkeit zu bezeugen oder unter die Zahl der getreuen Diener aufgenommen zu werden;[1]) oder man freut sich zu schreiben, um die höchste Aestime und Ergebenheit zeigen zu können; man kann nicht unterlassen, sich das plaisir zu machen, mit diesen wenigen Zeilen sein Morgencompliment abzulegen. Und was dergleichen Albernheiten mehr sind![2])

Diese Eingänge könnten ein hinreichendes Bild von der Höflichkeit im deutschen Briefe geben, aber es erscheint doch notwendig und ist immerhin auch psychologisch interessant, die charakteristischen Züge dieses neuen Geistes ausführlicher hervorzuheben.

Das wesentlichste Zeichen der deutschen Höflichkeit ist das völlige Zurücktreten der eigenen Person und die schrankenlose Auszeichnung des andern. Freilich darf man daraus nicht auf einen sehr geringen Egoismus des damaligen Geschlechts schließen. Im Gegenteil wird später evident hervortreten, daß sich unter diesem Servilismus der krasseste Eigennutz versteckte. Die Höflichkeit war Schein, Äußerlichkeit, Maske. Und weil sie so durch und durch unwahr ist, darum liebt sie die maßlose Übertreibung.

Dem Andern gegenüber, vorausgesetzt, daß derselbe höher stand — denn gegen Niedrigerstehende machte man seinerseits aus übermütiger Verachtung kein Hehl — drückte man die eigene Person zu einem völligen Nichts herab. Das eigene Ich schien bei dem herrschenden gänzlichen Mangel an Selbstachtung auch nicht die geringste Existenzberechtigung zu haben. Das giebt sich auch äußerlich kund. Schon in der mittelalterlichen Salutatio

[1]) z. B. Arnim an Gallas. Hallwich, Wallensteins Ende Bd. I, S. 136. — [2]) Eine Zusammenstellung höflicher Eingänge siehe z. B. bei Talander, Bequemes Handbuch auserles. Sendschreiben, S. 28 ff. und desselben Allzeitfertig. Briefst. III. Teil, S. 457 ff.

mußte vermieden werden, den eigenen Namen dem andern voranzustellen, ne alteri fiat iniuria. Jetzt durfte niemals das „Ich" vor dem Titel des andern stehen. Man mußte also schreiben: „Nebest erbietung meines grußes ꝛc. gebe E. E. ich hiemit in eyl zu vernehmen[1]") oder „Auch, Edler Ehrnvester Thue Eure Ehrnv: vnd Herrl. ich . . . ein klein väßlein Bier . . . wollmeinent överschichhen vnd verehren."[2]) „Vornehmere", heißt es beim Spaten,[3]) „können wol schreiben: Ich habe euren Brief empfangen. Geringere müssen das Ich nachsetzen." Die Briefe scheinen nur zur Bezeugung der Ergebung schreibenswert zu sein.

Die größte Unterthänigkeit muß der Briefschreiber auch sonst zum Ausdruck bringen. Viele begnügen sich nicht mit weitschweifiger Dienstversicherung am Anfang oder am Schluß, sondern fügen überall, wo sie von sich sprechen, „E. Gn. unterthänigster Diener" oder „ärmster client" hinzu. In einem Briefstellerbeispiel,[4]) das nicht übertrieben zu sein braucht, wird die Anzeige der Geburt eines Sohnes in die Form eingekleidet, „daß durch die Vermehrung meines Hauses die Zahl seiner willfertigen Diener vergrößert worden." Die Höflichkeit erfordert sogar, daß man sich selbst besonders schlecht macht. Den eigenen Brief nennt man „dieses wenige und schlechte Schreiben" oder „diese geringschätzigen (d. h. zu schätzenden) Zeilen," man spricht von seiner „übelgeschnittenen Feder" und von der „Geringfügigkeit seines styli." An den ältern Bruder Karl Ludwig von der Pfalz schreibt einmal Sophie von Hannover: „Ich darf E. G. aber nicht lenger auffhalten mit mein vngehobelt schreiben."[5])

Man ist nicht nur Diener, sondern „unwürdiger" Diener. Man sieht in der Erfüllung einer Bitte eine „nie satt zu rühmende unverdiente Gewogenheit." Man spricht von einem „mir angewürdigten wertheſten Schreiben," dankt für den „gnädigen Gruß." Altringer schreibt an Wallenstein über militärische Maßregeln:

[1]) Joach. Bong an L. F. Behaim 6. Juli 1623. A. N. M. — [2]) Conrad Herer, Notar, an L. F. Behaim 5. Mai 1645. A. N. M. — [3]) a. a. O. II, S. 472. — [4]) Spaten a. a. O. III, S. 65. — [5]) Publikationen aus den Preuß. Staatsarchiven Bd. 26, S. 4. Freilich war sie damals noch jung, ihre geistreiche Korrespondenz mit dem Bruder hatte noch nicht begonnen.

„ob solches thunlich, kan Ich nicht wissen, vnd ist mir vil zu schwer, solches in meinem schwachen talento zu begreiffen.“[1])

Dem gegenüber wird der Andere besonders erhoben. Er ist unter allen Umständen der Gönner, der Patron. Zunächst bezeichnet man so natürlich Leute, die einigen Anspruch darauf haben, so nennt Georg Tobias Schwendörffer[2]) den alten Behaim „einen mächtigen Patron meiner vielgeliebten Frawen Mutter und Schwestern“ und einen „hochberühmbten Patron der Wittwen und Waisen.“ Das klingt schon übertrieben genug. Aber schon 1644[3]) nennt Christoph Hardesheim seinen jungen Vetter Hans Jakob „meinen großen Patron und Fautorem.“ Und um 1700 wird es, ob berechtigt oder nicht, ein steter Zusatz zur Anrede. „Großer oder großwerther, Hochgeneigter Gönner“ oder „Gönner und Patron“ nennt man Höherstehende; aber auch Gleichstehende und Verwandte heißen „Patron und Collega“ oder „Schwager und hochwerther Gönner.“ Und ebenso findet sich neben dem kurzen französischen mon patron (häufig z. B. bei Leibniz) das langatmige lateinische „Magnifice Patrone, multis nominibus religiose colende ac venerande.“ Und wie immer in der Anrede, so findet man solche Bezeichnung auch sonst im Briefe, so in der Schlußformel: „Indessen wünsche von Hertzen, daß die Göttl. Allmacht Ew. Hochw. Magnificence bey aller hohen prosperité zum großen Nutzen der Christl. Kirchen undt gelehrten Welt, auch mir alß einen hochgeneigten Patron gnädigst erhalten wolle.“[4])

Wenn man sich selbst erniedrigt, so sagt man hingegen dem Andern überall Elogen und Schmeicheleien. Er besitzt die trefflichsten Eigenschaften; man spricht von seiner „weltbekannten Humanität,“ seiner „weltkundigen Weisheit.“ Persönliche Bekanntschaft drückt man durch die anmutige Wendung aus, man kenne den Herrn „seinem liebreichen Angesichte nach.“[5]) Hat der andere eine Schrift verfaßt, oder ist sonst irgendwie aufgetreten, so muß das über die Maßen gelobt werden. Der Greifswalder General=

[1]) Hallwich, Wallensteins Ende Bd. II, S. 163. — [2]) 11. Januar 1646. A. N. M. — [3]) 12. April 1644. A. N. M. — [4]) Aepinus an J. F. Mayer 13. Dezember 1703. Ms. Pom. fol. 230 (Greifsw. Un.=Bibl.). — [5]) B. Schäffer an J. F. Mayer 23. Mai 1691. Ms. Pom. fol. 232 (Greifsw. Un.=Bibl.).

superintendent Mayer übersendet seine schon erwähnte Schrift: „Ähnliches Bild Caroli XII." einem Rate in Stettin;[1]) der sieht darin etwas, „was Farbe und Pinsel, Kunst und Künstler ewig müssen anstehen laßen und ihr unvermögen dabey bekennen." Überall sucht man ein Verdienst des andern zu entdecken. Als der schwedische Rat Jäger einmal nach Stockholm glückliche Überfahrt gehabt hat, thut er so, als ob er diese der Fürbitte des Generalsuperintendenten zu danken habe:[2]) „Sein mihr versprochenes Gebeht hatt so viel gefruchtet und ist so kräftig gewesen, das Ich Gott Lob glücklich über Waßer und Land alhie angelanget."

Während man ferner den eigenen Brief gering und schlecht nennt, legt man dem des Andern ehrende Beiwörter bei. Schon zu Anfang des Jahrhunderts spricht man oft von „angenehmen oder geliebten Schreiben;" Camerarius nennt die Briefe Behaims oft „Sein beliebtes, mir sehr angenehmes Schreiben." Ein Brief, der schlimme Nachrichten enthält, ist ein „sonsten angenehmes, aber zu diesem mal gancz laidiges Schreiben;"[3]) angesehener Leute Brief wird „höchstangenehm." „Des Höchstgeehrten Nehrenden gnädig Beliebtes" schreibt ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft.[4]) Dann kommt die Bezeichnung „geehrtes Brieflein oder Schreiben" auf. Daneben heißt es: „erfreuliches, beliebtes, hochgünstiges, werthes, meines geliebten Herrn hochwerthes, hochestimirliches, vielwerthestes, allerwerthestes," bei den Briefstellern auch „allerliebstes und allersüßestes Schreiben." Namentlich um 1700 liebt man die Superlative. Einzelne drücken noch umständlicher ihre Freude über die Ehre eines Briefes aus, so durch die Wendung: „Es hat mich dero obligeantes Schreiben in ein hertzliches Vergnügen gesetzet." Ein Herr von Mascow beginnt einmal seinen Brief:[5]) „Was es mir vor eine große Freude gewesen, da ich die Ehre gehabt, von meinem liebwerthesten H. Vetter mit einem Brieff regaliret zu werden, ist meine Feder zu schreiben nicht capabel." Überhaupt werden Briefe als eine

---

[1]) Lagerström vgl. Ms. Pom. fol. 231. — [2]) 14./25. März 1702. Ms. Pom. fol. 230 (Greifsw. Un.-Bibl.). — [3]) L. F. Behaim an Andreas Conrad. 17./27. Oktober 1643. A. N. M. — [4]) Krause, Erzschrein S. 345. — [5]) 17. März 1712 Vitae Pomer. 25 (Greifsw. Un.-Bibl.).

„sonderbare marque des Wohlwollens oder der Freundschaft" angesehen, und man muß dafür danken. „Meine Schuldigkeit hatte ich wohl ehe bey E. L. ablegen solt," schreibt Anna Sophie von Braunschweig an Wallenstein,[1]) „mich zum dienstlichsten bedanken vohr dero liebs brieflein."

Während man die eigene Antwort gewöhnlich „dienstlich" nennt, zum Beispiel schreibt „in ganz dienstlicher Antwort meines hochgeehrten Herrn werthen und geehrtesten Schreibens," gilt die Antwort des andern als eine besondere Gnade. Man nimmt es höchst dankbar auf, wenn man „durch dero geehrte und hochwertheste antwort beglückseeligt werden"[2]) sollte. Überhaupt ist man für den geringsten Gunstbeweis eines vornehmen Mannes tief dankbar. An Lukas Friedrich Behaim schreibt einmal in Bezug auf eine gelegentliche Erkundigung des Ludwig Camerarius Nikolaus Rittershusius:[3]) „Im vbrigen wie mich herzlich erfreuet, daß ein so hochansehnliche Persohn nach seines Praeceptoris söhne zustand forschet."

Diese überall angenommene und zur Schau getragene eigene Unterthänigkeit erfordert naturgemäß besondere Aufmerksamkeit und Gefälligkeit. Man fühlt sich durch Aufträge außerordentlich geehrt. So ist ein Bekannter Johann Friedr. Mayers[4]) besonders erfreut, „daß mein hochgeneigter Herr Ober-Kirchen-Rath als der gröste Theologus unßer zeiten mich als den geringsten seiner Diener eines eigenhändigen Schreibens, ja gar einer angenehmen Commission gewürdiget." Und an denselben schreibt der Professor Palthenius, der sich auf einer Reise befand, von Paris:[5]) „So hoffe ich zu erweisen, das Ew. Magnif. unter allen dero Dienern viel haben, die mich zwar an geschicklichkeit vnd glück in ihren Diensten übertreffen, niemand aber mit größerer aufrichtigkeit vnd trewe Ihnen zugethan seyn könne. Die Kleine Gelegenheit, so Ew. Magnif. mir dazu an hand geben, nehme ich mit äußersten freuden an, und werde das großeste vergnügen von der Welt daraus machen, von denen

[1]) Hallwich, Wallensteins Ende Bd. I, S. 63. — [2]) G. Lehmann an J. F. Mayer. 12. Jan. 1702. Ms. Pom. fol. 231 (Greifsw. Un.-Bibl.). — [3]) 7. Febr. 1643. A. N. M. — [4]) Christ. Hahn Ms. Pom. fol. 230. — [5]) 6./16. Juni 1698 Ms. Pom. fol. 232.

sachen, so Zeit meines hieseyns vorgehen, Ew. Magnif. zu unterhalten." Auch wenn man jemandem eine besondere Aufmerksamkeit erweist, bittet man dafür noch erst um Entschuldigung. Als der Berliner Hofprediger Jablonski dem Abt von Loccum, der Medaillen sammelte, solche durch Leibniz übermittelte, fügte er die Bitte an den Abt bei, „nicht übel zu deuten, daß diesen Tropfen in dero Meer zu tragen mich erkühne." [1]) Dank lehnt man daher ab. Als der angesehene Augsburger Patrizier Hainhofer den jungen Behaim bei sich bewirtet, und der Vater sich dafür bedankt hatte, schreibt er: „Die Seinem geliebten Herrn sohn Georg Friedrich propter brevitatem temporis, in dem Er nach hauß geeylet, gering erzaigte ehr vnd socratische conviviolum ist khaines dankhs werth." [2]) Es gebührt sich ferner, Aufmerksamkeiten in den Brief einzustreuen, wie höfliche Wünsche (wünsche ein gesegnetes Osterfest), Ausdrücke des Bedauerns über Unfälle und Krankheiten, über die „so schwere Leibesschwachheit," oder der Freude „über die glücklich abgelegte Reise, die recuperirte Gesundheit oder Genesung von der maladie, so ihn befallen." Als Johann Friedrich Mayer dem Rat Lagerström von einem vornehmen Besuch erzählt hat, bemerkt dieser gleich im nächsten Briefe: [3]) „Ich gratulire zu der angenehmen visite des vornehmen Schwedischen Frauenzimmers." Unter hochgestellten Leuten verlangt die Etikette solche Aufmerksamkeiten oder Komplimente [4]) besonders häufig. Als die Prinzessin von Modena genesen ist, hat Lise Lotte „dem printzen ihr compliment drüber machen müßen." [5]) Der Kurfürstin von Hannover macht sie ihr Kompliment, weil sie „uhraltmutter" wird. [6]) Den Raugräfinnen schreibt sie: „Ich mache Euch auch mein compliment über den Verlust Eweres schwagers." [7]) Wie diese gegenseitige Aufmerksamkeit den Briefverkehr in Hinsicht der Gelegenheits-, namentlich

---

[1]) Leibniz' deutsche Schriften hrsg. von Guhrauer II, S. 78. — [2]) 3./13. Febr. 1642. A. N. M. — [3]) 13. September 1707. Ms. Pom. fol. 231. — [4]) Kompliment bedeutet Bezeugung höflicher Teilnahme. Man macht sie bei Todesfällen wie bei freudigen Anlässen. „Bei deinem Br(uder) dem Secretario vnd deßen Liebste habe daß Compliment, wegen seiner newlich gebohrenen jungen Tochter abgestattet." Briefe d. Hamb. Bürgerm. Joh. Schulte an s. Sohn. S. 174. — [5]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 144, S. 286. — [6]) Ebend. S. 361. — [7]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 132, S. 181.

der Glückwunschschreiben steigerte, wird später im einzelnen gezeigt werden.

Andererseits vermehrt die durch solche fortwährenden Ehrenbezeugungen hochgespannte Eitelkeit und Empfindlichkeit die Gelegenheiten, sich zu entschuldigen. Von dem in dieser Beziehung charakteristischen Eingang des Briefes ist schon gesprochen worden. „Lästig zu fallen", gilt überhaupt als ein Verbrechen. Da Camerarius sich dem jungen Hans Jakob Behaim durch Rekommandationen gefällig erwiesen hat, entschuldigt sich der Vater wegen dieser Belästigung fortwährend. „Mein Herr Vetter wolle doch nit gedencken," schreibt schließlich Camerarius, [1]) „daß mir Sein Sohn vngelegenheit gemacht habe." Verstößt man ferner irgendwie gegen die Etikette, so bedarf das immer der Entschuldigung. Räte, Sekretäre und ähnliche Leute lieben zum Beispiel nicht eigenhändig zu schreiben. Da muß man in der Nachschrift um Verzeihung bitten. Sogar Fürsten pflegen im intimen Verkehr sich deswegen zu entschuldigen: „E. L. wollen uns unsers eigner Hand Nichtschreibens freundlich entschuldigt wissen, denn E. L. wissen, daß wir sonderlich mit der Feder nicht dermaßen geschickt sind, als die so hochgelehrt." [2]) Damit man nicht durch Versehen anstößt, begegnet häufig die Entschuldigung, man habe den Brief nicht „überlesen" können. So fügt Georg Friedrich Behaim einem Brief an seinen Vater [3]) die Nachschrift hinzu: „Der Herr Vatter wolle mihr die errores, so villeicht in diesem schreiben vorlauffen nicht verarchen, dan ich es nicht allein in sehr großer eyl geschrieben, sondern auch mihr nicht so viel zeit öberig gewesen, ds ich solches überlesen hatte können." „Ich hab nicht zeit dieß zu überlesen", setzt auch einmal Karl Ludwig von der Pfalz unter einen Brief an seine Gemahlin Louise von Degenfeld. [4]) In den Briefen der Elisabeth Charlotte von Orleans findet sich, trotzdem sie wenig auf die Etikette giebt, diese Entschuldigung sehr oft. Da ferner die Briefe in jener Zeit sehr genau („artikelweis") beantwortet wurden, durfte man auch in der Vernachlässigung dieser Regel den Empfänger nicht beleidigen. „Ich bitte zu excusiren," schreibt der Rat Jäger an den oft erwähnten J. F. Mayer, [5]) „das

[1]) 10./20. Dezember 1640. — [2]) Ztschr. f. Gesch. u. Politik, V. Band, S. 553. — [3]) 1635. A. N. M. — [4]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 167, S. 149. — [5]) 27. Aug. 1701. Ms. Pom. fol. 230 (Greifsw. Un.-Bibl.). Vgl. Kriegs-

wegen verfloßener Zeit nicht alle momenta deßen wollerhaltenen sehr angenehmen Schreibens beantworte." Ein vornehmer Herr darf sich schon erlauben, sich in betreff der Antworten sogleich ein für allemal zu entschuldigen. „Wie dan des Herrn in versu beschehene glückwünschung," schreibt der Graf von Buchheim an Christoph Agricola,[1]) „auch die gewohnliche Correspondentz gar gern gesehen, alß wil den Herrn vmb die vnaufhörlich continuation deroselben Einmahl vor alle mal gebeten haben, vnd da es begeben möchte, ds nach meinem verlangen alle Posten dessen briefl. nicht beantwortete, solches den vorfallenden verhindernußen zuzumeßen." Weiter sind sehr häufig die Entschuldigungen wegen Nichtschreibens; denn ein reger schriftlicher Verkehr war Gebot der Höflichkeit, aber auch schon wirkliches Bedürfnis geworden. Andererseits war es aber wieder unfein, allzu lange Briefe zu schreiben. „Bitte vmb Verzeihunge, ob ich über gebüre schwatze," schreibt Andreas Conrad an Behaim,[2]) und an einen Vornehmen schreibt jemand:[3]) „Inzwischen bitte ich um Verzeihung, wo ich Ew. Exc. Gedult durch die länge dieser zeilen gemißbrauchet. Sie werden meine kühnheit nicht dadurch abstraffen, daß Sie mir auferlegen, hinkünfftig nicht mit brieffen aufzuwarten." Kleinere Verstöße erfordern auch höfliche Entschuldigung. „Muß aber doch ein wenig filtzen," schreibt Lise Lotte von Orleans den Verwandten mit Recht,[4]) „daß Ihr mir eine entschuldigung macht, mir Ewern neüjahrswunsch in postscriptum geschrieben zu haben."

Die fortwährende Furcht, irgendwie zu mißfallen, ist bei vielen geradezu krankhaft geworden. Hat man jemand nicht be-

---

und Staatsschriften des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden. Hrsg. v. Röder von Diersburg. I. Urk. S. 3, Fürst Salm an Ludwig: „Das verdrießliche podagra thuet mir nit zugeben, daß E. L. von eygener Handt bediene." S. 69 Prinz Eugen v. Savoyen an Ludwig: „Ob ich zwar E. L. meiner schuldigkeith nach nit eigenhendig bediene, so werden Sye mir es aber umb so lieber perdonniren, alß dieselbe versichern khan, daß es aus kheinem übersehen herrühre, sondern wegen des Feindes gegenwarth und consequenter häuffiger occupation halben nit gefolgen khönne."

[1]) 5. Januar 1646. In dem Lukas Friedr. Behaimschen Briefwechsel A. N. M. — [2]) 19. Juli 1641 A. N. M. — [3]) Joh. Ludw. Dreißigmann. 15. Aug. 1711. Ms. Pom. fol. 230 (Greifsw. Un.-Bibl.). — [4]) Bibl. d. litt. Vereins Bd. 107 S. 2.

suchen können, so bittet man, „dem suspicionem zu dimoviren," als ob es „aus Unvertraulichkeit oder Mißtrauen geschehen wäre." Bei dem geringsten Anzeichen fragt man an, ob man etwas verbrochen habe, worauf denn der Andere wieder versichert, er hege „nicht die geringste alteration gegen seine Person." Jeder erbietet sich bei Verstimmungen zu einem „Pater Peccavi." Es ist eben trotz aller der schönen Worte eine durch und durch unerquickliche, gezwungene Art, mit einander zu verkehren.

Ist nun schon die Höflichkeit der gewöhnlichen Briefe widerlich übertrieben, so steigt sie in solchen Schreiben, durch die es etwas zu erreichen gilt, also namentlich in Bittschreiben, über alles Maß. Schon wenn man um Gefälligkeiten bittet, ist es einem „wahrlich leid, Euch damit zu molestiren, freundlich bittend, mir günstig zu verzeihen." In wirklichen Bittgesuchen aber wirft man mit den unglaublichsten Schmeicheleien um sich; man verspricht alles denkbare. Einer, der in eines Rates Dienste treten möchte,[1]) will diesem „mit solcher redtlichkeit jedesmahl begegnen," daß dieser „ein satsahmes Vergnügen darob tragen werde." Am Schluß wünscht man zu ersterben „Ihro rc. gantz unterthänigst-gehorsamster demüthigster Knecht." Ein junger Theologe, Nathanael Kitzmann, der als Student von der Greifswalder Universität relegiert war, dem alle Kanzeln „in Patria" untersagt waren, wendet sich später als reuiger Sünder, zumal er vom General Steenbock die Vocation zu seinem Feldprediger erhalten hat, an den Generalsuperintendenten Mayer.[2]) Sein Schreiben beginnt:

J. N. J.

Mein hochweiser H. Ober Kirchen Raht, Generalis Superintendens, Procancellarie perpetue, Comes Palatin: wie auch Professor primarie publice, mein insonders Hochgeehrtester H. Vater in christo, wie auch hertzlich vielgeliebter H. Patron, fautor ac Promotor studiorum meorum.

Wañ mein Christliches und hertzlich wollmeinendes Ersuchen bey dem Hochw. H. Ober Kirchen Raht sich, nebst vorangehender Anerwünschung alles im Göttlichen Wort enthaltenen Seegens, von dem H. Dreyeinigen Gott, eines zur hertzlichen

---

[1]) Rehfeldt aus Gandersheim 5. März 1705. A. N. M. — [2]) 28. Juli 1705. Ms. Pom. fol. 231 (Greifsw. Un.-Bibl.).

Barmhertzigkeit reflectirendes Hertzens versichern könnte, würde mein danckbahres Gemüthe dero hohes Versöhnungs-Exempel und recht himmlisches Friedens Beyspiel der gegenwärtigen, wie auch späten Nachwelt zum großen Wunder vorhaltende hinterlaßen.“ Nach diesem erbaulichen Anfang folgt ein drei eng geschriebene Folioseiten umfassendes Konglomerat von widerlichen Schmeicheleien, zerknirschten Selbstanklagen und demüthigsten Bitten um Versöhnung und eine „kleine intercession.“ „Wann das verschertzte Glück mich noch einmahl,“ heißt es späterhin, „bey meiner rechten Hand leyten und mich an einen Ort in der Welt hinführen möchte: Es würde mein gantzes Wesen mit allen innerlichen und eußerlichen Kräfften auf dero in der Welt höchst verdiente Ehren-Bezeugungen bedacht seyn; solte mein sehnlicher Wunsch nach dero hohen leiblichen Gegenwart in diesem Stück schiffbruch leyden, so sollen an statt deßen dero vor den Augen der gelahrten Welt liegende und bekandte geistreiche Schrifften mein Vergnügen stillen, mit hertzlichen Wunsche, Gott wolle dero hohes Gedächtniß zum ewigen Seegen setzen, und mich ungehorsam gewesenen meine grobe verübte Schwachheiten aus Gnaden verzeihen, und mich in künfftiger Zeit erleuchtete Augen meines Verstandes geben umb zu erkennen, was es auf sich habe, sich an einen gesalbten und auserwehlten Rüstzeug Gottes zu vergreiffen.“ Es ist sehr wahrscheinlich, daß der fromme Empfänger diese Tiraden mit wohlgefälligem Lächeln las und dem „verirten und verlohrnen Schaff“ seine Gnade wieder zuwandte.

Den Bittbriefen ähnlich sind folgerichtig die Dankesschreiben. Wie man in jenen nach den Briefstellern „sich erniedrigen und mit süßen Worten liebkosen“ [1]) soll, so muß „sonderlich die Danksagung mit verbindlichen und süßen Worten angefüllet sein.“ [2]) Diese notwendige kriechende Demut ist nach der Meinung Stielers [3]) „die Ursache, daß die Franzosen nicht gern danken wollen.“

Der ganze Geist, der diese höflichen Briefe beseelt — natürlich nicht nur die deutsch geschriebenen, sondern auch die lateinischen, [4]) denn die Gelehrten sind noch allezeit die charakter-

---

[1]) Teutsche Secretariat-Kunst von dem Spahten III, S. 923. — [2]) Ebenda III, S. 42. — [3]) Ebenda III, S. 248. — [4]) Ein Beispiel eines lateinischen Entschuldigungseingangs z. B. bei Augusti Buchneri Epist.

losesten und servilsten Männer ihres Volkes gewesen — ist ein Geist der Unnatur, ein Geist der Lüge. „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist," hat Goethe einmal gesagt. Alle die Ehrenbezeugungen und Diensterbietungen sind nur Tiraden, die Schmeicheleien bewußte Lüge. Wenn einer sich „dienstbegierigster" oder „bis in den Tod ergebenster" unterschreibt, so mag er sich dabei weiter nichts denken; wenn aber zum Beispiel ein Theologe an Joh. Friedr. Mayer schreibt:[1]) „Warlich ich habe die ursache nicht aussinnen können, warum durch ein so langwieriges stillschweigen habe sollen abgestraffet werden. Endlich an dem tage, als eben an das Kupffer, so mit sprüchen aus dem Buche der Weißheit meinen theuren D. Mayer darstellet, mich ergetzte, empfing die so lang erwünschte Zeilen, so bey hiesiger unruhe mich süssiglich haben erquicket," erkennt man deutlich: die Sitution, in der er den Brief empfängt, ist erlogen, um einer armseligen Schmeichelei willen.

Diese tiefe Unwahrheit der neuen Komplimentierart äußert sich auch sonst. Häufig zeigen die alamodischen Briefe Züge der Affektation. Man affektiert besondere Zuneigung: Imhoff nennt Lukas Friedrich Behaim seinen Herrn Vetter, „als zu deme ich Deus novit ein sonder herzliches gutes Vertrauen stetigs trag;"[2]) man affektiert starkes Mitgefühl, wie jener erwähnte Johann Perian, dem die Mitteilung der Reiseerlebnisse Hans Jakob Behaims Thränen abpreßt; man affektiert tiefe Frömmigkeit, wie der nichts weniger als fromme Hans Jakob Behaim; man nahm den Mund voll vom „gemeinen Besten" und vom „Nutzen des Vaterlandes" und war ein Affe der Fremden.

Affektiert und geziert klingt auch der Scherz in den damaligen Briefen. „Neben Entbiethung meiner bereytwilligen Dienst vnd gruß," schreibt Sebastian Scheurl an Lukas Friedrich Behaim,[3]) „wündtsch Ich Dir von Gott dem allmechtigen Ein glückseeliges, freüdenreiches Newes Jar, Gute gesundtheyt, Langes Leben, fröliche Widerkonfft, Ein schone Braut, Ein harichen

ed. Stübel. III, Nr. 26. Die lateinischen Briefe der Studenten an ihre „verehrten Lehrer", sind ebenso widerwärtig kriechend, wie die der Gelehrten an ihre Gönner.

[1]) Gerh. Meier 19. November 1703 Ms. Pom. fol. 231 (Greifsw. Un.-Bibl.). — [2]) 17. Juni 1622. A. N. M. — [3]) 27. Januar 1613. A. N. M.

kopf, Salben zu Deiner Glaczen, daß die Haar wachsen, Vnd alles, was Dein Herz gelüstet, zum voraus, wie die Baurn Ihren Tochtern in der Pfalcz den Heyrotsdoler geben. Es hette billicher dir Eher von mir sollen geschrieben werden, so hab Ich mit meinem bart so vil zu thun, denselben mit Deinem mir verehrten zierlichen Scheermesser in ein ordnung zu richten, dz es ie bishero nicht hatt geschehen können."

Die affektierte Zeit fand natürlich auch die offene, volksmäßige Derbheit unpassend. Man that sehr prüde. „Worumb sagt Ihr: „mitt respect den schnuppen?" schreibt einmal Lise Lotte von Orleans an die Raugräfinnen,[1]) „den nent man ja überall ohne façon, wie auch alle kranckheiten außer den durchlauff." Freilich hindert das nicht, daß sich in manchen Kreisen statt der früheren Derbheit eine schamlose Unanständigkeit breit macht. Davon zeugen Briefe von jungen Leuten, namentlich den jungen Kriegsbummlern aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts.[2]) Und daß in der zweiten Hälfte die Sittenlosigkeit unter den höheren Ständen erschreckend zunahm, ist bekannt genug.[3])

Natürliche Offenheit sucht man vergebens. Wer dem andern zürnt, vergißt doch darüber nicht die höfliche Form. Noch 1580 schrieb ein Buchhändler dem andern, der ihm die Kalender nachdrucken wollte:[4]) „Seidt Ihr ein solcher Rathsvoerwanter zue Erffurdt, der da zwo Zungen im Maull hatt, So vertrauwe euch der teuffel!" und fügte am Schluß hinzu: „Ich hab euch einen vnrechten Obertitel geben, ich solte nicht Erbar geschrieben habenn." Hundert Jahre später spricht man dagegen seinen Zorn sehr verbindlich aus und schließt, daß man trotzdem nicht aufhören werde, des Herrn ergebenster Diener zu sein.

Von dem neuen üblen Geiste, der in das deutsche Volk

---

[1]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 88, S. 79. — [2]) Man vergleiche den gemeinen Brief Albrecht Behaims an Lukas Friedrich vom 29. Jan. 1613 oder den Schluß des Briefes von Sommer an Hans Jakob vom 26. Mai 1646. Wendungen, wie: „Herrn de Bra's Tochter, lasset sich dir in die Untersuber deiner hosen vff das schönste befehlen" (Paul Behaim an L. F. 14. Febr. 1645) galten für sehr witzig. — [3]) Vgl. Koberstein, Gesch. d. d. Nationallitteratur 5. Aufl., II, S. 9. — [4]) Archiv f. Gesch. d. d. Buchhandels XIII, S. 112.

gefahren ist, — ganz sind freilich die andern Völker auch nicht davon verschont geblieben — geben die Briefe so ein treues Abbild. Es war nicht ein durchaus neuer Geist; es sind zum Teil sehr alte, überhaupt menschliche oder spezifisch deutsche Richtungen des Volksgeistes, die jetzt nur zu einer hohen Ausbildung gelangen und sich mit neuen Strömungen vermischen. Aber er ist doch gerade für jenes Zeitalter charakteristisch, er beherrscht die Menschen so sehr, daß seine Spuren auch dem modernen Leben noch anhaften. Wie der moderne gesellige Verkehr im Grunde auf den Formen jener Zeit beruht, so stecken auch in unserer höflichen Verkehrssprache Reste eines Jargons, der sich in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts bildete. Es ist hier nicht von dem schwulstigen Höflichkeitsstil überhaupt, der schon geschildert ist, die Rede, sondern von bestimmten Worten, bestimmten Wendungen und Formen, die damals entstanden und für den geselligen Verkehr allgemein giltig waren. Es ist sehr viel französisches Gut, daneben Neubildungen unter dem Zeichen des Schwulstes oder der Kanzlei. Soweit sie für die Briefe charakteristisch sind, mögen sie hier schließlich Erwähnung finden.

„Es ist," sagt Weise,[1]) „nach der höflichen Manier der heutigen Welt so eingeführet, daß man die Formeln etwas leutseelig aussprechen soll." Man spricht jetzt von dem geehrten Schreiben, von dem hochgeehrten Herrn, von des Herrn sehr geehrter Freundschaft, man wird mit einer Antwort beehrt. Man hat die Ehre, mit jemandem ein Trünklein zu thun, die Ehre, des Herrn Schreiben zu empfangen, die Ehre, ihn begrüßen zu können. Die Briefe hochgestellter Personen empfängt man mit gebührendem oder geziemendem Respekt, mit gebührender oder unterthäniger Reverenz. Von einem Mann von Rang nimmt man nicht an, daß er sich erinnere, sondern daß er geruhe, sich zu erinnern. Man bittet nicht mehr, etwas zu thun, sondern „die Gutheit ohnschwer zu haben," oder so gut zu sein, das zu thun. Solche höfliche Umschreibung ist überall erforderlich. Man bittet um die Erlaubnis, oder man nimmt sich die Freiheit, sich nach dem Wohlbefinden zu erkundigen. Ein sehr höf-

[1]) Curiöse Gedanken S. 388.

licher Herr [1]) verbindet einmal beides, indem er schreibt: „Ich bitte mir zu erlauben, daß ich nach Meines hochgeehrten Herrn Ober Kirchenraths Wollseyn mich hierdurch zu erkündigen die freyheit nehme.“ [2]) Man beginnt auch schon die Bitte konditionell zu fassen. Saubertus schließt einen Brief an Lukas Friedrich Behaim: [3]) „Am ende, wann ich bitten darff Hochgemelten Herrn Camerario meinen Gruß zu überschreiben, bitte ich unterthänig.“ So ersetzt man überall das Einfache durch eine höfliche Umschreibung, schreiben z. B. durch „mit Schreiben aufwarten.“ Die ehrenden Eigenschaftswörter werden, wie erwähnt, durch den Superlativ oder durch die sehr beliebte Zusammensetzung mit hoch (hochvertraulich, hochfleißig, hochwichtig, hochvernünftig, hochobligiert) erst recht höflich.

Die neue Sprache wandelt weiter, wie später zu schildern sein wird, die alten Formeln des Briefes, wie die Erkundigung nach dem Ergehen oder die Grüße am Schluß. Man bittet jetzt sein Kompliment zu machen, man küßt die Hand; aus der alten Hausfrau wird jetzt eine Frau Gemahlin; [4]) alle Personen, nicht nur die angeredeten, sondern auch die, von denen man spricht, erhalten jetzt die Bezeichnung Monsieur oder Herr (der Herr Sohn, der Herr Magister). „Herr“ wollte jetzt überhaupt ein jeder sein. „Das Wort Herr,“ sagt ein Briefsteller, [5]) „gehet durch alle Stände ausgenommen der Bauren und schlechter Handwerker, welche letztere sich mit dem Wort Meister begnügen, wiewol der Herr Schulteiß und der Herr Wirt in Dorfe auch kein Narr seyn wil. Bei Herrnstandes wird das Wort Herr verdoppelt.“

So hat denn die Umgangssprache sich seit hundert Jahren vollständig verändert. Namentlich gegen Ausgang des Jahrhunderts befestigt sich diese neue Sprache der Höflichkeit. Sie

---

[1]) R. v. Olthoff an J. F. Mayer 6. Aug. 1709 Ms. Pom. fol. 231 (Greifsw. Un.-Bibl.). — [2]) Ähnlich schreibt an ihn J. E. Pfuel 21. Jan. 1705 Ms. Pom. fol. 232: „mit Ew. Hochehrwürden Erlaubniß die Freyheit nehmen, meine schriftliche Aufwartung bey Sie abzulegen.“ — [3]) 3. Dezember 1645. A. N. M. — [4]) Sogar die eigene Frau nennt man so. „Meine Gemahlin grüßt den H. Gevatter zum schönsten. Ziegler an J. F. Mayer 12. Jan. 1689. Ms. Pom. fol. 232 (Greifsw. Un.-Bibl.). — [5]) „Der allzeitfertige Secretarius“ S. 165.

mochte Elisabeth Charlotte von Orleans im Auge haben, als sie 1704 schrieb:[1]) „Ich würde gar altfranckisch sein, wen ich in Teütschlandt kommen; den die neue art von reden würde ich mühe haben zu lernen.“

Drittes Kapitel.

Die „alte Art“ und Fortschritte zur Besserung.

Es wäre traurig um die Zukunft des deutschen Volkes bestellt gewesen, wenn diese Geschmacklosigkeit, diese Unnatur und Niedrigkeit der Gesinnung, wie sie die damaligen deutschen Briefe wiederspiegeln, wirklich der ganzen Nation in allen ihren Gliedern eigen gewesen wären. Es gab doch eine, wenn auch kleine Minderheit des deutschen Volkes, welche den Kern alter Tüchtigkeit auch in dieser Zeit bewahrte. Es beweist, in wie hohem Grade Briefe eines Volkes, wenn man in ihnen nur richtig zu lesen versteht, jede Nüance des allgemeinen Kulturzustandes erkennen lassen, daß man in den damaligen Briefen auch diese Minderheit wiedererstehen sieht.

Man wird von vornherein erkennen, daß der Vorzug dieser Klasse von Briefschreibern in dem Widerstand gegen den neuen alamodischen Ton bestehen muß. In der That ist ihre charakteristische Besonderheit die Bewahrung der alten, in diesem Fall der alten guten Art oder, wie man sie in jener Zeit zu bezeichnen liebt, der „vorigen Einfalt.“ Die meisten bewahren diese Art unabsichtlich infolge der Erziehung oder der Tradition des Hauses; sie stehen nicht in bewußter Opposition gegen den neuen Zeitgeist, wie es bei Frauen — denn diese kommen hier hauptsächlich in Betracht — auch natürlich ist. Gleichwohl verkennen auch damals einzelne Beobachter, so Leibniz,[2]) diesen Vorzug nicht. Auch der Verfasser eines Briefstellers, Gebhard Overheid, ein einfacher Schreibschullehrer, äußert sich darüber ganz richtig:[3]) „Und ob man zwar vermeynet, daß die jetzige Welt mit ihrem

---

[1]) Bibliothek des litterarischen Vereins Bd. 88, S. 348. — [2]) Werke (Ausgabe von Klopp) Erste Reihe Bd. VI, S. 209. — [3]) Teutsche Schreib-Kunst S. 124.

Witz und angemasseter Höfligkeit sey sehr weit kommen und der Alten Einfalt sehr hoch verbessert habe, so ist dennoch auch nicht zu verneinen, daß die alte Einfalt und auffrichtige Hertzens-Erklärung vor Gott und bey vernünfftigen und weisen Leuten den Vorzug behalte, sintemahl die jetzt gemeine Complementir-Ahrt wenig Vertrauen und Krafft hat."

Zu diesen Anhängern der alten Einfalt gehört nun die große Mehrheit der weiblichen — die naheliegenden Gründe dafür werden später erörtert werden — und ein sehr geringer Teil der männlichen Briefschreiber. Diesen geringen Teil findet man überdies fast nur in der ersten Hälfte des Jahrhunderts: später ist fast die Gesamtheit der Männer in ihren Briefen der „Complementir-Ahrt" verfallen. Außerdem äußert sich bei den Männern der Gegensatz zu der neuen Zeit nicht so sehr in der Sprache, als in dem Ton des Briefes. Da sie alle dem öffentlichen Leben näher stehen, den Einflüssen desselben mehr ausgesetzt sind, als die Frauen, so schreiben die meisten Briefe, welche genau so stark mit Fremdwörtern durchsetzt sind, wie alle übrigen. Dafür behalten einzelne den Vorzug der „auffrichtigen Hertzens-Erklärung", den der Natürlichkeit, Ungezwungenheit und, was in jener Zeit besonders hoch anzurechnen ist, sogar den der Volksmäßigkeit, der Derbheit. Von diesem Gesichtspunkte aus sind ihre Briefe weit höher zu achten, als die ängstlich von Fremdwörtern rein gehaltenen der Puristen, welche im übrigen auf keiner höheren Stufe stehen, als jedes beliebige alamodische Schreiben.

Unter den Briefschreibern, die hier zu behandeln sind, befinden sich natürlich keine Hof- und Kanzleileute, sonst aber Leute aus allen Kreisen, vom Bürger bis zum Fürsten. Namentlich in vertrauten und Familienbriefen bewahrt man die alte Art.

Des angesehenen Nürnberger Patriziers Lukas Friedrich Behaim Briefe haben wenig von der Weise seiner Söhne und Neffen, wenn sie auch nicht allzusehr durch Natürlichkeit und Einfachheit ausgezeichnet sind. Mehr verdienen schon die Briefe Hans von Khevenhüllers,[1]) der vor der Kontrereformation aus Kärnthen fliehen mußte, und der als Typus für eine kleine

[1]) Zeitschr. f. deutsche Kulturgeschichte II. Jahrg. 1857, S. 276 ff.

Klasse des Adels gelten mag, hervorgehoben zu werden. In den Briefen an seine Frau (1630—1632) herrscht der Ton, wie er oben geschildert ist; sie sind außerdem ziemlich frei von Fremdwörtern. „Meine gar im Hertzen allergeliebteste Frau und Gemahlin," schreibt er am 3. Juni 1630, „Wintsche gleichesfalls mein Schatz alleß was Ihr Hertz begerdt, vnd vnseren lieben Kindern gesundtheit vnd langes leben, wie groß mier die weill umb mein hertzallerliebsten schatz vnd vnseren lieben Kindern ist, das weiß Got wol, wie hoch ich auch Verlangen habe, sie mit ersten zu sechen." Das klingt wie aus einem Briefe des Albrecht Achilles.[1]) Und ebenso die folgenden Stellen: „Ach Gott das mein Kindt [d. i. seine Frau] draußen so geblagt ist, Kimmert mich ser hoch, das ich nicht bei Ihr sein kann." „Es steht alles bey meinem in der weldt allerliebsten schatz, wie sies richt, ist mier alles recht, das mein Schatz mit dem geldt vor den Stubenberger nicht flecken kinte, kan ich leichtlichen erachten, da es schon ein lange Zeit ist, mein liebstes kindt. Sprich nur der truchen zue, ich weiß gar wol, das mein schatz nichts vnrechts außgiebt." „Ich hette mein Kindt wol gerne bey mier, aber ich wuste gewieß, daß es Sie gereit hette, alßo abgeschmach ist es herinen, die Narren hengen den Kopf alß wie die abgestochnen böckh." Den letzten Satz hätte Luther auch schreiben können. An diesen ausgezeichnetsten Vertreter volkstümlichen Briefstils erinnern auch andere Briefschreiber. Einer sucht ihn sogar entschieden bewußt nachzuahmen, nämlich Wolfgang Ratichius. Eine Stelle, in der auch Luthers Name vorkommt, ist besonders charakteristisch. „Es liegt Aber nichts daran," schreibt er an die Herzogin Dorothea Maria,[2]) „Allweit genug gelobet, hoch genug gerühmet, wers nicht glauben wil, der machs wol laßen. Die Groben vnd vndanckbaren Deutschen, welche D. Luther halb teufel vnd nicht Menschen recht vnd wol genennet, Dieselbigen sage Ich, können vnd willens doch nicht begreiffen, noch viel weniger verstehen. Was, oder wozu ists dan nütz, das man weiter viel Wort hiervon thut machen. Laßet sie Immerhin Tolle Bestien vnd Narren bleiben, Damit sie Am freßen, Sauffen vnd Gottlosen leben Jo nicht werden verhindert." Wie Luther

[1]) Vgl. Teil I, S. 82 ff. — [2]) G. Krause, Wolfgang Ratichius. S. 14.

unter einen Brief an Franz von Sickingen vom 1. Juni 1521, so setzt er unter eins seiner Schreiben: „Gegeben In meinem Pathmo den 7 Decemb. 1619.“[1]) Solch Muster sich zu nehmen, spricht sehr für den Geschmack des Ratichius.

Am Anfang dieser Periode begegnen Briefschreiber dieser Art naturgemäß überhaupt häufiger, als später, da die neue Kultur die ganze Nation erobert. Es giebt noch Fürsten, wie jenen Herzog Wilhelm von Bayern, der in einem Schreiben an den Herzog Maximilian 1598 die Worte gebraucht:[2]) „Das ist eine rechtgeschaffene alte bayerische sau.“ 1633 schreibt Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg an Gallas eigenhändig unter den Kanzleibrief:[3]) „Ich versichere dieselben, das keine Zeitt gleichfals passiret, das ich dero nicht gedencke vndt ihn der gantzen Weldt, wo ich bekandt, wolte godt, dieser Krieg hette ein ende vnd ginge ihn Frankreich oder Italia. Ich wolte mich glücklich achten, wieder vnter seinem Commando eine Musketen zu tragen wie vor diesem ihn Italia. Ohne seine vngelegenheidt bringe ich ihm eins der 12 Apostelen gesundtheit“ und am Rande: „Vnser gutes Ernstgen ist auch doedt; ist mir woll vom hertzen leidt vmb ihn.“

Ein Mann, wie der Kardinal Khlesl, der Direktor des geheimen Kabinets des Kaisers Matthias, schreibt trotz Fremdwörter und Kanzleireminiszenzen einen ganz natürlichen und lebhaften Stil. „Lieber Got,“ schreibt er 1606 an die Erzherzogin Maria,[4]) „wie ist bey disen humoribus so schwär zu leben, wär es vil bösser auf das gmeine wäsen zugedenckhen“; oder an den Kaiser:[5]) „Ich bin nunmehr heut Abents zu teuschen Brott ankommen, frisch und gsundt, aber nit auf der Landstrass, sondern alles durch des Herrn Tertzko Direction und uncosten .... Ist heut was kelder und windig worden, aber außbündig guetter weg“; an denselben 1613:[6]) „Ich schreye immerzue Camer, Camer, Camer, sonst sein wier so wahr Gott ist, ruinirt;“ und 1614 an

[1]) Ebenda S. 153. Aus der Nachschrift dieses Briefes geht hervor, daß er Luther viel liest. — [2]) Briefe und Akten z. Gesch. d. 30jähr. Krieges. IV. Band, S. 481. — [3]) Hallwich, Wallensteins Ende Bd. I, S. 83. — [4]) v. Hammer-Purgstall, Khlesls Leben Bd. II, Urk. S. 10. — [5]) Ebenda Bd. III, Urk. S. 504. — [6]) Ebenda S. 53.

den Freiherrn von Eggenberg:[1]) „Jme wünsche ich zum neuhen Jar scharffe und guete augen, als Sy nit allein praesentia und futura füersehen, solche Pracktikhen erkhennen, das Guete befürdern und alles übl abwendten khünen. Amen. O! wer gibt mir solche Augen! Si quis indiget postulet a Domino qui dat omnibus affluenter.“ Auch Wallenstein, dessen Sprache zwar in sehr hohem Grade mit Fremdwörtern gemischt ist,[2]) muß hier genannt werden. Er schreibt einfach, klar, natürlich und immer frei von der Leber. An seinen Schwiegervater, Karl von Harrach, schreibt er 1625:[3]) „meinem Weib bitt ich auch mein Herr lasse entbieten, daß ich wol auf bin und lerne rohe Schuncken zu essen und Brühen zu trinken“; in demselben Brief bittet er ihn mit dem Marchese de Grana zu verschonen, „denn ich schwöre, daß ich lieber wollte in Spital gehen als ihn bei mir haben.“ An Arnim schreibt er:[4]) „mitt denen von Strallsundt wollen wir tractiren, aber können wir ihnen ein schanzen geben, so müssen wirs nicht unterlassen, denn sie seindt schelmen.“ „Seht wohl auf,“ lautet die eigenhändige Nachschrift zu einem Befehlschreiben an das Regiment Grana,[5]) „damit ihrs nit mit Euren Köpfen zahlet, den mein brauch ist nicht, ein sachen zweimahl zubefehlen.“ Der Friedländer liebt volksmäßige Ausdrücke: „Ich vermeine gänzlich, daß in kurzem wir werden uns mit dem Künig abgeklopft haben.“[6]) „Mit dem Herrn Tilly und mir passirt kein böse Correspondenz, wie der Graf von Trautemstorf selbst mündlich berichten wird, es seind aber nur Pliederwerk etlicher bösen Leut wie auch des buckelten Grafen von Fürstenberg, insonderheit aber er ist ein Lecker“;[7]) er wird derb, wie in dieser Stelle:[8]) „Der Cardinal von Ditrichstein er thue mir nicht vor Forcht

---

[1]) Ebenda S. 84. — [2]) Vgl. z. B. den Satz: „Denn er (Tilli) ist der bayrischen Commissari Sclavo und muß wider Ragon travagliren und die Armee consumiren und ist gewiß nicht ohn, daß er wegen seiner tapfern Thaten bei der Welt glorioso ist, wegen der Pacienz aber, so er mit denen Hundsfutern muß haben, wird bei Gott coronam martyri erlangen.“ Österr. Gesch.-Quell. II. Abt. Bd. 41, S. 364 f. — [3]) Österr. Geschichts-Quellen. Zweite Abteilung Bd. 41, S. 300. — [4]) Albrechts von Wallenstein Briefe, hrsg. von Friedrich Förster I. Teil, S. 352. — [5]) H. Hallwich, Wallensteins Ende Bd. I, S. 239. — [6]) Österr. Geschichts-Quellen a. a. O. S. 359. — [7]) Ebenda S. 373. — [8]) Ebenda S. 441.

in die Hosen." Wie anders nimmt sich neben solcher Schreibweise der servile Bericht Butlers an den Kaiser über Wallensteins Ermordung, „die verhoffentlich so hoch nothwendige als Ew. Kay. May. Dienst ersprießliche Execution wider dero bewußte Machinanten," die er „vor und an die Hand zu nehmen nicht hat umgehen können."[1])

Im übrigen zeichnen sich aber viele der militärischen Unterführer Wallensteins durch einen kurzen und einfachen Stil aus. Und selbst von einem K. Geh. Rat, dem Freiherrn von Teufel, findet sich einmal ein sehr einfacher und herzlicher Gratulationsbrief an Wallenstein. „E. frl. Gnaden," lautet das kurze Schreiben,[2]) „werden viel zu dero vnblutig vnd vmb so vil mer sigreichen victorj gratuliren, denen es vieleicht nit wie mier wirt von herzen gehen. Bit also, E. frl. gn. wollen dise wenig Zeillen von ein alten vnd biß tot treu verbleibenden Diener gn. anemen vnd also mein gn. Fürst vnd herr verbleiben u. s. w." Es berührt eben in jener Zeit schon erfreulich, wenn man auch nur den leisesten Zug von Natur und Wahrheit verspürt.

Aber auch Männer, die schon ganz unter dem Einfluß der französischen Bildung stehen, bewahren hin und wieder Einfachheit und Natürlichkeit und verbinden damit zugleich eine freie, moderne Beweglichkeit und Leichtigkeit. Zu diesen Briefschreibern gehört, trotzdem er manchmal in den allgemeinen gezierten Ton verfällt, der Kurfürst von der Pfalz, Karl Ludwig. Seine Geliebte Luise von Degenfeld, die sich mit dem unterthänigen Stil und der kanzlistischen äußern Sauberkeit und Korrektheit viel Mühe giebt, ermahnt er einmal:[3]) „Sie schreib nur, wie es Ihr erst in die feder kompt! Es wirdt mir auff alle weiße vom grund meiner sehlen ahngenehm sein, verhoffe auch, mein schmutzig geplacks wirt Ihr nicht zu lesen mühsehlich sein, sonst müßte ich es auch fleißiger schreiben."

Dieses Schreiben „ohne façon" — „ohnarts" nannte man es einst — ist es gerade, was die meisten seiner deutschen Briefe auszeichnet. Sie haben eine kurze und energische Art. „Mitt

---

[1]) Albr. v. Wallenstein Briefe hrsg. v. Förster III, S. 322. — [2]) Hallwich, Wallensteins Ende II, S. 25. — [3]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 167, S. 35.

einem wort" schreibt er der Geliebten,[1]) von der man ihn abwendig machen will, „sie mögen reden, schreiben, rasen, toben, wie sie wollen, ich bleib bey meinem wort und wan die signora deßgleichen thut, werde ich weitter mich nichts ahnfechten oder betrüben lassen." „Drumb courage, mein engel!" heißt es in demselben Briefe,[2]) „Vinca cuor forte ogni dura sorte. Mich werden sie nicht überteuffeln." Als er ihr die Nachricht von der Eroberung Landstuhls mitteilt, fügt er hinzu:[3]) „Grewliche poultrons. Ich bins gar fro, were aber noch fröer, wan ich selbst dabey gewesen were, oder daß man sie im feldt noch einmahl pumpes (schläge) geben konte. Wer weiß? Es kan vielleicht auch noch geschehen, ehe die trauben reiff werden." Überall zeigt sich ferner seine offene und natürliche Ader. „Nichts thut mihr mehr schaden bey allen leuten" sagt er selbst,[4]) „alß daß ich zu offenhertzig bin." Hin und wieder gebraucht er volksmäßige Ausdrücke, spricht von „plumpen flegel"[5]) oder schreibt einmal über den Brief: „Hasenloch oder vielmehr Schmutzloch 30. Merz/9. April 1676."[6]) Er schildert schon höchst anschaulich, seine Briefe an Luise aus dem Felde sind oft wahrhaft trefflich. Er giebt trotz aller seiner italienischen und französischen Schreiberei den Beweis, daß er auch seine Muttersprache vollkommen beherrscht. Der höchst gebildete und bedeutende Fürst übertrifft darin die meisten seiner Zeitgenossen. Er will im Briefe unterhalten, „entreteniren",[7]) das bedeutet für den deutschen Brief einen großen Fortschritt. Es gehört dazu ein ungezwungenes Sichgeben, die Kunst, seinen Gefühlen richtigen Ausdruck zu leihen und schreibend plaudern zu können. Davon zeigen sich in seinen Briefen die ersten Spuren. „Ich kan noch nicht recht schlaffen" beginnt ein Brief,[8]) „der alant-wein weckt mich offt auff, andere verdrießliche gedancken laßen mich nicht wieder einschlaffen, sonderlich aber werden mihr die abendt nach dem eßen gar lang, hab auch kein hoffnung, daß sich mein schatz bey solchem regenwetter und dieffem weg so viel meinetwegen incommodiren will, mihr selbige zu verdreiben. Ich höre nichts von Ihr, ob Sie oder die liebe kindergen gesund oder

[1]) Ebenda S. 41. — [2]) Ebenda S. 40. — [3]) Ebenda S. 193. — [4]) S. 125. — [5]) S. 48. — [6]) S. 288. — [7]) S. 81, 107. — [8]) S. 146.

kranck sein. Patience! Diesen abent hab ich beyliegendt balet oder vielmer mommerey repetiren sehen, stehet possirlich; daß gesang gesang gehet zimblich lahm her u. s. w.“[1]) Er sendet ihr auch einmal ein gedicht mit:[2]) „Unterdeßen muß ich bekennen, schmecket mihr der Bacharacher trefflich wohl und weit beßer, alß zu Heydelberg, und hatt mir derselbe diese nachfolgende poesie oder ahnfang einer sinnen-thorheit außgepreßet.“ Es ist nur ein mäßiges Weinlied, das er aufschreibt, aber in dieser Weise seine Briefe interessant zu machen, hatte doch bisher niemand in Deutschland verstanden.

Und wenn er tief und stark fühlt, macht er seinem Herzen in ganz anderer Art Luft, als es damals gang und gäbe war. Am 28. Juli 1674 erhält er die Nachricht von seiner „herzlieben Friedericae todt.“[3]) In dem Briefe, den er an diesem Tage der Gemahlin schreibt, drängt er seinen Schmerz noch gewaltsam zurück. „Meine naturliche bewegnuß überwigt noch zur zeit meine vernunfft.“ Er ist in „bößem laun“ und macht bittere Bemerkungen über sein Schicksal. „Es ist aber unbarmhertzig, daß ich so vielen todts in der meinigen ableben leiden und doch endlich recht selbst sterben muß.“ Aber er setzt doch unter seine Unterschrift C. P. ein ergebenes „Alles wie Gott will.“ Dann kommt die Nacht; man stellt sich den Mann vor, wie er sich schlaflos umherwälzt, und wie ihm das Leid erst recht zum Bewußtsein kommt. Und er erhebt sich und schreibt „morgents umb 5 Uhr“ einen zweiten Brief, eine wilde und pathetische Klage über sein Schicksal:

„Soll einer dan nicht lieber mit ehren todt sein, alß in der bangichkeit leben, daß, waß man von andern mehr bedacht und mehr caressirt, ehestens in die erde muß? Bin ich ein sündiger mensch, waß können dan meine arme und liebste unschuldige kinder und unterthanen nnd diener davor?“ So reiht sich Frage an Frage, und er schließt: „Bin ich dan zornig mitt haß, hab ich nicht meistentheilß recht dazu wegen der boßheit, untrew, ungehorsam, unerkenntlichkeit der menschen? O Gott! halte mich ab, daß ich nicht lästere und verzweiffele! O hertz, halte auß,

---

[1]) Vgl. auch S. 216 ff. — [2]) S. 125. — [3]) Für das Folgende vgl. S. 233 ff.

sondern zu zerbrechen! O verstand, verlaße mich nicht, biß ich in gutem muht und vertrawen außahteme!"

Es steckt vielleicht etwas vom Schwulst der damaligen Litteratur in diesen Worten, aber unzweifelhaft beweisen sie, daß er wahr und stark empfindet und für die Gewalt der Empfindungen auch einen gewaltigen Ausdruck hat. „Mit der feder und mit den threnen muß mein trawrigkeit außwüten" schreibt er in einem neuen Briefe vom 30. Juli.[1]) Aber trotz des Pathos dieses „Auswütens" ist doch nichts künstliches, nichts affektiertes darin. „Explicir ich mich nicht recht in diesen trawerbrieffen," schreibt er in jenem Briefe,[2]) „so wolle Gott und mein hertzlieber schatz verzeihen! dan ich sie nicht überleße."

Ein Zug seines Wesens verdient noch hervorgehoben zu werden, der an die besten deutschen Briefschreiber der Vergangenheit, an Albrecht Achilles und Luther, erinnert, das ist sein Sinn für Familie und Haus. Seine Kinder, die kurfürstlichen wie die raugräflichen, verehren ihn alle, und er giebt sich in seinen Briefen an sie und an die zweite Gemahlin wie ein Hausvater der alten Zeit. „Jetzt gehe ich alß ein guter haußvatter, wie Walter, mit Carlgen und Lise Lotte uff die kirben, will mein kindergen zu Schwetzingen auch nicht vergeßen ein kirb zu kauffen."[3]) Herzlich klingt bei ihm die Schlußformel „Hiemit Gott befohlen mit allen den lieben kleinen,"[4]) und warm klingt die Mahnung an seine Tochter Karoline:[5]) „Wie kompt es, daß ich nichts von meinen l. kindern höre? Macht man sie auch bang vor ihren vatter, wie vor einem butzemann? Daß seindt so altfränckische teutsche poßen."

In diesen Familienbriefen zeigt sich am ehesten die Tradition der alten Art, und das gilt überhaupt für die Briefe jener Zeit. In den Familienbriefen herrscht die nach Ansicht der Briefsteller niedrigste, „die gemeine, geringe und niederträchtige, milde Schreibart." „Eine solche Schreibart" heißt es in des Spatens Sekretariatkunst,[6]) „ist bey den Lustspielen üblich, und wird unter Bekannten, Hausgenossen, Verwandten und andern guten Freunden in Berichten, Erzehlungen und Darbietungen

[1]) und [2]) Ebenda S. 413. — [3]) Ebenda S. 138. — [4]) S. 288. — [5]) S. 318 f. — [6]) II, S. 334.

erfordert". Die Männer freilich behalten, wie gesagt, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auch in diesen Briefen lieber die Komplimentierart bei, oder wenn sie einfacher und natürlicher schreiben, so fehlt ihnen doch die Ader, die noch an Wallenstein und Karl Ludwig zu rühmen war. Die Nüchternheit und Einförmigkeit überwiegt dann.

Als solche im Verhältnis zu der großen Masse immer noch lobenswerte Briefschreiber mögen unter andern der Hamburgische Bürgermeister Johann Schulte, von dem Briefe an seinen Sohn aus den Jahren 1680 bis 1685 erhalten sind,[1]) weiter Spener und Francke, die einen regen freundschaftlichen Briefverkehr mit einander unterhalten,[2]) und von Fürsten der Große Kurfürst genannt werden, dessen vertrauliche Briefe an Otto von Schwerin[3]) zwar nicht schön, aber einfach, vernünftig und klar sind.

Von August Hermann Francke sind außer den Briefen an Spener auch solche, die er in höherem Alter seiner seelenverwandten Frau schrieb, erhalten. Sie zeichnen sich, während diejenigen an Spener viel gelehrte Fremdwörter aufweisen, durch einen überaus reinen Stil aus. Sie sind frei von allem Formellen und Kurialen und höchst fließend und anschaulich geschrieben. „Mein allerliebstes Kind!" schreibt er von Ulm am 6. Januar 1716.[4]) „Es ist mir mit Deinem geliebten vom andern Christtage fast so ergangen, wie Dir mit meinem vom 20. Dezember. Denn ich empfing es auch heute vor der Mittags-Mahlzeit, und freuete mich so sehr darüber, daß mir der Appetit zum Essen davon vergangen; doch fand er sich wieder, als ich meine Freude im Gespräch mit meinen Gefährten ein wenig auslassen konnte, und die Wirthin mir ein so appetitlich Gericht von Krammsvögeln und Kraftbrot vorsetzen lassen. Indessen sind mir alle Worte, die Du mir geschrieben, viel ein angenehmer Gericht, als alle leibliche Speisen, und beantworte ich alles mit dem einen Wort: Ich habe Dich von Herzen lieb, mit der Liebe, die aus der Wurzel der Liebe Christi erwachsen." Dieser reine,

[1]) Briefe des Hamb. Bürgermeisters Johann Schulte an seinen in Lissabon etablierten Sohn. Hamburg 1856. — [2]) G. Kramer, Beiträge zur Geschichte A. H. Franckes. — [3]) Urkunden und Aktenstücke z. Gesch. d. Großen Kurf. IX, S. 824 ff. — [4]) G. Kramer, Neue Beiträge zur Geschichte August Herm. Franckes. S. 47 f.

einfache und doch gewandte Stil begegnet immer häufiger. Durch den französischen Einfluß war unzweifelhaft viel von der früheren Schwerfälligkeit verloren gegangen. „Man hat," sagt Leibniz,[1] „mit einiger Munterkeit im Wesen die Teutsche Ernsthaftigkeit gemäßiget." Oben ist schon von der größeren Lebendigkeit und Gewandtheit die Rede gewesen. Aber jetzt kommt, wenn auch nur sehr langsam, eben auch eine größere Reinheit und Natürlichkeit des Stils hinzu. Im zweiten und dritten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts begegnen immer häufiger Briefe, die der immer noch üblichen deutsch-französischen Höflichkeitssprache an Gewandtheit nichts nachgeben, vor derselben aber sich von ihr durch ihre Reinheit und Einfachheit auszeichnen. Aber auch diese Höflichkeitssprache mäßigt sich allmählich sehr. Der Zug der Zeit geht mehr und mehr auf Einfachheit und Natürlichkeit.

Es sind vor allen die Frauen, welche das in ihren Briefen recht erkennen lassen. Es kommt bald die Zeit, daß Frauenbriefe bewundert werden.[2] Aber diese Entwickelung ist nicht unerwartet. Die Frauen hatten auch durch die Zeit des siebzehnten Jahrhunderts wahre Natürlichkeit gerettet; sie kam ihnen jetzt zugute.

Wer in einer Briefsammlung aus jener Zeit unter eloquenten, fließend geschriebenen lateinischen Episteln oder unter deutschen Briefen, welche in schnörkelhaftem Kanzleistil oder in poetisch sein sollender Blumensprache oder in höflichem, wort- und lügenreichem, alamodischem Komplimententon abgefaßt sind und mehr oder weniger von Fremdwörtern wimmeln, wer unter diesen Elaboraten von Männern und Jünglingen auf vereinzelte Frauenbriefe stößt, wird in allen Fällen einen entschiedenen Gegensatz merken, in jeder Beziehung, innerlich wie äußerlich, große Unterschiede finden. Abgesehen von dem Mangel oder der ungeschickten Handhabung kurialer Formalitäten, für welche

---

[1]) Deutsche Schriften, herausg. von Guhrauer I, S. 459. — [2]) Das war in Frankreich schon lange der Fall. 1635 gab Du Bosq schon einen Nouveau recueil de lettres des dames de ce temps heraus. Es heißt in der Vorrede: Je diray seulement, que s'il y en ai jusques icy qui n'ay peu consentir que les Dames meslent d'escrire, je m'assure qu'ils changeront leur sentiment en lisant ce livre Vgl. auch oben S. 18.

die Frauen keinen Sinn haben, unterscheidet sich jeder Frauenbrief von denjenigen der Männer, wie schon früher, durch die Handschrift. Das ist auch heute noch so. Aber in unserer Zeit ist die Frauenhandschrift zierlich, flüchtig, liegend; damals aufrecht, bedachtsam, steif, unförmlich: man sieht ihr häufig das Buchstabenmalen an. Erst gegen Ende des Jahrhunderts nähert sie sich langsam derjenigen unserer Frauen. Das deutet auf eine gewisse Unbeholfenheit oder Ungewohntheit, mit der Feder umzugehen.

Dem entspricht genau die Sprache, der Ton der Briefe. Ein Anklammern an einige traditionelle Formeln, Ungeschick im Ausdruck, kurze, unbeholfene Sätze finden sich fast überall. Aber damit sind — unschätzbar in jener Zeit! — Wahrheit und Natur ebenso regelmäßig verbunden. Wer nur Briefe einzelner Frauen kennen lernt, wird rasch und falsch urteilen: diese zeichnet sich durch besondere Unbildung aus, dieser Frau Briefe stehen formell wie inhaltlich sehr tief, jene ist entzückend offen und natürlich. Er beachtet nicht die allgemeine Gültigkeit der Erscheinung. Dem Gefühl der Zeit und sicher auch dem eigenen Gefühl der Frauen nach standen ihre ungeschickten und unorthographischen Briefe tief unter denen der Herren der Schöpfung. Ausgezeichnet charakteristisch ist ein Ausdruck, den eine Frau aus den ersten Nürnberger Bürgerkreisen in einem Briefe an ihren jungen Schwager, der in fremden Kriegsdiensten stand, anwendet.[1]) Sie habe ihm bisher nicht geschrieben, denn sie habe „sorge getragen, es würde mein unformliches weiberschreiben Ihme zuwider sein.“ Unförmliches Weiberschreiben! Mit diesem Ausdruck mag mancher der alamodischen jungen Männer die Briefe der Mutter oder der Schwester bezeichnet haben. Und doch sind diese unförmlichen Weiberschreiben wertvoller als die gekünstelten Komplimentschreiben der Männerwelt. Man kann diese Produkte einer servilen, sich gegenseitig mit immer alberneren Elogen bewerfenden Gesellschaft nicht lange lesen, ohne Ekel zu empfinden: wie eine Oase begegnen in dieser Wüste der Geschmacklosigkeit die unförmlichen Weiberschreiben. Es muß

---

[1]) Marie Sal. Behaim an Hans Jakob Behaim 10. März 1643. A. N. M.

doch unter ihrer wenig einladenden Hülle ein guter und gesunder Kern stecken.

Aber andererseits läßt sich der Unterschied doch nicht allein aus der Natur, der Anlage der Frauen erklären: er muß mit dem ganzen Bildungszustande des weiblichen Geschlechts zu jener Zeit zusammenhängen. Das Haus, die Familie war ihre Stätte allein geworden. Der Glanz der Minnezeit war geschwunden. Unter dem verrohten Adel war nicht selten an Stelle des Frauendienstes brutale Rücksichtslosigkeit getreten, und in dem nüchternen Bürgertum war kein Platz für höheres Streben der Frauen. Und die Frauen wollten nicht mehr. Die Sehnsucht nach häuslichem Glück war es, die Luther so viele begeisterte Anhängerinnen aus den Klöstern zuführte und sie die zwingenden Fesseln sprengen ließ. Diese Beschränkung der Frauen blieb im sechzehnten und blieb auch im siebzehnten Jahrhundert. Reisende Franzosen bezeugen, wie Aubery de Maurier in seinen Memoiren 1637 für das Leben in den Hansestädten, diesen Zustand der Frauenwelt. Die weibliche Erziehung war nicht beachtet. Die Mägdleinschulen, die schon seit dem Ausgang des Mittelalters existierten, gaben nur die elementarsten Kenntnisse, wurden auch von den besseren Ständen nicht besucht. Die Mutter war einzig und allein die Erzieherin der Töchter, ein Hauptgrund für die geringe Veränderung in dem Zustand weiblicher Bildung. Dieser trat so mehr und mehr in Gegensatz zu dem allgemeinen Bildungszustand. Für das immer verzwicktere öffentliche Leben konnten die Frauen kein Interesse haben; die Gelehrsamkeit war ganz und gar auf dem unglückseligen Neolatinismus aufgebaut, und nur bei einzelnen Gelehrten wurde es später Mode, aus ihren Töchtern Wunder linguistischer Gelehrsamkeit zu züchten; die neue Gesellschaftssprache, das Französische, war erst bei einzelnen Fürstinnen im Gebrauch und wurde erst gegen Ende des Jahrhunderts allgemeiner von den Frauen gelernt. Und überhaupt läßt die Gedrücktheit des ganzen Lebens, die Verarmung, der Mangel an höheren Interessen, die Zurückgezogenheit und Abgeschlossenheit der Frauen noch erklärlicher erscheinen.

Diese Abgeschlossenheit ergab unzweifelhaft Unbildung, aber sie war ein Glück für die Frauen. Sie war zunächst die Schutz-

mehr dem „Neuen“ gegenüber. Wie gefährlich die Berührung damit war, zeigt die Putz- und Rangsucht der Frauen, die, wie schon besprochen worden ist, verbreitet genug war. Die Brüder reisten, die Töchter nicht: so blieben sie vor der Ausländerei und Fremdwörterei bewahrt. Kommt in ihren Briefen ganz ausnahmsweise ein Fremdwort vor, so sieht es aus, wie dies: „Supligatzion.“ Von dem in nichtigen Formalitäten aufgegangenen öffentlichen Leben waren sie natürlich entfernt, darum auch nicht verknöchert. Das zurückgezogene Leben läßt sie nicht mit den neu aufgekommenen Manieren der Höflichkeit bekannt werden. Den Frauen allein gehen sie nicht von der Hand. So halten sie den Männern gegenüber das gute Alte aufrecht. 1619 schreibt Anna Marie Rosenberger an Lukas Friedrich Behaim: „Bin so mißtrayig nicht. Ich bin noch auß der alten welt, es ist nur die ney welt so ferderb.“ — Und mit der mangelhaften Bildung ist ein weiterer Schatz verbunden. Die Erziehung durch die Mutter, das häusliche Leben ließ ihnen ihr Gemüt, tiefe Frömmigkeit, Natürlichkeit, die oft Derbheit wurde, Fröhlichkeit und gesunden Mutterwitz. Die Frauen retteten das Gute durch diese schlimmen Zeiten hindurch, bis es im achtzehnten Jahrhundert herrlich emporstieg.

So sind die unförmlichen Weiberschreiben einerseits erklärt und andererseits in ihrem Wert erkannt. Einzelne Beispiele mögen jetzt folgen, zunächst aus dem Bürgerstande. Die weiblichen Angehörigen des Behaimschen Hauses[1]) im siebzehnten Jahrhundert sollen uns Zeugen sein. Da sind zunächst die älteren Frauen, welche noch ganz die Art des sechzehnten Jahrhunderts bewahrt haben. Reizende, erquickend natürliche Briefe an den jungen Lukas Friedrich Behaim stammen von der uns schon bekannten Muhme Magdalena Baumgartner; liebevolle, aber ungeschickte und unbeholfene Briefe von der Mutter. Lukas Friedrich wird junger Ehemann, des jungen Weibes Briefe an ihn bewahren dieselbe naive Art. Wie formelhaft, aber wie wahr und natürlich klingt der Schluß eines Briefes:[2]) „Merres nichs dan sey von mier, hertzlieber taußentschatz neben den kindterlein

[1]) Nach dem Briefwechsel des Lukas Friedrich Behaim und Hans Jakob Behaim. A. N. M. — [2]) 14. April 1622.

zu viel daußentmal dausent fleißig vnd freindtlich ge(g)riest vnd Gott in sein Allmechtigen schutz befollen. . . . Dein liebes getreues weib weil ich leb Anna Maria Lucas Friedrich Behambin." Und eine neue Generation wächst heran. Anna Maria schreibt Briefe an den Sohn Hans Jakob, der Soldat geworden ist, ganz so natürlich, wie früher, genau wie sie spricht: „Halt Dich halt so knau alls es sein kan," heißt es einmal; ihre Briefe nennt sie „mein dreihertzigen vnd mieterlichen schreiben."[1]) Wie die Mutter sind die Töchter. An den immer lockerer werdenden Bruder schreibt die verheiratete Schwester, Anna Sabina Harsdörffer:[2]) „ich hab nicht vndterlaßen können, dich mit einem brifflein zu besuchen vnd zu berichten, wie frembt es mir für komt, daß du in deß brudter fritzen seinem schreiben dich so erbärmlich beklagst, daß du seist von vatter vnd mutter verlassen: ja es gehe dir wie dem verlohrnem sohn! Waß darfß den der exempel? ich mein, du könnst deine noht woll anderst klagen . . . . du mußt nicht denken, daß wir hie im rosengarten sitzen; wir müssen vnß alle behelfen; der vatter selbst bricht im offt was ab . . . . ich bitt dich vmb gotts willen, schreib halt nicht so loß: du betrübst den vatter schröcklich da mit vnd machst dein handtel nur erger."

In diesen Frauen steckt noch der fromme Familiengeist der Reformationszeit. Einmal schreibt die Mutter an Hans Jakob:[3]) „Ich schließ dich allezeitt fleißig in mein gebett ein . . . Gott mit vns, so kan nichts wieder vns sein."

Doch zu der alten Art gehört nicht allein Natürlichkeit, Volkstümlichkeit und Frömmigkeit: es waren immer auch fröhliche Leute gewesen.

Was wir in diesem ganzen elenden Säkulum vermissen, echter rechter Humor, bei den Frauen ist er geblieben. Des Soldat spielenden Hans Jakob Behaim Schwester ist dafür eine rechte Repräsentantin. In ihr ist der Geist ihrer Ureltern, der Humor Luthers, in ihr ist der Humor, den Albrecht Achilles an seiner Gemahlin Anna so sehr liebt.

Sie wünscht den Bruder nach Hause zurück,[4]) „den mir es langweilig vor kommt, daß ich daß kindt klein zu hauß sein

[1]) 28. Juli 1642. — [2]) 3. August 1643. — [3]) 9. Januar 1645. — [4]) 2./12. Nov. 1642.

soll.“ Aber der Bruder kann die Susanna auch nicht vergessen und sehnt sich nach ihren Briefen. In der Nachschrift zu einem Schreiben, das ganz außergewöhnlich natürlich und hübsch ist, beklagt er sich beim Vater: [1]) „Mich wundert, daß mein Schwester Susanna, welcher alles, was bey uns vorlauffet, bekant, ihren Bruder die Mucken auß dem Kopf zu treiben, nicht eine Kuehaut vol Neuer Zeitungen, der Hochzeiten vnd anders mehr was zu Zeiten dolles mit ihr vorgehet, berichtet; wil nicht hoffen, daß sie die gedancken nach einem Man also vergessen machen oder daß sie alß eine außgemeste ganß zu hauß sitzet vnd nicht vnder die Leudt kompt, villeicht auß forchten, sie möchte (weillen der Ber so glein) verlohren werden. Nuhn dem sey wie ihm wol, so ist mein begeren, sie wolle nicht vnderlassen, ein fleißig zeitung Schreiber hinführo zu sein, weilen ich auch Sonsten ihre Schöne hand vnd Wunder vbergroße Complementa, die sie im Schreiben gebrauchet, gern einsten sehen möchte.“

Aber „Susanna Behaim die kleinen“ willfahrt ihm nicht ganz, sie schreibt in Bezug auf die Kuhhaut von Neuigkeiten, „daß ich dir nit ein flöh haut voll wüst (wüßte) zu machen, deßwegen du der meinung Eben bist, ich werdt zu hauß alß ein eingestellter ganß bleiben.“ Und zum Dank für seine ironischen Bemerkungen über die „schöne Hand und wunder übergroße Complimente“ teilt sie ihm wenigstens als Neuigkeit mit, „das dißer Zeit auff fernen landen her bericht ist worden, waß maßen hanß Jacob Behaim diß Namen der von person klein, aber wegen seiner hohen thaten vnd vortreflichen geschücklichkeit zu einen grossen vnd weit berühmten man dorffte werden, welcheß ich mir zum trost dienen lasse.“

Die Schilderung des Bruders und die eigenen wenigen Worte der Susanne lassen das Mädchen in ihrer ganzen frischen und herzlichen Natürlichkeit vor uns erscheinen.

Dreißig Jahre später haben sich die Briefe der Bürgerfrauen noch nicht verändert, so wenig als ihre Verfasserinnen. Aus einem Briefe der Schwester Leibnizens, der Frau Anna Katharina Löffler in Leipzig, an diesen selbst vom 12. Januar

[1]) 4. Dez. 1644.

1672 mag eine Stelle angeführt sein:[1]) „Es war neulich in zeidungen von franckford geschriben, daß von Meintz die Evangelischen undt auch die Juden weg solten. Lieber Bruder, nim dich in acht wen dir die leude dort etwan nicht gud weren, daß du bey dem Curfürsten wolgehört wirst, günden dirs also nicht und sugen, wie sie dir waß in einem siebgen beybrechten. Lieber bruder, ich meine es von hertzen gudt mit dir und wohlte nicht gerne, daß du zu schaden kommest, zumahl weil wir zwey eintzige geschwister zusammen sind.“ Man kann diese natürliche Weise, sich zu geben, nicht recht schätzen, wenn man sich nicht daneben der künstlichen und unnatürlichen Formen erinnert, in denen sich der Verkehr der Männer, auch der nächsten Verwandten, bewegte. Man wird dann gern weibliches Ungeschick und falsche Orthographie in den Kauf nehmen. Und wenn man die entsetzlichen Phrasen und Bilder kennt, in denen man sich bei Unglücks- und Todesfällen erging, wird man auch folgendes schlecht geschriebene Brieflein einer Stettinerin, der G. E. Colbergin, aus der letzten Zeit des Jahrhunderts, 1698,[2]) würdigen: „Wol Eebeler, Wol Gelartter, HochgeEhrtter Herr Schwager. Deßen letzteres schreyben habe ich aber mal Erhalten und vor großer bestürzung kaum leßen konnen, indem ich noch allezeit gehofet Es werde der högste Meinen lieben Bruder die hilf seiner genehßung wiederfarren laßen vnd das weklagen seiner Eheliebsten vnd Kleinen Kindern schig (sich) erbarmen: aber gott hat ihn lieber gehabt als wir Menschen; des wehgen hat er ihn in die Ehwiege freyde zu schig gezogen vnd uns in die greste betribnis des hertzens gesedtzet“ u. s. w.

In den höheren und höchsten Kreisen findet man, trotzdem der Einfluß der neuen Sitten auf die Frauen weit stärker ist, im großen und ganzen dieselbe Erscheinung. Ein Brief einer adligen Frau, der Frau Hedwiga Schalkowsky, geborenen Pückler, an ihren Bruder vom Jahre 1610 ist charakteristisch für die beschränkte Naivität dieser Frauen: „Herzlieber Herr Bruder“, heißt es da, — die „haarsträubende“ Schreibart ist von dem

---

[1]) Leibniz' Werke. Ausgabe von O. Klopp. Erste Reihe, 3. Band S. XI. — [2]) Vitae Pomeranorum auf der Greifswalder Universitätsbibliothek. Vol. 6.

Herausgeber [1]) modernisiert — „es ist ein altes Sprichwort: einer schwangern Frau steht das Grab immer offen; und ich auch jetzt mit schwerem Leibe bin, so habe ich jetzt meine besten Sachen zu meiner Schwester nach Leschna bracht. Aber das Wenige was ich habe wollte ich doch Keinem lieber gönnen, als des Herrn Brudern seinen Kindern.“ Und nachdem sie eine Art Testament aufgesetzt hat, fährt sie fort: „Ich bitte, Ihr wollet es mir nicht für übel haben, daß ich dieses nach meiner Einfalt geschrieben habe.“ Gebildeter, aber doch von reizender Natürlichkeit sind die Briefe einer Frau von Ilten, der Gattin des hannöverschen Staatsmannes Jobst Hermann von Ilten, aus den letzten Jahren des Jahrhunderts. Der Brief, in dem sie diesem den Tod ihres Bruders mitteilt, ist ein rechtes Beispiel.[2]) Nach der französischen Anrede, die damals nun einmal in vornehmen Kreisen gebräuchlich war, beginnt sie: „Ach, mein Hertzens-Mann, es wirdt mir schwer, die fehder vor diesmahl zu gebrauchen.“ In herzlicher und inniger Weise klagt sie dann um den Bruder und schließt sehnsüchtig: „Ach, ich hoffe, ihr kombt bald hie, werdet hie aber schlechte freude finden. Von Hertzen eure getreweste Dienerin H. L. v. Ilten.“

Bei einem Teil der adligen Frauen, wie eben bei dieser, noch mehr aber bei den Fürstinnen findet man nun allerdings schon seit dem Anfang des Jahrhunderts, wie es ja durchaus erklärlich ist, eine andere Bildung. Frankreichs Einfluß äußert sich bei ihnen namentlich in dem Gebrauch oder wenigstens der Kenntnis der französischen Sprache. Fremdwörter kommen häufiger vor, daneben französische Floskeln. Dorothea von Sachsen schließt 1635 einen Brief an Arnim:[3]) „Recommendire mich hiermit zu seiner beharrlichen Affection. Ich werde ersterben Seine ganz gnädige Frau Dorothée.“ Auch die Höflichkeit der neuen Zeit ist, wie dies Beispiel zeigt, ihnen nicht mehr unbekannt. Einzelne Fürstinnen, wie Elisabeth von der Pfalz, des englischen Jakob Tochter, schreiben überhaupt französische Briefe. Dieser Elisabeth Tochter wieder ist Descartes' Freundin;

---

[1]) Zeitschr. f. d. Gesch. Schlesiens VII, S. 281 f. — [2]) Zeitschr. d. histor. Vereins f. Niedersachsen. Jahrg. 1879, S. 251. — [3]) Kirchner, Das Schloß Boytzenburg S. 285.

sie zeigt schon das sich immer mehr belebende Interesse für die Wissenschaft.

Aber so wenig die Fürstinnen es waren, welche die Sittenlosigkeit und die verschwenderische Luxuswirtschaft einführten oder begünstigten, so ungemein gering die Beispiele sind, welche fürstliche Frauen so lieberlich und gemein zeigen, wie ihre Gebieter:[1]) so wenig sind sie auch dem ausländischen Wesen erlegen. Sie allein behalten die alte Familienart, die in ihrer Bürgerlichkeit oft hausbacken erscheint, die volkstümliche Originalität, Derbheit und Natürlichkeit auch unter den Höflingen. Da ist die Herzogin Anna Eleonore von Braunschweig-Lüneburg, eine geborene Landgräfin von Hessen-Darmstadt.

Aus ihren Briefen an die Brüder, die Landgrafen von Hessen-Darmstadt, um 1650 herum,[2]) mögen einige Stellen hier stehen: „Mein Kinder anlangt, das sie nicht heyrathen, ist mir ein rechter brast." — „Ach die Kinder die vexiren Ein wohl, ich befint auch wohl Mein theill. In dem allen ist es das beste, das man Gott alles heim gibtt, Er wirts alles zum besten schicken. Er hutt vndt wacht Steht alles in seiner Macht." — „Christian Ludwig ist wieder vnpaß gewesen, ist mir nicht wohl darbey. Got Erhalt ihn und laß ihn doch noch lang leben. Das Drunkelchen ist ihm Noch so lieb vnd wen er dem zu viell thut wirt er krang darvon, bekombt alß dan die herzkolk vndt die scherz nicht." — „Ich wünsche, daß Euch Mein Georg Wilhelm antreffen möge in gesundheit vndt aller Vergnugung, wollt Got ich wehr itzunt an sein Plaz oder kont mich ein wenig in Piepsak Steken." — „Nun muß ich Euch sagen, daß Friz Mein Sohn so mechtig dick ist, daß ich es nicht Sagen kan, ist noch klein als C. L. vnd G. W. ich hab mich davor verschrekett, sonst ist Er gutt gnug, aber das Aug, wie man sagt, mag auch gern was haben, wen ich Ein freulein wehr, ich Nem ihn gar schwerlich."

Da ist vor allen der pfälzische Fürstinnenkreis, dessen männlicher Mittelpunkt Karl Ludwig ist. Zwar seine erste Gemahlin, die Kurfürstin Charlotte, ragt gar nicht hervor. Sie

---

[1]) Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert II. 1. S. 96 ff. — [2]) Publikationen a. d. Preuß. Staatsarchiven. Bd. 20, S. 714 ff.

repräsentiert jene in französischer Weise erzogenen Fürstinnen von mittelmäßigem Geiste, die deutsch zu fühlen ziemlich verlernt haben. Ihre deutschen Briefe sind höflich, ohne Natürlichkeit, ohne Gemüt geschrieben und wimmeln von französischen Worten. Sie zeigen so recht den Unterschied zwischen dem bürgerlichen Wesen der Mehrzahl hochgestellter Frauen[1]) und der kalten, launenhaften und vergnügungssüchtigen, dem Wesen der Zeit mehr entsprechenden Art dieser Fürstin.

Ihre Nebenbuhlerin, die spätere Gemahlin des Kurfürsten, die Raugräfin Luise, eine geborene Freiin von Degenfeld, hat, trotzdem auch sie die neue Weltbildung genossen hat, mehr von der alten Art. Ein Freudenleben führte die sanftmütige Frau nicht. So waren ihr die Kinder in ihrer Zurückgezogenheit Alles. Ihre mütterlichen Briefe sind auch am schönsten. Neben den französischen Worten kommen da auch volkstümliche Redensarten, wie „will ich Euch braff blatschen vor Ewere nachlässigkeit“,[2]) ja Derbheiten vor, wie „daß ist ein brif von lautter staats-sachen, braucht in an gewisem ohrt! meritirts!“[3]) In den Briefen an den Gatten ist sie formeller, als Liebende wie als Leidende. „Das ist meiner ohnberedtsamkeit leider schuld, daß ich mich nicht woll explicieren kann“,[4]) klagt sie in einem Briefe an Karl Ludwig. — Noch zwei bedeutende Frauen gehören diesem Kreise an: Sophie, die spätere Kurfürstin von Hannover, die Schwester Karl Ludwigs, und Liselotte, die nachmalige Herzogin von Orleans, seine Tochter. Sophie ist schon eine Fürstin nach dem Herzen des achtzehnten Jahrhunderts. Ganz französisch erzogen, hochgebildet, geistreich — geistreich, eine ganz neue Eigenschaft für die deutsche Frau — aber auch ebenso wie ihre Tochter Sophie Charlotte von Preußen nicht frei von schlechten Sitten. Sie ist gereist und kennt die Welt: ausländisches Wesen macht sich bei ihr daher stärker geltend. Ihre ausgedehnte und interessante Korrespondenz ist größtenteils französisch; es ist von derselben schon die Rede gewesen. Aber auch in den deutschen Briefen an ihre Verwandten, die freilich arg mit Fremdwörtern durchsetzt sind, zeigt sie doch durch ihre natürliche, von jedem Cere-

---

[1]) Biedermann a. a. O. II, 1. S. 97. — [2]) Bibl. d. litter. Vereins. Bd. 167, S. 266. — [3]) Ebend. S. 453. — [4]) Ebend. S. 430.

moniell freie,[1]) volkstümliche[2]) und oft drastische Weise die Verwandtschaft mit dem Geiste, der die Frauenwelt in Deutschland bisher beseelte. Noch mehr ist das bei ihrer Nichte Lise Lotte von der Pfalz der Fall.

Wie die Briefe Luthers eine eingehendere Würdigung verlangten, so verdienen auch die Briefe Lise Lotte's näher besprochen zu werden. So wenig wie Luther bildet sie aber in der Entwickelung des deutschen Briefes eine individuelle Ausnahme. Wie jener, knüpft auch sie unbewußt an eine Tradition an, an die Tradition volkstümlicher Originalität. Auch Lise Lotte hat selbst in dieser höfischen und höflichen Zeit in dieser Beziehung ihre unmittelbaren Vorgänger. Aber in ihren Briefen kommt jener Zug zu besonders hervorragendem Ausdruck, und wenn sie auch nicht wie Luther einen klassischen deutschen Brief schuf, so ist es doch Ruhmes wert, in solcher Zeit und an solchem Ort Briefe geschrieben zu haben, wie diese Frau sie schrieb. Denn das ist zu bedenken. Ihre Erziehung ist vollkommen französisch. Und wie sie perfekt französisch schreibt, so ist auch die Sprache ihrer deutschen Briefe vollständig jenes oft getadelte Deutsch-französisch. Sie selbst äußert sich darüber.[3]) „Zu meiner zeit war es schon der brauch," schreibt sie 1699 aus St. Clou, „daß man frantzösche wörter mitt den teütschen mischte; thue es auch etlichmahl, den man muß woll hirinen den brauch folgen; allein waß mich verdrießen kan, ist, wen es auß affectation geschieht. Diß wort könt ich auch ohnmöglich anderst auff teütsch sagen, glaube auch nicht, daß ein ander wort auff teütsch dazu ist." Um so mehr fühlte sie deutsch:[4])

---

[1]) Wie sie sich unterschreibt als „ihnen allen ergebene ohne complementen Sophie Courfürstin" (Publik. a. d. Preuß. Staatsarch. Bd. 37, S. 114), so bittet sie auch die Verwandten: „Schreibet mir doch auch ohne complement" (Ebenda S. 24). — [2]) Sie führt gern volkstümliche Redensarten, Lieder und Sprüchwörter, wenn sie auch derb sind, an, z. B. Publikationen Bd. 26, S. 184, Bd. 37, S. 72, 144, 242, gebraucht volkstümliche Wendungen Bd. 37, S. 256 („da doch viele die finger nach werden lecken"). Volkstümlich-humorvoll klingt auch eine Wendung, die wir ähnlich schon bei Luther gefunden haben (vgl. Teil I, S. 115): „Ich werde in wenig dagen in das 79. jhar tretten, das ist eine kranckheit ohne hülf" (Publik. Bd. 37, S. 288). — [3]) Bibl. d. litt. Vereins. Bd. 88, S. 158. — [4]) Ebenda Bd. 88, S. 53.

„halte es vor ein groß lob, wen man sagt, daß ich ein teütsch hertz habe undt mein vatterlandt liebe." Und dadurch, daß sie deutsch tief und wahr fühlte, brachte sie ihre Briefe auf eine Höhe, die von keinem andern damals erreicht wurde.

In ihrem Kreise bildet sie so allerdings eine Ausnahme. Sie war eben eine Tochter Karl Ludwigs, den sie sehr lieb hat und oft in ihren Briefen erwähnt. Aber der freie und natürliche Ausdruck der Empfindungen und Gedanken schien selbst den deutschen Verwandten, den Empfängerinnen ihrer Briefe, wunderbar. Beständig empfängt sie deshalb Komplimente, welche sie eifrig ablehnt. Außer den Raugräfinnen, nach deren Ansicht sie „meritirt, unsterblich zu sein,"[1]) schreibt auch einmal die leiblich und geistig verwandte Kurfürstin Sophie,[2]) „Madam ihr brif" sei „recht natürlich geschriben;" und Lise Lotte berichtet selbst:[3]) „Herr Leibenitz, dem ich etlichmahl schreibe, gibt mir die vanitet, daß ich nicht übel Teütsch schreibe."

Freie Natürlichkeit ist ihr Hauptvorzug. Wie sie sich über alle ihre schlechten und guten Eigenschaften selbst äußert, so spricht sie auch einmal davon:[4]) „Ihr wist ja woll, daß ich gantz naturlich bin. Wehren mir Ewere brieffe nicht ahngenehm, so würde ich ja nicht sagen, daß sie mirs sein, würde auch nicht exact drauff antwortten, wie ich thue. Schreibt man dan nur ahn seine gutte freünde undt verwandten umb etwaß artiges undt lustiges daher zu machen? Ich meyne, es seye viel mehr, umb zu erweißen, daß man fleysig ahn sie denckt, undt daß weillen man nicht mündtlich mitt ihnen reden kan, so erweist man doch den willen, sein vertrawen zu volführen, indem man auffs papir setzt, waß der mundt nicht sagen kan; alßo ist man lustig, müßen die brieffe lustig sein, ist man trawerig, deßgleichen, damitt unßere freünde part nehmen können in alles waß unß betrifft." Solche Natürlichkeit haßt den Zwang und die Ceremonieen. Lise Lotte schreibt hin, was und wie es ihr in den Kopf kommt.[5]) „Wen ich complimenten-brieff schreiben müste, daß würde mir schwer ahnkommen; aber ahn Eüch, liebe Louise,

---

[1]) Bd. 157, S. 30. — [2]) Publikationen a. d. Preuß. Staatsarch. Bd. 37, S. 115. — [3]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 107, S. 684. — [4]) Bd. 88, S. 84. — [5]) Bd. 157, S. 42.

da ich nur sage, waß mir im kopff kompt, daß gibt mir nicht die geringste mühe." Sie schilt darum die Verwandten, welche sich große Mühe mit ihren Briefen machen:[1]) „Wen Ewer schreiben, daß Ihr zurißen (zerrissen), so voller ohnnöhtige complimenten war, kan ich es nicht regrettiren. Daß ist eine miltz-kranckheit, liebe Louisse, daß Ihr Euch einbildt, mir Ewere brieffe nicht zu schicken dörffen. Will ich den, daß Ihr mir ein stück von theologie oder philosophie schreiben solt oder eine eloquente harangue machen? Daß were alber vor mich, könte es nicht verstehen. Waß ich von Ewern brieffen begehre zu wißen, ist, wie es mit Eüch stehet, wie es Eüch geht, waß Ihr neües wist, undt daß Ihr mich allezeit lieb habt, sonst gar nichts, und daß ist ja leicht undt ohne mühe in die feder zu bringen undt bedarff gar nicht zurißen zu werden."

Und wie sie den Verwandten empfiehlt, „ohne weitter façon" — wieder erinnert das an jenes „ohnarts" — zu schreiben,[2]) so giebt sie selbst das beste Beispiel einer ungezwungenen Schreibart. Die oben hervorgehobene, gerade hierin sich zeigende Überlegenheit der französischen Sprache erkennt sie wohl:[3]) „Auff Frantzösch schreiben ist nicht gar schwer; man schreibt ja nur, wie man spricht, gantz natürlich;" aber trotzdem will sie deutsch schreiben und begreift nicht, warum man da immer schwerfällig schreiben muß:[4]) „Daß man einander auff Frantzösch schreibt, aprobire ich nicht. Den warumb kan man nicht eben so woll ohne ceremonien in Teütsch, alß Frantzösch schreiben? Man unterlaße die tittel undt schreibe nur en billet! so kans gar woll geschehen."

Sie giebt hier sehr richtige Gedanken: aber ihre Briefe zeigen auch, wie man diese Gedanken praktisch beherzigen soll. Ihr Stil verbindet mit der Natürlichkeit eine außerordentliche Freiheit, eine moderne Flüssigkeit; sie beherrscht die Sprache vollkommen. Und was die Briefe besonders anziehend macht, ist eben die Fähigkeit, zu schreiben, wie man spricht. Einmal schließt sie einen Brief abends:[5]) „wünsche Euch eine gutte nacht undt daß Ihr morgen frölich erwachen möget." Und am nächsten Morgen fährt sie fort: „Gutten Morgen, liebe Louisse! Nun

[1]) Bd. 157, S. 176. — [2]) Bd. 88, S. 41. — [3]) Bd. 144, S. 105. — [4]) Bd. 107, S. 16. — [5]) Ebenda S. 570.

hoffe ich, gantz und gar auff Ewer liebes schreiben in der kühle zu antwortten.“ Man hört sie sprechen, wenn sie sich einmal unterbricht:[1]) „Aber stille! ich will nicht hievon reden, es mögte mich zu weit in gelach bringen.“ Wie reizend natürlich klingt ihr Billet an den Raugrafen Karl Ludwig:[2]) „Auß meinem bett morgenbts umb 10 Uhr. Hertzlieber schwartzkopff! es freüdt mich im hertzheüßelle drine, das Du, mein gutter bub, ahnkommen bist. Keine entschuldigung! Ihr müßt heüte gegen abendt herkommen, Ihr mögts auch machen, wie Ihr wolt, den es verlangt (mich) gar zu sehr, Eüch zu sehen, undt zu ambrassiren; nirgendts, alß hir werdt ich Eüch sagen, was Ihr zu thun habt“; oder eine Stelle aus einem andern Brief an denselben, den sie „wie ihr leiblich kindt“[3]) liebte: „Hertzlieb Carllutz, ich sage nun nicht mehr Carllutzgen, den wan man so ein capabler officirer ist, daß man gantze winter-quartir außtawert, dan ist man kein kint mehr undt were es ja schimpfflich, wan ich Euch nun alß ein kint tractiren solte. Aber wan Ihr hir weret, glaube ich doch, daß ich Euch noch woll etlichmahl liebes schwartzköpffel heißen würde, welches sich woll in den schneegebürge bey Tiroll nicht wirdt gebleichet haben.“[4])

Auch in Fällen, wo es bei den damaligen Menschen gewöhnlich war, sich in konventionellen Worten oder unwahren Tiraden zu bewegen, zum Beispiel in Kondolenzschreiben, zeigt sie sich natürlich. Beim Tode des Raugrafen Carl Moritz schreibt sie an die Schwestern:[5]) „In solchen unglück ist nichts zu sagen. Gott undt die zeit können allein trösten, in deßen schutz ich Eüch befehle undt bitte, daß Eüch gott der allmächtige, dem alles möglich ist, dieße betrübtnuß durch taußendt freüden ersetzen möge, undt umb Eüch Ewer leyd nicht wider zu verneünen, will ich weitter nichts mehr vom armen Carl Moritz sagen, alß nur, daß ich glaube, daß er lenger gelebt hette, wen er weniger getruncken hette.“ Man sieht, die Sentimentalität hatte damals der Menschen Fühlen noch nicht gewandelt.

Überhaupt hängt mit der Natürlichkeit Offenheit zusammen. Wie Lise Lotte ihre eigenen Vorzüge und Fehler offen ausspricht

[1]) Bd. 157, S. 24. — [2]) Bd. 157, S. 490. — [3]) Bd. 122, S. 394. — [4]) Bd. 157, S. 494 f. — [5]) Bd. 88, S. 294 f.

— ihre Häßlichkeit verspottet sie selbst oft: ihr Bildnis nennt sie „ein beeren-, katzen-, affengesicht, wie J. G. der churfürst, unßer herr vetter, alß pflegt zu sagen,“[1]) und einmal schreibt sie:[2]) „Ihr müst meiner sehr vergeßen haben, wen Ihr mich nicht mitt unter den heßlichen rechnet; ich bin es all mein tag geweßen undt noch ärger hir durch die blattern worden“ —, so ist sie es auch gegen andere: „ich spreche gar offenhertzig undt nehme, wie man sagt, kein blat vors maul.“[3]) Sie tadelt die Komplimente der Raugräfinnen: „aprobire alles, außer die überflüßige complimenten; damitt, bitte ich, verschondt meiner! denn ich kan sie nicht vertragen.“[4]) Sie ist durchaus fromm, aber bitter haßt sie die Pfaffen: „Die boße pfaffen seindt schlimme gesellen.“[5]) „Alles, waß unßern herrgott betrifft, daß lest sich nicht veriren; waß aber seine dinner betriefft, die menschen seindt wie wir undt etlich mahl noch mehr schwachheiten haben, alß andere, da, glaube ich, ist woll erlaubt über zu lachen, wen es auch nur were, sie von ihre fehler zu corigiren.“[6])

Zu den charakteristischen Eigenschaften jener Briefschreiber, denen Lise Lotte geistesverwandt ist, gehörte immer eine echte Volkstümlichkeit, und auch diese zeichnet die Briefe der Fürstin aus, die an dem Hofe lebte, welcher im denkbar größten Gegensatz zu allem, was Volk heißt, stand. In vielen Worten und Wendungen giebt sich das kund. „Tolle Hummel“ ist ein Lieblingsausdruck von ihr; die Frau von Rathsamshausen nennt sie einmal „faulle hex“,[7]) den Herzog von Würtemberg „ein doll hünckel.“[8]) Ihre Tochter hat sie „braff außgefilzt“;[9]) mit dem kranken „Herrn Max“, fürchtet sie, wird es „hapern“;[10]) „halb krank lachen“,[11]) „kein haar darnach fragen“,[12]) „sauffen“[13]) sind ähnliche Ausdrücke. „Ihr thut woll“, schreibt sie,[14]) „Euch nicht in dieße brühe zu finden.“ „Ich schreib Euch jetzt, ob ich zwar heütte schon so gritlich bin, wie eine wantlauß“.[15]) „Auch thue

[1]) Bd. 132, S. 232. — [2]) Bd. 88, S. 113. — [3]) Bd. 88, S. 180. — [4]) Bd. 88, S. 85. — [5]) Bd. 132, S. 169. — [6]) Bd. 88, S. 429. Vgl. auch die treffliche Stelle Bd. 122, S. 302 und Bd. 107, S. 319, Bd. 88, S. 107. — [7]) Bd. 122, S. 66. — [8]) Bd. 122, S. 114. — [9]) Bd. 88, S. 60. — [10]) Bd. 88, S. 46. — [11]) Bd. 88, S. 10. — [12]) Bd. 88, S. 73. — [13]) Bd. 88, S. 138. — [14]) Bd. 107, S. 16. — [15]) Bd. 88, S. 21.

ich mein bestes, kein schlaffkap zu werden, welche frase mich hatt lachen machen.“[1]) An Luthers „der kennet mich fast wohl und ich kenne ihn nicht übel“ erinnert: „den Schelm ist all heßlich undt die Gret nicht schön.“[2])

Sie scheut auch vor drastischen Derbheiten nicht zurück. So gut sie ein Sprüchwort gebraucht, wie: „Die liebe ist wie der thaw, felt so balt auff einem kühtreck alß einem rosenbladt“,[3]) so wenig geniert sie sich sonst in ihren Worten.

In solcher Natur muß auch ein gut Teil Humor stecken. Freilich tritt er nicht so stark hervor, wie einst bei Anna von Brandenburg oder Luther. Ihr Leben, die Zustände ihrer Umgebung, ihre unbefriedigenden Verhältnisse drängen ihre frohe Naturanlage oft zurück und machen ihre Stimmung trübe und vergrämt. „Warlich alle lust ist mir auch greülich vergangen. Wen man so viel liebe verwantten verliehrt, als wir verlohren haben, undt so viel unglück und wideriches erlebt, ist es ohnmöglich, lustig zu bleiben.“[4]) 1699 schreibt sie: „Seyder etlichen jahren her bin ich sehr melancolisch worden;“[5]) und 1701: „Ich habe hoch von nöhten, daß man mich lachen macht; den diß wirdt sehr rar bey mir . . . Wen man so alt ist, alß ich bin, vergeht alle lust von sich selber“ . . . „es ist schwer lustig zu sein, wen man sein leben einsam zubringen muß, nichts hatt, so einem eygendtlich erfrewen kan, undt in der that manche trawerige sachen auff dem hals hatt.“[6]) Aber schon aus diesen Klagen der etwas vergrämten alten Dame geht hervor, daß sie eigentlich von Grund ihres Herzens an der „Lust“ rechte Freude hat, und nicht selten bricht diese Neigung siegreich hervor. Sie besitzt Lebenslust. „Die welt deücht wenig, es ist war, aber sterben ist doch auch waß abscheüliches.“ Sie hört und erzählt gern „Narretheien.“ So freut sie sich außerordentlich über den „närrischen vetter Fana“, dessen Narrheiten sie niederschreiben will.[7]) „So kan ich,“ sagt sie in Bezug darauf,[8]) „ich mag auch so serieux vndt unlustig sein, alß ich immer sein mag,

---

[1]) Bd. 88, S. 77. — [2]) Bd. 88, S. 286. — [3]) Bd. 88, S. 432. Vgl. S. 79, S. 457 und Bd. 107, S. 573. — [4]) Bd. 88, S. 28. — [5]) Bd. 88, S. 151. — [6]) Bd. 88, S. 246 ff. — [7]) Bd. 88, S. 10. — [8]) Bd. 88, S. 17.

mich nicht enthalten von sachen zu reden, so einem bißweillen lachen machen." Und ebenso hört sie solche gern. „Ihr werdt mir einen großen gefahlen thun, mir waß lustiges zu schicken."[1]) Wie humorvoll sie selber ihr Aussehen schildert, ist schon erwähnt; ein anderes Mal schreibt sie:[2]) „bin aber ein wenig faul geworden; den es kost mühe, so einen dicken bauch zu schlepen, wie der meine ist."

Die alte volksmäßige Neigung zu Sprüchen und Sprüchwörtern findet sich auch bei Lise Lotte. Zwar weiß sie auch holländische und französische, aber vor allen verwendet sie deutsche, von denen sie einen wahren Schatz gegenwärtig hat. Daraus erklärt sich auch ihre stark mit eigenen spruchartigen Sentenzen durchsetzte Redeweise. Wendungen, wie: „Das lachen runtzelt eben so sehr, alß das weinen",[3]) „Wer kan mitt lust lachen, thut woll zu lachen."[4]) „Je lenger man lebt, je mehr art leben erfehrt man",[5]) sind Beispiele dafür.

Es ist als ein besonderer Charakterzug dieser volksmäßigen Art, namentlich der Frauen, hervorgehoben, daß sie im deutschen Hause, in der Familie wurzelt. Und auch dieser Zug fehlt bei Lise Lotte nicht. Man merkt ihren Briefen in der That nicht an, daß sie von der ‚Madame' Frankreichs stammen. Überall tritt uns vielmehr das Bild einer tüchtigen und guten, etwas schwatzhaften alten Dame entgegen, der ihre Familie und ihre Lieben tausendmal mehr am Herzen liegen, als Frankreich und die Welt. „Ich habe die augen alle augenblick voller threnen, muß es doch immer verbeyßen, umb nicht außgelacht zu werden; den die seinige recht lieb zu haben, verstehet man in dießem landt nicht."[6]) Und so hängt sie auch an ihrer Heimat: „ich habe noch allezeit ein teütsches hertz undt gemühte, undt Ihr thut mir allezeit einen rechten gefahlen, mir zu berichten, wie es in der gutten ehrlichen Pfaltz zugeht."[7])

So steht in ihren Briefen die ganze Frau vor uns. Daß alle diese Züge so charakteristisch hervortreten, hängt einzig und allein damit zusammen, daß sie sich genau so giebt, wie sie ist.

---

[1]) Bd. 88, S. 47. — [2]) Bd. 88, S. 390. — [3]) Bd. 88, S. 248. — [4]) Bd. 88, S. 367. — [5]) Bd. 88, S. 56. — [6]) Bd. 88, S. 117. — [7]) Bd. 107, S. 58.

Ihre Natürlichkeit verschmäht die Unwahrheit des damaligen Briefes. Natürlich zu „plaudern“ wie sie, ist damals in Deutschland kaum jemand fähig. Freilich war sie eine ungemein fleißige Briefschreiberin, man kann sagen, sie ging darin auf. Sie schreibt lieber, als daß sie liest: „im schreiben kan man noch eher mitt den leütten reden, alß im leßen, undt daß muß ich immer thun.“[1]) So gewann sie eine immer größere Fähigkeit, natürlich im Briefe zu plaudern; sie übte sie bewußt und war stolz darauf, wenn sie auch das Lob ablehnt: „Ihr habt recht zu glauben, daß ich schreibe, wie ich rede; den ich bin zu naturlich, umb anderst zu schreiben, alß ich gedencke.“[2])

Doch der Umstand, daß sie bewußt natürlich schrieb, hat vielleicht nicht selten veranlaßt, daß sie gesucht natürlich schrieb. Es ist ganz klar, daß sie auf ihre Art zu schreiben stolz war.[3]) Es ist nicht aufrichtig, wenn sie schreibt:[4]) „Ey, hertzallerliebe Louisse, wie kont Ihr die gedult haben, meine brieffe mehr alß einmahl, zu überleßen? Es ist mir ja selber unmöglich, solche zu leßen, wen ich sie einmahl geschrieben habe. Daß erweist woll die große amitié, so Ihr vor mir habt; aber Ihr jammert mich doch sehr, die zeit so schlecht zuzubringen mitt meinem albern gekritzel.“ Sie überlas ihre Briefe in der Regel meistens, wie aus den eigenen Briefen hervorgeht, und sicher hielt sie dieselben nicht für „Albernes Gekritzel.“

Aber wenn ihre Natürlichkeit auch hier und da affektiert sein mag, das kann unmöglich den Wert und die Bedeutung ihrer Briefe herabdrücken. Nach zwei Seiten hin haben diese unzweifelhaft ihre große Wichtigkeit. Einmal in der Bewahrung der alten volkstümlichen und natürlichen Art, die seit Luther bei keinem Briefschreiber so hervorragend ausgeprägt war. Und andererseits bezeichnen sie einen Fortschritt in der Fähigkeit, die Feder laufen zu lassen, und schreibend plaudern zu können. Das mochte sie dem Einflusse der französischen oder überhaupt der modernen Bildung verdanken, und manche deutsche Frauen und Männer mochten das französisch auch können. Aber sie zeigt,

---

[1]) Bd. 144, S. 180. — [2]) Bd. 88, S. 59. — [3]) Bd. 107, S. 257: „Wen Eüch, liebe Louisse, gar naturliche reden gefahlen, so wunderts mich nicht, daß Ihr gerne meine brieffe lest.“ — [4]) Bd. 107, S. 651.

daß man es auch im deutschen Briefe kann. Ihre oft unendlich langen Briefe, welche alles enthalten, was ihr „in den Kopf kommt,“ sind wie ein Tagebuch und doch wieder viel mehr wie ein Tagebuch. Alles, was sie selbst treibt bis in das kleinste, oft nicht schöne Detail hinein,[1]) ihre Vergnügungen, die Spazierfahrten, die Jagden, die „Komödien“, welche ihre „eintzige Lust“ sind,[2]) ihre Lebensweise und Tageseinteilung, ihre Mahlzeiten und die Auswahl der Speisen, ihr körperliches Befinden; alles was sie interessiert, „Historien“, auch Gespensterhistorien,[3]) amüsante Neuigkeiten, Nachrichten über Personen; alles, was sie neues erfährt, Hofgeschichten, politische Ereignisse, Nachrichten über Pariser und französische Zustände: alles das schildert sie ausführlich, verbindet damit überall Reflexionen, namentlich moralische, über Gott, die Welt und die Menschen darin, über die entsetzliche Sittenlosigkeit in Frankreich, über die Pfaffen, über die Modesucht, über die Art des Briefschreibens, kurz über alles Denkbare, Reflexionen, die wieder mit Sprüchwörtern, Sentenzen und Citaten, namentlich aus den französischen Tragödien und Molière — darum ist sie nichts weniger als ein Schöngeist — durchsetzt sind.

Man versteht, wenn die Briefe dieser Frau, die nichts so sehr haßt wie die Langeweile, von den Raugräfinnen mit scheuer Bewunderung gelesen wurden. „Ihr habt mich, liebe Louise,“ schreibt einmal Lise Lotte,[4]) „von hertzen lachen machen zu sagen, daß Eüch meine «brieffe Eüch so woll thun, alß ein balsam auff Ewerm haubt».“ Man begreift, wenn diesen ihre eigenen Briefe — man vergleiche einmal ein Schreiben der Raugräfin Louise[5]) — „langweilig“ und „kaltsinnig“ vorkommen.[6]) Zwischen den bisherigen deutschen Briefen und denjenigen Lise Lottes ist in der That ein sehr bedeutender und wichtiger Unterschied. Unterhaltend in prägnantem Sinne und interessant ist kein früherer deutscher Brief. In dieser Beziehung ist Lise Lotte die erste hervorragende deutsche Briefschreiberin. Und hier setzt eine neue Entwickelung im deutschen Briefe, welche ihren Höhepunkt in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hat, ein.

---

[1]) Vgl. Bd. 107, S. 573. — [2]) Bd. 144, S. 2. — [3]) Bd. 157, S. 152. — [4]) Bd. 132, S. 140. — [5]) Bd. 157, S. 543 f. — [6]) Bd. 107, S. 135.

Viertes Kapitel.

Charakter des brieflichen Verkehrs I.

Die neue Kulturentwickelung beeinflußt nicht nur die Beschaffenheit der Briefe selbst, sie äußert sich auch in einer sehr starken Steigerung des Briefverkehrs überhaupt. Der politische und geschäftliche Briefverkehr, der schon im sechzehnten Jahrhundert einen großen Umfang erreicht hatte, steigert sich in geringerem Maße. Bedeutend stärker hingegen wird, durch die neue Art des Verkehrs hervorgerufen, aber doch an frühere Formen anknüpfend, der gesellige Briefverkehr. Der Brief beginnt für das soziale Leben eine Bedeutung zu gewinnen, die unserm Zeitalter trotz seines quantitativ ungeheuer viel größeren Briefverkehrs gänzlich fremd erscheinen würde.

Was zunächst den politischen Briefverkehr anlangt, so blieb die Schreibseligkeit der Kanzleien und der Diplomaten, der Räte und Agenten auf der Höhe, die sie schon im sechzehnten Jahrhundert erreicht hatte. Die Wechselfälle des dreißigjährigen Krieges, die Bündnisse und Gegenbündnisse setzten die Feder nicht minder in Bewegung, wie einst die Fragen der Reformation. Die Friedensverhandlungen zu Münster und Osnabrück veranlaßten unglaublich viel Schreiberei. Relationen, Schlachtberichte, Berichte der Gesandten und Residenten kommen in zahlreicher Menge dazu.

Der politische Briefverkehr im Sinne jener Zeit bedeutet aber, wie schon früher, nicht nur die Schreibthätigkeit der Leute in den Kanzleien, der Sekretäre, wie sie sich jetzt überall nennen, nicht nur die diplomatische Korrespondenz über bestimmte Fälle oder zu bestimmten Zwecken: er bedeutet vielmehr — und hier macht sich gerade die Steigerung desselben geltend — Vermittelung politischer oder militärischer Nachrichten in weitestem Umfang. Im sechzehnten Jahrhundert entwickelten sich, wie geschildert worden ist, aus dem Briefe, der Zeitungen, d. h. Nachrichten enthielt, die gedruckten Zeitungen, die im weiteren Verlauf dann den Charakter gewannen, den Zeitungen in modernem Sinne haben, nämlich den der Periodizität. Sie waren eine Zusammenstellung oder ein Auszug von mehr oder weniger regelmäßigen Briefen. „Was hat

man" sagt Christian Weise,[1]) „auch in den Wöchentlichen Zeitungen anders, als Erzehlungs-Briefe, da von allen Orten der Welt etwas sonderliches geschrieben, und in einer anständigen Ordnung zu guter Nachricht des Lesers vorgestellet wird." Aber wenn die damaligen Zeitungen auch die Bedürfnisse der Menge an politischen Nachrichten befriedigten, so genügten sie doch nicht für die politisch Interessierten selbst, ja nicht einmal für Private, die sich über die Vorgänge in der Welt besser orientieren wollten. Der Hauptmangel bestand in ihrer mangelhaften Verbreitung. Was man in Nürnberg in Zeitungen las, wußte man darum noch nicht im übrigen Deutschland. Zum mindesten mußten also diese Zeitungen weiter übermittelt werden.[2])

So blieb die hergebrachte briefliche Berichterstattung vorerst in ausgedehntem Maße bestehen. „Korrespondenz" zu haben, ist im politischen Leben nach wie vor von höchster Wichtigkeit. Schon in gewöhnlichen Zeitläuften mußte Fürsten oder Städten daran liegen, über alle Vorgänge und Ereignisse auf dem Laufenden zu bleiben. Im sechzehnten Jahrhundert hatte man überall[3]) zu diesem Zwecke seine Agenten gehabt. Nach 1600 pflegt man dieses Berichterstatterwesen noch besser zu organisieren. Gegen Erstattung aller Ausgaben und ein ziemlich hohes Honorar schloß man Verträge mit „Avisenschreibern," die in den Mittelpunkten des Nachrichtenverkehrs lebten und die dann alles Wissenswerte berichten mußten; so Christian II. von Sachsen mit Johann Rudolf Ehinger von Balzheim in Ulm, Fürst Ludwig zu Anhalt und Moritz von Hessen mit Philibert du Bois, die Stadt Halle mit Hieronymus Teuthorn in Leipzig;[4]) Christian von Anhalt

[1]) Curiöse Gedanken von deutschen Briefen S. 125 f. — [2]) Solche Übersendung von gedruckten Zeitungen findet man daher sehr häufig. So dankt Wallenstein Tilly für „eingeschlossene französische Zeitungen" (Wallensteins Briefe hrsg. v. Förster II, S. 151), ebenso für französische und holländische Zeitungen Christian von Anhalt dem Fürsten Ludwig von Anhalt (Krause, Ertzschrein S. 83). Auch nicht unmittelbar politisch interessierte Personen, wie Lise Lotte von Orleans, erhalten häufig gedruckte Zeitungen übersandt. „Vor die getruckte Zeittungen dancke ich immer sehr, liebe Louisse." Bibl. d. litter. Vereins Bd. 88, S. 110. Vgl. Bd. 88, S. 490. Bd. 107, S. 41; 73, S. 115. („Sie divertiren mich recht.") S. 487 („Sie amussiren mich sehr".) — [3]) Vgl. Teil I, S. 127 ff. — [4]) Opel, die Anfänge der deutschen Zeitungspresse. S. 26 ff.

hatte solche Verbindungen besonders zahlreich. Der bekannteste der Berichterstatter ist aber der gelehrte und kunstliebende Augsburger Patrizier Philipp Hainhofer. Der Herzog Wilhelm von Bayern, Friedrich von Baden, die pommerschen Herzöge, die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, August der Jüngere von Braunschweig gehörten zu den Fürsten, die ihn mit solcher Korrespondenz beauftragten. Auch Korrespondent des französischen Hofes wurde er 1607. Der Herzog Philipp II. von Pommern hatte ihn 1610 durch ein verbindliches Komplimentschreiben unter Übersendung seines Porträts um seine Korrespondenz ersucht. Die Antwort Hainhofers[1]) lehrt, daß diese Berichterstattung keineswegs ungefährlich war: „Weil grose gefahr und verdacht beim vertrulichen correspondiren, so hoffe ich underthänig, es solle Ew. Frstl. Gnd. gnädigst nit zuwider sein, daß weder Lebzelter noch andere, außer Ew. Frstl. Gnd. gehayme räthe, von diser correspondenz der avisi wissen, sondern daß Lebzeltern allain vermaine . . . dan das Ew. Frstl. Gn. ich allein under meinen coperta daß jenige zusende, was mir von andern orthen für dieselbe zukhommet, und daß das gelt, so für Ew. Fürstl. Gnd. er mir alla giornata zu zahlen würdt haben, zu ablegung der wenigen Unkosten seye, die wegen Ew. Frstl. Gnd. ich ander guet thue und sborsiere dan wahrlich alhie grose gefahr mit avisi, die brief oft intercipirt, ja auf der post sogar den H. Fuggern geöffnet worden, darumben je weniger man waiß daß ich außerhalb schreibe, in besser es ist.“ Hainhofer sandte neben seinen eigenen Berichten auch andere, auch Gedrucktes. Zur Bestreitung der Unkosten — „post und bottenlohn, smiraglio und verehrungen hin und wider, was vertraulichs und leswürdigs aufzutreiben“[2]) — erhielt er 100 Thaler.

Derartige Korrespondenzen liefen meist periodisch — insofern wirklichen Zeitungen nicht unähnlich — ein. In der Teutschen Secretariat-Kunst des Spaten heißt es[3]): „die Zeitungsschriften werden von den Fürstl. Agenten und Unterhändlern, auch andern, so gegen ein gewißes Jahrgelt in großen Handelsstädten darzu

[1]) Die ersten 7 Briefe des Augsb. Patr. Hainhofer an Philipp v Pommern 1610. Hrsg. von Schlegel. Progr. d. Realg. zu Stettin 1877. S. 6. — [2]) Ebenda S. 7. — [3]) III, S. 624.

absonderlich bestellt, wöchentlich nach Hofe geschickt, worinnen kein sonderlicher Eingang und Schluß erfordert wird, nur daß alles, was neues vorgeht, ordentlich und verständig berichtet werde." An Johann Hieronymus Imhof schreibt 1657[1]) der Herzog Sylvius von Würtemberg: „Er wolle auff dehrgleichen arth vnd weise, wie von vnserem Cammer Secretario Ihme Jüngsthin zugeschrieben worden, mit solcher widerumb angefangener Correspondentz fürderhin wochentlich continuiren und fortfahren." Er soll 40 Gulden jährlich erhalten. Ebenso hat 1634 der Cardinal Dietrichstein „wochentlich auf Italien pasquillen vnd noviteten."[2]) Bei Hofe cirkulierten dann diese Mitteilungen, man tauschte sie auch gegen andere mit den Nachbarhöfen aus. Solcher Austausch war immer sehr willkommen. Der Erzbischof von Salzburg dankt einmal dem Herzog Wilhelm von Bayern für französische Zeitungen und sendet seinerseits Zeitungen aus Prag.[3]) Demselben Kirchenfürsten läßt der schon erwähnte Christian von Anhalt 1609 Korrespondenz anbieten, er wolle ihm seine Nachrichten aus Frankreich, England und den Niederlanden, jener möge ihm solche aus Ungarn, Österreich, Italien und den benachbarten Ländern mitteilen.[4]) Dies Anerbieten wurde angenommen mit dem Versprechen, „in allem sincere und vertreulich zu correspondiren."[5]) Wie die Fürsten, standen auch die Städte öfter im Austausch. Auch sie hatten ihre Agenten, wie Eger z. B. in Prag einen unterhielt.[6])

Ganz notwendig wird die Beschaffung solcher Korrespondenz naturgemäß in politisch bewegten, in Kriegszeiten, und zwar nicht nur für die Fürsten, sondern überhaupt für die handelnden Personen. Die Korrespondenz erstreckt sich dann über die gewöhnlichen Nachrichten hinaus; es kommt darauf an, die Vorgänge auf der gegnerischen Seite zu wissen, von denen man damals nicht so leicht Kunde erhielt, wie heutzutage. Hans Jakob Behaim, der bei den französischen Truppen in den Niederlanden dient, schreibt am 14. Oktober 1645 nach Hause, „daß

---

[1]) 25. September. A. N. M. — [2]) Hallwich, Wallensteins Ende II. 203. — [3]) Briefe und Akten z. Gesch. d. 30j. Krieges. Bd. IV, S. 449. — [4]) Ebenda Bd. II, S. 194 Anm. 1. — [5]) Ebenda II, S. 208. — [6]) Vgl. auch Opel, Die Anfänge der deutschen Zeitungspresse S. 27.

Nembligen Mr. Comte de Gransay von dem Herrn Vattern begehret, ihme alle Wochen oder alle 14 tag auf dz wenigste alle particulariteten, so beedes bey der Schwedischen alß auch Vnserer Armeé in Teutschland passiren, zu advisiren." Der alte Behaim kann diesen Wunsch freilich nicht ganz erfüllen. Der Bruder schreibt an Hans Jakob:[1]) „weil wir hießiges orts die gelegenheit nicht haben, des Feindts secreta zu penetriren, alß müßen wir Vnß an den allgemeinen Bericht unßerer Zeitungschreiber benügen lassen;" sie senden dann regelmäßig die neuesten Nachrichten oder legen Zeitungen ihren Briefen bei. — Wallenstein kennt den hohen militärischen Wert guter Nachrichten wohl und ermahnt seine Unterführer fortwährend, sowohl untereinander als mit anderen stete und fleißige Korrespondenz zu unterhalten. „Ist auch von nöten," schreibt er an Arnim 1627,[2]) „mit dem Hertzogen Georgen zue Lüneburg und dem Obristen Aldringer in stätter und vleißiger Correspondentz zu stehen." Später empfiehlt er ihm zur Korrespondenz auch den Markgrafen Sigismund zu Brandenburg[3]) und den Herzog von Pommern.[4]) Ähnliche Mahnungen richtet er an den Herzog Georg zu Braunschweig,[5]) an Altringer,[6]) an Holk[7]) und andere. Diese gegenseitigen Mitteilungen, welche „avisen wegen des Feinds", Nachrichten, „den hielendischen statum" oder „hiesigen statum modernum belangend", enthielten, waren für die Kriegsführung unerläßlich und den Feldherren immer sehr willkommen. „Meinen hochgeehrten Herrn verpleibe Ich," schreibt Altringer an Holk,[8]) „wegen der so verthreülichen communication hoch obligiert vnd sage Jme auch derenthalben dienst fleißigen Danckh."

Andererseits mußte man verhindern, daß dieses Mittel dem Gegner zu gute kam, man mußte gefährliche Korrespondenz verhindern. „Der König von Dennemark," berichtet Wallenstein 1626 seinem Schwiegervater,[9]) „hat den Bischof von Bremen gefangen gehabt, daß er mit unsern Herzog von Holdstein hat

---

[1]) 11./21. November 1645. A. N. M. — [2]) Albrechts von Wallenstein Briefe, hrsg. von Förster Teil I, S. 85. — [3]) Ebenda S. 94. — [4]) Ebenda S. 108. — [5]) Ebenda S. 91 und 93. — [6]) Ebenda S. 92. Hallwich, Wallensteins Ende I, S. 298. — [7]) Hallwich a. a. O. I, S. 498. — [8]) Ebenda S. 416. — [9]) Österr. Gesch. Quellen II. Abt. Bd. 41, S. 393.

correspondirt, er ist aber auskommen." Entlassene Gefangene mußten sich verpflichten, sich aller gefährlichen Korrespondenz zu enthalten.[1])

Die Höfe der Fürsten hatten ihre Korrespondenten — auch abgesehen von den erwähnten Agenten — überall. „Aus meines Herrn Schreiben hab ich vernommen," schreibt einmal Wallenstein,[2]) „daß der Obr. Aldringer sehr nach Hof correspondirt; er thut recht dran, denn er ist von der Feder-Profession, mir ist unmöglich alle bagatella zu schreiben, ich weiß wohl, daß der Kaiser gern hat, aber ich hab auf anderes zu gedenken, denn es ist ein zimbliche Anzahl dahie Welschen, so gerne sich mit Caseten (Gazetten) delectiren."

Die natürlichen Mittelpunkte der politischen Korrespondenz waren aber vor allen die Gesandten, die Residenten und politischen Agenten. Als Beispiel mag der schwedische Resident am kursächsischen Hofe, Laurentius Nicolai, gelten. Er hatte unter seinen Korrespondenten Postmeister, wie den schwedischen Postmeister Andreas Wechel zu Leipzig und dessen Sekretär Martin Hempel. Denn er wußte wohl, daß gerade diese Leute Nachrichten aus allen Orten und Enden erhielten;[3]) die Postmeister, die als „litterati" galten,[4]) standen überhaupt auch mit dem gedruckten Zeitungswesen in Verbindung. Wie er sich ihrer „mühe und ungespartes vleißes vleißigst bedankt",[5]) so berichtet er auch seinerseits „schriftwürdiges".[6]) In ähnlichem Verkehr stand er mit vielen andern, wie dem böhmischen Emigranten Freiherr David von Tschirnhaus[7]) oder dem Residenten in Berlin, Transehe, an den er einmal schreibt:[8]) „Ich bedanke mich zuförderst der gehabten mühewaltung und beschehenen vertraulichen communication dienstfreundlich und bleibe auf die pareille dergestalt bedacht, daß an meinem orte in der wöchentlichen correspondence nichts ermangeln soll." Aus Breslau erhält er einmal von einem Korrespondenten „bericht der pol-

[1]) So Jürg Behr 1641. Vgl. J. von Bohlen, Georg Behr S. 35. — [2]) Österr. Gesch. Quellen 2. Abt. Bd. 41, S. 356. — [3]) Vgl. Opel a. a. O. S. 30 f. — [4]) Deutsches Postarchiv 1874, S. 464. — [5]) Publikationen aus den Preuß. Staatsarch. Bd. 35, S. 260. — [6]) Ebenda S. 247. — [7]) Vgl. z. B. Bd. 39, S. 302. — [8]) Ebenda S. 345.

nischen handelsleute, so nach Leipzig daselbt durchpassirt."[1]) Er hatte auch bezahlte Berichterstatter, wie den in Wien.[2]) Die erhaltenen Nachrichten sendet er wieder an seine Korrespondenten, vor allem aber an die leitenden Personen, wie Oxenstierna. Hin und wieder wird ihm durch die Kriegsereignisse die „communicationlinea" abgeschnitten,[3]) so daß er nichts berichten kann. „Inzwischen hat mir des feinds progreß und continuirliche courses hin und wieder im churfürstenthumb die communicationslinie fast mit allen correspondenten dermaßen abgeschnitten, daß ich seit den 9. octobris kein schreiben hab in's reich hinaus sicher fortbringen können."[4])

Aus dem Angeführten erhellt, daß man Nachrichten nicht allein von bezahlten Agenten oder untergeordneten Leuten erhielt, sondern daß man untereinander einen förmlichen Austausch derselben organisiert hatte. In solchem Verkehr standen die Diplomaten untereinander, weiter aber auch mit hervorragenden oder gut unterrichteten Leuten. Es war dies damals das einzige Mittel, wenigstens einigermaßen sich mit Nachrichten zu versorgen. Es korrespondierten also miteinander nicht nur Personen, welche durch das politische Interesse eng verbunden waren, wie jene Wallensteinschen Führer und deutschen Fürsten oder wie zu Beginn des Jahrhunderts die Fürsten, welche den Gedanken einer protestantischen Union vertraten und sich Korrespondierende nannten,[5]) sondern überhaupt politisch interessierte Leute. Sobald diese mit einander in Berührung kommen, ist es das erste, daß sie sich, wofern sie nicht Gegner sind, Korrespondenz anbieten. „Es ist sehr gut," schreibt Wallenstein 1626,[6]) „daß der Palatinus will mit mir correspondiren, ich wills auch than." Als 1633 der französische Gesandte Marquis von Feuquières in Dresden ankommt, läßt er sofort jenen Nicolai besuchen, ihm große Komplimente machen und die vertrauliche Korrespondenz anbieten.[7]) Nachrichten werden immer

[1]) Ebenda S. 10. — [2]) Ebenda S. 74. — [3]) Ebenda S. 315. — [4]) Ebenda Bd. 35, S. 291. — [5]) In dem Entwurf eines Abkommens jener Unierten mit den evangelischen, böhmischen und schlesischen Ständen steht an erster Stelle: vertraute Correspondenz. Briefe und Akten zur Gesch. des 30 j. Krieges. Bd. II, S. 409. — [6]) Österr. Geschichts-Quellen a. a. O. S. 431. — [7]) Publikationen Bd. 39, S. 157.

wieder mit Nachrichten bezahlt. An Nicolai schreibt Graf Heinrich Matthias von Thurn: [1]) „Dessen große bemühung mit den beilagen sein mir zu rechter Zeit eingehendigt gewest. Es ist uns wol allen allhie eine schand, daß ich nichts würdiges hab, die vergeltung zu thun, den herrn etwas zu schreiben.“ [2])

Ein Beispiel eines langjährigen freundschaftlichen politischen Briefverkehrs, bei dem es sich vor allem um Austausch von Nachrichten handelte, ist derjenige zwischen dem angesehenen Nürnberger Ratsherrn Lukas Friedrich Behaim und dem Gesandten im Haag, Ludwig Camerarius. Da Behaim 1636 an ihn, seinen Vetter, wegen einer Rekommandation geschrieben hatte, brachte Camerarius in der Antwort [3]) sogleich die Bitte vor, ihn, der gern wissen möchte, was in Deutschland vorginge, „etwan vnd bißweilen mitt einem freundtlichen communication Brieflein zubesuchen.“ Es beginnt dann ein ausgedehnter politischer Briefwechsel. Sie teilen sich gegenseitig ihre Neuigkeiten mit, [4]) begleiten dieselben, namentlich Camerarius, mit großen Raisonnements, mit Klagen, wie, daß Deutschland ganz zur Arabia deserta würde, [5]) und ähnlichen Reflexionen, schicken sich daneben gedruckte Zeitungen, Memorialien und Akten, Schriften vom Reichstag, besprechen Flugschriften, Camerarius berichtet von seiner sonstigen Korrespondenz. Hin und wieder pausiert Camerarius ein wenig, bittet dann aber immer um „Continuation“, ihm sind Behaims „communicationes vnd erinnerungen herczlich lieb.“ [6]) Am 17./27. September 1647 schreibt er: „Ich habe so lange an ihne nicht geschrieben, daß ich mich schier schähme, die feder wieder in die handt zunehmen, vnd dz hiebevor zwischen vns so lange vnd vertrawte commercium

[1]) Ebenda S. 126. — [2]) Ähnlich wird bei Butschky, Hoch-deutsche Kanzelley II, 61 ein Beispiel „Neue Zeitung“ angeführt: Es beginnt: „Das Verlangen, von dem Herrn gleichgutte Zeitung zu erfahren, verursachet mich dieses gewisse zu berichten.“ II, 62 folgt die Gegen-Neue Zeitung, in der der Empfänger „unseres Ortes neu eingelauffenes“ sendet. — [3]) 18./28. Nov. 1636. — [4]) „Für den mir so außführlich mitgetheylten bericht de rebus publicis sage ich hohen Danck, als der mich sehr contentirt, weil viel particularia darinnen, welche ich zuvor nicht gewust habe.“ So lautet z. B. der Dank Camerarius' am 10. Dezember 1644. A. N. M. — [5]) 20./30. Mai 1637. A. N. M. — [6]) 4./14. Mai 1640. A. N. M.

literarum widerumb in gang zu bringen." Manchmal ergreift ihn auch Unlust und Ärger: „De publicis mag ich nit viel schreiben"; solche Wendungen trifft man häufig.

Dieser Briefwechsel lehrt aber weiter, daß man dabei, wie schon erwähnt, sehr große Vorsicht anwenden mußte. Schon bei Eröffnung desselben bemerkt Camerarius: „Damit auch daßelbe desto sicherer vnd ohne gefahr geschehe, So stelle Ich zu seinem Nachdenken, Ob er in den Brieffen seinen Nahmen außlaßen, dieselbe auch in Amsterdam an Herrn Bartalotti oder Herrn Jeremiam Calandrin Vnder Copert adressiren wollte." Camerarius unterschreibt sich L. C. oder meistens M. conosciuto oder il conosciuto; auch anderer Namen nennt er nicht ohne weiteres. Vor allen aber sind seine politischen Nachrichten meistens chiffriert. Ein Satz lautet zum Beispiel:[1]) „So viel ich darauß verstehe, beharrt durch sonderliche Py Bb bey dem Fz," das heißt: „durch sonderliche Verblendung Chursachsen bei dem Prager Frieden."

Chiffren waren wie früher in dem politischen Briefverkehr überhaupt unumgänglich notwendig. So sind die Briefe zwischen Wallenstein und seinem Schwiegervater chiffriert ebenso, wie die zwischen Wallenstein und dem Kaiser. Auch die Weglassung des Namens findet sich häufig,[2]) denn das Abfangen von Briefen war in Kriegszeiten Regel, aber auch sonst nicht ungewöhnlich. Am 26. März/5. April 1639 schreibt Camerarius an Behaim: „Eß seind nun eine geraume Zeytt hero zwischen vnß keine Brieff gewechselt worden. Meines theyls hab ich solch officium vnderlaßen, so wol auß mangel der materi, alß dz ich bey dießen gefehrlichen leuften Nicht gern Jemand vngelegenheitt zuziehen wollte, wann ettwan Meine Brieff intercipirt werden sollten." Bekannt ist das Auffangen des Arnimschen, ihn sehr gravierenden Briefwechsels mit dem Oberst von Sparre, der später veröffentlicht worden ist.[3])

Man war daher in der Beförderung sehr vorsichtig. Mo-

---

[1]) 9./19. November 1640. A. N. M. — [2]) So unterschreibt der Rat Lagerström in Stettin einen Brief an J. F. Mayer 9. Oktober 1711: „Deßen Hand sie wol kennen" Ms. Pom. fol. 231. (Greifsw. Un.-Bibl.) — [3]) Publikationen Bd. 35, S. LXV.

scherosch erzählt von einem Boten, der den Brief „mit Papyr vmbzogen, in einem Schollengrund eingeballet, in der Hand truge, damit auff den fall er es vnvermerkt hätte bey seits werffen können",[1]) und von einem andern, der den Brief unter den Haaren verborgen hatte.[2]) Andererseits war aber auch die Verletzung des Briefgeheimnisses ganz gewöhnlich. Die kaiserliche Post war von Anfang an darin geübt,[3]) und die übrigen Fürsten folgten ihrem Beispiel. Man empfand dies Treiben, das schon Luther für Todsünde erklärt hatte,[4]) im siebzehnten Jahrhundert aber schon als großes Übel. Die Verletzung des Briefgeheimnisses wurde in der Kriegserklärung Gustav Adolfs, dessen Brief an den Fürsten von Siebenbürgen eröffnet war, dem Kaiser besonders vorgeworfen; 1670 wurde die Gewährleistung desselben von Reichs wegen ausgesprochen;[5]) der Reorganisator Friedrich Wilhelm von Brandenburg ließ auch schon die Postbeamten darauf vereiden. In andern Ländern war es übrigens nicht besser, namentlich nicht in Frankreich. Die Prinzessin von Montpensier erzählt selbst, daß sie in Orléans zu ihrem Vergnügen alle Briefschaften durchlas.[6]) Lise Lotte klagt über diese Spionage immer und immer wieder. „Es ist der feder nicht zu vertrawen; den alle brieffe werden geleßen und wider zugepitschirt."[7]) So sind denn Warnungen häufig. „Ich erfahre," schreibt 1637 Laurentius Grammendorf an Permair,[8]) „das auf meine Brieff von Schälcken gepasset werde, darumb wird sich der Herr darnach richten vnd Sie wol verwahren, auch vnpraejudicirlich schreiben."

Aber man wollte sich auch für die Zukunft nicht durch solche Briefe kompromittieren. Die Bitte, sie zu zerreißen[9])

[1]) Gesichte Ander Teil S. 595. — [2]) Ebenda S. 620. — [3]) Vgl. über die Verletzung des Briefgeheimnisses aus polit. Gründen Crole, Gesch. d. d. Post. S. 425 ff. — [4]) Stephan, Gesch. d. Preuß. Post S. 52. — [5]) Crole S. 20. — [6]) Mémoires II, S. 41. Pour moi j'étais à Orléans, ou je me divertissois à faire prendre tous les courriers, qui passoient, n'ayant plus autre chose à faire. Les uns étaient chargés de dépêches, les autres de poulets et de lettres de famille assez ridicules etc." — [7]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 88, S. 106. Vgl. auch S. 4, 67, 312, 449, 457; Bd. 107, S. 88, 568. Sie weiß genau, wie die Leute es anstellen. Vgl. Bd. 122, S. 459. — [8]) Opel, Valentin Weigel, S. 325. — [9]) Österr. Gesch.-Quellen a. a. O. S. 319.

oder zu verbrennen[1]) — au feu steht gewöhnlich am Schluß —, ist sehr gewöhnlich. Man erzählt auch nicht gern, daß man solchen Briefverkehr pflege. „Für die geschickte sachen," schreibt der Rat Olthoff noch 1707 an den Theologen Mayer,[2]) „bin ich höchst verbunden, vnd gvarantire ich für meinen verschloßenen mundt, mit bitte der continuation. Das schreiben ist allbereit ad jussum tuum vulcanisirt."

Noch mehr neue und charakteristische Züge als der politische Briefverkehr weist der freundschaftlich-gesellige auf.

Der gesellige Briefverkehr hatte sich schon in dem vergangenen Jahrhundert, nachdem einmal die den Verkehr beengenden mittelalterlichen Schranken gefallen waren und andererseits die Schreibkunst nicht mehr ein Privileg einzelner Klassen war, wesentlich vermehrt. Der deutsche Privatbrief hatte gänzlich den ursprünglich geschäftlichen Charakter verloren. Für das ganze Volk war der briefliche Verkehr ein Bedürfnis geworden. Die Steigerung desselben hält aber im siebzehnten Jahrhundert an, sie ist sogar ein charakteristisches Zeichen der neuen Kultur. Briefe häufig zu wechseln, wird nicht mehr nur als ein Gebot der Freundschaft angesehen: es beginnt vielmehr überhaupt zum guten Ton zu gehören.

Unter Verwandten ist fleißiges Briefschreiben natürlich wie früher Pflicht. Das übt der abwesende Sohn „aus kindlichem debito";[3]) an den abwesenden Bruder schreibt man, daß man „jederzeit ein herzsehnliches Verlangen getragen, von demselben

---

[1]) Das empfahl man überhaupt bei kompromittierenden Briefen. „Dieses dem fewer" schreibt Heiland an Louise von Degenfeld. Bibl. d. litt. Ver. Bd. 167, S. 59. Fürstliche Personen verbrannten die empfangenen Briefe oft, so Lise Lotte diejenigen der Sophie von Hannover und der Raugräfin Luise. Bibl. d. litt. Ver. Bd. 107, S. 401. Freilich wurden die Bitten um Verbrennen nicht immer befolgt, wie man aus den vielen erhaltenen Schreiben sieht. Aus etwas späterer Zeit mag hier noch eine Stelle aus einem Briefe des Dr. Uhl, der dem Freiherrn v. Münchhausen „seine meynung von Göttingen aufrichtig eroffnete," erwähnt werden. „Da mir Ew. Hochfreyherrl. Excell. etliche mahl die hohe zusage gethan, meine Briefe sogleich zu verbrennen, so will solches hiermit acceptiren und Ew. Hochfreyherrl. Excell. an dero hohes wort erinnern." Rößler, D. Gründ. d. Univ. Göttingen S. 391. — [2]) 5. März. Ms. Pom. fol. 231 (Greifsw. Un.-Bibl.) — [3]) Georg Friedr. Behaim an s. Vater 2. Dezember 1635. A. N. M.

bona nova zu erfahren"; [1]) und wenn ein Vetter dem andern schreibt, nimmt er damit nur „seine Schuldigkeit in Acht" und „lebt seinem gethanen Versprechen gemäß." [2]) „Dir verbleiben mein schreibdienst jederzeit bevor," schreibt einmal ein Mädchen, Susanne Behaim, scherzhaft dem Bruder Hans Jakob. Alle acht Tage oder jeden Posttag zu schreiben, war unter nahen Verwandten häufig Sitte. Namentlich wer reist, muß dem Daheimgebliebenen häufig berichten. „Das wir dem Herren Vettern nicht ehr wegen vnserer Reys berichten können haben," schreibt Johann Sigismund Behaim an den ältern Verwandten, [3]) „ist das gemeiniglich die Vrsach, das wir auff Keine Statt weder auff Coburg, Erfurt Braunschweig noch vff Schmalkalten zukommen, von dannen wir dem Herrn Vettern auß sonsten geschrieben wollten haben, aber Vnsicherheit halber ganz vmbgefahren, also das der Herr Vetter auff vns gancz keinen Vnwillen werffen wolle; wir wollen dem Herrn Vetter ieczunder von Hamburg, Lübeck vndt anderen Orden mehr fleisiger berichten vndt mit schreiben auffwarten."

Als Leibnizens Verwandte eine Zeitlang ohne Nachricht blieben — Leibniz erhielt ihre Briefe nicht und sie die seinigen nicht —, schrieb mehrmals der Halbbruder Johann Friedrich deswegen an ihn. In dem Schreiben vom 7. Januar 1674 heißt es: [4])

„Undt zwar betrübet mich nicht wenig, das sogar die vorgedachte natürlich eingepflanzete liebe bey dir soll erloschen seyn, das du nicht einmahl solltest eingedenck seyn soli natalis quod tamen dulcedine sua cunctos allicere solet, welches daher leicht zu schließen, weil du deine hinterlaßene freunde nunmehr fast in jahr und tag keinen buchstaben von deinem Zustand wißen laßen, ob du lebendig gesund oder kranck."

Andererseits verlangten die Abwesenden ungeduldig Briefe von der Heimat. Als Hans Jakob Behaim kurze Zeit keinen Brief bekommen hat, scheint es ihm, „alß ob ich villeicht gar

---

[1]) Ledeburs Archiv XIII, S. 369. — [2]) Christoph Hardeßheim an Hans Jakob Behaim 12. April 1644. A. N. M. — [3]) An L. F. Behaim 17. Juni 1641. A. N. M. — [4]) Leibniz' Werke (Ausg. v. Klopp), Erste Reihe III, S. XV.

auß des Herrn Vatters gnadt vnd hingegen in alle Vngnadt kommen were.“ Auch die Schwester treibt er zu fleißigem Briefschreiben an.

Aber wenn diese verwandtschaftliche Korrespondenz, die ja schon früher rege genug war, sich jetzt vielleicht noch gesteigert hatte, so war das bei den mannigfaltigeren und vielgestaltigeren Lebensverhältnissen nur natürlich. Bei der Steigerung des freundschaftlichen oder vielmehr des freundschaftlich-höflichen Briefverkehrs hingegen kommt neben diesem auch wesentlich ein anderes Moment in Betracht. Wie man auf Reisen viele Zeit mit der „Besuchung vornehmer Leute“ hinbringt, so ist es auch hier die Sucht nach Bekanntschaft, welche die Leute treibt, in Korrespondenz zu treten. Man sucht Bekanntschaft oder Freundschaft, nicht weil man sich menschlich näher gekommen ist, weil man ein geistiges Bedürfnis darnach fühlt, sondern weil Bekanntschaft mit vielen einflußreichen Leuten die Eitelkeit befriedigt oder weil man an ihr ein Interesse hat und sich von ihr irgend einen Nutzen verspricht. Der Brief ist da ein willkommener Vermittler, man ergreift die erste Gelegenheit, zu schreiben, bittet dann um Korrespondenz und pflegt dieselbe, wenn man sie erlangt hat, eifrig.

So erklärt sich denn, daß man so häufig Anknüpfung von Korrespondenz mit vorher Unbekannten findet. Man sucht sich, ob man nun einen wirklichen Grund zu schreiben hat oder nicht, bei solchen durch ein Schreiben zu „insinuieren.“ Diese Schreiben, die also abgefaßt werden, „wenn man sich in fremder oder unbekanter Personen Gunst und Wolwollen einzulieblen suchet,“ nennt Stieler in seiner Teutschen Sekretariatkunst „Anwerbungs- oder Freundschaftsschreiben.“ [1]) Er empfiehlt dieselben sehr und meint: „die Gelehrte, Hofbediente und Kaufleute nehmen oft ihre Zuflucht zu solchen Schriften.“ Bei den andern Ständen waren sie aber ebenfalls häufig. Bei Fürsten hatten solche Anerbietungen in der Regel einen politischen Hintergrund. Es ist uns ein derartiges Schreiben des noch nicht achtjährigen Prinzen Gustav Adolf von Schweden, das natürlich nicht von ihm, sondern aus der Kanzlei stammt, an den siebenjährigen

[1]) III, S. 297.

Churprinzen Friedrich von der Pfalz erhalten.[1]) „Vndt weil dan," heißt es darin, „hochgemelter vnser vielgeliebter gnediger herr vatter mit E. L. herrn vatter, so woll auch derselbigen hern groß vatter loblicher gedechtnus alle zeitt in guter Correspondentz vndt vertrawen gestanden, vndt vnß demnach, in dero vnsers gnedigen vielgeliebten herren vatters fußtapffen, welcher wir vnß dan zum hochsten befleißigen wollen, zuetreten geburen will, damit auch zwischen E. L. vndt vns inn vnsern kindlichen vnd jungen Jahren, weil wir gleichs alters sein, ein solch gutes vertrawen vndt Oheimbliche, vndt vätterliche freundtschafft möge continuiret vndt erhalten werden, alß wollen wir vnß gegen E. L. Deßen hiemit freundtlichen anerbotten haben." Der Pfalzgraf Friedrich nimmt den Vorschlag des „freundlichen grußschreibens" natürlich höflich an. Bedeutende einflußreiche Männer wurden vor allen mit solchen Briefen beehrt, so Wallenstein. An ihn schreibt Christian Wilhelm Markgraf zu Brandenburg:[2]) „Demnach Ich ein hohes verlangen trage, mit Euer Liebden persönlich bekant zu werden vnd aber solches anitzo noch zur zeit die gelegenheit nicht gegeben, solches ins werkh zu setzen, Als habe Ich Mich nichts desto weniger erkünnen wollen, Euer Lbd. Meine Dienste, in meiner abwesenheit mit diesen geringen, Jedoch wohlmeinenden schreiben freundlich anzupräsentiren vnd mich zu E. L. Diensten zum besten insinuiren."

Solche Bitten um Korrespondenz waren ganz allgemein. Freilich ist es in der Regel der einflußreichere Mann, der darum angegangen wird. Wer die Freundschaft anbietet, erwartet davon auch Nutzen. „Ich rechne es mir zur sonderbahren glückseeligkeit" schreibt der Regierungsrat Lagerström an Johann Friedrich Mayer,[3]) „daß Mein hochg. Hr. Ober Kirchenrath und General Superintendens mich mit einem so lieben schreiben und der offerirung seiner werthesten freundschafft zu ehren beliebet hat." Und sehr charakteristisch fährt er fort, er hoffe, „daß die gantz gute Intention S. hochgr. Excell^{a}., welche mir die gnade thuen, sich meiner feder dann und wann zu bedienen,

---

[1]) Ztschr. f. Gesch. d. Oberrheins. Bd. 32, S. 73 ff. — [2]) Wallensteins Briefe hrsg. v. Förster Bd. II, S. 288. — [3]) 27. Aug. 1701. Ms. Pom. fol. 231 (Greifsw. Un.-Bibl.).

durch guter freunde assistence bei Hoffe secundiret, viel nutzliches zu Meines hochg. Herrn vergnügen negst Gott operiren werde."

Übrigens war bei diesen „Anwerbungsschreiben" die größtmögliche Höflichkeit, ein tolles „Ehrengepränge," durchaus notwendig. Mayer wird seinerseits einmal von Jesaias Friedrich Weissenborn aus Jena um seine Korrespondenz gebeten.[1]) Das Schreiben des Theologen beginnt des längeren mit Gott dem Herrn. „Er lasse Kein Gutes mangeln dem frommen Herrn Meiern! Unter diesen Seelen-Wunsch bricht auch eine herzliche Bitte hervor, Jhro Hochwürdige Magnificenz geruhen huldreich, meine Wenigkeit dero Hochmögenden Patrocinii und väterlichen Andenkens künfftig zu würdigen, und sich zu versichern, daß, obwol von Vielen auswärtigen Theologis mit angenehmsten Brieffen erquikket werde, mir als einem Feinde der Fladdergeister und Irrlehrer, die größeste Ehre und Vergnügung seyn würde, von der Hand eines so hocherhabnen Mannes Gottes beglückseeliget zu werden. Solte ich eines liebreichen Winks nur inne werden, daß mit ferneren Schreiben mich gehorsamst melden dürffe, würde mich dieses dermaßen aufrichten u. s. w." Das war der richtige Ton, um die Korrespondenz zu erlangen.

Diese sonderbaren Freundschaftsanerbietungen veranlaßten gewöhnlich, wenn der Anbietende einigermaßen von Rang war, eine ebenso höfliche Zusage. So schließt der obenerwähnte Rat Lagerström sein Schreiben, er „nehme die offerirte Freundschafft an, und versichere reciproce die seinige auffrichtig und redlich."

Es ist klar, daß am meisten Leute mit gleichen Interessen, also namentlich Politiker, von denen schon gesprochen ist, und Gelehrte, in Korrespondenz mit einander zu treten suchten. Aber nicht minder häufig treten Menschen aus ganz verschiedenen Kreisen einander näher. Die angeführten Motive der Eitelkeit oder des Interesses sind dabei wichtig, aber es kommt doch noch hinzu, daß es in einer Zeit, wo die Nachrichtenvermittelung, Wandel und Verkehr immerhin noch unvollkommen entwickelt waren, für den Privatmann genau so wichtig war, möglichst an vielen Orten und möglichst zahlreiche Korrespondenten zu haben, wie heute etwa noch für den Kaufmann.

[1]) 8. März 1707. Ms. Pom. fol. 232 (Greifsw. Un.-Bibl.).

So ist es erklärlich, daß man die einmal erlangte Korrespondenz eifrig pflegt. Leute, mit denen man in „guter correspondenz" steht, bittet man um „unaufhörliche continuation derselben." Man freut sich, Gelegenheit zu haben, die Bekanntschaft fortsetzen zu können. „Wie ichs vor ein besonderes glück schätze, daß ich die Ehre von Ew. Hoch. Ehrw. Kundtschafft undt conversation genoßen," schreibt Polus an J. F. Mayer, [1]) „also hatt dero mir angewürdigtes wehrttestes Schreiben vom 17. dieses mir die gewünschtte gelegenheit gegeben zur continuation der angefangenen vertrauligkeit vndt freundschafftt." Durch Höflichkeit und übermäßig dankbare Aufnahme jedes Schreibens sucht man den Andern sich geneigt zu erhalten. Der Brief wird als „eine veritable marque der Freundschaft" oder, wie man lieber zu sagen pflegt, der „Affection" hochgeschätzt. Affection war anfangs ein gewöhnlicher Ausdruck der fürstlichen oder vornehmen Personen mit französischer Bildung. Wie sich Fürsten durch Gesandte ihre gegenseitige affection versichern, so versichern sie sie auch in ihren Schreiben. An Wilhelm Friedrich von Nassau-Diez schreibt der Große Kurfürst, er verspüre aus seinem glückwunsch dessen „beharrliche affection gegen ihn," und bittet, er wolle dieselbe gegen ihn „ferners continuiren." [2]) Mit derselben Bitte schließt ein Brief Oxenstiernas an Arnim. [3]) Friedrich der Winterkönig freut sich, daß Graf Thurn „alzeit in der gutten affection gegen ihn" verharrt, [4]) und andererseits vernimmt Hainhofer aus des Herzogs von Pommern Schreiben die „sonders gnädige Affektion mit gehorsamer Danckbarkeit." [5]) Die Kurfürstin Sophie von Hannover dankt den Raugräfinnen oder Lise Lotte von der Pfalz sehr häufig für die in ihren Briefen bezeugte affection. Während man nun um 1620 in den weniger vornehmen Kreisen aus den Briefen anderer noch „die Continuirung der vertraulichen Freundschaft" vernahm, so verspürte man gegen Ausgang des Jahrhunderts auch in diesen Kreisen die affection — das klang vornehmer —, und versicherte sich dieselbe fortwährend.

---

[1]) 31. Dezember 1695. Ms. Pom. fol. 232 (Greifsw. Un.-Bibl.). — [2]) Ztschr. f. Preuß. Gesch. und Landeskunde Bd. 19, S. 157. — [3]) Kirchner, Das Schloß Boytzenburg S. 237. — [4]) Archiv f. Österr. Gesch. Bd. 31, S. 399. — [5]) Progr. d. Realg. Stettin. 1877. Beilage S. 1.

Und es scheint wirklich, daß man — namentlich gegen Ausgang der Periode — ein tieferes Bedürfnis nach freundschaftlicher Korrespondenz empfand. Man wartet „mit Schmerzen" auf Briefe. Der Rat Olthoff klagt in seinem Schreiben an Mayer oft über die Unterbrechung des Briefwechsels durch den Krieg. „Bey diesen hertz-klemmenden Zeiten und da die circulation aller freundschaft und correspondence" — man sieht, wie eng diese Begriffe verbunden sind — „verstopfet wird, ist mir das Schreiben von Meinem hochgeehrten Herrn ꝛc. staat des besten medicamentes gewesen."[1]) Und da Krankheit herrscht, empfindet er „bei dieser saevitia temporum keine geringe Erleichterung in der noch freyen correspondence gesunder Freunde."[2]) Ähnlich schreibt Cramer an Mayer.[3]) „Ich kan mit Gott bezeugen, daß mir nichts verdrießlichers ist alß ohn die liebreiche correspondentz Ihr. Hochw. Magn. zuleben, darumb suche ich auf alle art dieselbe zu befordern und will diesen Brieff über Prentzlav nach dem Hr. Dr. Eichstädten auff Muggenburg gehen lassen, umb zusehen, ob wir also eine correspondentz können haben, damit man doch weiß, wie es einem ergeht." Oft beginnen Briefe, man sei einige Zeit „des hochgeehrten Herrn vergnügten und beständigen wohlseins nicht versichert" und bitte um Nachricht. Eine sehr affektierte und klägliche Bitte um Korrespondenz richtet einmal B. Potzerne an Mayer:[4]) „Wie mag ich es länger aushalten und meine Sehnsucht stillen, da in so ungemein geraumer Zeit keinen Buchstaben von Sie zu sehen bekommen." Er klagt dann sehr, daß andere Briefe erhielten. Andere würden glauben, „daß er entweder officium clientis fidelis atque ingenui deseriret oder Ew. Magnif. ihres alten Dieners gar nicht mehr achten: mögen auch darüber wohl in ihrem Hertzen sich kützeln!" — hier sieht man, wie sehr die Eitelkeit dabei im Spiel war — „Aber was soll ich Biedermännisch klagen?" Die Briefsteller enthalten „Beschwerungs-Schreiben über unterlassene schrifftliche Visite,"[5]) „Entschuldigungs-Schreiben wegen unterlassenen Briefwechsels,[6]) wie Bitten „um Unterhaltung mit Briefen."[7])

[1]) 15. Nov. 1711. Ms. Pom. fol. 231 (Greifsw. Un.-Bibl.). — [2]) 7. Oktober 1710. Ebenda. — [3]) 4. Sept. 1711. Ms. Pom. fol. 230. — [4]) 15. April 1694. Ms. Pom. fol. 232. — [5]) Talander, Allzeitfert. Briefst. III, S. 101. — [6]) Ebenda S. 119 f. — [7]) Der allzeitfertige Secretarius

Das ist überhaupt natürlich, daß man die Unterbrechung vertraulicher Korrespondenz für Aufhören der Freundschaft hielt. An Behaim schreibt einmal der Professor König:[1]) „Ich stehe in diesen gedanckhen, Herr M. Saubertus sey Was Vnleynisch auf Mich, Weil Er so lange Zeit, wider sein gewonheit, khein Brieflein an Mich geschickht." Wer einige Zeit nicht geschrieben hat, entschuldigt sich daher regelmäßig mit Krankheit: „Daß ich bißweilen ex catarrhis et nephriticis morbis zu solchem officio nicht gar bequehm gewesen"; oder mit Mangel an Schreibstoff: „Ich bitte mein biß dahero gehaltnes stillschweigen dahin zu entschuldigen, das es mir einig vndt allein an schreibens würdiger materi ermanglet, das angedenken aber seiner geliebten Persohn mir nichts desto weniger stetig vnd wohl angelegen gewest vnd noch ist."[2]) Man mußte dem Mißtrauen wegen eines längere Zeit „unterbliebenen litterarum commercium" vorbeugen. „Ich bitte ümb Gotteswillen nicht auf die gedancken zu gerahten" schreibt Jäger an Joh. Friedrich Mayer,[3]) „daß ich meinen liebsten Freund vergeße." Auch das alte Wort, wer nicht schreibt, ist tot, findet sich z. B. in den Briefen der Lise Lotte: „Ich glaube, Ihr werdt meinen, ich seyn todt, daß Ihr in so ewiger langer zeit keine brieffe von mir entpfangen habt."[4])

Man sieht, der Briefverkehr ist jetzt ganz allgemein ein notwendiges Band zwischen abwesenden oder getrennten Freunden

---

S. 566. Vgl. auch S. 338f. „Ist es müglich, daß eine so kleine Entlegenheit das Gedächtnuß unserer Freundschaft austilgen solte."

[1]) 11. Oktober 1644. A. N. M. — [2]) „Daß ich meine schuldigkeit im schreiben eine Zeitlang zimlich schlecht beobachtet, ist aus Keiner andern Uhrsach geschehen, alß weil ich nichts in Vorrath gehabt, damit ich mir getrawen könte Ew. Magnif. zu entreteniren" Baltheniu̇s an J. F. Mayer 3. Okt. 1696. „Weilen Ich eine Zeit her nichts angenehmes zu schreiben gewust, so habe mit meiner Correspondence inne gehalten, Im hertzen dennoch alle prosperität, vergnügung und zufridenheit so woll täglich alß bey neulicher Jahresverwechselung M. ght. General Superintendenten inbrünstig zugeruffen". Jäger an denselben 27. Jan. 1703 Ms. Pom. fol. 230 und 232 (Greifsw. Un.-Bibl.). — [3]) 17. Novemb. 1705. Ms. Pom. fol. 230. (Greifsw. Un.-Bibl.). — [4]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 88, S. 72. Vgl. auch Bd. 107, S. 57. „Ich bitte Euch, schreibt mir fleißig! Den daß weist mir noch, daß doch alles, waß ich lieb habe undt mich lieb hatt, noch nicht todt ist."

und Bekannten geworden. Bekanntschaften auf der Reise haben schon einen Briefwechsel zur Folge; wer seinen früheren Wohnort verläßt, hält es häufig für Pflicht, den früheren, namentlich den vornehmen Bekannten mit Briefen aufzuwarten. Wer dann aus einem bestimmten Anlaß zu schreiben hat, versichert wohl erst entschuldigend im Anfang, es sei längst seine Schuldigkeit gewesen, „dem Herrn durch eine unterthänige Zuschrift seine Reverenz zu machen.“ Die Gelegenheit, die sich durch einen Reisenden bietet, benutzt man, dem Bekannten zu schreiben.[1]) Der Student, der einen Gönner hat, darf, auch wenn sich kein Stoff zum Schreiben bietet, nicht versäumen, öfter seine „gehorsamste Aufwartung abzustatten.“

Alle solche Briefe gehören zu den für das gesteigerte Briefbedürfnis namentlich charakteristischen „Grußbriefen.“[2]) Es sind das Schreiben, die den freundschaftlichen und namentlich den höflichen Besuchen entsprechen, oft aus einem bestimmten Anlaß und mit bestimmtem Inhalt geschrieben sind, ebenso oft aber auch jedes besondern Stoffes entbehren, „eine Korrespondenz um der Korrespondenz willen.“[2])

Solche Schreiben haben sich im Grunde zu allen Zeiten bei schreibseligen Leuten gefunden. Unter den Briefen des Aurelius Symmachus, die nach ihrem Inhalt — die Empfehlungen, Bitten, Glückwünsche, Einladungen sind da äußerst zahlreich — überhaupt manche Ähnlichkeit mit den deutschen Briefen des siebzehnten Jahrhunderts haben, sind zum Beispiel sehr viele solcher gänzlich inhaltlosen Grußschreiben. Es finden sich sogar auch die Gegengrußbriefe, das heißt Erwiederungen auf solche Schreiben.[3]) Ebenso war es wohl auch unter den schreiblustigen Geistlichen und Gelehrten des Mittelalters Sitte, sich häufig

---

[1]) Die gute Occasion, so Mir anjetzo durch Mons. Rheinboth zuhanden stößet, hat mich gereitzet.“ Heinr. Opitz an J. F. Mayer 15. Dezemb. 1701. Ms. Pom. fol. 231 (Greifsw. Un.-Bibl.). — [2]) W. H. Riehl, Culturstudien aus drei Jahrh. S. 25. — [3]) Vgl. Monum. Germ. Hist. Auctor. Antiquiss. Tom. VI. Symmachi opera ed. Seeck. S. 117. Ad Florentinum: „Dictam mihi a te salutem pari honore conpenso. vellem utrique nostrum saepe alternandi stili usus veniret. sed quia hoc longinqua non sinunt cadere pro voto communi, inpatientiae ratio satisfaciat. S. 189: Remuneror dictam mihi a te salutem, quamvis diebus proximis ultro amicitiam nostram stili opere frequentaverim.“

Briefe nur zur Bezeugung ihrer Freundschaft zu senden. Solche finden sich z. B. unter den Episteln des schreibgewandten Alcuin.[1]) Vom König Alphons von Neapel erzählt Moscherosch,[2]) daß er zur Erhaltung der Freundschaft drei Stücke als notwendig bezeichnet habe, „ein Fuder Wein: zum Ehrtrunck, einen Neuen Hut: jedem damit gebührende Ehre zu erweisen und ein Buch Papier: durch freundliches zuschreiben die Abwesenden zu begrüssen." Für die deutschen Grußbriefe aus dieser Zeit, wenn man wenigstens unter Grußschreiben das versteht, was man im siebzehnten Jahrhundert darunter verstand, ist die Inhaltlosigkeit der Briefe des Symmachus zunächst noch nicht charakteristisch. Sie sind nämlich im Allgemeinen nichts anders, als die „Gesellenbrieflein" des vergangenen Jahrhunderts. Es sind freundschaftliche Briefe, die ohne besonderen Grund geschrieben, von dem Ergehen berichten, kleine Neuigkeiten erzählen und Grüße übermitteln, also Briefe, wie sie seit dem Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts im deutschen Volke immer häufiger wurden.[3]) Die Bezeichnung „Grußbriefe" kommt mit dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts auf. Das früher erwähnte Anerbietungsschreiben des Prinzen Gustav Adolf von Schweden vom Jahre 1602 nennt Friedrich von der Pfalz „freundliches grußschreiben." Einen gewöhnlichen freundschaftlichen Brief an seinen Vetter leitet Albrecht Behaim 1609[4]) mit den Worten ein: „Ich hab nicht vmbweeg finden mögen, dich mit diesem schlechten vnd geringen grußbriefflein zu ersuchen." Wenn dem Brief des Mannes die Gattin ein kleines Schreiben beifügt, so heißt es wohl in der Nachschrift: „Hierbey hat mein grosg. Herr auch ein grußbrieflein, so vielgeliebte Junge fraw an dero Hrl. abgehen lassen, gl. zu entpfahen;" der Bruder, der ein Brieflein an die Schwester einlegt, will sie „mit diesem Brieflein salutiren." Es kommt aber auch vor, daß sehr in-

---

[1]) Bibl. Rer. German. VI. Monumenta Alcuiniana S. 689: Alcuinus Higbaldo episcopo Lindisf. 'Sempiterna me cogit caritas, saepius vestrae dilectioni litterulas dirigere. Licet minus videaris nobis vicem rependere tuis litteris, tamen ego non cesso tibi prosperitatem optare et per cartas tuae innotescere sanctitati.' — [2]) Gesichte Philanders v. Sittenwald. Ander Teil. Widmungsbrief. — [3]) Vgl. Teil I, S. 97 f. S. 164. — [4]) 21. April/1. Mai 1609 an Lukas Friedrich Behaim. A. N. M.

haltreiche, geschäftliche Briefe so bezeichnet werden.[1]) Mit der Zeit gewinnen nun diese Briefe aber immer mehr den Charakter eines höflichen Besuches, wie sie denn auch Besuchbrieflein — französisch lettres de visite — genannt werden. Die Briefstellerbeispiele haben diesen Charakter schon zu Anfang des Jahrhunderts. Wir haben, heißt es da,[2]) „mit diesem unsern Grußschreiben euch zu besuchen vnnd hiemit ewers Zustandts freundlich zu erkündigen nit vnderlassen wöllen". Namentlich unter fürstlichen Personen wurden solche Briefe lediglich als Akte der Höflichkeit oft gewechselt.

So schreibt Adolf Friedrich von Mecklenburg an Bogislaw XIV. von Pommern[3]): „Nachdem der Vester, Vnser geheimter Rath Marschalck vnd lieber getreüwer Moritz von der Marwitz zu Marwitz seiner angelegnen gescheffte halber eine Reise der Orten hie zu thun sich vorgenommen, So haben wir bey dieser gewißen vnd guten gelegenheit E. V. mit diesen vnsern geringen schreiben freüdlich zu besuchen vnd Ihres zuestandes vns zuerkündigen auß freündomblicher affection vnd wohlmeinunge nicht vnterlaßen mügen," und Bogislaw antwortet: „das Ew. Vd. vnß die Sonderbahre Ehr thun vnd durch dero geheimbten Raht rc. bei der occasion, da derselbe dieser örter seine Verrichtung gehabt, durch dero freindtbrüderliches grußbrieflein besuchen wollen, darauß haben wir E. Ld. sonderbahre affection zu verspüren, bedancken vns auch deßfallß zum freindlichsten."

Derartige Grußbriefe sind natürlich nur Forderungen der Courtoisie und haben mit wirklicher Freundschaft wenig zu thun. Charakteristisch ist ein kurzer Brief Thurns an Wallenstein[4]): „Durchleichtiger, Hochgeborner Fuerst, Gnediger herr. Bloß zu disem schickh Ich hern Raschin, E. f. g. dies mein gehorsames dienstliches gruesbrifl anzuhendigen, bittent, mich ihn dero fürstlichen Gnad vnd Lieb zu erhalten, auch mit dero Commendament wirdigen, den Ich werde bleiben treu vntherteniger Diener bies ihn Tott H. M. Graf v. Thurn."

---

[1]) So will Joseph Rosenberger dem L. F. Behaim 20. Febr. 1644 (A. N. M.) „mit einem grußbrieflein aufwarten," schreibt aber einen sehr langen inhaltreichen Bittbrief. — [2]) J. R. Sattler, Thesaurus Notariorum. Frankf. a. M. 1607, S. 761. — [3]) 17. Mai 1634. Ms. Pom. fol. 39 (Greifsw. Un.-Bibl.). — [4]) Hallwich, Wallensteins Ende Bd. I, S. 575.

Solche Briefe sind recht eigentlich ein Produkt des neuen höflichen Verkehrs; sie kommen bald immer häufiger vor. Mit einem Grußbrief wartet man auf, „wenn man geraume Zeit der Glückseligkeit des Briefwechsels ermangelt hat," oder weil es überhaupt Schuldigkeit ist, dem Herrn dann und wann schriftlich aufzuwarten. Man sucht durch dieselben, sagt ein späterer Briefsteller,[1]) „bey seines gleichen die bißher gepflogene Freundschafft fortzusetzen; bey Patronen aber und höheren sich in dero Patrocinio oder gnädigen Andencken zu erhalten." Namentlich im letzten Fall füllte man den ganzen Brief nur mit Komplimenten und „höfflichen Liebkosungen" an. Wenn dann auch „gegenwärtig gar keine Materie zu schreiben sich findet," erachtet man es doch für Schuldigkeit, zu schreiben, „daß nichts zu schreiben vorfalle, und allein seine Devotion zu bezeugen."[2]) Die Briefsteller pflegen, weil diese Briefe so recht im Geist der neuen Zeit sind, Beispiele dieser Art mit Vorliebe anzuführen, und übertreiben darin die Höflichkeit unglaublich.[3]) Und in der That waren solche Grußbriefe das eigentliche Feld der Komplimentier-

---

[1]) Talander, Einl. zu Teutschen Briefen S. 250. — [2]) Nach einem Beispiel aus einem hslichen. Sammelband Ms. Lat. Quart. 24 (Greifsw. Un.-Bibl.). — [3]) Der Eingang eines solchen Schreibens in „gedämpfter", also nicht einmal besonders übertriebener Schreibart lautet z. B. (Sekretariatkunst von den Spahten III, S. 35 f.): „Seit der Zeit daß bittere Abscheiden seiner geliebten Person mich allhier in Einsamkeit gelaßen, empfinde ich ein stets wehrendes Bekümmernüß in meinem Herzen, nicht, daß ich an seinem guten Wolstand einigen Zweifel schöpfen solte, sondern weil die Unmüglichkeit mich an seiner wehrten Gesellschaft zu ergetzen, mir alle meine Verrichtungen häßig und verdrießlich macht" und der Schluß eines solchen an einen Patron heißt (Harsdörffer a. a. O. I, 2, S. 19): Euer Hochedel, Gestreng geruhe großgünstig zu belieben, daß ich deroselben meine Wenigkeit unterwerffe, und als dem geringsten Antheil einer unerleglichen Schulde, dienstbegierig darbiete. Solche hohe Gewogenheit werde ich mit geziemender Danckbarkeit und schuldigen Nachruhm in unentfallenen Angedencken zu erkennen, mir die Zeit meines Lebens angelegen seyn lassen. Hiermit sie dem treuen Schutz Gottes und ihren großen Gunst, ich mich dienstlich empfehle mit widerholtem Wunsche, daß ich mich allezeit schreiben dörffe

E. Hochedel Gestreng
unaufflößlich verbundnen
Knecht
N. N.

art; Harsdörfer sagt einmal selbst:[1]) es „fügt sich wol, daß man solche vielblätterigte leere Grußbriefe nicht gar zu lesen würdiget, sondern mit Eckel aus den Händen leget.“

Es ist ohne weiteres klar, daß man solche Grußbriefe nicht aus selbstlosem Triebe sandte. Selbstlosigkeit ist überhaupt damals eine gänzlich unbekannte Eigenschaft. Hinter der maßlosen Höflichkeit und Kriecherei des Durchschnittsdeutschen verbarg sich fast regelmäßig ein außerordentlicher Eigennutz. Luise von Degenfeld schreibt einmal sehr naiv an ihren Sohn:[2]) „Caprara gehet ja nach Wien, also wird es ihm nicht viell nutzen, wen er Eüch dort etwaß procurieren könte von unserm allergnädigsten keyser, damit man auch vor die devotion zu derselben auch waß ergetzlichkeit hette.“ Umsonst that man damals eben nichts, und so verfolgte auch, wer Grußbriefe schrieb, meistens damit ein sehr bestimmtes Interesse. Als Hans Jakob Behaim in die Dienste des Conte de Gransay getreten ist und dort auf Beförderung hofft, bittet er den Vater,[3]) „auf dz aller eheste dem Herrn Gouverneur zuzuschreiben . . . auch dabey ja der Complimenten nichts sparen.“ Der Vater läßt dann einen höflichen französischen Brief aufsetzen, der ebenso berechnet war, wie etwa die kunstvollen Gläser, die er dem Obersten Hans Jakobs und dessen Gemahlin sandte, „Deinen favor am meisten zu befürdern!“ Einem Brief, in dem ein dritter gelobt wird, fügt der Schreiber in einem Beispiel bei Harsdörffer[4]) einen Zettel bei: „Dieser Brieff kan auff gut befinden dem NN vorgewiesen werden, ob ihn vielleicht seyn Lobspruch zu sonderer Gewonheit gegn mich veranlassen möchte.“ Wenn man diesen Zug der Zeit erkannt hat, wird man leicht verstehen, warum damals alle jene Gratulations-, Dedikations- und überhaupt Gelegenheitsschreiben sich so ungemein vermehrten, wenn man auch nicht verkennen darf, daß damals der neue Geist der Höflichkeit solche Schreiben überhaupt zum Gebot gemacht hatte, und die gesellschaftliche Sitte sie mehr als früher verlangte.

Die Zahl der Gelegenheitsschreiben wächst ungeheuer. Da sind zunächst die Glückwunschschreiben am

---

[1]) Der Teutsche Secretarius I, 3 S. 75. — [2]) Bibl. d. litt. Vereins 167, S. 275 f. — [3]) 16. April 1645. A. N. M. — [4]) a. a. O. I, II, S. 49.

häufigsten. Sie müssen natürlich überhöflich sein, doch so, daß nach einem Wort Stielers „der Fuchsschwanz nicht durchgucket." Man wünscht, wie früher, Glück zu einem erlangten Amt, oder wie man jetzt sagt, „wegen erlangten Ehrendienstes."[1]) Unter fürstlichen Personen gratuliert man wie früher und noch heute zur angetretenen Regierung. Überhaupt wird man, wie ebenfalls noch heute, zu jeder Auszeichnung beglückwünscht. Es ist „Schuldigkeit, zu der neuen Dignität von hertzen glück und heyl zu wünschen," und man bezeugt „deßfalls sein darob nehmendes particulier contentement." Als Arnim das Kommando in der Mark bekam, schreibt der Johanniter-Ordensmeister Graf Schwarzenberg, er wünsche ihm „zu einer solchen hohen charge viel Glück," benutzt aber die Gelegenheit, um Schonung für die Güter des Ordens zu erbitten.[2]) Als J. F. Mayer wieder nach Hamburg kommen soll — er kam freilich nicht —, gratuliert Eustachius Köten sofort:[3]) „Diese Zeilen zu entschuldigen, achte ich unnöthig, indem Sie dieselben ohne Zweifel als eine Frucht meiner Pflicht ansehen werden." Ebenso ist es Pflicht, bei glücklichen Ereignissen, ruhmvollen Thaten sich einzustellen. Dem Großen Kurfürsten wünscht Wilhelm Friedrich von Nassau-Diez Glück zu seinen „afferen" in den Preußischen Landen;[4]) Feldherren wird von allen Seiten zu ansehnlichen Victorien und stolzem Succes gratuliert.[5])

Ebenso erforderten solche Schreiben die festlichen Ereignisse des menschlichen Lebens, also Geburten, Taufen und Hochzeiten. Auch „Anbindbrieflein" am Namenstag waren schon länger üblich. Über eine dabei beobachtete Sitte belehrt ein Beispiel in Gebhard Overheids Teutscher Schreib-Kunst. „Und weil nun eben dazu kommet," heißt es da,[6]) „daß der morgende Tag mit seinem Namen in dem gemeinen Jahrbuch oder Calender

[1]) Man vergleiche aber, um die Höflichkeit der neuen Zeit zu würdigen, ein Beispiel aus den Briefstellern des XV. Jahrh. mit einem in Stielers Sekretariatkunst z. B. III, 146 ff. — [2]) Kirchner, das Schloß Boytzenburg S. 234. — [3]) 21. März 1704. Ms. Pom. fol. 231 (Greifsw. Un.-Bibl.). — [4]) Ztsch. f. Preuß. Gesch. u. Landeskunde 19, S. 157. — [5]) Vgl. z. B. Oberbayr. Archiv 17, S. 285. Ztsch. f. Gesch. d. Oberrh. N. F. I, S. 358, 362 (M. Merian an den Markgrafen v. Baden). Kirchner, Boytzenburg S. 261. — [6]) S. 286 f.

benennet, so habe ich um so viel desto mehr Ursach gehabt, nach alter löblicher Gewonheit den Herr Vettern und lieben Gevattern mit eingelegtem dreyfachen Schnürlein diesen kleinen Anbind-Brieff zu übersenden. Ob die lieben Alten mit solcher Bedingung etwas anders andeuten wollen, als jetzo meine einfältige Meynung ist, kann ich zwar nicht wissen. Ich aber wünsche mit diesem dreyfachen Bindeschnürlein Gottes Gnade, gutes Wolergehen und beständige Zuneigung gegen meine wenige Person."[1])

Man schrieb übrigens zum Namens- oder Geburtstage nicht nur, wenn man Geschenke sandte, sondern auch um überhaupt seinen Glückwunsch abzustatten.[2]) „Es gebe der große Gott," hieß es dann wohl, „daß die feierliche Begehung dieses Tages bei meinen Lebzeiten nie aufhöre." Während man früher ferner die Neujahrswünsche, oft humoristisch gefaßt, nur an den Anfang oder Schluß der Briefe, welche gerade um diese Zeit geschrieben wurden, oder derjenigen, die Geschenke — denn Neujahr fiel auf Weihnachten — begleiteten, setzte, wurde es jetzt mehr und mehr Sitte, überhaupt an Bekannte, namentlich einflußreiche, besondere Neujahrsbriefe zu senden. An einen Fürsten schreibt Graf Joachim Gottfried von Gravenegg:[3]) „Hochwürdigster durchleichtigster Fürst. Gnedigster Fürst vnnd Herr. Zu dem negst annahenten heyl. Weinnacht feria sowol alß dem gleich darauf volgenten neuen Jahr thue Ew. hochfürstl. G. (?) auß vnnderthenigster deuotion ich hiemit gannz gehorsambst congratulieren; vnnd von der Gottl. allmacht herzeyffrig wünschen, daß E. hochfürstl. G. nit allein dises obuermelt nechst gewerttige neue, sonndern auch[4]) uil annd(ere) hienach volgente Jahr mit höchst

[1]) Ein andermal wird ebenso ein Schnürlein „eingelegt". Overheid a. a. O. S. 295. An Hochgestellte wird ein „unterdienstliches Bindeschnürlein" gesandt. Ebenda S. 297. Gedichte wurden, zumal die Poesie jener Zeit konventionelle Gelegenheitspoesie trivialster Art war, zahlreich zum Geburtstage verfertigt. Auch hier findet sich das Band: „abwesenden wurden bänder mit dem reim übersandt, anwesenden ohne zweifel um den arm gewunden." Grimm, Über Schenken und Geben, Abhandlung. d. Berl. Akad. 1848, S. 135. — [2]) Am französischen Hofe war es schon nicht mehr „Mode, den geburtstag zu feiern." Lise Lotte an d. Raugräfin Luise. Bibl. d. litt. Vereins 122, S. 295. — [3]) 17. Dezember 1669. A. N. M. — [4]) folgt ein unleserliches Wort.

contentierlicher Leibesgesundtheit, glückhlich vnnd fridtfertiger langer Regierung auch all(em) vbrig angefülten hochfürstl. wolstandt zu bringen vnnd darinnen, wie ich allberaith höchst dannckhnehmigst verspührt, mein gnedigster Herr, alß dem ich mich in alleweeg vnderthenigst recommendiere verbleiben mögen."[1]) Zwischen den Höfen der Fürsten gingen solche Schreiben hin und her. „Mit Courpfalz stehen wir auch wol," schreibt Sophie von Hannover,[2]) „haben Neuwjahrsbrif geweckselt." Derartige höfliche Gratulationen wurden immer allgemeiner. An die Gräfin Schönburg schreibt Charlotte von der Pfalz,[3]) daß „von allen ortten her brieffe einkommen, wegen des newen jahrs gratulations, auch von solchen, die außer dieser zeyt einem sonst niemahlen zu schreyben pflegen." Der Generalsuperintendent Johann Friedrich Mayer in Greifswald pflegte alljährlich eine Menge Neujahrsbriefe zu versenden an hohe Gönner, wie Friedrich von Holstein, Christian August von Schleswig, August Wilhelm von Braunschweig und dessen Gemahlin, weiter an vornehmere Bekannte, wie Gyldenstolpe in Stockholm, Jäger, Klinkowström, Lagerström, Olthoff und andere Räte in Stettin. Auf diese Briefe, denen er meistens noch Kalender als Geschenk beifügt, folgen dann höfliche Erwiederungen: man ist für den Wunsch „von Herzen verbunden," dankt für den „lieblichen" Kalender und wünscht „reciproquement mit gegenwärtig eingetrettenem neuen Jahr alles gedeyliche Wohlergehen an Leib und Seele." Besonders höflich antwortet einmal Olthoff: „Ich kan nicht anders als mit einem Wider Schall antworten und wünsche mit solchem ardeur als je gewünscht werden kan, daß der Höchste Gott Meinen hochgeehrten Herren Ober Kirchen Raht mit aller prosperité an leib und Seele beglücken undt denselben et Ecclesiae et Reipublicae causa noch lange, lange Zeit erhalten, stärken und erquicken wolle."[4])

---

[1]) Ein anderes Beispiel eines Neujahrsbriefs siehe Bibl. d. litt. Ver. 167, S. 346. — [2]) Publ. a. d. Preuß. Staatsarch. Bd. 37, S. 201. — [3]) Bibl. d. litter. Vereins 167, S. 339. — [4]) 3. Januar 1708. Ms. Pom. fol. 231 (Greifsw. Un.-Bibl.). Man nahm bei diesen Wünschen den Mund jetzt voller als früher. Gewöhnlich wünscht man aber auch jetzt noch ein „glückseliges, fried- und freudenreiches Neues Jahr." Ein solches wünscht z. B. Lise Lotte „nach guttem alten teütschen brauch" ihren Verwandten. Bibl. d. litt. Vereins 88, S. 73. Sie freut sich, daß sie, „den teütschen

War es so Gebot der Höflichkeit, überall, wo es angebracht war, seinen Gratulationsbrief zu senden, so verlangte sie auch viel Schreiberei, wo es galt, seine Trauer zu bezeugen. Bei Todesfällen sandte man schon früher seine Einladungsbriefe zum Leichenbegängnis, erhielt auch von abwesenden Verwandten und Freunden Trostbriefe. Gegen Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts macht sich aber auch hierin eine vermehrte Schreiberei bemerkbar. Die Todesanzeigen, die man jetzt mit schwarzem Rande zu versehen beginnt, werden an einen weiteren Kreis von Bekannten gesandt. „Die begrebnisbrife warren lange nicht genuch," heißt es in einem Briefe von 1698.[1]) Andererseits war die Teilnahme überaus geräuschvoll. Wie man damals beinahe auf jeden Menschen, selbst Kinder, eine Leichenpredigt drucken ließ und ein Dutzend langer Leichensermone verfertigte, so ziemte es sich auch für sämtliche Bekannte, Kondolenzbriefe zu senden oder wie es damals heißt, über den traurigen Todesfall an die Leidtragenden sein „Compliment" zu machen. Sogar hochgestellte Personen sandten solche Briefe an weniger vornehme Leute. Als der Sohn des Lukas Friedrich Behaim, Hans Jakob, 1646 gestorben ist, schreibt ein Kamerad dem Vater, er würde bei seiner Heimreise „ein Condolationschreiben" von seinem Herrn Grafen mitbringen, „dan mein gedachter Herr Graff mir eines mitzugeben versprochen."[2]) Es war das eine besondere Höflichkeit von dem großen Herrn. Daß fürstliche Personen, wie z. B. Lise Lotte beim Tode ihres Gatten, „unerhört viel schreiben" erhalten, ist erst recht erklärlich. Diese Kondolenzschreiben erforderten nun wieder Dankbriefe. Über „des Herrn Schwagers mitleidenliches clagen und angehengten trost,"[3]) oder des Herrn „an mich nunmehr betrübte Wittib hochansehliches Condolenz- vnnd Trostschreiben"[4]) ist man tief gerührt. Man dankt „herzlich so woll

tour, umb mich zu expressiren, noch nicht vergeßen habe. Die hießige (französischen) neujahrswunsch seindt ordinari gar kurtz, den man sagt ins gemein nur „bon jour et bon an", jedoch wen man bey leütten ist, denen man in der that guts gönt, führt mans doch weitter auß und wünscht gesundtheit undt vergnügen." Bibl. d. litt. Ver. Bd. 157, S. 541.

[1]) Brief der Frau G. E. Colbergin Vitae Pomer. 6. (Greifsw. Un.-Bibl.). — [2]) Magnus Carl an L. F. Behaim 3. Sept. 1647. A. N. M. — [3]) Hans Heinrich Thenn 1./11. Januar 1631 an L. F. Behaim. A. N. M. — [4]) Anna Maria Göringer an L. F. Behaim 28. Febr. 1646. A. N. M.

für die hertzl. vnd auffrichtige condolenz alß auch die Kräfftigen tröstungen, so auß alter ungefärbter affection zweiffelsfrey hergeflossen."[1] „Mein allzu hefftiger schmerze," schreibt die Kurfürstin Charlotte an die Gräfin Schönburg,[2] die ihr Beileid zu dem Tode des Kurfürsten Karl ausgedrückt hat, „vergönnet mir noch nicht, gar viel zu schreyben, dennoch nicht unterlassen wollen, meiner allerliebsten fraw Gräfin durch ezliche wenige zeyhlen mein ressentiment zu bezeügen wegen des parts, so dieselbe in meiner allzu grosen und unbeschreiblichen perte nehmen."[3])

Dankschreiben sind überhaupt jetzt sehr viel häufiger geworden. Einladungsschreiben — schon zu Anfang des Jahrhunderts begegnen neben den alten Hochzeits-, Promotions- und ähnlichen Einladungen oft solche zu „einer geringfügigen tractation" oder zu einem Besuch, „da man zu mittag mit einer schlechten Suppen vorlieb nehmen" soll — erforderten Zu- oder Absagen und daneben die Versicherung, daß man für die gütige invitation zum dienstlichsten danke, für die bezeugte Ehre höchlichst obligirt sei oder alle ersinnliche obligation hege. Man besucht sich jetzt häufiger gegenseitig. Nach einem solchen Besuche war es Pflicht des Besuchenden, sich zu bedanken: aber wenn dieser ihm besonders erwünscht gewesen war, dankt auch der Wirt. So schreibt an Lukas Friedrich Behaim der Schwager Rosenberger:[4] „Nachdem der herr verschinen sambstag so vill mühe auff sich genommen, mich alhie zu Altorff besucht, vnd mir alle freündschaft bewisen hat, wille mir obliegen vnd gebüren, mich widerumb gegen dem herrn danckbar einzustellen, vnd vorige gutthaten zu recompensirn, weillen ich aber darzu nicht vermügelich, der willen zwar gut, das vollbringen aber schlecht ist, gelanget an den herrn schwager mein freundtliche bitte, er den willen für die werkh wolle annemen, mich ihme auch iederzeit laßen commendirt sein." In der Regel dankte aber natürlich der Bewirtete für die „erzeigte Höflichkeit und Güte." „Ich bin

---

[1]) Brief des Pastors Thessin. Vitae Pom. 38. — [2]) Bibl. d. litt. Vereins 167, S. 342. — [3]) An dieselbe schreibt aus demselben Anlaß Kurfürstin Sophie: „Ich bin Dieselbige gar hoch obligirt vor das christliche mitleiden, so sie belieben mich zu tesmoigniren". Publ. a. d. Pr. Staatsarch. Bd. 37, S. 41. — [4]) 11. Mai 1618. A. N. M.

unsäglichen Danck schuldig," schreibt der Rat Jäger an Mayer,[1]) „für das jüngste gütige accueil und die ungemeine höffliche bewirthung, von hertzen wünschend, der fähigkeit zu sein, meinem hochg. H. General Superintendenten hinwider etwas reelles und angenehmeß erweißen zu können, wozu Ich mich dan willigst offerire und alle momenta prompt und parat bei dero verlangen nach möglichkeit zu erfüllen." Nicht selten folgte auf einen solchen Dankbrief wieder ein Brief, in dem der Dank „für die geringe Bedienung" abgelehnt wird. Als Mayer sich bei Joh. Günther für freundliche Aufnahme bedankt hat, entschuldigt sich dieser noch: solcher Dank „rühre nur einzig und allein von dero hoher Gewogenheit her," er habe vielmehr Ursache, „ungehalten zu seyn, in dem wir dasjenige Tractament nicht beobachtet haben, welches vor einen so berühmten u. vornehmen Theologen gehöret."[2]) — Daß man damals überhaupt jede Gelegenheit zu einem Dankschreiben benutzte, ist bei der herrschenden Höflichkeit erklärlich. Für jene Gratulationsbriefe zur Beförderung, zur Hochzeit u. s. w. („für die wolklappende congratulation") gebührt sich natürlich höflicher Dank, ebenso wie für Geschenke. Als Mayer die Absicht geäußert hat, dem Rat Olthoff einiges für den Garten zu schenken, schreibt dieser sofort:[3]) „Es machet mir eine gedoppelte freude, daß mein Gärtchen durch eine, meinen Votis praevenirende Güte Meines hochg. Herrn General Superintendenten das glück haben soll auß deßen schönem Garten, einigen (nur Wenigen meyne ich, doch ex omine mutuo) Vollgedeylichen Zuschub zu erlangen. Ich dancke deshalb schuldigst und versichere dabenebst majorem semper amicitiae quam horti culturam."

Für die geringste Gefälligkeit sagt man in einem Briefe „sehr hohen Dank und erkennt sich zur gegenschuldigkeit stark obligirt" oder „verbleibt nach seinem wenigen, jedoch euserſten vermögen iederzeit mit angenehmen dienstbezeigungen zu erwidern so schuldig als bereitwilligst" oder „will solche gewogenheit zeitlebens mit schuldigstem Respect undt danckbahren gemühte erkennen."

---

[1]) 25. November 1702. Ms. Pom. fol. 230. (Greifsw. Un.-Bibl.). — [2]) 17. März 1707. Ebenda. — [3]) 26. März 1708. Ms. Pom. fol. 231.

Zu allen diesen Schreiben bewog die Menschen jener Zeit, wie gesagt, nicht immer wirklicher Drang. Gratulations-, Dankes- und ähnliche Briefe werden zwar zu allen Zeiten aus Pflichtgefühl oder, weil sie Sitte sind, geschrieben. Die Menge derartiger Schreiben in dieser Periode hat aber doch noch einen andern Grund. Der Fuchsschwanz gucket doch herfür. Dasselbe Motiv, das die Menschen nach Bekanntschaft und Korrespondenz jagen läßt, treibt sie auch zu diesen höflichen Gelegenheitsschreiben. Dieser Zug kann nicht scharf genug hervorgehoben werden. Es ist ein erniedrigendes Zeichen für den Geist des damaligen deutschen Volkes, daß nicht wirkliche Tüchtigkeit Achtung verschaffte, daß es nicht möglich war, aus eigener Kraft emporzukommen, sondern daß alle Möglichkeit des Fortkommens von der Gunst einflußreicher Leute abhing. Es gab für den Menschen damals kein größeres Glück, als mächtige Bekannte zu haben, und es gab für ihn keine größere Aufgabe, als sich diese Gunst durch alle Mittel von höflichster Aufmerksamkeit bis zu gemeinster Schmeichelei und Kriecherei zu erhalten. So tief wurzelte dieser Geist damals im deutschen Volke, daß er noch nicht hat überwunden werden können. Es bedeutet trotz aller sonstigen und noch so großen Errungenschaften einen sehr beklagenswerten Rückschritt, wenn dieser wahrhaft schlechte Zug, wie es dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen kann, heute wieder eine stärkere Verbreitung hat als vor fünfzig Jahren.

Die Menschen jener Zeit waren sich über die Notwendigkeit dieser Lebensauffassung vollkommen klar.[1]) Ein mit äußerster Naivität geschriebener Brief eines Studenten an seinen Vetter, der ihn protegiert, ist da überaus charakteristisch.[2]) Er beginnt nach der Anrede: „Daß an eines vornehmen Mannes guter recommendation vnd Beförderung einem jungen Menschen,[3]) welcher nach Wissenschaft, guten Künst und tugendten strebt, vnd vermittels derselben seinem Patriae einstens zu dienen begehrt, sehr viel gelegen, ist demselben zu mehr als zu viel bewust. In Betrachtung die Jugend ihren Nutzen noch nicht so wohl als

---

[1]) Vgl. Biedermann, Deutschland im achtzehnten Jahrhundert II, 1, S. 531 f. — [2]) Das Konzept dieses Briefes vom Jahre 1627 in dem Briefwechsel Lukas Friedr. Behaims. A. N. M. — [3]) Aus „Kerl“ verbessert.

erfahrene vnd verständige leuth verstehet noch verstehen kann, vnd dannenhero in Ihrem aigenen sinn ihr zu schaden hinginge, wo nicht vornehmer Leuth rath dieselbe vom vnaußbleiblichem vntergang ab vnd zu ihrem nutzen anführend die hand reichten.

Dieses nuhn ob es zwar durch viel mittel vnd mancherley weg geschicht, so halte ich doch vnter denselben nicht das geringste zu sein, so man sich bey hochansehnlichen, vornehmen vnd gelehrten leüthen, welche der Jugendt in wüchtigen sachen nicht allein gute anweisung thun, sondern auch dieselbe sowohl domi als foris vornehmen leuthen sich zu praesentiren qualificirt machen können, insinuirt vnd derselben Kundschafft fehig wirdt.

Dieweil demnach großgünst. vnd geehrter H. Vetter, auch ich vermittels seiner besten recommendation zu ebenmässiger gelegenheit gelanget, als will mihr billig obligen, solches grata mente zu erkennen."

Dieser Jüngling hat den Geist seiner Zeit erkannt, das nackteste Strebertum tritt aus diesen Zeilen trotz einiger tugendhaften Bemerkungen widerlich hervor. Was galt dem Beamten jener Zeit sein Amt, seine Pflicht, wußte er nur nach oben hin sich zu strecken? Was galt dem Gelehrten die Wahrheit, konnte er nur oben gefallen? Was dem Richter das Recht, wenn er durch Unrecht einen gnädigen Blick erhalten konnte? Was dem Bürger die Ehre des Hauses, wenn er durch ihre Verletzung eines Vornehmen Gnade erlangte?

Erst wenn man diesen Geist der Zeit, der trotz aller Ausnahmen der herrschende war, versteht, wird man die Sucht nach Korrespondenz, die Häufung der höflichen Gratulationen richtig beurteilen. Aber das war teilweise noch Maske; der Eigennutz verbarg sich unter der Höflichkeit. Doch die Maske wird auch fallen gelassen. Die Jagd nach „Rekommandationen" wird als selbstverständlich getrieben. Der einflußreiche Mann hatte nicht nur das Vergnügen, häufig höflich-freundschaftliche Briefe, Gratulations-, und Dedikationsschreiben zu erhalten, er wurde auch mit Bettelbriefen um Rekommandationen bestürmt, und wer in Not war, flehte um seine Interzession. Grundsätze, wie sie jener Student aussprach, waren allgemein. Dem jungen Soldaten

Hans Jakob Behaim empfiehlt der ältere Bruder, sich „bei iedermann zu insinuiren;“ und wenn er einmal anscheinend sehr verständig schreibt:[1]) „dan gewieß das Kleidt nicht allezeit den Mann macht, vnd viel exempla derer vorhanden, welche, wie vnansehnlich sie eüsserlich gewesen, doch aber innerlich vortreffliche gaben haben sehen lassen, vor den Bestgebutzten ignoranten sindt vorgezogen worden,“ so stellt er doch in demselben Briefe den zeitgemäßen Grundsatz auf: „dan man sich in die Zeit schicken vnd vmb seiner wolfahrt willen offt einem lavirn muß, den man ausser demselben nicht hinder der thür ansehe,“ mit der nichtssagenden Beschränkung: „iedoch alles cum moderamine et sine laesione autoritatis.“ Und auch der Bruder Hans Jakob kennt seine Zeit, wenn er den Bruder mit der „Bettelcommission“ beim Vater beauftragt und erklärt, daß man „heutigen Tags sich bettelns nicht zu schämen“ habe. Selbst ein so tüchtiger Mann, wie der Hamburgische Bürgermeister Johann Schulte, schreibt an seinen Sohn:[2]) „Alleß muß man thuen, umb der Leute Gewogenheit Beizubehalten vnd daß man in einem guten praedicat vnd Ruhm bleiben müge.“

Für die Steigerung des Briefverkehrs kommt es hier namentlich auf die Bitten um Rekommandation und die Rekommandationsbriefe selbst an. So ganz neu sind freilich diese nicht. In den Briefstellern des fünfzehnten Jahrhunderts sind regelmäßig Bitten um „Beförderung“ und „Fürderungsschreiben“ aufgeführt, und lateinische Empfehlungsschreiben gab es schon in frühester Zeit. Es ist auch, wenn man gerecht sein will, nicht zu verkennen, daß diese Schreiben in gewisser Weise eine Notwendigkeit waren und die Stelle der Zeugnisse vertraten. Aber so rücksichtslos unverschämt wurde dieses Mittel damals angewandt, daß man die Motive, welche diesem Treiben zu Grunde lagen, unzweifelhaft als unlautere erkennt. Wer etwas erreichen will, betreibt das auf Umwegen. Er weiß, daß ihm die Fürsprache einflußreicher Leute, und wären es Hofkutscher und Kammerdiener, allein weiterhilft. Nur wer „etlicher angesehener Herren favorit“ ist, kommt vorwärts.

---

[1]) Georg Fr. Behaim an Hans Jakob B. 10. Juni 1645. — [2]) Briefe des Hamb. Bürgerm. Joh. Schulte an s. Sohn S. 223.

Der Stadtschreiber Georg Göringer in Altorf hört „von ferne“ von einem freigewordenen Amt, sofort schreibt er an Lukas Friedrich Behaim:[1]) „Als hab Ich nicht vnterlaßen können, Ewer E.E. vnd Hrl. mit diesem schreiben zu molestiren, vnnd vnterthenig zubitten, Herrn Endres im Hoffs Hrl. vnbeschwerd meinetwegen anzusprechen, ob mir alß dann solcher dienst . . . vor einem Andren, zwar allbereit vertröster massen gedeyen möchte, denn meiner iczigen dienststell längers vorzustehen, will mir wegen blödigkeit des gesichts schwehr fallen.“ Der Sohn eines angesehenen Mannes, der studiert, wird von ärmeren Kommilitonen sofort umringt, er schreibt nach Hause und des Vaters Fürsprache verschafft jenen das erwünschte Stipendium. Wenn ein Bekannter eines solchen vornehmen Studenten dessen Heimat berührt, so giebt ihm jener einen Empfehlungsbrief an den Vater mit, der von außerordentlichen Lobeserhebungen überströmt, und bald wird dann der Vater als ‘Maecenas celebrandus’ ausgenutzt. Der Kandidat, der eine Pfarre haben will, bittet zunächst in kriechender Weise seine Gönner, ihn zu „recommendiren.“ Die jungen Theologen, welche auf die Universität gehen, verschaffen sich, wie auch die übrigen Studenten, zuerst Empfehlungsbriefe an einen Professor. So wird Johann Friedrich Mayer mit solchen Schreiben, die „treue Clienten und demüthiggehorsame Söhne praesentiren“ oder um sein „vielgültige assistenz, Rath und sentiment vor Überbringern“ bitten, geradezu überschwemmt.

Es waren aber nicht nur Arme und Hilfsbedürftige, welche Rekommandationen zu erhalten suchten: im Gegenteil auch der vornehme Mann, der andern helfen mußte, nutzte ebenso selbst seine Verbindungen aus. Den Vetter Camerarius, der vornehme Bekannte hat, geht Lukas Friedrich Behaim oft an. Jener muß den Bruder Behaims dem Grafen Moritz von Nassau empfehlen; „weil Ihre Gn. mitt Mir in sonderlicher Vertraulichkeit stehen,“ schreibt Camerarius selbstgefällig,[2]) „alß stelle Ich in keinen Zweiffel, Sie werde nichts vnterlaßen, so zue gutter befürderung gedachten Seines bruders dienlich sein möge.“ Ebenso nützt er dem Sohne Behaims auf seinen Reisen nach

[1]) 9. Oktober 1633. A. N. M. — [2]) 18./28. Nov. 1637. A. N. M.

England und Frankreich durch Rekommandationen. „Er meritirt,“ meinte er höflich,[1]) „sua modestia et bonis moribus vornehmer Leutt befürdrung.“ Als der Vater wünscht, daß Hans Jakob, der Soldat, ins Winterquartier käme, um Sprache und Fortifikation zu lernen, muß wieder Camerarius „mit einem recommendationsschreiben den Herrn Oberst favorisiren.“ Camerarius war aber nicht der einzige Helfer. Als Lukas Friedrich Behaim z. B. von dem Ritter Hans Philipp Bruder vernimmt, dessen Sohn habe vom Fürsten Christian zu Anhalt eine Rekommandation erhalten, weiß er diesen zu bewegen, auch für seinen Sohn ein gleiches Schreiben zu erbitten. Das Gesuch des Ritters an den Fürsten lautet:[2])

„Eur Fürstl. gnd. meinem Sohn Ludwig Ernsten, an des löbl. Collinginschen Regiments Bredaer Guarnison wohlbestellten Capitain Mr. de Spon ertheilte gnedige recommendation vmb welche ich vnderthänig danckschuldig hafste, hat den billichen hohen respect vndt nachtruckh begriffen, daß auch herr Lucas Friederich Böheimb des Eltern gehaimen Raths dieser Statt, Mein Sonders geehrter herr vndt Patron, sich für ein hohe gnad schatzen thette, wan seinem Sohn Hannß Jacoben vndt Seinem Vettern Paulo Böhein dergleichen glückhlicher Stern aufgehen vnd blickhen solt; allgestaltsam Er mir sein deßwegen concipirt desiderium in gesteriger vertreulicher conferenz eröffnet vnd zue erkennen geben. Wie nun E. Fürstl. gn. angestambte clements ohne das dahin weltlobkündig, daß deren zuflucht ieder zeit ehrlichen leüthen offen gestanden, alß Bewende ich außer allen Zweifel, maßen ich Vnterthänig gebetten haben will, E. Fürstl. gn. geruhen, ehrnbesagten H. Böheimbs geschöpfften Vnterthänigen hoffnung vmb souiel mehr begnadigten effect zu gönnen, daß sein authoritet bey hieigem löbl. Magistrat meinem vndt vieler anderer vom bitteren exilio mehrmals nidergeschlagenen vndt zu boden gestürmbten calamitosen zustandt merkhlich sublevirt vndt bey lufft vnd Athem erhalten, welchem Ich solchem nach bey dießer gelegenheit vor mein Persohn die Schuldigkeit eines danckbahren gemüths bezeügen wollte; solche

[1]) 24. Juli/3. August 1640. A. N. M. -- [2]) 28. Jan. 1643. Briefwechsel des Hans Jakob Behaim. A. N. M.

hohe gnadt würdt ehrn ermelter H. Böheimb neben meiner wenigen Persohn vnderthänig gefließen zue demerirn stets eyfferig vndt ermuntert verbleiben." Man sieht, es herrscht eine wahre Jagd nach Gunst. Bekannte, die „an vornehme Cavaliers recommendiren" können, sind unschätzbar. Und je vornehmer der Empfehlende ist, um so mehr hatte die Empfehlung auch Erfolg. Hans Jakob berichtet einmal, daß er mit dem Rekommandationsschreiben „große Ehre eingeleget" habe. Unverschämtes, zudringliches Drängen, natürlich unter der Maske demütigster Höflichkeit, war damals überhaupt gewöhnlich.[1]) Aber den einflußreichen Leuten mochte diese fortwährende Belagerung mit Rekommandationsschreiben doch oft eine starke Plage dünken. Es mochte oft vorkommen, daß die Rekommandationen, weil sie eben so häufig waren, auf wenig Entgegenkommen stießen. So leitet man denn öfter solche Schreiben, wie zum Beispiel der Rat Olthoff einen Brief an J. F. Mayer, mit der Phrase ein, man wisse zwar, daß der Herr „von allen recommendationen abhorrire", wolle aber dennoch noch einmal eine solche zu senden wagen. Es war andererseits auch eine Last, fortwährend solche Rekommandationen zu schreiben; das war damals der unbequeme Nachteil von Ansehen und Vornehmheit. Als Beispiel eines solchen Schreibens mag ein Brief der Herzogin Dorothea von Sachsen an Arnim vom 11. Dezember 1628 dienen:[2]) „Wohledler, insonders lieber Herr. Der besondere Ruhm einer rechten teutschen Aufrichtigkeit und Beflissenheit, Jedermann zu dienen, den er bei diesem Kriege davongebracht, verursacht mich dahin, den Herrn in einer zwar nicht eigentlich mich angehenden Sache zu bemühen. Die beiden Domherren, die von Hunike, haben mich in Person durch ihr unablässiges Sollicitiren endlich, wie ungenehm Ich es auch gethan, dahin bewogen, daß ich für sie in dem Masse, wie die Copei besagt an S. Lbd. den Herrn General geschrieben. Weil mir aber dabei daran einzig und

[1]) So schreibt L. F. Behaim an Hans Jakob 10. Januar 1645. A. N. M.: „Dein verhoffende befürderung aber wirdt, wie du sie vor dir hast, sehr langsam hergehen, weiln solcher herren gebrauch nicht ist, gemainen soldaten zuzuschreiben, sondern man muß die von Ihnen begehrte recommendationes vnd promotiones nur selbsten mündtlich vrgirn vnd sollicitirn." — [2]) Kirchner, Das Schloß Boytzenburg S. 251 f.

allein gelegen, daß nicht etwa hierdurch S. Lbd. disgustirt worden, als ersuche Ich den Herrn, er verobligire mich so hoch, und lasse sich beigefügtes Brieflein, dasselbe an S. Lbd. mit guter Gelegenheit und einer mir verträglichen excuse zu bringen, befohlen sein 2c."

Wie aber hier die Domherren, so suchte jedermann die eigene Sache durch Schreiben anderer mächtigerer Personen zu fördern. Doch wurden die Federn nicht allein zum Zweck der Rekommandationen in Bewegung gesetzt. Am meisten wurde sollicitiert, um Intercessionsschreiben zu erlangen; d. h. man suchte für jemand, der in Not war, überall die Vermittelung anderer zu erreichen. Im Jahr 1638 wurde der zu den Kaiserlichen übergetretene Rittmeister Jürg Behr von den Schweden aufgehoben und in Wolgast lange gefangen gehalten. Die unablässigen Bemühungen seiner Frau, Hedwig von Heimbruch, alle Welt für seine Befreiung zu interessieren, sind da charakteristisch. [1])

Sie schreibt nicht allein wiederholt flehentlich an den General-Feldmarschall Johann Baner, der ja das Schicksal ihres Mannes in der Hand hatte, oder an den schwedischen Oberst Schlange, oder an Baners Sekretär, Johann Heitichius, den sie wie durch Schmeicheleien, auch durch das alte Mittel zu gewinnen sucht, daß sie ihm „für seine angewandte muehe vnd fleiß eine ansehnliges recompans vnd praesent, also das Er in Warheit mit mir vnd meinem Junckern deswegen wol sol content sein", verspricht, und schließlich an die Königin von Schweden: sondern sie „tritt auch diemutig" den Herzog August von Braunschweig an und will durch dessen „hoch viel vormuegende Intercessionales ihre intention erreichen." Der Herzog willfahrt ihr und sendet die „gebetene Intercession" an Baner, freilich ohne Erfolg. Weiter schreibt sie mehrere Male um ein „gnediges Intercessionschreiben" an Anna Sophie von Braunschweig, die ebenfalls die „demüthige Supplication" bei Baner befürwortet und auch an dessen Sekretär schreibt; weiter an den Herrn von Rauschenberg, Freiherrn zu Zetterich, an

[1]) Vitae Pomeran. (Greifsw. Un.-Bibl.). Vol. III. Vgl. auch J. von Bohlen, Georg Behr, S. 125 ff.

Georg von Braunschweig, an Damen des hohen Adels, die sich alle für sie verwenden. Sicher ist das alles ein Zeichen ausdauernder und hingebender Liebe, aber man erkennt doch, wie man damals die Leute in Bewegung zu setzen verstand.

Es mag hier schließlich noch eine Art von Briefen erwähnt werden, die zwar diesem Jahrhundert keineswegs allein eigentümlich sind, aber jene bisher geschilderte Sucht, um vornehmer Leute Gunst zu buhlen, besonders stark zeigen. Das sind die Dedikations- oder Widmungsbriefe. Wie damals fast bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die poetische Produktion sich mit Vorliebe auf jene überlangweiligen Gelegenheitsgedichte zu Hochzeiten, Geburtstagen und Leichenfeiern warf, wie gänzlich unbekannte Leute befugt oder unbefugt bei einem Todesfall ein solches Trauergedicht mit möglichst schwulstigem Titel, obgleich sie den Toten „zwar de facie nicht gekandt, und dahero sein Pourtraict, welches sonder zweifel liebreich muß gewesen sein,“ zu sehen verlangten, weil es aber „traun unbillig“ wäre, „daß man Wackerer und wohlverdienter Leute Gedächtnüß untergehen laßen und mit der Erde auch Ihren Ruhm zu staub und aschen werden sollte,“ der Familie übersandten, um sich „dero wiewohl unbekandten doch verlangbaren Hulde empfohlen seyn zu lassen:“ [1]) so suchte man damals überhaupt aus seiner litterarischen Thätigkeit in der Weise Nutzen zu schlagen, daß man seine Werke möglichst vornehmen Personen in einem unterthänigen Schreiben, das dem Buch vorangedruckt ist, widmete. Dadurch, daß sie gedruckt sind, verlieren diese Schreiben zwar den eigentlichen Briefcharakter, aber sie wahren im übrigen die Briefform ganz streng bis fast in die neueste Zeit.

Die Sitte der Dedikationsbriefe war schon im Altertum gebräuchlich. Man sandte das Buch mit einem Schreiben dem Freunde oder Gönner, wie z. B. Plinius seine Historia naturalis dem Vespasian; das Schreiben wurde dann wohl, weil es manches für die Entstehung des Werkes wichtige enthielt, zugleich mit dem Buch immer wieder abgeschrieben. So wurde es auch im Mittelalter gehalten, und als dann die Buchdrucker-

---

[1]) Aus einem Briefe des Joh. Christ. Schumann aus Dresden 4./14. Jan. 1695. A. N. M.

kunst erfunden wurde, stand am Anfang des Buches das Widmungsschreiben. Unter derartigen Briefen in deutscher Sprache sind die frühesten und charakteristischsten unzweifelhaft diejenigen des Niclas von Wyle,[1]) des Stadtschreibers von Eßlingen. Der Briefcharakter ist darin auf das vollständigste gewahrt. Bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein wollte man nun in der Regel mit solchen Widmungen, wie auch in neuerer Zeit, wirkliche Verehrung oder eine besondere Höflichkeit ausdrücken. Dann aber verlor sich mehr und mehr dieser Charakter, und es trat, wenn auch noch uneigennützige Dedikationen hin und wieder vorkommen mochten, immer mehr derjenige der unverschämtesten Bettelei hervor. Es wurde ein allgemeines Mittel, sich bare Belohnung, Geschenke oder zum mindesten Protektion zu erwerben.[2]) Daß man in diesen Schreiben der Eitelkeit der Gewidmeten auf die niedrigste Weise schmeichelte, ist in dieser Zeit natürlich.[3]) Der Ton eines Domestiken herrscht, wie Grimaret richtig bemerkt,[4]) in den Widmungsbriefen auch der besten Autoren. Das Übermaß der Bettelei veranlaßte allmählich auch ein sehr ablehnendes Verhalten der großen Herren.

Übrigens pflegte man neben dem gedruckten Dedikationsschreiben im Buche noch einen wirklichen Brief, in dem man dasselbe anzunehmen bat, zu übersenden. So schreibt Johann Eyrich, Buchdrucker in Coburg, an Lukas Friedrich Behaim:[5]) „Demnach ich vnlengst ein musicalisch werck geistlicher Gesänge auff gutachten vornehmer herrn vnd freunde zu drucken auff mich genommen vnd solches vnter andern E. E. vnd Hl. aus

[1]) Er widmet jede seiner „Translationen" (hrsg. von Keller. Bibl. d. litt. Vereins Bd. 57) in langen Briefen vornehmen Personen, wie Georg von Absperg, Pfalzgräfin Mechthild, Karl Markgrafen von Baden. — [2]) Über die Höhe der Geschenke und die Routiniertheit der Bettelei vgl. Kapp, Gesch. des deutschen Buchhandels S. 317 ff. — [3]) So heißt es in: Dan. Frid. Jani de fatis Dedicationum librorum. Vitemb. 1718. S. 53. 'In dedicationibus etiam quod ad honorum vocabula attinet, auctores librorum ambitioni imperantium et adulationi magis quam receptae consuetudini tribuere videntur'. vgl. auch Menudier, Le model du parf. Secrét. Jene 1690. S. 213 'car ce doit être les louanges de la qualité des Ancêtres et des belles actions de la vie des personnes, à qui on les dedié.' — [4]) Traité sur le commerce de lettres. Paris 1708, p. 21. — [5]) 30. Juli 1639. A. N. M.

vrsachen, wie in der Dedication zu vernehmen, zugeschrieben, als thue deroselben ich dasselbe hiermit in beykommenden exemplarien vnterdienstlichen offeriren, hochfleissig bittent, Sie wollen solches vnbeschwert auff vnd ahn vnd in ihren schutz nehmen, auch mein großgünstiger Herr vnd hochgeehrter patron verbleiben." Joh. Pfeiffer entschuldigt in einem Briefe an den Generalsuperintendenten Mayer „die Kühnheit, Jhro Hoch. Magnificentz hochberühmten Namen seiner so einfältigen Apologiae Anti-Tommianae vorzusetzen."[1])

Es ist hinreichend klar geworden, daß die Steigerung des privaten Briefverkehrs in jener Zeit teilweise durch sehr wenig lautere Interessen veranlaßt wurde. Darauf waren die ganze Masse der Bitten um Rekommandation und Intercession, der Dedikations- und anderer Schreiben, aber auch ein großer Teil der höflichen Gruß- und Gratulationsschreiben, ja die vermehrte Briefschreiberei in gewisser Weise überhaupt zurückzuführen. Aber wie schon oben angedeutet wurde, steigert sich um diese Zeit der Briefverkehr auch in einer anderen höheren und für die Zukunft wichtigen Richtung. Das Bedürfnis freundlichen Umgangs macht sich, wie bemerkt, stärker geltend: in einzelnen Kreisen entwickelt sich aber daraus schon eine Briefliebhaberei. Die Korrespondenz wird als eine Unterhaltung angesehen und demgemäß eifrig gepflegt. Man beginnt viel und gern zu schreiben, weil man gern gelesen wird, und man versucht, schön und interessant zu schreiben, weil an den Brief höhere Ansprüche gestellt werden. Es ist nur ein kleiner Kreis, der in dieser Weise Briefe zu wechseln liebt, es sind französisch gebildete Menschen, deren geistige Beanlagung aber aus dem Französischen mehr als Äußerlichkeiten und Modethorheiten zu schöpfen wußte.

In Frankreich war die Briefstellerei namentlich durch die Salons längst zu einem Hauptinteresse der Gesellschaft geworden. Man schrieb um der Unterhaltung willen oder um zu glänzen. Die Briefe, welche man schön fand, wurden vorgelesen oder sonst verbreitet und wurden so zum Gemeingut. Das Briefschreiben wurde namentlich bei den Frauen, die ein ganz besonderes

[1]) 27. April 1711. Ms. Pom. fol. 232 (Greifsw. Un.-Bibl.).

Talent dafür zu zeigen begannen, Mode. Berühmt sind die Briefe Balcacs, der schon mit Rücksicht auf das Publikum schrieb und stolz auf seinen Stil war, und Voitures, bei dem zuerst ein angenehmer Plauderton sich zeigt, noch berühmter die der Sévigné, die weniger an die Öffentlichkeit dachte,[1]) aber doch von ihren Zeitgenossen mit Recht bewundert wurde. Der Hauptreiz ihrer Briefe besteht aber gerade in dem laisser courir sa plume. Sie sagt einmal: Je commence toujours sans savoir, jusqu'où cela ira; j'ignore, si ma lettre sera grande ou si elle sera petite, j'écris tant qu'il plaît à ma plume: c'est elle qui gouverne tout. Wir finden hier also weniger Kunst und mehr Natur. Aber beiden Gattungen von Briefschreibern, denen, die große Mühe darauf verwandten, und denen, die mit natürlichem Talent, wie damals die meisten Frauen, schrieben, war der Brief gleich wert. Das Zeitalter Louis XIV. zeigt schon eine Art Briefkultus.

Die ersten Spuren davon lassen sich auch bald, freilich sehr vereinzelt, in Deutschland spüren.

Als typisch mag hierfür der Pfälzische Kreis gelten, der für den Ton und Stil im Briefe und die Art, sich zu geben, schon einmal als Beispiel gedient hat. Der Briefwechsel zwischen Karl Ludwig und seiner Schwester Sophie von Hannover, der allerdings französisch geführt wurde, trägt schon ganz den Charakter geistreicher und interessanter Unterhaltung und wurde um seiner selbst willen lebhaft geführt. Sophie meinte später selbst, daß sie „gar frey geschriben und oft ein hauffen raillerien, J. L. selig zu divertiren";[2]) andererseits fand sie die Briefe ihres Bruders so entzückend, daß sie in ihren Memoiren diese Korrespondenz ‚un des plus grands plaisirs de ma vie' nannte.[3]) In solcher Korrespondenz ein wirkliches Vergnügen zu finden, das war eben das Neue und für die Folgezeit Wichtige. Namentlich charakteristisch ist aber auch hier wieder Lise Lotte von Orleans. Die hervorragenden Eigenschaften ihrer Briefe sind oben genug geschildert: hier soll nur davon die Rede sein,

[1]) Sie hofft, ihre Briefe werden nicht gedruckt werden. Brief an die Tochter vom 14. Juli 1680. — [2]) Publikat. a. d. Preuß. Staatsarch. Bd. 37, S. 10. — [3]) Ebenda Bd. 26, S. IX.

wie eifrig sie die Briefschreiberei pflegte, wie sich bei ihr eine förmliche Briefleidenschaft entwickelte. Jenes oben von ihr gerühmte Talent der Unterhaltung, der Plauderei hängt damit eng zusammen. Wer viel und lang ohne bestimmten Anlaß schreibt, muß eben plaudern können. Darnach mußten sich auch die Verwandten richten. Sie verlangte lange, unterhaltende Briefe von ihnen; „Madam wil ihmer grosse brif haben," schreibt die Kurfürstin Sophie,[1]) „da ich meist meine zeit mit zubringe, wan ich nicht bey dem Courfürst bin;" und als die Raugräfin Luise ihrem Sohne Briefe von Lise Lotte sendet, ermahnt sie ihn: „Ihr müßet bald wieder schreyben, allerley possen auß Ewerm Pathmos; ihr brief giebt Eüch materie genug."[2]) Für Lise Lotte war die Korrespondenz ein und alles und zwar nur die freundschaftliche, nicht die höfliche und konventionelle Korrespondenz: „Ich schreibe von hertzen gern ahn bekante leütte, aber die ich gar nicht kene, das kompt mir schwähr ahn."[3]) Und an die Raugräfin Luise schreibt sie: „Ich bin fro, daß Ihr so viel freünde gemacht habt, womitt Ihr corespondirt; daß ist immer gutt, daß haußhalten aber waß langweilliges."[4])

Sie schrieb ungemein viel, an jede ihrer Hauptkorrespondentinnen alle Woche. 1698 hat sie „4 mahl die wog schreibtag, montag in Savoyen, mittwog nach Modene, donnerstag undt sontag schreibe ich große mächtige brieffe ahn ma tante nach Hannover."[5]) Aber die Korrespondenz nimmt immer zu. 1707 schreibt sie: „Es geht kein tag vorbey, daß ich nicht auffs wenigst 4 brieff schreibe, deß sontags offt 12."[6]) „Ich bin immer accablirt von brieffen" schreibt sie 1719.[7])

Sie spricht von dieser großen Korrespondenz fast in jedem Briefe. Sie muß abbrechen, weil sie noch „auffs wenigst 4

---

[1]) Publikationen Bd. 37, S. 155, s. auch S. 160. Bibl. d. litt. Ver. Bd. 88, S. 36f.: „mir können sie nie zu lange sein"; ferner S. 60, 78. — [2]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 167, S. 269. „An Madame vergeßet ja nicht einen lustigen brif zu schreyben." S. 273. — [3]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 144, S. 80. Vgl. Bd. 88, S. 49: „ich wüste nicht mehr, waß ich dem gutten printzen sagen solte, den ich kene J. L. nicht genung, umb eine gar particullire correspondentz mitt ihm zu halten." — [4]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 88, S. 41. — [5]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 88, S. 105. — [6]) Bd. 107, S. 41. — [7]) Bd. 157, S. 577.

brieff heute schreiben muß."[1]) Ihre Hand ist „müde," weil es „der 6te brieff" am Tage,[2]) oder da es der „5te brieff" ist, „schwindelt ihr der kopff ein wenig."[3]) Und es sind nicht kleine Billets, sondern ungeheuer lange Briefe, bei denen sie ihre Zeit verbringt. Sie redet oft von „großen mächtigen" Briefen,[4]) namentlich an Sophie von Hannover und die Prinzessin von Wales. Um eines andern Brief beantworten zu können, „stiehlt" sie der Prinzessin von Wales „ettliche seytten."[5]) Sie nennt die Briefe selbst „abscheüllich groß"[6]) und sagt einmal: „ich fürchte, ich habs letzmahl zu grob gemacht; den ich habe J. L. 27 seytten geschrieben."[7]) Von solchen Briefen von 24, 26, 28, 30 Seiten ist sehr oft die Rede.[8])

Sie sitzt fast den ganzen Tag am Schreibtisch, alles andere betrachtet sie in der Regel als interroption. Sie verrichtet ihr Morgengebet und schreibt sogleich,[9]) oft, bevor sie sich „angethan" hat, „im hembt",[10]) oder ganz früh, weil sie „umb 8 in die kirch muß."[11]) Dann beginnen die Unterbrechungen, die ihr sehr unangenehm sind. „Wenn Ihr wüstet," schreibt sie aus Marly,[12]) „wie es hir eine hudeley ist undt wie offt man interrompirt im schreiben wirdt, Ihr soltet Eüch ehe verwundern, wie ich Eüch schreiben kan, als daß ich es offt unterlaß." Und Paris nennt sie „einen verzweyffelten ort mitt den ewigen contretemps undt interruptionen."[13]) Immer kehrt sie wieder zum Schreibtisch zurück. So schreibt sie an die Verwandten am 12. April 1721[14]) morgens ein gutes Stück. „Aber nun muß ich meine pausse machen, mich ahnkleyden, in die capelle gehen, wieder komen, eßen, hernach zum könig fahren; hernach werde ich Euch, liebe, weitter ein wenig entreteniren." Dann fährt sie um 1 Uhr schon fort, muß aber darauf in die Kirche; um 4 Uhr ist

---

[1]) Bd. 107, S. 9. — [2]) Bd. 88, S. 449. Vgl. auch S. 131. — [3]) Ebenda S. 83. Sonstige Stellen aus Bd. 88, sind S. 503 zusammen aufgeführt. — [4]) Bd. 88, S. 280. — [5]) Bd. 157, S. 577. — [6]) Bd. 107, S. 683. — [7]) Ebenda S. 673. — [8]) Stellen aus Bd. 88 siehe daselbst S. 503. Vgl. ferner Bd. 107, S. 1: 27 Bogen (= Seiten?) ahn ma tante. S. 190: 21 Bogen. S. 370: 26 Bogen. Bd. 157, S. 577: „etlich mahl woll 30 seytten ahn J. L. die printz von Wallis." — [9]) Bd. 157, S. 384. — [10]) Bd. 107, S. 33. — [11]) Bd. 157, S. 118. — [12]) Bd. 107, S. 35. — [13]) Bd. 157, S. 311. — [14]) Bd. 157, S. 75 ff., vgl. noch S. 98 ff.

sie schon wieder da. „Da komme ich wieder auß der kirch, liebe Louise!“ Abends schreibt sie, „bis man sie zu Bett treibt“ oder „das Sandmännchen sie überfällt.“ Sie schreibt oft „bis umb 12;“[1]) wenn sie stark gehindert gewesen ist, auch nach Mitternacht.[2]) „Adieu!“ schließt sie einmal,[3]) „Ich ambrassire (Euch) von hertzen, halb schlaffendt und halb wachendt.“ Auch in der Krankheit schreibt sie einige Zeilen; und da sie sich einmal die rechte Hand verstaucht hat, schreibt sie trotzdem damit.[4]) Oder sie gebraucht dann auch die linke Hand. „Ich habe schon den 5. brif von Madam,“ schreibt die Kurfürstin Sophie,[5]) „mit die lincke handt geschriben so wol, daß es zu verwundern ist.“

Es steckt in ihr eine wahre Leidenschaft für das Briefschreiben: aber sie liest auch gern Briefe anderer, selbst auf der Jagd.[6]) Plaudert ihre Korrespondentin pläsierlich, so schöpft sie selbst daraus neue Anregung. Von den Briefen der Prinzessin von Wales, die auch recht lang sind,[7]) meint sie:[8]) „J. L. liebe schreiben seindt eine artzeney vor mich; den sie schreibt so artig undt verzehlt so ahngenehm, daß es eine rechte Lust ist, J. L. schreiben zu leßen undt zu beantwordten.“

Eine Korrespondenz, wie sie Lise Lotte pflegte, zeigt deutlich, wieviel stärker der Briefverkehr um diese Zeit geworden ist. Man beginnt, Briefe in ganz anderer Weise zu schätzen, sie mit ganz anderen Augen anzusehen, als früher. Man fand Geschmack an der Briefschreiberei, namentlich in der galanten Periode. So redet einmal Christian Weise[9]) von Briefen, „da sich ein Politicus vielmahls engagiren und mit dem Frauen-Zimmer gleichsam einen Streit der curieusen Scharffsinnigkeit in galanten Brieffen antreten muß.“ Das Briefschreiben gilt als „eines der nothwendigsten Stücken bey menschlicher conversation.“[10]) Auf den Universitäten erachtet man nicht, wie früher, allein die lateinische Epistolographie des Lehrens wert: Bohse (Talander) hält auf der Universität Jena auch teutsche Collegia Epistolica.[11])

---

[1]) Bd. 157, S. 41. — [2]) Bd. 122, S. 22 ff. — [3]) Ebenda S. 26. — [4]) Bd. 107, S. 32. — [5]) Publik. Bd. 37, S. 160. Vgl. Bibl. d. litt. Ver. Bd. 88, S. 86 f. — [6]) Bd. 107, S. 39. — [7]) Vgl. Bd. 107, S. 688, Bd. 157, S. 96. — [8]) Bd. 157, S. 41. — [9]) Curiöse Gedanken S. 434. — [10]) Anhang zu „der Adl. Hofmeister“, Kinderzucht S. 60. — [11]) Vgl. die Vorrede zu seinem Handb. auserl. Sendschreiben.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß die Briefform mehr und mehr benutzt wird, zu unterhalten und zu belehren. Die „nachsinnigen Juristischen, Historischen und Philosophischen Briefe" bei Harsdörfer sind dafür ein Beispiel. Die Litteratur, namentlich die schöne Litteratur beginnt die Briefform sehr zu bevorzugen. Doch soll von dieser, namentlich für das achtzehnte Jahrhundert wichtigen Bedeutung des Briefes dort im Zusammenhange die Rede sein.

Aber in Deutschland beginnt gegen Ausgang des Jahrhunderts noch eine andere Art von Briefverkehr, die von der im großen und ganzen aus Frankreich stammenden Unterhaltungs- oder geistreich-galanten Briefwechselei sehr verschieden, aber für die weitere Entwickelung des Briefes nicht minder wichtig ist. Es giebt Leute, welche den Brief nicht nur mit höflichen Phrasen oder mit gelehrten Untersuchungen oder mit galantem Geschwätz oder anmutiger Plauderei zu füllen wissen, welche vielmehr dem Brief ihre tiefsten Empfindungen, gefühls- und thränenvolle Schwärmereien anvertrauen. Der Brief wird der Vermittler gleich empfindender Seelen, man berichtet von gegenseitigen Gemütszuständen, ein lebhafter Verkehr wird gepflegt. Dieser Briefverkehr ist derjenige der Pietisten.

Vor dreihundert und mehr Jahren hatten die Mystiker, in denen ein tiefes und starkes Gefühlsleben wogte, jenen eigentümlich lebhaften, zugleich durch hohe Formvollendung ausgezeichneten Briefverkehr gepflegt, der wie ein Phänomen beinahe erschien. Daran erinnert nun dieser Briefverkehr aus der Zeit pietistischer Schwärmerei vielfach. Ein geistlich-mystischer Briefverkehr ist übrigens nie ganz ausgestorben. Wie der mystische Briefverkehr an den früh geübten klösterlichen Briefwechsel, der namentlich auch früh zwischen Geistlichen und Nonnen geführt wurde, anknüpfte, so lebte er auch, wenn man hier wenigstens nur geistlichen Gefühlsaustausch im Auge hat, in diesem fort. So ist aus dem Anfang dieses Jahrhunderts der Briefwechsel des Kardinal Khlesl mit Elisabeth Agnes v. Preuner, einer Schwester des Klosters zur Himmelspforte, für das der Kardinal überhaupt ein besonderes Interesse hatte, erwähnenswert. Sie ist ihm unter seinen geistlichen Kindern die liebste Tochter. „Daß

Euch mein Crucifix so Lieb," schreibt er einmal,[1]) „ist es wüerdig, Welche Persohn am Creuz ich Euch praesentiert, durch welches sonderliche Lieb, grosse Gaben mir widerfahren. So ich dan Euch Geistlich, vnd Eueres gleichens, die mir so vill schuldig, Niemants auf diser Weldt hab, destwegen Ich Euch daß Liebst, was Ich gehabt, vertraut vnd verEhrt: Es seye weit von mir, daß ich mich rüehmen solle, sagt Paulus, als im Creuz Jesu Christi, in Welchen mir die Weldt ist geCreuziget worden vnd Ich der Weldt Destwegen sich dieser Apostel woll rüehmt: Ich trag die MallZaichen meines Herrn Jesu Christi an meinem Leib, das ist ia der einig Trost im Leben, in der Stundt des Totts, vnd der einig Pilgramb-Stab in einne Weldt zu reisen, den verlass Ich Euch Billig, dessen geBrauch ich mich selbst, vnd in dem allein Begehr ich Zusterben." Später dankt er einmal für einen ihrer Neujahrsbriefe — das war alte klösterliche Sitte — also: „erfreute mich nit wenig, das Ihr Mir nachfolget, vnd ein Predigerin werdet, Weill Ihr so guette Neue Jahr könnet außgeBen."[2]) In solchem Briefwechsel fehlte das tiefe Gefühlsleben, das für die Mystiker charakteristisch ist, allerdings vollständig; Khlesl benutzte zum Beispiel diesen Briefwechsel, um den ihm äußerst feindlich gesinnten Vater seines geistlichen Kindes zu versöhnen. Aber an diesen geistlichen Briefwechsel, zumal an den zwischen Männern und Frauen geführten, muß man sich doch bei Betrachtung der pietistischen Korrespondenzen unwillkürlich erinnern. Die Abgeschiedenheit und der Zwang der katholischen Klöster ließen doch in dem Einzelnen beinahe dasselbe fromme Gefühlsleben entstehen, das gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts auf protestantischer Seite die Massen zu bewegen anfängt. Überall bildeten sich kleine Gemeinden, die das Treiben der Welt verdammten, und bald entstand zwischen ihnen ein großartiger Zusammenhang.

Ein höchst reger Briefverkehr wurde zwischen diesen nach gegenseitiger Tröstung und Erbauung schmachtenden Seelen geführt. Namentlich die Führer der Bewegung, vor allem Spener, haben eine ungeheure Korrespondenz zu bewältigen. Spener erinnert

---

[1]) v. Hammer-Purgstall, Khlesls Leben Bd. IV, Urk.-Samml. Nr. 1018. — [2]) Ebenda Nr. 1037.

in dieser Beziehung fast an Luther, indem er, ein allgemeiner Ratgeber großer Volkskreise, von Fürstinnen bis zu kleinen Bürgersleuten herab, tausende von Briefen erhielt und beantwortete. Durch den Brief suchte er wie A. H. Francke, wie die übrigen Freunde vor allen zu wirken. Leute, bei denen man Hoffnung haben konnte, suchte man mündlich und schriftlich zu gewinnen. „Herr D. Spener," schreibt Francke[1]), „hat von mir begehret die Namen derjenigen, zu welchen man die Zuversicht einiger lebendigen Erkenntniß faßen könnte." Und Fräulein von Wurm schreibt an Francke:[2]) „Die liebe Frl. Rüxleben habe ich vor diesem wohl gekennet, wollte auch gerne an Sie schreiben und alles darüber leiden, was ich sollte, durch die Gnade Gottes; allein ich vernehme mit herzlichem Mitleiden, daß man sie ziemlich eingenommen und beredet hat, der Welt in einigen Dingen sich wieder gleich zu stellen. Ich wollte es dennoch mit einem Schreiben wagen, aber ich muß sorgen, daß entweder der Brief aufgefangen, oder vielleicht von ihr nicht wohl aufgenommen würde." War hier der Brief Werber, so war er noch wichtiger als Vermittler der Gleichgesinnten, die ihre Stimmungen, ihre Erleuchtungen einander mitteilten. Überall begann man sich „in eine erbauliche correspondence einzulassen",[3]) aus der „schriftlichen Unterredung" schöpft man „sehr viel Gutes und Erbauliches,"[4]) man bittet, „etwas geistliche Gaben mitzutheilen."[5]) Man schreibt die Briefe ab oder versendet sie weiter. Das Schreiben der Gräfin Stolberg, „bei welcher eine gar herrliche Veränderung in melius mag fürgegangen seyn," „communicirt" Francke der Fürstin zu Arnstadt, „bey der die Hoffnung auch noch nicht verloschen."[6]) Dadurch entsteht auch Korrespondenz zwischen Unbekannten. „Vor die gezeigete, mir sehr angenehme Correspondenz mit der Fr. Hofräthin in Halberstadt," schreibt Anna Magdalena von Wurm an A. H. Francke,[7]) „sage herzlichen Dank, ich habe über derselben Brief mich sehr erfreuet und erkenne sie aus selbigem vor eine Liebhaberin der wahren Gott-

---

[1]) G. Kramer, Beiträge z. Geschichte A. H. Franckes S. 164. — [2]) G. Kramer, Neue Beiträge S. 19. — [3]) Beiträge S. 199. — [4]) Neue Beiträge S. 7. — [5]) Ebenda S. 24. — [6]) Beiträge S. 204. — [7]) Neue Beiträge S. 8.

seligkeit." „Ach wie haben Sie doch ein so schön Liebeswerk gestiftet," schreibt sie bald darauf,[1]) „daß Sie mit der Fr. Hofr. Schreiberin mich in Bekanntschaft gesetzet, ich kann wohl mit Wahrheit sagen, daß, ob ich sie wohl nicht gesehen, sie dennoch schwesterlich liebe. Wir schreiben auch einander sehr fleißig."

Frauen traten überhaupt oft miteinander in solche Verbindung, wie überhaupt die Frauen an der ganzen Bewegung vor allen teilnahmen. „Mit höchster Vergnügung", schreibt dasselbe Fräulein von Wurm,[2]) „muß hierdurch auch melden, daß durch Gottes Gnade und also nach meines auserwählten Freundes Verlangen mit der lieben Fr. Stifts-Hauptmännin von Quedlinburg in schriftlicher Bekanntschaft stehe, es hat dieselbe den Anfang gemacht und an mich geschrieben." Aber sehr häufig — und das erinnert wieder an die Mystiker — korrespondierten auch Männer mit Frauen. Die Führer, die „gottbegnadeten" Leute, wurden von den Frauen umstürmt. Eine Witwe in Salfeld schreibt „unbekannter Weise" an Francke mit der Bitte, er möge „zu ihr kommen, sie in ihrem verlassenen Stande zu trösten und zu stärcken."[3]) Es waren namentlich adlige Frauen, die solchen Verkehr suchten. Christine von Stolberg stand mit Petersen in regem Briefwechsel. Als Spener 1691 von Dresden schied, blieb er mit den aristokratischen Kreisen, an die ihn seine Freundin Benigna von Solms gewiesen, mit den Solms-Sonnenwalde, Schönburg, Zinzendorf und andern in Verbindung.[4]) Die Teilnahme der vielen adligen protestantischen Frauen an solchem pietistischen Verkehr hat freilich einen besonderen Grund. Diese unverheirateten Damen, die nicht wie ihre katholischen Schwestern sich in Stifter und Klöster begeben konnten, führten auf ihren Landsitzen zumeist ein freudloses Dasein ohne Anregung, ohne Liebe, und es war erklärlich genug, daß sie dieser neuen Bewegung sich freudig in die Arme warfen.[5])

Unter derartigen Korrespondenzen zwischen Männern und Frauen ist höchst charakteristisch diejenige zwischen A. H. Francke

[1]) Ebenda S. 10. — [2]) Neue Beiträge S. 17. — [3]) Beitr. S. 200. — [4]) Histor. Taschenb. III. Folge, 3. Jahrg. (Barthold, Die Erweckten im protestant. Deutschland) S. 201. — [5]) Ebenda S. 153.

und seiner späteren Gattin, Anna Magdalena von Wurm. Der Briefwechsel begann, wie es scheint, damit, daß Francke das damals 22 jährige Fräulein in ihrem „gar ernstlichen Christenthum,“ wovon er schon in Erfurt gehört hatte, nach seiner Gewohnheit durch Briefe zu stärken suchte.[1]) Sie dankt dann in fromm-überschwenglicher Weise für die Gnade Gottes, „daß er Dero gottgeheiligtes Herz zu mir geneiget, daß Sie auch abwesend mich zu erbauen und durch die schriftliche Unterredung in dem wahren Christenthum zu unterhalten suchen“, und bittet um Fortsetzung. „Ist demnach dieses meine vornehmste Bitte, daß Sie doch die mit Gott angefangene Correspondenz fortsetzen und mich zum Oeftern, so der Herr will und wir leben, damit aufmuntern; ich auf meiner Seite bin dazu herzlich bereit.“[2]) Daran schließt sich dann eine fromme Korrespondenz, ohne daß man sich vorerst „von Person kennt“.[3]) Er ist ihr „auserwählter Freund in dem Herrn.“ Oft wird sie in schwärmerischer Verehrung hingerissen. Eine Schrift von ihm preist sie also:[4]) „Ach, mein werthester Freund, wie hat mich die Schrift beweget. Ich kann keine tüchtige Worte finden, solches zu beschreiben. Liebster Gott, wenn ich doch ganz und gar so sein möchte, wie ich dieses als Wahrheit erkenne. Ich sage von Herzen mit David, meine Seele ist zermalmet für Verlangen nach deinen Rechten: O daß mein Leben die Rechte des Herrn mit ganzem Ernst hielte.“ Doch ist das Ausschütten der Gefühle ihr Bedürfnis. „Mein herzlich geliebter Freund, den ich lieb habe in der Wahrheit, ich weiß wohl, daß Sie viel Geschäfte haben, dennoch muß ich dieselben auch noch vermehren mit meinem vielfältigen Schreiben, ach ich weiß aber, daß Ihre Liebe, die so herzlich ist, dessen nicht müde wird. Sie dürfen mir nicht allezeit wieder antworten, wenn mir nur erlaubet ist, dann und wann an Sie zu schreiben.“[5]) So dauert die Korrespondenz über ein Jahr. Schließlich nennen sie sich „Du“ und „Bruder“ und „Schwester.“ Und wieder nach einiger Zeit entdeckt dann Francke seine „christliche Neigung zur ehelichen Liebe.“ Auch die Korrespondenz der

---

[1]) Neue Beiträge S. 3. — [2]) Ebenda S. 5. — [3]) Ebenda S. 7. — [4]) Ebenda S. 13. — [5]) Ebenda S. 20 f.

Brautleute ist eben auf denselben empfindsamen, frommen Grundton gestimmt.

In solcher Weise verkehrten die frommen Seelen miteinander. Es entstand ein Zusammenhang zwischen entferntesten Gegenden. Gute Freunde, namentlich Francke und Spener, die beide in ihrer Korrespondenz gewissermaßen die geschäftliche Leitung der Bewegung, in den Berichten über ihre Fortschritte, über Angriffe, über neue Erscheinungen darstellen, besorgten die Korrespondenzen durch ihre Verbindungen weiter. Oft war dieser Briefverkehr ein heimlicher. Denn ihrer Gegner waren viel, „das lästern und schmähen der welt ist sehr groß.“[1]) Man verhinderte oft den schriftlichen Verkehr. Von den „lieben freunden in Wolffenbüttel“ schreibt Spener: „scheinet sie dörffen nirgend hin schreiben.“[2]) Das Fräulein Rücksleben bewahrten ihre Eltern, „daß man kaum einen Brieff zu sie bekommen kann.“[3]) Auch wurden Briefe öfter aufgefangen.[4])

Der ganze Briefverkehr ist in vieler Beziehung wichtig. Die Menschen kamen, wie nie zuvor, einander näher. Man sieht schon, wie die bisher ängstlich gepflegten Standesvorurteile leise anfangen erschüttert zu werden. Auch noch im achtzehnten Jahrhundert begegnen zahlreiche Adlige, die in frommem Verkehr mit „gottbegnadeten“ niedern Leuten oder wenigstens mit Geistlichen stehen. In erbaulichem Briefwechsel stand zum Beispiel der Direktor des Priegnitzschen Kreises v. Platen mit dem Pastor Schubert in Potsdam. Er schreibt an ihn 1742:[5]) „Ist es Ew. Hoch-Ehrwürden nicht entgegen, und lassen es Ihre häuffige Geschäfte zu, so werde ich, mit Dero Erlaubniß, mir die Freyheit nehmen, die unter uns angefangene Correspondence zu continuiren und mir zuweilen über einige Umstände, die meinen eigentlichen Seelen-Zustand betreffen, mir Dero Belehrung zu erbitten.“ Und in der Folge bestand dann lange Jahre zwischen den beiden ein Austausch ihrer frommen Gedanken.

Wie wichtig der Pietismus als Vorläufer des spätern empfindsamen Briefverkehrs ist, wird noch erörtert werden.

---

[1]) Beiträge S. 201. — [2]) Ebenda S. 226. — [3]) Ebenda S. 300. — [4]) Ebenda S. 292. — [5]) P. D. Grüger, Lebens-Beschreibung des A. Chr. v. Platen S. 10.

Gegenüber dem sechzehnten Jahrhundert trägt so der Briefverkehr dieser Zeit, namentlich gegen den Ausgang der Periode hin, entschieden den Charakter größerer Mannigfaltigkeit und außerordentlich gesteigerter Lebhaftigkeit. Es erhebt sich nun leicht die Frage, in welchem Verhältnis zu diesem größeren Verkehr die Mittel der Beförderung standen, wie sich in diesem Zeitraum die Einrichtungen der Post gestalteten.

Eine große Erleichterung des gegenseitigen schriftlichen Verkehrs brachte ohne Zweifel die immer wachsende Verbreitung geordneter Posteinrichtungen, die den früheren Gelegenheitsverkehr mehr und mehr zurückdrängten, mit sich. Aber selbst diese geordneten Posteinrichtungen legten dem Briefverkehr jener Zeit immerhin noch große Beschränkung auf. Nahe liegende Städte hatten oft nur eine wöchentliche oder gar vierzehntägige Verbindung untereinander; die Beförderungseinrichtungen und die Beschaffenheit der Boten verbürgten keineswegs immer große Zuverlässigkeit, von der üblichen Verletzung des Briefgeheimnisses nicht zu reden; das Beförderungsgeld war verhältnismäßig sehr hoch — ein einfacher Brief von Frankfurt nach Leipzig kostete Anfang des siebzehnten Jahrhunderts 10 kr. —; endlich fehlte die Einheitlichkeit der Post.

Gegen Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts hatte es freilich den Anschein, als ob die Reichspost der Freiherren von Taxis, deren „Reichs-General-Postmeisteramt" immer aufs neue von den Kaisern bestätigt wurde, diese Einheitlichkeit herbeiführen würde. Es lag in ihrem rücksichtslosen Bestreben, alle konkurrierenden Einrichtungen zu unterdrücken, an sich auch ein richtiger Gedanke. Denn die Einheit der Post bedingt zugleich innere Verbesserung und größere Schnelligkeit der Beförderung. Aber es müßte nicht die Zeit gewesen sein, in der sich die Territorialmacht stark und kräftig entfaltete, wenn dieses Streben der kaiserlichen Post hätte vollständigen Erfolg haben können. Die territorialen Mächte betrachteten dasselbe — ganz abgesehen von den Klagen über die Mangelhaftigkeit der Taxisschen Post — als einen Eingriff in ihre Rechte und empfanden vor allem die Schmälerung ihrer Einkünfte. Denn der finanzielle Gewinn war es vor allem, der auch die Erweiterungsgelüste der kaiser-

lichen Post hervorbrachte. Leonhard von Taxis rühmte sich schon eines reinen Überschusses von 100000 Dukaten.[1])

So charakterisiert diese Zeit in postalischer Beziehung ein fortwährender Streit zwischen den Thurn und Taxis und den Fürsten und Städten. Die Kaiser, zuerst Rudolf II., betrachteten die Posten im Reiche als „ein kaiserliches hochbefreites Regale“ und unterstützten in jeder Weise das Bestreben, überall kaiserliche Posten einzuführen. Als Beispiel mag der lange Streit zwischen Taxis und der Stadt Frankfurt angeführt werden.[2]) Frankfurt wurde von der ursprünglichen Taxisschen Postlinie zwischen Wien und Brüssel nicht berührt, der notwendige Anschluß an diese veranlaßte eine regelmäßigere Organisation des städtischen Botenwesens. Neue Botenposten wurden sodann namentlich auf Veranlassung der Kaufleute in Verbindung mit Augsburg nach Köln und später nach Leipzig, nach Bremen und Hamburg eingerichtet. Überhaupt herrschte zwischen den südlichen großen Handelsstädten Nürnberg, Ulm, Köln, Frankfurt ein ungestörter Verkehr durch städtische Boten. Da begannen die Eingriffe des Kölner kaiserlichen Postverwalters, der auf Grund eines kaiserlichen Befehls, die reitenden Boten der Städte anzuhalten, einen Frankfurter Boten 1579 in Köln festnehmen ließ. Solche gewaltsame Hinderung geschah auch 1587. Als dann durch kaiserliches Dekret 1597 die Nebenposten, besonders die Metzgerposten, die „zum Schaden und Verderb vielgedacht Unseres Kaiserlichen ordinari-Postwesens und Abschneidung der armen Postboten Nahrung, Recht und Gerechtsame“ ihre Boten unterhielten, verboten wurden und „niedergeworfen“ werden sollten, setzte der Kölner Postverwalter 1598 einen Postmeister in Frankfurt ein und suchte das städtische Botenwesen zu ruinieren. Trotz aller Beschwerden der Städte führte Taxis einen kaiserlichen Befehl vom 28. März 1604 an Köln und Frankfurt herbei, daß dieselben „vorgemerkter unser kaiserl. Concession durchaus ein gehorsames Bemühen leisten“ sollten. Dennoch vermochte

[1]) H. Stephan, das Verkehrsleben im Mittelalter in: Histor. Taschenbuch IV. Folge, 10. Jahrg., S. 413. — [2]) Vgl. für das Folgende Faulhaber, Geschichte der Post in Frankfurt a. M. in: Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst. N. F. Bd. X.

die kaiserliche Post der städtischen keine ernstliche Konkurrenz zu machen, bis der Postmeister Johann von der Birghden das kaiserliche Postwesen auf Kosten der rein städtischen Einrichtungen energisch verbesserte und vervollkommnete. Als Birghdens Lage sich durch den Tod seines Gönners Lamoral von Taxis — der Nachfolger Bernhard war ihm feind — verschlechtert hatte, ging der Frankfurter Rat wieder mit Neuerungen vor, die dann eine Mahnung Ferdinands II. an Frankfurt, Köln und Nürnberg herbeiführten, sie sollten sich des Botenwesens enthalten. Die Streitigkeiten, die hier nicht weiter verfolgt werden sollen, dauerten dann das ganze Jahrhundert hindurch. Immer aufs neue wehrten sich die alten Reichsstädte, die an ihrem alten Recht festhielten, gegen die kaiserlichen Postverwalter, die andererseits Gewaltthätigkeiten gegen die städtischen Boten oft genug begangen.[1]) Denn wie in Frankfurt, war es auch in Nürnberg und sonst in den Reichsstädten, überall Beschwerden und Streit.[2]) Das städtische Botenwesen erhielt sich übrigens bis in das achtzehnte Jahrhundert; die städtische Post von Frankfurt nach Köln wurde erst 1749 an Taxis verkauft; das städtische Botenwesen in Breslau bestand bis 1748.

Viel schwieriger war es aber den Taxis, gegen die Fürsten vorzugehen. Diesen gegenüber mangelte ihnen in der Regel jeder Erfolg. Sie setzten den kaiserlichen Ansprüchen nachdrücklichen Widerstand entgegen. Über die rechtliche Grundlage derselben tobte ja damals überhaupt ein großer Streit, der auch eine ausgedehnte Litteratur hervorgebracht hat.[3]) Durch die Eingriffe der Taxisschen Postmeister fühlten sich die Landesherren verletzt. Viele gingen, unbekümmert um dieselben, mit der Organisation

---

[1]) Cöln ließ übrigens ebenfalls 1645 die kaiserlichen Posten aufhalten. Ebenda. S. 77. — [2]) Interessant ist ein Beschluß des Kurfürstenkollegiums 1637, das Ferdinand II. ersucht hatte, „die bei dem Postwesen im heil. röm. Reich von vielen Jahren her eingerissenen Mängel und Gebrechen in reifliche Erwägung zu ziehen“. Dasselbe gab gegen eine Stimme (Kursachsen) das Gutachten ab, daß den Städten der Besitz ihres Botenwesens rechtlich zustände, daß die Boten aber weder Posthörner tragen noch Pferde wechseln noch unterwegs Briefe sammeln dürften. In diesem Sinne erließ Ferdinand ein Schreiben an die Städte. Archiv f. Frankf. Gesch. u. Kunst. N. F. X, S. 68. — [3]) Ebenda S. 69 Anm.

eigener Landesposten vor. Der Große Kurfürst von Brandenburg stand allen voran.[1]) Dem Reichs-General-Postmeister gegenüber verteidigte er seine Posten, die schon von seines Großvaters Zeiten her bestanden hätten, und nahm die Post als sein Regal in Anspruch. Auch dem Kaiser, der Taxis unterstützte, antwortete er sehr energisch. Übrigens ging der Kurfürst im Interesse seiner Post ebenfalls gegen das städtische Botenwesen vor, indem er zum Beispiel die Botenverbindung von Halberstadt mit Braunschweig aufhob und dafür die staatliche „Dragonerpost" von Berlin über Halberstadt, Hannover und nach Cleve schuf. Andere Fürsten, die ihre Rechte wahrten, waren Eberhard Ludwig von Würtemberg, ferner Kursachsen, Braunschweig-Lüneburg und namentlich auch Hessen.[2]) Überall suchte Taxis die Entwickelung zu hindern; abgesehen von den kaiserlichen Erlassen, die nicht viel galten, suchte er auch die übrigen Fürsten, die jenen den Durchgang verstatteten, zu bewegen, daß in deren Land „keiner fremden Post einiger Aufenthalt noch Passage noch Niederlage verstattet werde". Gegen seine Ansprüche wehrten sich aber auch kleine Territorien. Erzbischöfe, Bischöfe und Ritter behaupteten ihr Regal und richteten ihr Botenwesen ein. Von den Städten ist schon gesprochen. Und auch unternehmungslustige Private machten den übrigen Einrichtungen Konkurrenz.[3])

So ist denn eine große Zerfahrenheit und Zersplitterung der Posteinrichtungen, trotz vieler Verbesserungen im einzelnen, nicht zu verkennen. Poststreitigkeiten sind überall Regel, der „Lärm über die Post"[4]) hört nicht auf. Aber überall erkennt man doch die Post als einen ungeheuer wichtigen Faktor an.

Dem einzelnen Briefschreiber legten die damaligen Einrichtungen der Post[5]) aber doch mannigfache Beschränkungen auf.

[1]) Vgl. darüber Stephan, Gesch. der Preußischen Post. — [2]) Vgl. Archiv f. Frankf. Gesch. N. F. Bd. X, S. 87 ff. — [3]) Ebenda 105 ff. und Korrespondenzbl. d. Ver. f. Kunst u. Alt. in Ulm 2c. I, S. 98: Der Rat von Schaffhausen erlaubt Nikolaus Klingenfuß, „das alte ordinari Bottenwesen auß dieser Statt in das römische Reich teutscher Nation wider auffzurichten" und befiehlt demselben, „ein Ordnung vnd gebürlichen Tax oder Bottenlohn zu machen, auff welchen Tag vnd Zeit die Brieff eynlauffen vnd von einem Ort zu dem andern Port oder Lohn bezahlt werden solle." — [4]) Urk. u. Aktenstücke z. Gesch. d. Kurf. Friedr. Wilh. Bd. IX, S. 192. — [5]) Vgl.

Wer nach entfernten Orten Briefe senden will, muß die richtige Postroute wählen, es begegnen häufig Erkundigungen nach der besten Art der Beförderung. Es kam auch vor, daß nach abgelegenen Orten überhaupt jede Möglichkeit einer Beförderung mangelte. An die Frau von Behaim schreibt Leonhard Duwaldt:[1]) „Dieses hiebey wider zurück Kommentes Briefflein ist mir nicht möglich zu bestellen, denn ich nit weiß, wo zugegen Großgeschaid liegt, Kann mir auch in ganz Bonnerstatt Kein Mensch sagen, außer ein Jud, der sagt mir, als wenn solches Bey Gräffenberg lege, wohin ich aber von hier auß in Jahr und Tag Kein gelegenheit versprechen kan.“ Nach entfernt gelegenen Orten getraute man sich oft nicht den Brief direkt zu senden. So schreibt einmal Spener,[2]) Francke möchte einen beigelegten, nach Tübingen bestimmten Brief dem Rat Hatzel senden, „ob er unter deßen couvert weil er nach Stutgard correspondiret, sicher fortkommen könte: denn ohne zwischenadresse traue ich nicht, das die post die ihr anvertraute brieffe gewiß dahin bringe“. Man fragt wohl auch an, „ob der titel an Sie ohnmittelbar oder auch vnter eines andern Couvert müßte gerichtet werden“.[3]) Man konnte ferner nicht beliebig Briefe senden, sondern mußte sie nach dem Abgang der betreffenden Posten richten. Es gab daher Pläne über Abgang und Ankunft der Posten, z. B. „Kurtze doch eygentliche Verzeichnuß auff was Tag vnnd Stunden die Ordinari Posten in dieser Kays. Reichs- Wahl- vnd HandelStatt Franckfurt am Mayn abgefertiget werden vnd wie solche wider allhie ankommen“.[4])

Dies Verzeichnis schloß mit dem Vers: „Wer Brieff geben will, der thu's, Dann ich gar eylent reiten muß“. Es begegnet entsprechend in damaligen Briefen häufig die Bemerkung, daß man nur kurz schreiben könne, um die Post nicht zu versäumen, oder man schreibt: „Die post wil wech, ich muß endigen.“[5])

---

darüber u. A. als in den bisherigen Darstellungen über die Entwickelung des Postwesens nicht benutzt das 26. Kap. im 2. Teil der „Teutsch. Sekretariatkunst“ vom Spaten, das ausführlich vom Postwesen handelt. Abbildungen von Boten siehe Verebarius, Das Buch von der Weltpost S. 88 ff.

[1]) 1. Aug. 1706. A. N. M. — [2]) Kramer, Beiträge S. 404. — [3]) Lucae, an J. F. Mayer 12. Juni 1696 Ms. Pom. fol. 231 (Greifsw. Un.-Bibl.). — [4]) Im Archiv für Frankf. Gesch. u. Kunst N. F. Bd. X. Vgl. auch Spaten a. a. O. II, S. 522 ff. für Nürnberg u. s. w. — [5]) z. B. Publikat.

Anfangs wurden übrigens — man sieht daraus die ganze Umständlichkeit des Briefverkehrs — von den städtischen Boten und später auch von den Privatboten die Briefe Haus bei Haus eingesammelt.[1]) Das Abgehen der bestimmten Post, der „Posttag", wird so allmählich die Norm für die Häufigkeit der Korrespondenz.

Da die Postverbindungen nicht mit allen Städten bestanden, so mußte man oft den Postmeister der dem Bestimmungsorte nächstgelegenen Station bitten, die Briefe weiter zu befördern. So sendet der Kanzler Wolf die Briefe an seinen Sohn in Jena dem Postmeister zu Erfurt in der Hoffnung, „daß es demselben an wöchentlicher gewisser Gelegenheit zu weiterer Besorgung nicht mangeln werde".[2]) Häufig geben die Leute daher in ihren Briefen die Art der besten Beförderung an. Anna Magdalena Wurm bittet einmal Francke, die Briefe an sie bis Halberstadt zu frankieren und den Postmeister daselbst zu bitten, daß er sie über Nordhausen bestellen möchte.[3]) An Leibniz schreibt Habbeus von Lichtenstern aus Celle: „Briefe an mich nur gerade auf Hamburg. Die Postmeisters kennen mich schon",[4]) und an Johann Friedrich Mayer Lucae aus Rothenburg:[5]) „Vnterm Couvert an Hr. Bödicker Fürstl. Postmeister zu Cassel gehen die Brieffe an mich sicher".

Wer sich nicht an die Postmeister wendet, muß in vielen Fällen sonst irgend jemand bitten, die weitere Beförderung zu veranlassen. Häufig gehen daher Briefe zunächst „unter Kouvert" eines andern. An Lukas Friedrich Behaim schreibt Joseph Rosenberger von und zu Rosenegg:[6]) „Im fall mein geliebter Herr Schwager ehenter, alß bringer diß herabkhombt, mit einer antwort würdigen würde, kann Er es dem Postpotten nocher Wien an Herrn Sigmundt Permeir bei der gulden Ändten auf-

---

a. d. Preuß. Staatsarchiven Bd. 37, S. 66, 135. Vgl. auch Kramer, Beiträge a. a. O. S. 447. Spener an Francke: „Weil heutige frühpost verseumet, gehet dieses über Leipzig."

[1]) Archiv f. Frankf. Gesch. N. F. Bd. X, S. 8. Ztschr. d. Harzvereins Bd. XV, S. 90. — [2]) Vossische Zeitung 1889, Sonntags-Beilage Nr. 47. — [3]) Kramer, Neue Beiträge S. 7. — [4]) Leibniz Werke, Erste Reihe III, S 223. — [5]) 12. Juni 1696 Ms. Pom. fol. 231 (Greifsw. Un.-Bibl.). — [6]) 20. Febr. 1644. A. N. M.

gäben". Der Spaten[1]) hält für die Sekretäre die Bekanntschaft mit ehrlichen Leuten in großen Städten für notwendig, „unter deren Umschlag er seine abgeschickte Schreiben befördern laßen möge". An J. F. Mayer schreibt Cramer,[2]) daß er die übersandten Brieffe „Selbst auff die Post gebracht, auch umb den einen . . . einen umbschlag an einen sichern freund, so ihn Selbst bestellen soll, gemachet" habe.

So war die Beförderung von Briefen nicht immer eine leichte Sache. Dazu kommt, daß die Posten durchaus nicht musterhaft organisiert waren. Briefe gehen öfter verloren,[3]) oder sie werden langsam befördert. „Der postmeister von Franckfort", schreibt Lise Lotte,[4]) „muß ein gritlicher grober gesel sein, die brieffe liegen zu laßen." Von der Verletzung des Briefgeheimnisses in politischem Interesse ist schon die Rede gewesen. Aber auch sonst konnte der Briefverkehr willkürlich gehindert werden. Dettleff Clüver aus Schleswig klagt in einem Briefe an J. F. Mayer[5]) über seine Gegner, die seinen Traktat hätten nicht drucken lassen wollen und ihn zu unterdrücken suchten, und schreibt in der Nachschrift: „Weil bey der ordinairen post schier alle meine brieffe unsicher gehen und per astutiam Adversariorum aufgefangen werden, als bitte dienstlichst, E. Hochwürden wolle mir ein paar Zeilen in antwort ertheilen bey bringer dieses."

Hin und wieder zeigt sich in dieser Zeit aber auch besonderes Vertrauen auf die Post. In dem Briefsteller von Harsdörffer wird einmal der Empfang von Briefen bestätigt mit dem Zusatz „weil der Post nichts verlohren gehet".[6]) Früher schrieb man: Ich habe Dir einen Brief geschickt, weiß nicht ob er Dir worden,[7]) jetzt sagt man oft: „Zweifle nicht, mein voriges werde wohl eingetroffen sein". Dagegen begegnet man im Gelegenheitsverkehr oder in bewegten Zeiten noch nach wie vor Zweifeln, ob „mein Jüngstes durch Herrn N. N. behändigt wor-

[1]) a. a. O. II, S. 505 — [2]) 18. Dezember 1706 Ms. Pom. fol. 230 (Greifsw. Un.-Bibl.). — [3]) Vgl. z. B. Bibl. d. litt. Ver. Bd. 88, S. 136. — [4]) Ebenda S. 111 f. — [5]) 5. März 1693 Ms. Pom. fol. 230 (Greifsw. Un.-Bibl.). — [6]) a. a. O. II, 2, S. 17. Vgl. Briefe d. Lise Lotte: Bibl. d. litt. Ver. Bd. 88, S. 19 „Auff die Hannover post hab ich noch nie keinen brieff verloren." — [7]) vgl. Teil I, S. 135.

den". Von verlorenen Schreiben vernimmt man dabei öfter. „Fußgehende Boten" hält man für unsicherer als die übrigen. In Kriegszeiten besonders ist die Klage über die Unsicherheit nicht zu verwundern. Sehr häufig können die Briefe „wegen Unsicherheit der Straßen" „nit mehr arriviren",[1]) oder man schreibt,[2]) daß „des Feindts halber von hieauß kain schreiben nacher Vlm mehr sicher durchzubringen". Man sendet daher oft die Briefe doppelt, falls einer verloren gehen sollte.[3]) Und 1723 schreibt einmal Lise Lotte:[4]) „Es ist ein ellendt, wie die brieffe gehen; wen nur dieße ursach were, solte man deß kriegs müde sein". Wie der Krieg, so verhindern auch elementare Ereignisse, Unwetter und Stürme, die Regelmäßigkeit der Posten.[5])

Die alte Klage über die Unzuverlässigkeit der Boten verstummt nicht. So mahnt der Spaten,[6]) daß die Boten sogleich gehen sollen „und nicht etwa, wie dieses Gesindes Gewohnheit ist, erst das halbe Bohtenlohn vor ihrer Reyse versauffen, unterwegens in Wirtshäusern liegen bleiben und hernach, ob wären sie mit der Antwort aufgehalten worden, betrüglich vorgeben."

Es sind hier vorzugsweise die „eignen Boten" gemeint, da die übrigen doch unter ziemlich strenger Kontrolle der Postmeister oder der städtischen Botenmeister[7]) standen. Diese eigenen Boten oder Kouriere werden namentlich an den Fürstenhöfen gehalten. Der Spaten empfiehlt den Sekretären, die Abfassung der Briefe nach den Posten zu richten, „zumal nicht allezeit absonderliche Bohten, Einspenniger, Trompeter zc. mit jedem Briefe fortgeschickt werden können".[8]) Es geht daraus hervor, daß man sich an diesen Orten, wenn auch „nicht allezeit", so doch mit Vorliebe solcher eigenen Boten bediente. „Expresse Boten"[9]) namentlich aber auch „Trompeter"[10]) begegnen in den Briefen

---

[1]) z. B. Brief von Hans Heinrich Weiß an L. F. Behaim 12. März 1629. A. N. M. — [2]) Brief des B. Richel von und zu Neiblingen 1646 an L. F. Behaim. A. N. M. — [3]) Publikat. a. d. Preuß. Staatsarch. Bd. 35, S. 45. — [4]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 88, S. 332. Vgl. S. 360, 379. — [5]) Briefe d. Bürgermeisters Schulte S. 66, 73. — [6]) a. a. O. II, S. 505. — [7]) Vgl. z. B. Archiv für Frankf. Gesch. Bd. X, S. 9. — [8]) a. a. O. II, S. 504. — [9]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 167, S. 17. — [10]) Ebenda S. 277, 423, 447. Urk. u. Akten z. Gesch. d. groß. Kurf. VI.

sehr häufig. „Muß enden. Trompeter eillet.“ schließt einmal Luise von Degenfeld einen Brief. — Politische und militärische Verhältnisse ferner erforderten oft „eigene Kouriere“.[1]) Auch Privatleute senden öfter eigene Boten. Das Brieftragen gehört weiter mitunter zum Frondienst.[2]) Diese eigenen Boten halten sich in der Regel an dem Bestimmungsort auf, um die Antwort mitzunehmen.[3]) Wenn nicht gleich eine solche erfolgen kann, oder dem Absender an der Empfangsbestätigung liegt, erhalten die Boten Empfangsscheine, die man Recepisse nennt.[4])

Hatten Privatleute solche besonderen Boten oft nötig, so erwuchsen ihnen daraus natürlich große Ausgaben. In den Haushaltungsbüchern der Gräfin Maria von Wolkenstein, die vielfach auf eigene Boten angewiesen war, nehmen die Ausgaben „auf Pottenlohn“ einen großen Raum ein.[5]) Bezahlt man die Boten vorher, so bemerkt man das, wie früher, in der Nachschrift, z. B.: „Der both ist zalt vnnd vmb 5 Uhr zu frue abgefertigt worden“.[6])

Überhaupt waren, wie schon erwähnt, die Kosten der Briefbeförderung hoch,[7]) nicht allein bei eigenen Boten, sondern auch bei der Post. Und diese Kosten waren entschieden eine Erschwerung des Verkehrs; wer entfernt von seinen Verwandten wohnte, schrieb schon um deswillen seltener. Kann man Briefe nur bis zu bestimmten Orten senden und muß die wei-

---

S. 65, 122. Publik. a. d. Preuß. Staatsarch. Bd. 35, S. 45. Korrespondenz zw. Landgraf Georg II. v. Hessen-Darmstadt u. Ernst Albrecht v. Eberstein. S. 3, 17. Kriegs- und Staatsschriften Ludw. Wilh. von Baden hrsg. v. Röder v. Diersburg II, S. 99.

[1]) z. B. Österr. Gesch.-Quellen 2. Abth. Bd. 41, S. 344 ff. — [2]) Monatsschr. f. rhein. westf. Gesch. I, S. 384. — [3]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 167, S. 499. Neue Mitt. a. d. Gebiete histor.-antiqu. Forsch. III, 2, S. 104. — [4]) Vgl. z. B. Bibl. d. litt. Ver. 167, S. 44 „Unterdeßen wolle Sie den botten nur mit einem recepisse und entschuldigung, daß Sie so baldt nicht hat antworten können, abfertigen.“ — [5]) Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertumskunde in Hohenzollern XIV, S. 9, 29, 46, 58 f. — [6]) In einem Briefe an L. F. Behaim 11. April 1628. Vgl. auch den Brief von Dietrich Scharff an Suskindt 7. Mai 1715. A. N. M. — [7]) Nach Stephan, Gesch. d. preuß. Post setzt die Botenordnung Johann Sigismunds von Brandenburg vom Jahre 1614 für einen Boten von Berlin nach Straßburg 10 Thlr. an.

tere Beförderung von andern erbitten, so sendet man wohl den Botenlohn mit, damit man mit seinen Briefen „denenselben nicht verdrießlich sein möge“. In betreff des Porto schreibt der Hamburgische Bürgermeister Schulte seinem Sohn in Lissabon:[1]) „Wen Du an Mich schreiben wirst, so schlage die Brieffe nur bei niemandt ein, den Ich vermute, daß der hiesige Postmeister von Mihr kein Brieffe porto fodern werde: wen Ich aber an Dich schreiben werde, will ich selbige bei Deinen HH. Schwägern mit einschlan und kanstu das brieff porto allen mahl auff meine rechnung stellen“. Das Beischließen von Briefen war überhaupt wie früher ein Mittel leichterer und billigerer Beförderung. Wer in einer Stadt oder in deren Nähe mehrere Bekannte hatte, legte dem Briefe an den einen auch die Briefe an die andern bei und bat, dieselben „unbeschwert“ ihnen zuzustellen. Solche Briefe versah man auf der Adresse später öfter mit dem Vermerk „Durch Einschluß“.[2])

Ebenso veranlaßte das teure Porto und andererseits auch die immer noch bestehende Mangelhaftigkeit der Verbindung, daß der Gelegenheitsverkehr keineswegs aufhörte. An Lukas Friedrich Behaim schreibt Hans Marquard Rosenberger:[3]) „Vberschikhe hiemit dem herrn schwager ein schreiben, bittent, weillen er willens in Tyroll zu uerreisen, er wolle solches vnbeschwert meinen eltern vberantworten“. Leuten, die nach Orten reisen, wohin man Briefe zu senden hat, giebt man solche sehr häufig mit.[4]) „Mitbringer dieses habe nicht unterlassen können mit diesem meinem Brieflein zu begleiten“, so beginnen oft Briefe. Häufig berichtete solch Überbringer daneben mündlich mehreres.[5]) Das kam auch bei eigenen Boten vor[6]) und natürlich im poli-

[1]) a. a. O. S. 4. — [2]) In dem Behaimschen Briefwechsel begegnen solche beigelegten Briefe sehr häufig. Vgl. auch Kramer, Beiträge S. 309, 310. — [3]) 11. Mai 1618. A. N. M. — [4]) Vgl. Buchneri Epist. ed Stübel II, No. 103. Cum noster Gersdorffius ad vos proficisceretur, nolui committere, ut vacuus nostris literis ad te veniret. Vgl. oben S. 129 Anm. 1. — [5]) Vgl. z. B. das Schreiben des Joachim Witzendorff an Volkmar 10. Sept. 1639. Vitae Pomeranor. III. (Greifsw. Un.-Bibl.) Krause, Wolfgang Ratichius S. 38. — [6]) Ztschr. f. deutsche Kulturg. II, S. 285 Khevenhüller an seine Frau: „Disser eigene Curier kan nicht länger warten, hab ihme gebetten, den Brief selbsten zu überantworten vnd alle Zeitungen mündlich verrichten.“

tischen und politisch-militärischen Briefverkehr.[1]) Der früher übliche Gelegenheitsverkehr durch Marktleute,[2]) Kaufleute und Buchhändler, Metzger ferner bleibt in kleinem Umfange auch jetzt bestehen. Gelegenheit macht Briefe, kann man da wohl sagen; wenn sich gerade eine Gelegenheit bietet — „bei fürgefallener Botschaft"[3]) — schreibt man flugs einen Brief.

Im allgemeinen ist die Beförderung der Briefe also vielfach beschränkt und unsicher. Es ist ein Zeichen dafür, wenn Leute, die in regelmäßigem Briefverkehr stehen, ihre Briefe numerieren.[4]) „Damit man nicht jedesmal vermelden müsse" schreibt Harsdörffer,[5]) „Ich habe deß Herrn Brief vom Dato erhalten, pflegen etliche die Briefe jedes Jahrs mit Zahlen zu bezeichnen 1. 2. 3. 2c., der antwortet, thut deßgleichen, und also kann man leichtlich ersehen, ob die Zahlen auff einander treffen." Aber am Ausgang des Jahrhunderts ist doch immerhin durch größere Ausbreitung und Verbesserung der Post gegen das sechzehnte Jahrhundert ein bedeutender Fortschritt erreicht.

Fünftes Kapitel.

Charakter des brieflichen Verkehrs. II.

Die allgemeine Charakterisierung des Briefverkehrs in jener Zeit ist allein nicht ausreichend; es ist notwendig und kulturgeschichtlich besonders interessant, einzelne Seiten eingehender hervorzuheben. Der Briefverkehr einzelner Klassen, der Fürsten, der Gelehrten, der Kaufleute, hat seine charakteristischen Züge; der Brief der Familie verdient ausführlichere Schilderung, ebenso wie der Liebesbrief; aus dem stofflichen Inhalt endlich der Korrespondenzen jener Zeit ist manches herauszugreifen, was Zeit und Menschen erkennen helfen kann.

---

[1]) Vgl. z. B. Österr. Gesch. Quellen 2. Abt. Bd. 41, S. 490. Wallensteins Briefe herausg. v. Förster Bd. II, S. 189, 191. — [2]) Monatsschrift f. rhein. westf. Geschichtsforsch. I, S. 382. — [3]) Archiv f. Kunde österr. Geschichtsquell. Bd. 50, S. 540. — [4]) Vgl. z. B. Bibl. d. litt. Ver. Bd. 167, S. 69 und für den Briefverkehr der Lise Lotte Bibl. d. litt. Ver. Bd. 107, S. 544; Bd. 122, S. 124; Bd. 132, S. 297: Bd. 157, S. 24 f. — [5]) a. a. O. I, 2, S. 10.

Der Briefverkehr der Fürsten bewahrt, soweit er die nähere Familie angeht, auch in dieser französisch verfeinerten Epoche meistens einen bürgerlichen oder, besser gesagt, menschlich-natürlichen Ton. Die Briefe des Pfälzer Kreises sind dafür ein Beispiel. Aber es gab auch einzelne, bei denen die Etikette den Verkehr mit den nächsten Verwandten steif und förmlich machte. Die Etikette war ja überhaupt für diesen fürstlichen Briefverkehr von äußerster Wichtigkeit, einmal, indem sie jene zahlreichen höflichen Briefe veranlaßte, die zwischen den Fürstenhöfen hin und her gingen und Versicherungen der Affektion, Glückwünsche und ähnliches enthielten oder die häufigen gegenseitigen Geschenke begleiteten, und weiter, indem sie allen diesen Schreiben eine streng vorgeschriebene Form aufzwang. Der Briefverkehr der Fürsten war daher zum großen Teil ein pflichtgemäßer, und es ist nicht zu verwundern, wenn sie möglichst wenig eigenhändig schrieben.[1]) Es war teilweise Unbeholfenheit die Ursache, teilweise Überhäufung mit Briefen, aber auch der hochmütige Wahn, der eigenen Würde, von der man die übertriebensten Begriffe hegte, etwas zu vergeben. Es war aber, wie schon erwähnt, höfliche Sitte, namentlich im vertrauten Verkehr, wegen des nicht eigenhändigen Schreibens um Entschuldigung zu bitten.[2]) Es kommt jedoch auch vor, daß z. B. Karl Ludwig von der Pfalz seinem Sohn, dem Raugrafen Karl Ludwig, einmal die Erlaubnis giebt: „Wann Ihr mihr antwortet, möget Ihr Euch wohl einer andern handt gebrauchen.“[3]) Jedenfalls war ein eigenhändiger Brief des Fürsten nicht das gewöhnliche, und regelmäßig wird ein solches „freundliches Hand-

[1]) Auch Leute, die sonst ihre Schreiber zur Verfügung hatten, also Räte u. s. w., diktieren ihre Privatbriefe, so Camerarius sehr oft die an L. F. Behaim, Joh. Bielke („wegen der Kürze der Zeit“), Klinkowström u. A. an J. F. Mayer. Überhaupt schreiben Vornehme an Niedere selten eigenhändig. — [2]) Vgl. oben S. 74. Ferner z. B. Friedrich von der Pfalz an Thurn. Arch. f. österr. Gesch. 31, S. 404: „Ich hab euch vergangene woche nicht mitt eigener handt schreiben kennen, weil Ich in Engelandt vnd teuslandt hab schreiben mussen.“ Wallenstein an Albrecht v. Mecklenburg. Wallensteins Briefe hrsg. v. Förster I, S. 119. Solche Entschuldigung auch bei Briefen unter Brüdern. Ledeburs Archiv XIII, S. 361, 372, 374. — [3]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 167, S. 291.

schreiben" oder, wenn es der Unterthan erhalten hat, „gnädigstes oder hochvertrautes Handbrieflein" besonders dankbar aufgenommen.

Meistens bewegt sich der Briefverkehr der Fürsten in denselben Grenzen, wie früher. Abgesehen von der Politik und den Geschäften, die sie selten zu eigenhändigen Briefen veranlaßten,[1]) beschränkten sie sich auf Briefe an ihre Verwandten, namentlich wenn die große Reisetour kam, und auf jenen höflichen Verkehr mit befreundeten Höfen. Die Herzöge Franz, Bogislav XIV. und Georg III. von Pommern erinnern in ihrer Korrespondenz, die ja auch in den Anfang des Jahrhunderts fällt, noch an die frühere einfachere Zeit. Einladungen zur Martinsgans nach Rügenwalde oder zur Jagd oder zum Besuch, Bitte um eine Koppel Jagdhunde, Sendung von frischen Lachsen, Dank wegen geschehener Bewirtung oder eines geliehenen Faß Weines, das ist ungefähr der Inhalt dieser Korrespondenz.[2])

Interessant ist in mancher Beziehung der Verkehr der Fürsten mit ihren Unterthanen oder überhaupt mit Leuten geringeren Standes. Neben dem hergebrachten und natürlichen Briefwechsel mit ihren Räten fällt besonders ein solcher mit einzelnen Vertrauten, wie ihn Friedrich von der Pfalz mit Thurn, der Große Kurfürst mit Schwerin, König Karl III. von Spanien, der spätere Kaiser, mit Graf Wratislav pflegte, auf. Im vergangenen Jahrhundert hatten diese Stellung bei den protestantischen Fürsten sehr oft die Theologen eingenommen. Ein solches Vertrauen, wie es Luthern von allen Fürsten entgegengebracht wurde, wie es Philipp von Hessen Bucern schenkte, konnte in dieser Zeit, wo das tiefgehende Interesse an der Reformation überdies durch das widerliche Theologengezänk vollständig verloren war, zu den Theologen, die nicht Charaktere waren, sondern Höflinge, niemand mehr hegen. Dagegen bestand an den katholischen Höfen, besonders am österreichischen, ein lebhafter und vertrauter Briefwechsel der Fürsten und Fürstinnen mit ihren Beichtvätern.[3]) Aus geistlichem Stande war auch jener Khlesl,

---

[1]) Solche z. B. Urk. u. Aktenstücke z. Gesch. d. Kurf. Friedr. Wilh. v. Brandenb. Bd. VIII, S. 449, 451. — [2]) Baltische Studien Bd. 28, S. 548 ff. — [3]) So schreibt z. B. Erzherzogin Maria Anna, Gemalin Maximilians von Bayern

der den Kaiser Matthias vollständig beherrschte und in seinen Briefen einen sehr vertraulichen Ton anschlug.[1])

Wichtig ist aber, daß in diesem Jahrhundert der Briefwechsel zwischen Fürsten und Gelehrten nichts ungewöhnliches war. Ein lebhafteres litterarisches Interesse macht sich bemerkbar. Unter den 789 Verbundenen der Fruchtbringenden Gesellschaft befanden sich 1 König, 3 Kurfürsten, 49 Herzöge, 4 Markgrafen, 10 Landgrafen, 8 Pfalzgrafen, 19 Fürsten, 60 Grafen.[2]) Der eigentliche Mittelpunkt dieses Bundes war ein Fürst, Ludwig von Anhalt. Er korrespondierte neben vielen Edelleuten mit Opitz, Buchner, Gueintz, Schottelius, Harsdörfer, Moscherosch, Micrander und andern. Da ist weiter der Landgraf Ernst von Hessen, der mit zahlreichen deutschen und ausländischen Gelehrten einen regen Briefwechsel pflegte. In dem Briefe, in dem Johann Friedrich, ein gelehrter Fürst, der mit Leibniz seit 1671 in Briefverkehr stand, diesem eine Ratstelle anbietet, heißt es:[3])

„Gleichwie wir nun von verständigen und gelahrten Leuten, und also unter denenselben auch von Ewrer Person, jederzeit sonderbare Estime gemacht, und noch diese Stunde, bei Unsern obhabenden vielfältigen und fast schweren Regierungsgeschäften aus der mit denenselben je zuweilen pflegenden anmuthigen Conversation und Correspondence große Ergötzlichkeit empfinden: Also würde uns so viel mehr zu gnädiger und dankgenehmiger Gefälligkeit gereichen, wenn wir Ewrer nähern Conversation und sogar persönlichen Gegenwart an diesen Ort zu genießen, und aus ein und andern vorkommenden curiosen Dingen uns mit Euch mündlich besprechen und divertiren möchten."

Auch Fürstinnen pflegten gelehrten Briefverkehr, so korrespondierten die gelehrte Äbtissin von Herford, die Pfalzgräfin Elisabeth, höchst eifrig über philosophische Dinge mit Descartes, Malebranche und Leibniz, wie über theologische mit Coccejus und andern; Leibnizens eifrigste Korrespondentinnen

---

an Lamormain „wann mir Euer. Ehrwürden öfter schreiben werden, wird es mir gar angenehm sein." Archiv f. österr. Gesch. 54, S. 350.

[1]) z. B. v. Hammer-Purgstall, Khlesls Leben III. Urk. S. 627. — [2]) Der Fruchtbringenden Gesellschaft ältester Ertzschrein hrsg. v. Krause S. 2. — [3]) G. E. Guhrauer, G. W. Freih. v. Leibnitz I, 137.

waren bekanntlich Sophie von Hannover und ihre Tochter, die Königin von Preußen.

Auch an dieser fürstlichen Korrespondenz erkennt man, wie richtig man das siebzehnte Jahrhundert das Jahrhundert der Gelehrsamkeit genannt hat. Und es ist interessant, auf diesen gelehrten Briefverkehr überhaupt, der allerdings größtenteils lateinisch geführt wurde, näher einzugehen. Zunächst fällt hierbei im Vergleich zu neuerer Zeit ein Moment auf, das schon beim politischen Briefverkehr hervorgetreten war. Wie dort der Brief vieles enthielt, was heute die Zeitung bringt, so vertritt er auch hier im gewissen Sinne, wie schon bei den Humanisten, die gelehrte Zeitung oder Zeitschrift. Neue Bücher wurden durch den Briefwechsel bekannt, neue Ideen ebenfalls durch ihn in Umlauf gesetzt. Die Kritiken, die heute in den kritischen Organen erscheinen, waren damals ebenfalls im Brief enthalten. So war eine weitreichende Korrespondenz für den damaligen Gelehrten ungleich wichtiger als heutzutage. Er konnte dadurch allein auf dem Laufenden bleiben und geistige Förderung erhalten. Die Bitte um Freundschaft und Korrespondenz, die ja damals überhaupt allgemein war, findet man daher bei den Gelehrten besonders häufig.[1]) Mit Lob und Schmeichelei suchte man die Bitte zu unterstützen. Für den jungen Gelehrten namentlich erschien der Briefwechsel als das einzige Mittel, sich bekannt zu machen. Sie namentlich mußten streben, die Korrespondenz angesehener oder wie man damals sagte, „vornehmer“ Gelehrten zu erlangen, und sie bewegten sich daher in solchen Briefen in den unwürdigsten Schmeicheleien und Lobhudeleien. Die Bekanntschaft derselben zu machen, sandten sie ihr Erstlingswerk, Aufsätze oder Gedichte, und lobten dabei die Leistungen jener, was das Zeug halten wollte. August Buchner, der solche Briefe immer sehr liebenswürdig beantwortete, weist sogar einmal den Tobias Kempffer

[1]) z. B. Buchneri Epistolarum partes tres ed. Stübel Francof. et Lipsiae 1720. II, No. 57. Vale, clarissime vir, meque porro in amicitiam admitte, qui ego te ita amo, colo, aestimo, ut pro capite tuo nihil defugiam, nihil detrectem. II, No. 123. Diu est, Elmenhorsti clarissime, quo tibi et innotescere cupio et nisi hoc improbum votum, amari.

wegen seiner zuckersüßen Worte, die selbst die Gewohnheiten jener Zeit übertrafen, zurecht.[1])

Der Eintritt in eine gelehrte Korrespondenz war also damals gleichsam die wissenschaftliche Legitimierung der jungen Gelehrten. Überhaupt je angesehener einer ist, um so weiter reicht seine Korrespondenz, und nach dem Umfang derselben kann man die Bedeutung, die er für die Zeitgenossen hatte, ermessen. Diesen Satz, wie überhaupt die Wichtigkeit des Briefes als hauptsächliches Umsatzmittel der gelehrten Ideen zu beweisen, genügt es, das Beispiel eines Mannes anzuführen, der allerdings alle übrigen weit überragt.

Der hervorragendste gelehrte und der fleißigste Briefschreiber überhaupt dieser wie aller Zeiten ist unstreitig Leibniz. Der ungeheure Umfang seiner Korrespondenz ist fast unglaublich. Seine Verbindungen, zu denen ihm anfangs Boineburg verhalf, wuchsen in Paris und während seines langen Aufenthaltes in Hannover immer mehr. Der Katalog seiner Korrespondenzen in Hannover weist 1054 Namen, darunter 32 fürstliche, auf. Aus den verschiedensten Ständen sind diese Korrespondenten. Seine vielen vornehmen Verbindungen müssen wohl mit einem servilen Charakterzug zusammenhängen. Seinem Halbbruder gegenüber rühmt er einmal das „Glück, wo er auch hinkomme, daß vornehme Leute ihn kennen lernen und an sich zu ziehen getrachtet.“[2]) Jeder Gelehrte suchte mit ihm in Briefwechsel zu kommen. Der Mann, der später armselig und fast vergessen starb, konnte auf seinem Höhepunkt in der That „l'homme le plus connu de notre siècle,“ wie ihn Ancillon einmal nannte, heißen. „Briefe empfange und erwidere ich in großer Anzahl“ schreibt er 1695 an Placcius, mit der Korrespondenz brachte er die meiste Zeit hin. Und dabei entwarf und korrigierte er sie, wenn sie wichtig waren, einmal, zwei- auch dreimal.[3])

Die Sprache seiner Briefe war verschieden, deutsch, lateinisch, französisch. Die deutschen sind am wenigsten zahlreich, solche

---

[1]) Ebenda II, No. 119. Mi Kempffere ut amicitiam meam parares tibi, certe non opus erat, mellitos verborum globulos in me spargere, tantum lectissimae orationis adducere apparatum. — [2]) Leibniz Werke Ausg. v. Klopp Erste Reihe III, S. XXV. — [3]) Vaterländ. Museum I, S. 243.

existieren an Johann Friedrich, den Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, an Ernst August von Lüneburg, an die Kaiser Leopold und Karl — das sind also meist offizielle Briefe —, aber auch an den Hofprediger Jalbonski und andere. Die damalige deutsche Normalbriefsprache war auch zu gelehrtem Briefverkehr wenig geeignet, und sie anders und natürlich zu gestalten, fehlte Leibnizen die Kraft. Lateinisch korrespondierte er mit den meisten Gelehrten, wie Baluzius, Benzelius, Biel, Chr. Wolff, Baron v. Blum, Lincker von Lützenwick oder mit Kirchenfürsten, wie den Bischöfen von Münster und Paderborn. Namentlich aber war seine Briefsprache französisch, dadurch wurde er am meisten l'homme le plus connu, „ein europäischer Schriftsteller." Solche Briefe schrieb er an die Vornehmen, an die Kurfürstin Sophie, den Herzog Johann Friedrich seit seiner Pariser Reise, den Landgrafen von Hessen-Rheinfels, an die Minister v. Bernstorff, Windischgräz, v. Besser, Boineburg, Baron Schleinitz, Baron Grote u. s. w., weiter namentlich an Franzosen, wie Baudrant, Ancillon, Fontenelle, Bayle, Malebranche u. s. w., auch an Engländer wie Stepney und Russen, wie den Leibarzt Areskin.

Diese Korrespondenz war natürlich nicht durchaus gelehrt, so wenig wie Leibniz nur Gelehrter ist. Aber der größte Teil derselben gehört diesem Gebiete an. Und auf diesem gelehrten Gebiete wieder zeigt er sich äußerst vielseitig. Der Brief war ihm für die Entwickelung seiner Ansichten die liebste Form, und in seinen Briefen findet man über alle Fragen, die ihn beschäftigten, Aufklärung. Über Mathematik und Philosophie korrespondierte er mit Chr. Wolff bis zu seinem Tode, über Fragen der Physik mit Thomasius, Honoratus Fabri, Otto von Guericke, Papin, Foucher, über den Cartesianismus mit Eckhard, Chr. Philipp, Malebranche, über andere philosophische Fragen ebenfalls mit Malebranche, Des Bosses, Hanschius, Remond de Montmort, Clarke, Bourget, Arnauld, mathematisch-naturwissenschaftlich war sein Briefwechsel mit Tschirnhaus, dem Marquis de l'Hospital, mit Newton, Jak. Hermann, Varignon, Guido Grandi, Zendrini, linguistisch derjenige mit Le Fort, v. d. Hardt, Nicaise, Sparwenfeld, Chamberlayne, Wissen. Die Religion und ihre Streitfragen bürdeten ihm, wie er selbst sagt, eine

Menge von Briefen auf; er behandelte sie in dem Briefwechsel mit Seckendorf, dem Landgrafen Ernst von Hessen, Sophie von Hannover, Pélisson, die damals stark in den Vordergrund tretenden Unionsbestrebungen in Briefen an Bossuet, Jablonski, Molanus, Fabricius, A. Schmidt, Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, Du Héron. Daneben geht seine ausgedehnte politische und jene staatsrechtliche Korrespondenz mit Fürsten, Ministern und Diplomaten.

Die ganze umfang- und inhaltreiche Korrespondenz ist erst zu verstehen, wenn man die oben geschilderte Bedeutung des Briefes für den gelehrten Verkehr überhaupt festhält. Freilich erreichte kein anderer Leibniz in dieser Beziehung, aber eine große Korrespondenz hatte jeder Gelehrte von Ruf. „Was ein Gelehrter," sagt Christian Weise, als er von den gewöhnlichen Berichtbriefen, den „Erzählungsschreiben" handelt,[1]) „von allerhand Colloquiis, Disputationibus, Collegiis, von gewissen Streitsachen, von neuen Auctoribus, ja von Predigten und Abbanckungen, theils auf Anhalten der Patronen, theils guten Freunden zu Gefallen, theils auch seine Curiositaet zu erweisen, vor Erzehlungs-Schreiben in der Welt fliegen läßt, das ist mehr als zu bekandt." Namentlich in Zeiten, in denen große Streitfragen die gelehrte Welt in Aufregung versetzten, zum Beispiel als der Pietismus die Gemüter der orthodoxen Lutheraner erregte, verbanden sich die Gleichgesinnten zu reger Korrespondenz, in der alle neuen Phasen der Bewegung verfolgt, alle litterarischen Erscheinungen besprochen, neue Ideen gegenseitig ausgetauscht wurden. Jeder Gelehrte ferner, der ins Ausland, nach London, Paris oder Italien reist, muß diese Reise für seine Korrespondenten nutzbar machen. Von dem gelehrten Leben der betreffenden Stadt giebt er Bericht, schildert einzelne Persönlichkeiten, und giebt buchhändlerische Nachrichten. Hierbei mag erwähnt werden, daß die Briefe auch die Stelle der modernen antiquarischen Kataloge vertreten, indem sie von Kaufgelegenheiten oder dem Preis seltener oder wertvoller Bücher häufig Nachricht geben. Kurz, der gelehrte Briefverkehr zeigt eine voll-

[1]) Curiöse Gedancken von deutschen Briefen S. 125.

ständige, durch die damaligen mangelhaften Verkehrsverhältnisse allerdings gebotene, Organisation.

Meist waren es einzelne Kreise von Gelehrten, die sich zu solcher Korrespondenz verbanden. Das Band, das diese Korrespondenten zusammenhielt, war zwar das notwendige Interesse an der Korrespondenz. Äußerlich prägt sich aber eine derartige Zusammengehörigkeit in der schon erwähnten widerwärtigen gegenseitigen Lobhudelei aus. Das Cliquenwesen, das sich heute teilweise in Zeitschriften organisiert hat, machte sich damals in dem Briefverkehr bemerkbar. Der Bund zu einer Korrespondenz war zugleich ein Vertrag auf Gegenseitigkeit des Anlobens. Kein Mensch erstaunte darüber, es wurde mit der ungeheuersten Naivität betrieben. Die gewaltige Gelehrsamkeit des andern, „prope singularis eruditio,“ mußte überall gelobt werden. Auch die Briefe selbst, die häufig mit Gelehrsamkeit prunken, werden bis in den Himmel erhoben.[1])

Neben den Briefen der Fürsten und Gelehrten sind endlich wegen ihrer besonderen Eigentümlichkeit die Briefe der Kaufleute hervorzuheben. Hier kommt nicht so sehr wie bei jenen die charakteristische Art des Briefverkehrs in Betracht — denn in dieser Beziehung haben sich die Kaufmannsbriefe gegen die früherer Jahrhunderte wenig geändert[2]) —, als vielmehr gewisse äußerliche und stilistische Besonderheiten. Schon im sechzehnten Jahrhundert hatten sich die Anfänge eines besonderen Kaufmannsstils herausgebildet, der vorwiegend auf Kürze gerichtet war. Die Briefsteller des siebzehnten Jahrhunderts berücksichtigen diese Kaufmannsbriefe, zumal ihr Gegensatz zu den übrigen Briefen stärker empfunden wird, immer in ausgedehnter Weise. Der „Teutsche Secretarius“ von Harsdörffer zeigt schon auf dem Titel, daß er „nach heut zu Tage üblichem Hoff- und Kauffmanns Stylo mit Fleiß zusammengetragen“ ist.

---

[1]) Buchneri Epist. II, No. 50: Quibus (sc. litteris tuis) nihil elegantius, gravius ac eruditum magis dari poterat. II, No. 75: Beasti me plane tuis nuperis litteris, vir nobilissime, nec beasti tantum, sed quasi mortuum reduxisti in vitam. I, No. 7: Quo magis cruciabar animi, frater exoptatissime, tanto silentio abs te mulctari, eo uberiorem voluptatem atque laetitiam cepi ex tuis, quas proxime dabas. — [2]) Vgl. Teil I, S. 159 ff.

Das bei einem Geschäftsmann sehr berechtigte Streben, möglichst wenig Zeit zu verlieren, kürzte in dieser weitschweifigen und umständlichen Zeit den Brief des Kaufmanns sehr wesentlich ab. Es waren eigentlich vollständige Formulare, nach denen er seine Briefe schrieb. Die Titel wurden zwar nicht ganz unterdrückt, aber doch nicht wie sonst übertrieben gehäuft, der Zweck des Briefes in kürzeren Worten dargelegt. Die Kaufleute pflegten „nit grosse Titul zu führen oder viel Wort zu machen, sondern geben alles auf das Kürzte.“ [1]) Der Gruß am Anfang bleibt anfangs üblich, verschwindet aber allmählich; dagegen hält sich lange ein kurzes: „Hiermit Gott befohlen“ am Schluß. Auch die häufige Anwendung des Namen Gottes hat sich noch erhalten.[2]) Das ‘Laus deo’ in Verbindung mit dem Datum über allen Kaufmannsschreiben, nicht mehr aber über Privatschreiben von Kaufleuten, bleibt das ganze Jahrhundert hindurch. Als Beispiel eines Kaufmannsbriefes mag der folgende angeführt werden.[3])

Laus deo Anno 1658 adi 1. Julii in Hamburg.

Ehrenvester 2c.

Sein jüngstes vom 1. Junij habe ich erhalten und daraus gerne vernommen, daß die dreissig Säcke Wollen an mich versendet worden, welche ich auch zu recht erhalten und beschriebner Massen befunden; die halbe Fracht habe ich bezalt und auf Rechnung gestellt, werde mit förderlichst so viel auf den Herrn trassiren, unsern Saldo zu treffen. Hiermit freundl. gegrüst und Gott befohlen Deß Herrn D.

N. N.

Das Streben nach Kürze äußert sich in der schon im

---

[1]) Harsdörffer a. a. O. II, S. 729. — [2]) Ein Frachtbrief an Lukas Fr. Behaim lautet z. B. „Laus deo Semper. den 10/20. Marci 1630 In Augsp. Wolledler vnnd gestrenger. Deroselben sein mein geflißne willige Dienst anuor, sonders gliebter Herr. Im Namen Gottes haben Ewr. Streng. mit fuerman Jacob widerman von Northaim bey thonawerth 1 Küstl verpöttschiert vnnd ohne Schaden franco zu Empfahen, ist aussen darauff Ewr Str. Namen geschriben. Gott beglaitts. Neben freundtlichem grueß vnns samptlich der gnad Gottes beuolhen. Actum wie oben. E. Streng. dienstbeflißner Michael Schlecht Augsp.-Münchner Ordinaribott.“ A. N. M. — [3]) Harsdörffer a. a. O. II, S. 731.

vorigen Jahrhundert beobachteten, immer mehr zunehmenden Gewohnheit,[1]) das „ich" und ähnliche „Vornennwörter", wie sie Stieler (der Spaten), der gegen das „Unwesen" eifert,[2]) nennt, auch andere Worte, wie „habe ich, sende ich", auszulassen. „Bericht dem Herrn hiemit", „Euren Brief empfangen, daraus ersehen, daß mein jüngstes erhalten", „Euer geliebtes erhalten, ablesend vernommen", „Hiemit ein Schreiben," so und ähnlich beginnen häufig solche Schreiben. Diese Gewohnheit, die übrigens bei den Kaufleuten zuerst auch kurze Adressen hervorruft,[3]) ist bekanntlich auch heute noch den Kaufleuten eigentümlich.

Ebenso hat sich auch heute noch[4]) ein Rest eines damals Mode werdenden übergroßen Fremdwörtergebrauchs teilweise erhalten. Die Fremdwörterei war ja damals überhaupt gang und gäbe, aber die Kaufleute, die mit fremden Ländern viel in Berührung kamen und notwendig auch fremde Sprachkenntnisse haben mußten, pflegten sie besonders eifrig. „Es ist aber sonderlich zu beobachten", sagt Harsdörffer,[5]) „daß die Kauffleute, welche in Franckreich handeln, Frantzösische Wörter mit einmischen; Die in Italien ihr Gewerb haben, Welsche Wörter zu gebrauchen pflegen: viel aber gebrauchen sich beederley Sprachen und noch etlicher Lateinischer Reden darzu." Es bildete sich dabei ein bestimmter Grundstock von allgemein üblichen, lediglich kaufmännischen Fremdwörtern heraus, die heute meist noch gelten.[6]) Avis, Havarie, Comptoir, Bilanz, Brutto, Netto und hundert andere Worte sind dafür Beispiele.

Neben diesen einzelnen Klassen von Briefschreibern müssen nun noch einige Briefgattungen, die allen Klassen gemeinsam sind, näher geschildert werden.

Der Brief der Familie zunächst unterscheidet sich im Ganzen wenig von dem früherer Jahrhunderte. Der Grundzug des deutschen Familiengeistes war in früherer Zeit eine starke, überall zu Tage tretende Frömmigkeit gewesen. Trotz der neuen,

---

[1]) Vgl. Teil I, S. 161. — [2]) a. a. O. II, 293. — [3]) „Herrn Arnoldt Telgen großg. in Hamburg." Overheids Teutsche Schreibkunst S. 307. — [4]) Vgl. Album d. litter. Vereins f. Nürnberg 1857 S. 166 ff. — [5]) I, S. 417 Ein Beispiel eines mit Fremdwörtern gespickten Kaufmannsbriefes in dem „Unartig Teutscher Sprach-Verderber." — [6]) Ein Verzeichnis derselben bei Harsdörffer a. a. O. I, 417 ff. Vgl. auch Overheid S. 298 ff.

in vieler Beziehung für die Sitten verderblichen Kultureinflüsse, trotz des steigenden üppigen Lebens einerseits und dem Ruin zahlreicher Familien durch den Krieg andererseits blieb dieser Geist wie namentlich für die Frauen, so überhaupt für das deutsche Haus charakteristisch. Selbst das wilde militärische Leben in der Fremde rottete ihn nicht aus. An Hans Jakob Behaim werden Predigt- und Gebetbücher gesandt; er wird oft ermahnt zur Frömmigkeit, so von der Mutter:[1]) „ich schreib dier auß mietterlicher Treu, du woll es in kindtlicher Demmut aufnemen vnd dich vor schweren anfechtungen deines christlichen Glaubens halben woll vorsehen.“ Hans Jakob Behaim zeigt in allen Briefen an Vater und Mutter sich als frommen Soldaten, er erzählt, daß er bete und die Kirche besuche. Es ist sehr möglich, daß er diese Frömmigkeit nur zur Schau trug: aber man sieht doch, seine Angehörigen verlangten einen solchen Geist von ihm. Für diese Art der damaligen Menschen ist ein Brief sehr charakteristisch, den Hans Jakob Behaim am 7. August 1646 schrieb, als die Belagerung von Mardick begann. Es scheint, als ob ihm eine Ahnung seines Unglücks — er wurde thatsächlich bei der Belagerung verwundet und starb am 5. September — aufgestiegen wäre; an demselben Tage schreibt er auch an einen Freund eine Art Testament. In dem Brief an seine Eltern heißt es: „Also weilen ich nun eine solche gefährliche charge Bediene, habe ich mich zuvorn mit Gott versöhnet, vnd vergebung meiner vielfältigen Sünden gebetten, auch ds Heyl. Abentmal mit reinem Hertzen würdiglich empfangen, Welches mihr der Feldt Prediger von dem Teutschen Regt Mr. Maréchal de Ransau gereicht. Nun ist meine Seele getröstet, der Leib gehet in seinen Beruff, darinnen ich Beruffen bin. Wan mich nun Gott nach seinem allweißen willen vnd Rath vor meinen Feind mich abfordert, also hat sich der H. Vatter vnd die Frau Mutter zu versichern, ds. meine Seele in der Hand Gottes verwahret stehet: darumb Ihr nicht vmb mich Betrübt sein wollet, weilen ich zur Ruhe kommen. Auch weiß ich Nimand, den ich wissentlich Belaidiget hette, so aber ds geschehen, ist Gott so Barmhertzig, der mihr meine fehler vergeben hat.

[1]) 5./15. Mai 1645. A. N. M.

Darumb waß mein Gott gewollt, ds ist geschehen, sein will, der ist der Beste." Es folgen dann noch einige Gesangbuchverse und Gebete. Dieser fromme Abschiedsbrief, zu welchem den sehr lieberlichen und leichtsinnigen Jüngling ein unerklärliches, vorahnendes Gefühl trieb, spricht hinreichend für sich selbst. Auch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts blieb dieser fromme Geist, wenn auch die neue Zeit weite Kreise davon abwendig machte, wogegen sich dann wieder der Pietismus als Reaktion erhob, dem Hause eigentümlich. Die Briefe des Hamburgischen Bürgermeisters Schulte an seinen Sohn, die in den Jahren 1680 bis 1685 geschrieben wurden, geben oft davon Zeugnis. Der Sohn, der in Lissabon etabliert ist, hat freilich seine besonderen Anschauungen. „So wolte Ich woll," schreibt der Vater,[1]) „daß Du nicht so frey von der Religion schriebest, den eß möchte ohngefehr ein brieff auffgefangen werden vnd würdestu ungelegenheit haben." Der Vater setzt dem freieren Geist des Sohnes also auch keine härtere Mahnung gegenüber, als diejenige zur Vorsicht. Aber er hat ihn doch ernstlich immer zur Frömmigkeit angehalten.

„Wirst demnach woll thuen," schreibt er in einem der ersten Briefe,[2]) „daß Du den gütigen Gott Morgendtß undt Abendtß im ernsten Gebett demütig anruffest, daß, weiln er Dir den Weg auff Lißabon gezeiget, darin Du Ihm auch gefolget, daß Er Dir auch fernerhin gnedig Vatterlich auff allen Deinen Wegen geleiten, Dein Hülff, Dein Schutz, beschirmer vnd beistandt sein, bei gesundtheit Dich erhalten, Segen vnd Gnade zu allem Deinem vorhaben verleihen vnd daß Du mit einem frewdigen Muht alleß Dein thun vnd vorhaben verrichten mügest vnd vor allem übel vnd widerwertigkeit in gnade Dich behüten wolle: In summa beviehle dem Herrn Deine wege vnd hoffe auff Ihn vnd sei frewdig vnd getrost, Er wirdtß woll machen." Er sendet ihm auch „ein klein Gebetbuch".[3]) In Krankheit und Unglück ruft er Gott um Beistand an, er sieht überall Gottes Beistand und Gnade.[4]) Er ist erfreut,[5]) „daß der gütige Gott Euch so gnedig gewesen vnd auß der vor augen schwebenden

[1]) Briefe d. Hamb. Bürgerm. u. s. w. S. 89. — [2]) S 15. — [3]) S. 3. — [4]) z. B. S. 83 f., 91, 98, 178. — [5]) S. 1 vgl. S. 7.

högsten Gefahr so gnedig Vätterlich errettet, daß Ihr endtlich mit guten Winde von der Elbe ab in die See gehen können. Seinem Hochheiligen Nahmen sei ewig Danck gesaget für sothane erzeigte Gnade vnd Wohlthat, der wolle ferner hin vnd zu allen Zeiten Dein Gleitßman sein vnd seine Gnaden Handt bestendig über Dich halten, amen."

Schulte fühlt sich allerdings auch nicht mehr eins mit dem Zeitgeist. Eine große Feuersbrunst kann er „nicht anderß nennen vnd achten alß eine Straff Ruhte deß erzürneten Gotteß wegen unsere Sünde vnd verfluchten üppigkeit in dieser Stadt so woll bei großen alß geringen Personen." [1])

Sonst zeigen die Familienbriefe, wie sehr in der Familie noch der alte patriarchalische Geist herrschte. Der Vater führt das unbeschränkte Hausregiment wie früher. Das Verhältnis der Kinder zum Vater beruht auf strengem Gehorsam, auf Achtung und Ehrerbietung; es ist feierlich geregelt, wie im Mittelalter. „Herr Vater" und „Frau Mutter" ist die stete Anrede; zu Anfang der Briefe wird stets „kindlicher Gehorsam" versichert. Einen Neujahrsbrief an die Eltern beginnt Hans Jakob Behaim: [2]) „Neben wünschung eines fröligen vnd seeligen, eines schidligen vnd fridligen, eines gesuesten vnd ersprißlichen Neuen Jahres dem H. Vattern, Fr. Mutter, meinen geschwisterichen, gantzer freindschafft, Gott wolle ir allerseits mit reigen segen, bestendiger gesuntheit vnd aller wolfart, an Seel vnd Leib, in anfang dießes Neuen Jahrs vnd alle Zeit so begnaden, daß sie Allen vorher im Alten Jahr gegangenen Jammers, elendes vnd Allen Betrübtnußes dabey vergessen mögen, vnd diß Sey Kürtzlichen mein hätzlicher Wunsch. Gott wolle diesen in Gnaden wahr machen. Benebens ist auch mein freindlicher gruß vnd Kindlicher Gehorsam dem H. Vatter jederzeit bevor." „Wohlgesetzt" mußten die Briefe an die Eltern, namentlich an den Vater, immer sein. Es bleibt so unserm Empfinden nach eine gewisse Schranke zwischen Eltern und Kindern stets gewahrt. Wenn Schulte dem Sohn Grüße der Mutter bestellt oder überhaupt

---

[1]) S. 178. — [2]) 4. Januar 1640. A. N. M. Vgl. den Neujahrsbrief d. Raugrafen Karl Ludwig an s. Vater Bibl. d. litt. Ver. Bd. 167, S. 396 f.

von dieser schreibt, nennt er sie stets „Deine Frau Mutter".[1]) „Auß des Herrn Vaters Schreiben" vernimmt der Sohn dessen Willen „gehorsam".[2]) Die Kinder empfinden vor dem Vater besondere Scheu, denn seine Zucht ist streng. Lukas Friedrich Behaim macht in seiner Jugend einmal einen dummen Streich, er bittet in zwei Briefen flehentlich die Muhme, nichts dem Vater zu sagen: „Vnd bitt noch einmal zum höchsten, liebe Mum, Ihr werdet mir selbst einen guten, grosen, groben, dicken filcz zuschreyben, er sey, wie er wolle, so wil Ich Ihn zu Danck anemen, allein das es nur für meinen Vater nicht komme, dan die Mum nicht glauben kan, Ihn wz Vngnaden Ich bey Ihm komen würde."[3]) Nur in sehr demütigem Ton reden die Kinder zu ihrem Vater. Der Kurprinz Friedrich Wilhelm suchte, als er in den Niederlanden weilte, die wiederholten Befehle seines Vaters zur Rückkehr immer abzuwenden, geberdete sich aber immer als gehorsamster Sohn. So schreibt er einmal:[4])

„Derhalben bitte E. G. ich ganz unterthänig, Dieselben wollen mir Ihre gnädige väterliche Affection continuiren und unterdessen die väterliche milde Hand nicht von mir abziehen, sondern mir, Ihrem unterthänigen gehorsamen einigen Sohn, etwas zu meinem Unterhalt gnädig verordnen. Da aber E. G. etwa aus ungleichem Bericht eine böse Opinion von mir sollten gefasset haben, wie ich eine Zeithero aus E. G. an mich gethanen ernsten Schreiben mit höchster Bestürzung verspüret hab, so wollte E. G. ich in aller Unterthänigkeit bitten, Dieselben wollen sich gnädig gefallen lassen, mir davon etwas in väterlichen Gnaden zu entdecken, damit ich nicht so unglücklich sein, und E. G. väterlicher Gnade unschuldig beraubt werden möge; denn es ist mir die Tage meines Lebens meines Wissens nicht das geringste in meine Gedanken gekommen, so E. G. mißfallen möchte, und ist auch nichts in der ganzen Welt, daß mich dazu bewegen könnte; denn ich hab von Kind auf meinen Gott und meine gnädige liebste churfürstliche Eltern lernen fürchten, lieben

[1]) z. B. a. a. O. S. 15, 17, 25, 154. — [2]) Hans Jakob Behaim an Lukas Friedrich 6. November 1640. A. N. M. — [3]) 24. August 1607. A. N. M. — [4]) Friedr. Wilh. des Großen Kurfürsten Jugendjahre II, S. 28.

und ehren, und will, so lang ich lebe, durch Gottes Hülfe und Gnade alles mein Thun also anstellen, daß E. G. verhoffentlich ein gnädiges Contentement daran haben mögen, welches Dieselben mir zutrauen wollen."

Der Briefwechsel zwischen Vater und Sohn gewährt im übrigen ein ähnliches Bild wie in früherer Zeit. Es sind uns namentlich zahlreiche Briefe von Studenten und deren Vätern erhalten. Der Vater zeigt eine sehr rege Sorge für den ganzen Studiengang des Sohnes. Dieser muß über alle Einzelheiten, Wahl und Einrichtung der Kollegien, genau berichten.[1]) Als Georg Friedrich Behaim gern das Collegium geographicum, „ein studium, welches nicht allein ohn vnd für sich selbsten sehr lieblich vnd nutzlich, sondern auch in andern sachen seine fürtrefflichkeit genugsam ans licht bringe", dem Collegium logicum vorziehen möchte, wendet er sich erst an den Vater, „Welches der Herr Vatter seinem hohen verstandt nach bey sich bedenken vnd wz mihr hierinn zu thun vnd zu lassen sey, vnbeschwert zu wissen machen wolle".[2]) Ebenso wird natürlich das Leben kontrolliert; Ausgaben werden vorgeworfen, und der Sohn exculpirt sich.[3]) Man lernt daraus schon ein rüdes Studentenleben kennen. In Georg Friedrich Behaims Briefen spielen die „Bursche" eine besondere Rolle. Er erhält ein „scharfes" Schreiben, daß er sie bewirtet habe, er sendet seine Antwort an die Mutter, weil der Vater durch seinen Brief „noch zorniger vnd gegen die Bürsche noch hässiger gemacht werden" könne. Die „Bursche" will er „zu freunden behalten (welches ich mich alle Zeit beflissen, daher ich auch bißhero bey denselben in großer ehr vnd gunsten bin gehalten worden)"; er will lieber einen Professor zum Feind haben, als jene. Georg Friedrich Behaim bringt es auch zum Carcer, und der Vater, der Scholarch der Universität ist, erkundigt sich besorgt nach der Ursache „der so hochverdienten carceration". Die Universität nennt aber seine Streiche nur errata juventutis. Der Trunk wird ihm aber namentlich vorgeworfen.

Charakteristischer ist noch der Briefwechsel des alten Behaim

---

[1]) Vgl. z. B. Ztschr. f. deutsche Kulturgesch. IV. 1859. Studentenbriefe aus d. siebz. Jahrh. — [2]) 29. Januar 1636. A. N. M. — [3]) s. Anm. 1.

mit seinem zweiten Sohne Hans Jakob, der nicht Student, sondern der neuen Zeitströmung folgend, Soldat geworden ist. Die alten Warnungen vor böser Gesellschaft, dem Wein und den Weibern, finden sich auch hier, vor allem aber der Kampf des Vaters gegen die vielen Ausgaben des Sohnes. Jene Klagen des Albrecht Achilles, des alten Michael Behaim und anderer[1]) und die ausführlichen Verteidigungen der Söhne sind im Grunde dieselben: aber die Söhne sind thatsächlich leichtsinniger und verschwenderischer geworden, ihre Verteidigung exaltierter und unwahrer, und andererseits begegnet oft der Hinweis der Väter auf den in jener Zeit allgemeinen Geldmangel und ihre eigene Not. Auch hierin zeigt sich die Zeit als eine unerquickliche.

Sehr bald wird Hans Jakob von seinem Vater „der Vnwahrheit, deß Augendienstes, eines hinlässigen Benemenß, auch anderer grober Laster bezichtigt", und flugs sendet er ein „Deprecations- und Excusationsschreiben",[2]) in dem er den Mund sehr voll nimmt. Er habe alles gute gethan, „Ja mein gebet täglichen zu Gott fleißig gerichtet, welcheß mir auch von Nöten geweßen, Vrsach weilen ich noch in diesem Neuen Jahr wenig glück gehabt (wie ich mich dan einmal auß Vnvorsigtigkeit mit einer Bistolen durch den Kopf geschossen hette, wo mir Gott nicht die heilichen Engel gesandt, die die Kugel abgewandt)". Er beschließt seine Klagen mit der heuchlerischen Phrase: „Dießes aber alles zu geschweigen vnd Gott dem aller hertzen Kündiger heimbzustellen" und fährt dann fort: „Benebenß aber hab ich auß dienstlicher affection den H. Vattern sincere vnd von gantzem hertzen ersuchen vnd bitten wollen, dz der H. Vatter wolle, wie er zuvor der hoffnung gelebet, ich werde so wol Meiner möglichen alß vielmalß widerholten schriftlichen zusag nach, die ich sowol gegen den H. Vattern alß andere gethan, im werck nachsetzen, mich getreu, rethlich, fleißig, ja also verhalten, dz in grundt vnd wahrheit kein grober fehler vnd bubenstuck von mir könne gesaget werden, dießes mein obgedachtes Versprechen in allen vätterlichen genaden acceptiren auch dieße vor gewiß halten, darbey gedencken, dz auch noch ein solch gemüet bey mir

---

[1]) Vgl. Teil I, S. 84, 92 f., 169. — [2]) 31. März 1640. A. N. M.

zu finden, welches nicht allein seinen gl. her. rethlich mit aller Treu zu dienen, seinen Eltern vnd freindschafft keine schandt zuzuzihen, sondern auch inns künftig seinem Vaterlande nützlich vnd dienstlich zu sein begert." Und als er keine Antwort erhält, schreibt er noch einmal in ähnlichem Ton: „Dannen hero ich mir dießes nicht Imaginiren kan, daß ich mich hinfüro Allerdings Keiner Vätterlichen gnade vnd favors zu getrösten haben werde." — Der ewige Refrain aller seiner Schreiben ist aber Geld. Der Vater sendet es sehr oft, aber der Sohn fordert immer aufs neue, schickt wohl auch eine Rechnung über seine Bedürfnisse. Der Vater ermahnt ihn wiederholt: „Dann ob du dich wol intus et extra rain rühmest, kan ich doch deshalben desto weniger glauben, weiln deine vnverantwortliche werckh mit den gleisenden worten vnd erbieten garnicht übereinstimmen".[1]) Und als der Sohn von den Bankier immer aufs neue Geld erhielt und Schulden machte, verbietet der Vater diesem, dem „ungehorsamen Bösewicht" und „vngerathenen Kind" vorzuschießen. Er schreibt einmal auch nicht mehr selbst, sondern läßt seinen älteren Sohn schreiben:[2]) „Wan Er (der Vater) aber auß solchem geführten procedere kein anderß schließen könne, als das du anstatt der so vielfältig erbottenen sparsamkeit, die in Österreich practicirte prodigalitet auch biß orts vorzunehmen vnd dadurch Ihne in vnersezlichen schaden, vnd erfolgendes verderben zu stürzen gemainet seyest: alß sey Er resolvirt, dir hinfüro den zaum kürzer zu fassen vnd solche anstellung zu machen, das dir die freyheit, daß gelt deiner gefallens vfzunehmen, benommen werde." Aber der Sohn bleibt derselbe. Er verklatscht dafür den Vetter, der mit ihm zusammen dient, und vertraut dem Vater „sub rosa", daß dieser „dem trunck, spielen, Naschen vnd lügen allerdings ergeben" sei. Wenn er auch verspricht, sich auf „deß Herrn Vatters hertzbrechendes anschreiben nicht widerspenstig oder halsstarrig" zu zeigen,[3]) so erzürnt er diesen doch immer wieder durch sein „un-

[1]) 22. April 1642. A. N. M. — [2]) 24. März 1643. A. N. M. — [3]) 13. April 1643. A. N. M. Er macht immer Redensarten. So ist er am 7. Juli 1643 also betrübt „daß ich meiner fast selbsten dabey vergesse, vnd all mein Intent, thun vnd vornehmen den Krebsgang zu gehn verursagt wird, ja gewiß glaube, daß durch den flug oder mich ich vnlengsten

aufhörlich geltpredigen"; und da ihm dieser versichert,[1]) „Also das du nun effective sihest, das du nichts dann ein armer gesell bist, welcher sich nach der Deckhe zu strecken hatt", so will er seinerseits nicht länger zur Last liegen und selbst seine „fortune" suchen, aber es bleibt bei den Worten. Am 5. September 1646 stirbt, wie schon erwähnt ist, Hans Jakob. Der Vater, der nur von seiner Verwundung weiß, schreibt noch am 8. September, er halte solche „nicht anderß alß vor eine sonderbare straf Gottes, erstlich Deiner faulen, dann auch Deiner hochmütigen vermeßnen Handt, mit welcher Du dem Vaterlandt, Eltern vnd befreündten hulde vnd gunst auffschribest"; freilich hofft er dabei, daß er „von dem Herrn General desto mehr avancirt, auch dieser verwundung halber an der gage desto mehr heraußbringen vnd seiner vmb so viel mehr verschonen werde". So ist der Grundzug dieser Korrespondenz ein durchaus unerfreulicher, aber die Briefe enthalten doch auch anderes, als solche Klagen und Vorwürfe. Die Mutter, welche ihm in mütterlicher Besorgnis mancherlei sendet, ist sehr auf sein Wohl bedacht, schreibt ihm auch Neuigkeiten, er erkundigt sich auch selbst nach Veränderungen, Lustbarkeiten und ähnlichen Dingen, „davon wolle die Frau Mutter aufs negste berichten"; sehr hübsch schreibt ihm die Schwester; der Bruder und Vater begleiten seine Feldzüge und Erlebnisse mit Spannung, wünschen ihm Avancement, „eroberte Beuthen"; seine Aussichten und Erfolge werden immer mit großer Freude aufgenommen. Er selbst berichtet oft sehr ausführlich und anschaulich von seinen Erlebnissen und schilt dabei auf die „faulen Pflastertreter" in Nürnberg.

Nicht immer herrscht natürlich in den Briefen zwischen Vater und Sohn jenes traditionelle gespannte Verhältnis. Wenn der Sohn in der Fremde sein eigener Herr ist, oder in guter Lage lebt, tritt die Geldfrage nicht so störend hervor. Ein sehr ruhiger und wahrhaft väterlicher Ton herrscht beispielsweise in den Briefen des Hamburger Bürgermeisters Schulte an seinen Sohn in Lissabon. Um diese Zeit — 1680 — tritt auch die

---

mit schwerer Leibesschwachheit vnd vnertreglichen haubt serr vberladen gewest u. s. w."

[1]) 27. September 1644.

Lust, unterhaltend zu schreiben, schon stärker hervor. Als Schulte das erste Schreiben nach Lissabon gesandt hat, meint er[1]) „Gott verleihe gnediglich, daß wyr beiderseitß lange dabei continuiren vnd Unsere Brieffe, welche wyr mit einander Wechseln werden, mit Frewden lesen mügen, Amen. Mit Deinem elteren Bruder Lic. Schulten habe Ich 7 gantzer Jahre Schrifftliche correspondentz gepflogen; mit Dir gedencke nicht weniger eß also zu halten, so lange Du in Lißabon Dich auffhalten vnd daselbst verbleiben wirst." Des Sohnes Briefe werden auch freudig gelesen. Seinen ersten Bericht von der Reise liest der Vater dem Bruder und einen Freund laut vor, „da sie den über Deinen kurtzweiligen bericht neben Mihr sehr lachen müsten".[2]) „Alle die lieben Deinigen," schreibt er ein anderes mal,[3]) „die Brieffe von Dich gekrigt, haben Sich darüber erfrewet, vnd die brieffe mit Lust vnd vergnügen gelesen." Aus den Briefen ist im übrigen der schon erwähnte tiefe Zug der Frömmigkeit und ferner eine ebenfalls herkömmliche sehr ausgedehnte Sorge um das leibliche Wohl zu erwähnen. Die alten Mahnungen zur Vorsicht im Essen und Trinken, die namentlich von der Mutter ausgehen, sind sehr häufig.[4]) Es scheint übrigens auch hier, wie bei den Behaims und überhaupt in dieser und früherer Zeit, die Haupt-

---

[1]) a. a. O. S. 6. — [2]) a. a. O. S. 2. — [3]) a. a. O. S. 29. — [4]) Vgl. z. B. S. 8, 25, 42. Hierbei mag noch folgendes erwähnt werden. Bei Krankheiten half der Arzt noch nicht so viel wie heutzutage. Es gab eine unendliche Menge Hausmittel. Verwandte fragten wohl an, was sie bei starkem Fieber thun sollten. Es wurde sehr viel Wert auf Medikamente gelegt, die man aber im Hause bereitete. Karl Ludwig von der Pfalz schreibt einmal: „Man sorgt wohl gewaltig vor mich zu Heydelberg, aber bendt, umb mihr die kleine apoteck zuzuschicken! Jetzt muß ich zu meim schaden brauchen, waß andere gut finden, und ich nicht wißen kan, wie sie mit mihr künsteln. Drumb wolt ich es gern baldt haben, sonderlich gutt froschleich- und diapalmapflaster, wie auch album rasis." (Bibl. d. litt. Ver. Bd. 167, S. 202). An Hans Jakob Behaim schickt die Mutter, „da die Zeit etwas kälter wird", Salben und Magenlatwerg, auch an den jungen Schulte wird „ein Schachtel mit cremor tartari vnd eine blawe Kruke mit tamarinden vnd eingemachten citronen Schalen für daß übel werden" (a. a. O. S. 3,) und dergleichen gesandt. (vgl. auch S. 110) Zu Hause „curiret die Frau Mutter" (a. a. O. S. 28) oder macht mit dem Apotheker „nach beschehener Berathschlagung einige medicamenta zusammen" (a. a. O. S. 114), giebt dem Sohne auch genaue Verhaltungsmaßregeln (a. a. O. S. 115).

korrespondenz mit dem abwesenden Sohne der Vater zu führen, die Mutter vertraut diesem ihre Grüße und Mahnungen an und besorgt, wie in alter Zeit, die Sendungen.

Neben den Briefen zwischen Eltern und Kindern interessieren diejenigen der Gatten untereinander. Auch hier zeigt sich in den Briefen der Frau namentlich die gebietende Stellung des Hausherrn. Nach alter Sitte wird zu Anfang des Briefes „Eheliche Lieb und Treu zuvor“ entboten. Aber diese Formel schwand im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts, wie auch die von den Kindern gebrauchte Formel und überhaupt die Grußformeln am Anfang der Briefe. Die Briefe der Männer an ihre Frauen sind immer in überaus herzlichem Tone gehalten. „Allerliebste Dicke“, „Mein Engels Dicke“ nennt der Prinz von Homburg seine Gemahlin.[1]) Hans von Khevenhiller redet seine Gattin in der Regel mein Kind, oder mein liebstes Kind, auch wohl mein liebster Schatz an,[2]) und wenn er förmlicher ist, zum Beispiel auf der Adresse, meine gar hertzallerliebste Frau und Gemahlin.[3]) Von diesen Briefen ist schon die Rede gewesen, hier verdient hervorgehoben zu werden, wie der Grundzug aller dieser Schreiben die Sehnsucht nach seiner Frau ist. „Ach Gott“, heißt es in einer Nachschrift,[4]) „wie ist mier so leid, daß ich die schöne Zeit in den Ellendt mueß zubringen, ich kume wol nicht mer one meines schatz so lang auß. Gott helf mier nur baldt auf dißmal hinauß.“ Oder er schreibt:[5]) „wie ich mich auf mein Hertzallerliebsten Schatz freie, kan ich nicht schreiben, ich glaub nicht, daß sich ein Preitigam auf seine Braut allso freiet.“ Ähnlich erfreuen die Briefe August Hermann Franckes an seine Frau, die freilich schon ganz dem Ende dieser Periode angehören.[6]) Auch hier ist die stehende Anrede: Mein liebes, Mein herzliebstes, oder mein allerliebstes Kind! Herzliche Liebe zu seiner Frau, die auch ganz und gar seine Vertraute ist, atmen

[1]) Jungfer, Der Prinz von Homburg S. 144. — [2]) Ztschr. f. deutsche Kulturgeschichte II, 1857. S. 276 ff. Die Anrede „Hertzenskind“ unter Gatten findet sich überhaupt häufig, z. B. Ztschr. d. hist. Ver. f. Niedersachsen 1879, S. 251 ff. (Briefe der Hedwig Lucie von Ilten). — [3]) a. a. O. S. 279. — [4]) S. 282. — [5]) S. 283. — [6]) Neue Beiträge zur Geschichte August Hermann Franckes hrsg. von G. Kramer S. 40 ff.

auch diese Briefe. Sein pietistischer Neujahrswunsch:[1]) „Nun so segne Dich der allmächtige Gott mit dem neuen Jahr aufs Neue, und ersetze Dir in überschwenglich reichem Maß auch den Abgang der Gemüthsvergnügung, welchen Du meiner langen Abwesenheit wegen erlitten, er vergelte Dir Deine herzliche und aufrichtige Liebe zu mir, daraus auch Dein sehnliches Verlangen nach mir bishero entsprungen, mit Gnade und Barmherzigkeit", klingt freilich etwas steif, ist aber doch keine Phrase und kommt aus der Seele.

Es mag hier der Ort sein, von den Liebesbriefen jener Zeit zu reden, die in der Regel freilich zu der natürlichen Art der eben behandelten Familienbriefe in starkem Gegensatze stehen. Sie geben den gezierten und affektierten Durchschnittsmenschen jener Zeit die beste Gelegenheit, die albernsten und schwülstigsten Redensarten zu machen. Die Briefsteller übertreiben natürlich, aber sie zeigen doch, was man für möglich und sogar für nachahmenswert hielt. Da kommen Anreden vor, wie „Hochedelgeborene, großehrenreiche Jungfrau, schönste und hochtugendseligste Nymphe";[2]) Unterschriften, wie „Meines hochwerthesten Trosts ewig getreuer Diener".[3]) Von der Tugend seiner Angebeteten begeistert, ergeht sich ein Liebhaber also:[4]) „Wie nun ihre besagte Tugend solche Liebe meinem Hertzen eingepflantzet, als beliebe sie auch selbe mit den gütigen Stralen ihrer Gewogenheit zu beleuchten, mit dem Glantz ihrer Schönheit zu erhalten und mit gleichgesinnter Hertzensneigung erfreulichst zu zeitigen und zu bereiffen: Massen solche Früchte in den Stand der H. Ehe allein ohne Nachreue genossen werden mögen". Man gab sich jetzt große Mühe mit solchen Briefen; wer liebte, brachte viele Zeit mit ihnen hin. Unter den Venusnarren bei Moscherosch kommt eine Jungfrau vor, die „thate nichts als Brieffe schreiben, welche jhre doch nimmer recht gefielen, sondern eben so viel ausstrieche, als einschriebe".[5]) Überall sucht man die blumigen Redensarten zusammen, namentlich aus den damals

---

[1]) a. a. O. S. 45 f. — [2]) Riehl, Culturstudien aus drei Jahrh. S. 33. — [3]) Teutsche Sekretariatkunst von dem Spahten III, 39. — [4]) Der Teutschen Secret. (v. Harsdörfer) I, 377 f. — [5]) Gesichte I, 3, S. 124.

verbreiteten Romanen. „Do must de halve Amadis em redensarten geven, der söven wisen meisters kunst und ridder Peters leben“, heißt es bei Lauremberg. Solche gesuchten, affektierten, aus Romanen zusammengestohlenen Liebesbriefe wurden erst recht Mode gegen Ausgang des Jahrhunderts, im Zeitalter der Galanterie. Der Schwulst war die geeignete Sprache für die neue Höflichkeit wie für die neue Galanterie. Die Frau nahm jetzt eine ganz andere Stellung ein, sie erhielt plötzlich einen Nimbus, der ihr in dem eingeschränkten häuslichen Leben früherer Zeit fremd gewesen war. Sie verdankte dies wesentlich dem Einfluß Frankreichs, dem Lande, in dem die Frau längst die Gesellschaft beherrschte. Es war ganz neu, daß die Briefsteller, wie z. B. Harsdörffer, „allerhand höfliche Schreiben an das löbliche Frauenzimmer“ brachten. Dieser ist dazu „veranlasst worden durch das Exempel anderer, welche vor diesem von dergleichen, wiewol gar gezwungen aus dem Französischen oder gar zu unvernemlich und verdrießlich davon gehandelt haben“.[1]) In den galanten Briefstellern am Ende der Periode spielen diese Briefe, die durchaus nicht nur Liebesbriefe sind, eine noch größere Rolle. 1679 erschien von Francisci eine „Neu aufgerichtete Liebes-Cammer“ mit „höflichen verliebten Sendschreiben“, 1692 von Talander „Des Galanten Frauenzimmers Secretariat-Kunst oder Liebes- und Freundschafts-Briefe“. „An Frauenzimmer zu schreiben,“ heißt es bei Menantes,[2]) „ist eine Sache von solcher Wichtigkeit, die man nicht genug treiben, nicht zu geschickt ausüben und nie behutsam genug darinnen verfahren kann, allermaßen derjenige, der mit gescheuten Frauenzimmern umzugehen weiß, nicht allein den Ruhm einer trefflichen Conduite davon träget, sondern auch am Hofe und anderwärts sein Glück dadurch befördern, ja vielem Unglück und mancherley abscheuligen Prostitutionen entgehen kann.“ Daß diese ganz neue Stellung der Frau auch eine ganz andere Art des Verkehrs zwischen Liebenden hervorbrachte, ist natürlich.

[1]) a. a. O. I, S. 368. Der erste Teil der „Art vnd weise kurtze brieflein zu schreiben“ von C. Brehme. Dresden 1640, ist ebenfalls schon ein galanter Briefsteller. Vgl. R. Hanns, Beitr. z. Gesch. d. deutsch. sprachl. Unterr. S. 44. — [2]) Angeführt bei Ettlinger, Briefsteller des achtzehnt. Jahrh. Frankfurter Zeitung 1890, Nr. 129.

Christian Weise wendet sich häufig gegen diese neue Art. „Wenn die Weibsbilder ihr 14. Jahr erreichen," so spottet er,[1]) „so werden sie allerwärts demüthig bedient und schöne Gebieterin genannt. Drum, weil sie hiedurch auf den Gedanken gebracht werden, gleich als wären sie nur der Liebeshändel wegen geboren, so fangen sie an, putzen sich und meinen, ihr ganzer Zierrath bestehe in dem, daß sie den Mann an sich locken können. So machen wir die gebrechlichen Werkzeuge, die Personen deterioris sexus zu großen Göttinnen, als wenn wir ihnen die Herrschaft gleichsam durch unsere Huldigung bestätigen wollten." Ähnlich eifert Thomasius:[2]) „Was gehen nun für Galanterien vor. Wie zutrampelt man sich vor dem Fenster, ob man die Ehre haben könne, die Jungfrau oder an deren statt die Magd oder die Katze zu grüßen? Wie viel verliebte Briefe, die man aus zehn Romanen zusammengesucht hat, und die mit vielen flammenden und mit Pfeilen durchschossenen Herzen bemahlet sind, werden da abgeschicket, gleich als ob man des guten Kindes affection damit bombardiren wolte?" Das Bemalen der Briefe mit pfeildurchbohrten Herzen ist zwar nichts neues, sondern alte Gewohnheit,[3]) aber die sonstige Beschaffenheit der galanten Liebesbriefe konnte wohl den Zorn vernünftiger Männer erregen. In seinem Roman „Die drei ärgsten Erznarren" giebt Christian Weise eine ganze Reihe von Beispielen für diese Schreiben, die allerdings karrikiert sind. Ein solches beginnt:[4]) „Schönste Gebieterin. Glückselig ist der Tag, welcher durch das glutbeflammte Carfunckel Rad der hellen Sonnen mich mit tausend süssen Strahlen begossen hat, als ich in dem tieffen Meere meiner Unwürdigkeit die köstliche Perle ihrer Tugend in der Muschel ihrer Bekandschafft gefunden habe," ein anderes:[5]) „Liebster Besitzer meiner verliebten Gedancken. Nachdem ich die Bitterkeit der Liebe sattsam empfunden, wäre es Zeit, daß ich durch einige Süssigkeit erfreuet würde. Wie lange ist es, daß ich mein Hertz und meine Seele in fremden Ländern herumb

[1]) Angeführt bei Julian Schmidt a. a. O. I, S. 64. — [2]) Angef. bei v. Waldberg, Galante Lyrik S. 15. — [3]) Vgl. Teil I, S. 76. — [4]) Ausgabe in den „Neudrucken deutscher Litteraturwerke" S. 57. — [5]) Ebenda S. 211 f.

schweben lasse? und wie lange soll ich meine Hoffnung noch aufschieben?" Ein alter Hofmeister bemerkt, nachdem er diesen Brief gelesen: „Das Frauen-Zimmer hat das Ansehen, als wenn sie ihre Brieffe mehr auß Alamode-Büchern, als auß dem Hertzen schrieben. Rechte Liebe braucht andere Reden, welche mehr zu Hertzen gehen." In Wirklichkeit mochten auch derartig alberne Briefe selten genug sein, aber auch die Briefe aufrichtig und leidenschaftlich Liebender haben diese schwülstige Neigung — auch vor dem eigentlichen Zeitalter der Galanterie — doch immer.

Unter den erhaltenen Liebesbriefen mögen diejenigen zwischen Karl Ludwig von der Pfalz und Luise von Degenfeld kurz erwähnt werden.[1]) Anfangs erscheinen sie unter erdichtetem Namen als Briefe aus einem italienischen Roman. Sie ist Rosalinde, er Montecelso. Charakteristisch sind namentlich die anfangs italienischen, später deutschen Briefe Karl Ludwigs, da Luise niemals den Respekt vor dem Fürsten vergißt und demütig-ergeben schreibt. Wahr und aufrichtig klingt es aber, wenn sie schreibt: „Ich liebe Ewer Churfl. Durchl. von hertzen und seell, und wird mich auch nichts (es seye so angenehm oder so sauer, als es wolle) davon abwendig machen". Karl Ludwig aber schreibt: „R. wolle sich unterdeßen versicheren, daß außer Sie und Dero gunst nichts ahnmuthiges in MC hertz, augen oder gedancken kommen kan, und daß ihm alle stunden seines lebens verdrießlich fallen, biß er mitt mehrer realitet, alß bißhero geschehen, sich Ihres theils Ihrer wirdt können vergewißern, wie er von grundt der sehlen Ihr bestendig ergeben bleibt!" Er redet sie an: „hertzallerliebste oder auserwehlte signora", „hertzliebster engel", „mein engel", „mein hertz", „meine auserwehlte puppe". Er übersendet ihr Blumen, „die erste pomerantzenblüet", und sein Bild. Es ist endlich interessant, daß die hergebrachte Sitte, Liebesbriefe mit Versen einzuleiten oder zu schließen, sich auch bei ihm findet. So schließt ein Brief mit den volksmäßigen Versen:

„Viel eher soll der Rhein über die Alpen lauffen,
Viel eher soll der Main den Odenwaldt ersauffen,
Viel eher soll zergehn die erd und firmamendt
Ehe gegen Rosalind mein trew soll nehmen endt."

---

[1]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 167, S. 1 ff.

Überhaupt sind in diesem Jahrhundert auch die ganz poetischen Liebesbriefe, die sich an die traditionellen Muster früherer Zeiten anlehnen, noch nicht ganz verschwunden.[1])

Zur Charakterisierung des damaligen Briefverkehrs wird endlich ein kurzes Eingehen auf den Inhalt der Briefe beitragen.

Den Inhalt des privaten Briefverkehrs im allgemeinen zu charakterisieren, wie es bei dem früheren, beschränkteren Verkehr möglich war, geht für diese Zeit nicht mehr an. Neben den sich überall wiederholenden Nachrichten über die Gesundheit und das Ergehen, neben den je nach den Lebensverhältnissen verschiedenen Geschäften, über die man verhandelt, tritt uns jetzt in dem deutschen Briefe ein so reiches und so wechselndes Bild von dem, was das Volk wie der Einzelne erlebt, empfindet und denkt, entgegen, daß man eben nur diese ungeheure, bei den neuen Kulturverhältnissen selbstverständliche Mannigfaltigkeit des Briefwechsels hervorheben kann. Aber es ist doch möglich, aus diesem Inhalte einzelne Seiten herauszugreifen, die für die Kultur und den Geist jener Zeit charakteristisch erscheinen.

Die Vorgänge und Ereignisse des öffentlichen Lebens finden zunächst, auch wenn man von den dabei interessierten Briefschreibern absieht, auch im Privatbriefe Erwähnung, insofern sie als Neuigkeiten übermittelt werden. Die Rubrik „Neue Zeitung", die in den Briefen früherer Jahrhunderte fast stehend war, ist freilich nicht mehr in dem früheren Umfange vorhanden. Flugschriften und gedruckte Zeitungen belehrten das gewöhnliche Publikum, das nicht eine besondere politische Korrespondenz, wie sie oben geschildert ist, einging, hinreichend. Aber es begegnen doch noch öfter kurze Mitteilungen über politische Ereignisse unter der Rubrik der Neuigkeiten. „Von Neuem wenig", „Neues nichts, allein dieß". Soviel Novelles anbelangt, „Von Neuem zu gedenken", „Von Neuem etwas zu schreiben", „Von Neuem berichte nur dieses", so lauten die gewöhnlichen Eingänge zu solchen Nachrichten. 1684 schreibt der Bürgermeister Schulte seinem Sohn:[2]) „Von Newen dieseß, daß Nunmehro in dem Haag die Treves oder Stillstandt von Waffen zwischen Franck-

---

[1]) Vgl. z. B. Büschings Wöchentliche Nachrichten I, S. 86 f. Bragur I, S. 283. Weimarisches Jahrbuch II, S. 239 ff. — [2]) a. a. O. S. 175.

reich und den H. H. Staten Generalen der Vereinigten Niederlanden auff 20 Jahren geschloßen vnd werden andere Potentaten außer Zweiffel folgen" u. s. w. Andererseits aber meint er einmal:[1]) „Von dem Printzen von Savoja schreib Mihr nur nichtß, zu mahlen Ich auß den Gazetten alleß besser erfahre". Namentlich in aufgeregten Zeiten sind derartige Nachrichten recht häufig. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges enthalten die Privatbriefe solche zahlreich und zwar nicht bloß, wenn man unter den Nöten des Krieges zu leiden hatte, sondern auch, um das Interesse an Neuigkeiten zu befriedigen, das sich in häufigen Anfragen — man will wissen, „was bei der Armee vorgehe", oder „wie es an jetzo mit dem Kriegswesen in N. N. beschaffen" — kundgiebt. So schreibt Abraham de Bra, der in geschäftlichen Beziehungen zu Lukas Friedrich Behaim stand, diesem häufig Neuigkeiten: „In Niederlandt haben beyderseydts noch nichts furgenommen. Man giebt hier auß, daß zwischen Mansfelt vnd Payern Ein groß treffen furgangen, allein weill kein gewisse particular vorhanden, will ich davon weider nichts melten".[2]) Auch andere Leute, die in Geschäften an ihn schreiben, berichten an Behaim „Neue Zeitungen" von der Weltlage und vom Kriegsschauplatze, z. B. Hans Heinrich Weiß, Hans Abele und andere. Je nachdem der Krieg ferner oder näher dem Schreibenden tobt, lauten die Nachrichten von dem status belli oder dem militiae status reichhaltiger oder spärlicher. „Wegen des Kriegsvolks ist es gar still", heißt es einmal, und ein andermal wird ausführlich von Gefechten oder Märschen oder Eroberungen berichtet. 'Novi nihil', schreibt 1630 Buchner an Opitz,[3]) 'nisi quod trepidatione circum circa plena omnia'. Größer aber noch ist sehr erklärlich das Interesse an Nachrichten über die langwierigen Friedensverhandlungen. So treibt den Prediger Johann Kalckberner zu einem Brief an Hans Jacob Behaim[4]) „das grosse verlangen, das ich habe zuvernehmen, wie es doch mitt der frietshandtlung zu münster ablauffe", er bittet um Nachrichten, „weil mir auch nicht

---

[1]) S. 125. — [2]) 1621 ohne näheres Datum. A. N. M. — [3]) a. a. O. I, Nr. 6. II, Nr. 117. Tota haec vicinia aut milite aut bello infestata est. — [4]) 28. Januar 1645. A. N. M.

zweivelt, der H. werde dorten in dem Hag mehr ersharen alß ich hir". Kriegsnachrichten aus den achtziger Jahren finden sich in den Briefen des Bürgermeister Johann Schulte an seinen Sohn.[1]) Allmählich vermindert sich aber die private briefliche Mitteilung solcher Nachrichten merklich.

Überhaupt ist zu betonen, daß die Rubrik der Neuigkeiten keineswegs nur politische Nachrichten enthält. Schon im fünfzehnten Jahrhundert bedeutete ja Zeitung im kaufmännischen Verkehre auch die Marktpreise,[2]) woraus sich jetzt eine vollständige Beilage, die „Bey-Zeitung oder Laufbrieflein", die unserm Kurszettel entspricht, entwickelt hat. Zeitung bedeutet überhaupt noch lange interessante Nachricht.[3]) Wenn man aber die damalige Briefrubrik des „Neuen" erschöpfen will, wird man nicht allein vieles von dem, was wir heute unter „Neuem", also als interessante Nachricht, zu berichten pflegen, finden, sondern auch ein gut Theil von dem, was die modernen Zeitungen unter „Vermischtes" oder auch an anderen Stellen bringen. Auch hier ersetzte der damalige Brief also die moderne Zeitung, wie er auch die politische, die gelehrte und die Handels-Zeitung ersetzte. Diese Nachrichten sind naturgemäß sehr mannigfaltig. Einzelne zeigen, daß man damals Neuigkeiten, wie der Erscheinung eines Kometen, Wundergeschichten, ein besonders reges Interesse zuwandte. So sendet Hans Heinrich Weiß an Lukas Friedrich Behaim „Zeitung" von einer Vision des Hans Georg von Salfeldt.[4]) An denselben schreibt Camerarius:[5]) „Vergangene Tage haben wir vnerhörte sturmwind, donner vnd plitz gehabt, Gott gebe, daß wir nit von großen schaden vnd gefehrlichen verenderungen hören mögen. Man schreibet, alß ob droben in Beyerland ein Comet gesehen werde, Ob es wahr, vnd wie derselbe beschaffen, möchte ich gerne berichtet sein". „Am 18 xbris",

[1]) a. a. O. z. B. S. 53 f., 164, 180. — [2]) Vgl. Teil I, S. 67. — [3]) Zeitung = Nachricht z. B. Publ. a. d. Preuß. Staatsarch. Bd. 37, S. 148, häufig bei Lise Lotte, Bibl. d. litter. Vereins z. B. Bd. 88, S. 40, 150, 198, 203. „Gott gebe gute Zeitung", ist eine häufige Redensart des achtzehnten Jahrhunderts. Vgl. auch „Don Carlos" I. Akt 5. Auftritt: „Eh meine Kerkermeister Sie und mich Beisammen finden und die große Zeitung vor Ihres Vaters Ohren bringen." — [4]) 12. März 1629. A. N. M. — [5]) 1./11. Januar 1640. A. N. M.

schreibt der Bürgermeister Schulte,[1] „haben wyr alhie einen Cometen gesehen, der erschrecklich anzusehn war, sein Schweiff hat auf 68 grad Sich ohngefehr erstrecket . . . Seine Bedeutung ist dem lieben Gott bekannt".

Andere Nachrichten erstrecken sich auf Vorgänge, die, ohne politischer Natur zu sein, doch die Öffentlichkeit beschäftigen. Die Bewegung des Pietismus interessierte zum Beispiel sehr viele Kreise. Ein ausführlicher Brief eines Unbekannten von 1713 enthält einen vollständigen Bericht über die damaligen Verhältnisse August Hermann Franckes.[2] Der Briefschreiber leitet diesen Brief also ein: „In demselben will nun, soviel die Zeit leidet, einige Nova in publicis, praecipue ecclesiasticis, melden, weil ich weiß, daß mein hoher Herr ein Liebhaber von solchen Zeitungen ist." — Man berichtet ferner von Ereignissen, wie dem „Todesfall seines frommen Landesfürsten" oder von Geschichten, wie daß der Kurfürst von Sachsen Hoe mit dem Messer geworfen habe.[3] Man schreibt, wer in der Heimatsstadt zum Stadtrichter gewählt ist, oder sonstige bedeutende Veränderungen.

In den inhaltreichen Plauderbriefen Lise Lottes von Orleans begegnet ferner eine andere Art von Neuigkeiten, die man heute zum Teil in das Feuilleton einer Zeitung setzen würde. „Was Neues zu hören" giebt ihr immer „distraction". „Mitt wen habt Ihr comerse," fragt sie fast neidisch die Raugräfin Amalie Elisabeth,[4] „umb zeittung von allen orten her zu haben?" Unter allen den vielfachen Neuigkeiten, die sie erzählt und die ihr erzählt werden, sind zwei Gattungen namentlich interessant. Zunächst die „Historien", so nennt sie kleine wunderbare oder interessante Vorfälle aus dem menschlichen Leben, die ihr zu Ohren gekommen sind und die sie ausführlich erzählt, z. B. die Geschichte von dem zweiten Gesichte, die sie von einem Canadischen Wilden berichtet.[5] Auch die Verwandten erzählen ihr

---

[1]) a. a. O. S. 10, vgl. S. 102. — [2]) Abgedruckt bei Kramer, Neue Beiträge z. Gesch. A. H. Franckes S. 126 ff. — [3]) Sebastian Scheurl an L. F. Behaim 22. Mai 1621. A. N. M. — [4]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 88, S. 181. — [5]) Bibl. d. litt. Vereins Bd. 107, S. 83 f. Andere Bd. 88, S. 261 f. Bd. 157, S. 222.

solche, so die Historie vom Schulmeister von Flörsheim, von der Lise Lotte meint: „Dieße historie hatt mich recht divertirt, ob ich sie zwar nicht glaube",[1]) oder die vom Geist vom heiligen Berg, von der sie meint, „daß hatt mich recht auffgemuntert, den nichts divertirt mich mehr alß solche historien".[2]) Diese kleinen Geschichten — namentlich „Gespensterhistorien" hat sie gern —, die eigentlich mehr zu den erwähnten Wundergeschichten gehören, dienen lediglich der Unterhaltung und Abwechselung und sind für den lebhaften und belebten Brief, wie ihn Lise Lotte liebte, charakteristisch. Ähnlich verhält es sich mit einer andern Art von Neuigkeiten, die allerdings vorzugsweise nur die vornehme Gesellschaft interessieren konnten, den Berichten über große Festlichkeiten und Feiern, für die Lise Lotte, wie noch heute die Damen, ein besonderes Tendre hat. Sie sendet den Verwandten „Relation vom fewerwerck"[3]) mit, ebenso öfter die Reihenfolge, in der man bei Tafel gesessen,[4]) und berichtet über alle „Festins" bei Hofe. Auch die Verwandten müssen ihr solches schreiben. So dankt sie „vor die exacte relation von der fürstin von Zolern ihr festin" und fügt hinzu: „So sachen leße ich recht gern".[5])

Zu den Neuigkeiten gehören endlich alle die persönlichen Nachrichten aus dem Bekannten- und Verwandtenkreise, die Mitteilungen über Hochzeiten und Todesfälle — heute „Familiennachrichten" in den Zeitungen — über Brände, Unglücksfälle, Schaustellungen in der Stadt — heute „Lokales" —, die auch früher in den Privat- und Familienbriefen vorkamen und teilweise auch in den heutigen vorkommen. Von solchen Nachrichten schreibt einmal Georg Friedrich Behaim an seinen Bruder:[6]) „Im Übrigen weiß ich dir von Zeitungen nichts als traurige Accidentia . . . zu berichten." So wird denn berichtet, daß „der liebe Gott den guten Fried. Behaim vorgestern durch einen catarrhum suffocativum auß disem Jammerthal abgefordert hat", daß sich „ein groß Unglück zugetragen habe", „eine erschröckliche feursbrunnst außkommen", „Sturm geschlagen und ge-

[1]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 157, S. 223. — [2]) Ebenda S. 447 f. — [3]) Ebenda S. 348. — [4]) z. B. Bd. 122, S. 333 u. 416. — [5]) Bd. 107, S. 34. — [6]) 10. Juni 1645. A. N. M.

blasen", und Menschen verunglückt seien, daß ein Prinz angekommen sei. Oder man schreibt: „Heute wirdt M. Vake seine jungefraw, Sr. Joch. Stemanß tochter, welche im Kindtbette gestorben, zu St. Johannis Kirche begraben".[1])

In einem Briefstellerbeispiele[2]) finden sich als „allerhand neue Zeitungen": 1. „Herr Leichthorn ist durchgegangen und hat ziemliche Schulden hinterlassen. 2. Man wirbet hie sehr starck, und sagen die Soldaten, daß die künfftige Campagne schärffer als die vorige seyn würde. 3. Allhier haben die Studiosi dem Hn. Stadt-Richter N. das Haus gestürmet. 4. Von Hn. N. will man sagen, daß er als Vice-Cantzler nach N. kommen solle. 5. Der Herr Doctor Wallrot ist vergangene Woche am Schlage gestorben. 6. Hr. Schreiter ist durch Briefe gehling nach Hause geruffen worden, weil man die falsche Zeitung in Regenspurg ausgebracht, daß es allhier so stürbe". Johannes Peisker, der in Diensten Johann Maximilians zum Jungen in Frankfurt stand, berichtet dem Studenten Daniel zum Jungen 1647 unter andern auch von der Messe, von „allerlei Spiel", von Seiltänzern, einem „erschrecklichen Löwen", einem sehr großen Elefant, der Kunststücke macht. „Hab ich Maul und Nasen aufgesperrt", fügt er hinzu.[3]) Die früher regelmäßig wiederkehrenden Nachrichten von den Seuchen sind noch nicht ganz verschwunden. „Im übrigen kan ungemeldet nicht lassen", schreibt Schulte,[4]) „wie daß Leider! in oberdeutschlandt die böse Seuche wieder einreißet". Auch Lise Lotte berichtet: „Wir haben jetzt schlegte lufft hir. Es sterben unerhört viel leütte ahn den kinderblattern undt fleckfieber".[5]) Auch die Hochzeitsnachrichten, für die man früher besonderes Interesse hatte,[6]) begegnen zahlreich. Susanna Behaim schreibt mit Vorliebe ihrem Bruder Hans Jakob, „waß jetziger zeit vor breüt vnd nuhnmehr weiber wordten seindt," er selbst verlangt „eine Kuehaut vol Neuer Zeitungen, der Hochzeiten vnd anders mehr"[7].) Auch die Kurfürstin Sophie schreibt

---

[1]) Schulte a. a. O. S. 43, vgl. auch S. 48, 53, 106. — [2]) Talander, Allzeitfertige Briefsteller III, S. 434. — [3]) Mitteilungen a. d. Mitgl. d. Vereins f. Frankfurt. Gesch. V, S. 253 ff. — [4]) Schulte a. a. O. S. 43. — [5]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 88, S. 425. — [6]) Vgl. Teil I, S. 176 ff. Vgl. auch den Brief von Conrad Baier an L. F. Behaim vom 27. April 1611. A. N. M. — [7]) 4. Dezember 1644. A. N. M.

einmal: „Zu Berlin ist nun auch ein brütigam: Marcgraf Philips mit die jüngste Princes von Anhalt.“[1]) Das Interesse an diesen Nachrichten, sobald sie Bekannte betreffen, ist ja auch natürlich. Wer näher den Hochzeitsleuten stand, fragte wohl auch nach den Hochzeitscarmina, verlangte sie „höchlichen“. Es mag hierbei über das Zustandekommen der Heiraten bemerkt werden, daß die Heiratspolitik, die man im sechzehnten Jahrhundert auch in mittleren Kreisen betrieb, noch nicht ganz aufgehört hat. Die Liebesheiraten, die Lise Lotte nicht leiden kann, — die mesalliancen erregen öfter ihren Ärger[2]) —, sind zwar auch in vornehmen Kreisen häufig genug: aber die Heiraten wurden auch in den bürgerlichen Kreisen damals noch sehr wohl erwogen; Vermittler übernehmen dieselbe wie ein Geschäft. Durch die Briefe des Bürgermeisters Schulte an seinen Sohn zieht sich fortwährend das Heiratsprojekt des Sohnes mit einer gewissen J. H. G., die er allerdings zu lieben scheint, zu deren Erringung aber ein großer Apparat aufgeboten wird. Vater und Mutter erfahren besorgt, daß auch andere „auff die bewußte Person J. H. G. starcke reflexion nemmen vnd ein Auge haben“,[3]) wollen daher „vigiliren“, die Schwester soll die Hauptrolle dabei spielen, von ihr wird sie „in guter humeur behalten“.[4]) Die Verhandlungen mit den Vormündern machen Schwierigkeiten.[5]) Die Sache zerschlägt sich beinahe,[6]) ist aber doch wohl zu glücklichem Ende gediehen. Es ging wie bei den vornehmen Familien, daß erst zwischen den respektiven Freundschaften fast ein Vertag abgeschlossen wurde. „Sonsten kann Ich dir nicht genung Schreiben,“ berichtet Schulte,[7]) „waß für verdrießliche Dinge vnd Wiederwertigkeit bei verheyratung der damahligen J. Anna Gulß vnd Sr. Thomas Dreyer vorgewesen vnd wan nicht Ich vnd Deine Frau Mutter weren darzugekommen, woll nichtß daraus hette werden können.“ Und ein anderes Mal schreibt er:[8]) „In vertrawen vnd sub fide silentij berichte, daß eine Heyraht obhanden mit Sr. Gerdt. Buerm. seiner eltisten tochter J. Catharinen vnd einen jungen Gesellen,

---

[1]) Publikat. a. d. Preuß. Staatsarch. Bd. 37, S. 186. — [2]) Bd. 122, S. 249, 264. — [3]) a. a. O. S. 93. — [4]) S. 120. — [5]) S. 102, 105. — [6]) S. 198, 215. — [7]) S. 119. — [8]) S. 223.

Geißner genandt, welcher mit Gewurtz handelt . . . Diese Heyrath hat Sr. Gerdt. Lente unter handen, vnd wirdt die heyrath so viel Ich vermercke, woll Ihren fortgang haben. Unterdeßen wirstu an niemandt hievon etwaß anhero vermelden."

Die Menge der Neuigkeiten, die man brieflich übermittelte, mag damit ungefähr angedeutet sein. Daß diese Neuigkeiten ein wesentlicher Bestandteil des Briefes sind, ist ja auch natürlich. Wie heute noch, so schrieb auch damals, wer solche nicht wußte: „Hier ist indessen auch nichts passiret" oder „Sonsten kann dem Hernn nichts von hier avisiren". An Hans Jakob Behaim schreibt der Vater:[1]) „Von neuem vnd sonderbarer veränderung bei vnß ist gar nichts", oder an diesen der junge Johann Sigismund Behaim:[2]) „Wir wolten den Herren Vetter gern von Neuem waß Schreiben, aber sich ganz vndt gar nichts zuträgt".

Aber auch abgesehen von der Rubrik der Neuigkeiten läßt sich vom Inhalte des Briefes, ohne daß man in das Gebiet des rein Persönlichen und Individuellen hinabsteigt, vieles Interessante berichten. Ein Ereignis, wie der dreißigjährige Krieg, wird in den damaligen Briefen der Nicht-Politiker auch über die bloße Übermittelung von Kriegsnachrichten hinaus Erwähnung finden, wenngleich man hierin seine Erwartung nicht zu hoch spannen darf. In dem Behaimschen Briefwechsel ist oft lange Zeit von Krieg und Kriegsunglück nicht die leiseste Andeutung, zu andern Zeiten wieder mehr. Namentlich die durch den Krieg veranlaßte allgemeine Unsicherheit der Verhältnisse tritt oft hervor. Man fragt, ob eine Reise sicher zu machen sei. „Die itinera seindt intuta, vnd müßen die Fuhrleuht viel gefahr außstehen."[3]) Man warnt, weil „Reuber herumbhausen." Auch Einladungen zum Leichenbegängnis enthalten wohl die Stelle:[4]) „Daferne solches (nämlich das Kommen) nicht irgend wider verhoffen die vnsicherheit der Strassen impediren möchte." Der Student berichtet, daß die Collegien zu Altorf vorläufig aufgehört haben. Wer Geld geliehen hat, hat sich „dieser Zeit keiner Bezahlung zu getrösten wegen der militarischen pressura".[5]) Über

[1]) 2./12. Februar 1644. A. N. M. — [2]) 27. Juni 1641. A. N. M. — [3]) Camerarius an L. F. Behaim 11. Jan. 1641. A. N. M. Vgl. auch den S. 122 angeführten Brief Joh. Sieg. Behaims. — [4]) Anna Maria Göringer an L. F. Behaim 23. Febr. 1646. — [5]) Bemerkung des L. F.

die Gefahr des Reisens mag hier noch eine Stelle aus einem Briefe des Kurprinzen Friedrich Wilhelm an seinen Vater stehen:[1]) „Wie beschwerlich und gefährlich es nu der Orten zu reisen sei, das hab ich von einer glaubwürdigen Person, so mit dem Englischen Gesandten, dem Grafen von Arondel, von Regenspurg wiederum zurück kommen ist, gnugsam erfahren. Von der großen Gefahr auf dieser Reise, wegen der unerhörten großen Insolentien, so das Kriegsvolk und ander leichtfertiges Gesindlein droben verüben und keines verschonen, geplündert oder ermordet zu werden, kann E. G. ich nicht alles schreiben". In demselben Briefe spricht er vom Elend des Krieges überhaupt: „Zu dem ist numehr droben in Deutschland, in der Pfalz und derorth ein solch Elend von Hungersnoth, Pestilenz, Morden und Plündern, wie die Herren Churfürsten in ihrer Rückreisen auch wohl werden erfahren haben, daß es nicht alles kann beschrieben werden, und die Menschen mehrer theils von Hunger weg gestorben, die Eltern ihre Kinder und die Kinder ihre Eltern, wann sie gestorben, kochen und aufessen, derhalben Schildwachen auf die Kirchhofe gesetzt werden müssen, und geschicht dasselbe alda nicht nur an einem, sondern an vielen Orten". Von Unglück und Elend, das durch den Krieg herbeigeführt wurde, reden die Briefe oft. Erschrocken wird berichtet, daß die Kaufleute beraubt seien, weil ein Trompeter erschossen sei; Camerarius betrübt sich, daß „der kriegsschwahl" in Behaims Nähe kommen will,[2]) er mag von den öffentlichen Dingen 'prae summo dolore' gar nicht mehr schreiben.[3]) In den vierziger Jahren wird immer häufiger über „den calamitosen zustand unsers lieben Vaterlands geklagt". An Hans Jakob Behaim schreibt die Schwester: „den die Soldaten in teuschland so graussamblich mit den leiten haußen, das der teüffel selbst nicht greillicher machen könnt";[4]) namentlich wer selbst zu leiden hat, klagt bitter über „das hochbeweinende Elend". Die Briefe der betroffenen Städte und Landesfürsten sind wahrhaft jämmerlich. Die allgemeine Armut kommt

---

Behaim auf einem Brief von Joseph Rosenberger d. d. 20. Febr. 1644 wegen der Forderung des Herrn von Mandorf an Nürnberg. A. N. M.

[1]) Jugendjahre a. a. O. S. 19. — [2]) 14. Sept. 1646. A. N. M. — [3]) 14./24. Mai 1647. — [4]) 28. Oktober 1645. A. N. M.

oft zu sehr drastischem Ausdruck. Fürsten beantworten Bittgesuche damit, sie hätten selbst nichts.[1]) Ein Gesuch Lukas Friedrich Behaims, der Geheime Rat v. d. Knesebeck möge seinen Sohn bei sich aufnehmen, lehnt dieser ebenfalls mit der Motivierung ab, jetzt müsse alles eingezogen leben. Die Hochzeitseinladungen werden in dieser Zeit öfter dahin variiert, daß man bittet, „allda der gaben, So aus gottes gnedigen seegen an speiß vnd tranck bey dießen beschwerlichen Kriegesleuften sich befinden werden, in fröligkeit zu genießen".[2]) — Es ist daher klar, daß durch die ganze Nation ein tiefes Friedensbedürfnis ging. „Wolte godt dieser Krieg hette ein ende", schreibt 1633 Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg an Gallas,[3]) und 1632 der Darmstädtische Gesandte List an seinen Landgrafen:[4]) „Gott wolle über Teutschland ein gnädiges einsehen haben, ehe uns allen miteinander succus et sanguis vollents ganz enzogen werde." Diese Sehnsucht nach Frieden ist auch der Grundton aller Briefe des Camerarius an Behaim. Es würde mit Deutschland nicht besser werden, schreibt er 1636,[5]) „biß etwan Hirnechst der liebe Gott einen gemeinen Frieden dem armen verderbten Deutschland von oben herab Vätterlich verleihen möchte". Der Friede müsse kommen, „Ehe der Türckh vndt andere barbarische Völcker bey so vnerhörter desolation an land vndt leüthen ihren Vortheil ersehen, vnd es dem Röm. Reich endtlich ergehe, wie es dem Griechischen ergangen ist".[6]) „Gern höre ich," schreibt er 1640,[7]) „daß ins gemein die inclination vnd begierde zu dem höchstnötigen Frieden groß seye. Gott verleihe dazu den rechten scopum, die media vnd bestendigkeit, vnd daß hindangesetzet aller privatinteresse salus populi suprema lex seye." Solche Stimmung beseelte aber das ganze Volk. Die Neujahrswünsche, die man den Briefen voransetzte, enthalten oft die charakteristischen Worte: „Den gewünschten Frieden zu uns kehr".

---

[1]) Jahrb. d. Ver. f. meckl. Gesch. Bd. 31, S. 37. — [2]) Schwendörffer an L. F. Behaim 20. Oktober 1646. A. N. M. — [3]) Hallwich, Wallensteins Ende Bd. 1, S. 83. — [4]) Publ. a. d. Preuß. Staatsarch. Bd. 35, S. 164. — [5]) 18./28. November. A. N. M. — [6]) 1./11. Januar 1637. — [7]) 23. Jan./2. Februar. Und am 18./28. April 1646: „Was hatt man aber durch den so lange gewerten Religionskrieg anders erhalten, alß diminutionem Imperii vnd daß man den Türken wider die Christenheitt thür vnd thor eröffnet hat."

Erklärlich ist es, wenn in solchen Zeiten die trübe Lebensauffassung, die wir häufig schon im sechzehnten Jahrhundert beobachten konnten,[1]) nicht schwand. Camerarius will, „weil die leufften ie lenger ie ärger werden, sich dessen getrösten, ds durch einen seeligen abschied auß dieser bösen vnd vntrewen weld man denen künfftigen vnheylen zu rechter zeit entfliehen werde",[2]) und „diese schnöde böse Welt gern verlassen".[3]) Ausdrücke, wie „bei diesen troublen" oder „bei diesen beschwerlichen Läufen", kehren sehr oft wieder; auch daß die Leute, wie es ebenfalls schon früher ausgesprochen wurde, sich vom Heiraten abhalten lassen, wird öfter gesagt. So antwortet Susanne Behaim ihrem Bruder Hans Jakob, der sie neckend gefragt hatte, wann ihre Hochzeit sei: „Anlanget aber, daß du zu wissen begehrest die vrsach, warumb ich dich noch zur Zeit nicht auf mein hochzeit lade, ist die schulde nicht die leüt, sondern vielmehr die bößen Zeit, welche ihrer viel vnde also auch mich darvon abhelt".[4]) Diese Auffassung blieb auch nach dem großen Kriege bestehen. Sie ist sogar der Grundzug der meisten litterarischen Werke dieser Zeit.[5]) Mißtrauen herrscht überall. „O Himmel," schreibt Karl Ludwig von der Pfalz,[6]) „wo ist die redlichkeit in Teutschland hin?" Und je mehr die große Menge der Üppigkeit und dem Leichtsinn sich hingab, um so schärfer kehrte ein anderer Teil diese Abwendung von der Welt heraus. In den Briefen der Lise Lotte sind solche Stimmungen häufiger, je mehr sie zur vergrämten alten Dame ward. So schreibt sie 1719:[7]) „Mein gott, wie ist die welt so wunderlich geworden! Man hört und sicht in allen enden nichts, alß ellendt, unglück und betrübtnuß. Ich weiß nicht, waß endtlich auß dießem allen werden wirdt; die zeit wirdts lehren". Dieselbe Richtung hatte in Deutschland gegen Ausgang des Jahrhunderts auch teilweise im Pietismus Ausdruck gefunden.

Der Pietismus war eine Reaktion gegen den auf Äußerlichkeiten und Tand gerichteten Geist des Jahrhunderts, aber er

---

[1]) Vgl. Teil I, S. 181 f. — [2]) 1./11. Mai 1644. A. N. M. — [3]) 9./19. Juli 1646. — [4]) 27. Dezemb. 1645. A. N. M. — [5]) Vgl. A. Kobersteins Gesch. d. d. Nationallit. 5. Aufl. v. K. Bartsch. Bd. 2, S. 10. — [6]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 167, S. 38. — [7]) Bd. 132, S. 14.

bedeutet auch eine Abkehr von den konfessionellen Streitigkeiten, die Deutschland seit der Reformation nicht hatten zur Ruhe kommen lassen. Aus ihnen war der dreißigjährige Religionskrieg hervorgegangen, der es bis an den Rand des Abgrundes gebracht hatte, und auch nach dem Kriege hörte der Streit nicht auf. Fortwährend vernahm man von Bekehrung und Religionswechsel; auch hiervon können die Briefe erzählen. Es ist aber wesentlich die Gegenreformation, die allenthalben Unruhe und Bewegung erzeugt. Seit dem Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts werden die Konversionen, namentlich in vornehmen Kreisen, immer zahlreicher. Die Jesuiten hatten große Erfolge. Das brachte viel Leid in die Familien. Als Ludolf Klencke in Rom gefangen war, wurde ihm mit dem Übertritt gewaltig zugesetzt. 1611 klagt die Mutter, „das sie ihnne gerne von seiner religion hetten unde brochten, unde er vorraden worden, das er luterisch sy“.[1]) Später trat er wirklich über. Man begegnet häufig Bittgesuchen von Leuten, die ihrer Religion wegen in Tirol oder sonst nicht „wollen geduldet werden“. In dem Behaimschen Briefwechsel fehlt diese Seite nicht. Die jungen Verwandten des Lukas Friedrich, Johann Sigismund und Johann Christoph, sind nach dem Osten auf Reisen gegangen. Am 27. September 1643 erhält der alte Behaim einen Brief von Andreas Konrad aus Danzig, der eine der Brüder, der in Krakau bei einem italienischen Kaufmanne diente, sei „Papistisch geworden“. Das schien dem Alten ein böses Unglück. „Ein böser Brief“, steht auf der Rückseite des Schreibens von ihm bemerkt. Es begann eine rege Korrespondenz, nachdem ihm der „schändliche Abfall des Johann Christoph“ auch sonst bestätigt war. Er schreibt dem Prinzipal, der Junge sei, wie er vernommen, „auf vorhergangnes persuadirn vnd vnauffhörliches molestirn eines Dombherrn von Olmüz“ dazu gebracht, er solle die Sache in Ordnung bringen. Auch an Tobias Schilling, einen Verwandten, wendet er sich, „ia keinen fleiß zu sparen, damit dieses thörichte Kalb wider auß dem Babstumb gerissen“ werde. Er soll anderswo untergebracht und dabei „die freylassung seiner Evangelisch-Lutherischen Religion auf daß stärkeste Bedinget werden“. Die Antworten —

[1]) Zeitschr. d. Harzvereins Bd. XXII, S. 78 f.

auch Johann Christoph selbst schreibt — zeigen, daß der junge „kindische und blöde“ Mann vollständig umgarnt und, seine „albere Jugendt“ von dem „Donnereifer“ des Prinzipals benutzt war. Charakteristisch ist noch eine Mahnung Conrads,[1]) jener müsse bald fort, sonst möchte man „in zur halsstarrigkeit informiren, ia gar in's kloster schaffen, damit nicht zu schertzen ist. Ich weiß Exempel“. Noch einmal hört man in den Behaimschen Briefen davon. Bei dem Sohne des Lukas Friedrich, dem Hans Jakob, machten die Jesuiten, wie ein Kamerad dem Vater schreibt, auf dessen Sterbelager einen Bekehrungsversuch. Überall gingen eben die Jesuiten planvoll vor, und der Katholizismus trug sein Haupt sehr hoch.[2]) Die Briefe aus der zweiten Hälfte des Jahrhunderts berühren dieses Thema der Konversion noch häufiger. Der Sohn des Bürgermeisters Schulte in Lissabon hat starke Angst vor den Pfaffen, der Vater spricht ihm aber Mut ein,[3]) rät aber, nichts Verächtliches gegen die katholische Religion zu sagen, namentlich nicht auch gegen Drinckherr, der Konvertit zu sein scheint, „da die Leute, so Lutherisch gewesen vnd zu der Catholischen religion Sich begeben, können oder mügen daß geringste nicht hören, wen man veracht oder kleinerlich von der Catholischen religion reden wolte“.[4]) Er kennt also auch Exempel. In allen Kreisen ist Unruhe des Religionswechsels halber. An seine Mutter Anna Eleonore von Braunschweig Lüneburg schreibt der Herzog Johann Friedrich,[5]) er habe betrübt aus ihrem Brief „deroselben mißfallen“ über seine Bekehrung vernommen, und verteidigt sich: „Daß iedermänniglich befürchtet, daß ich aus einigem interesse sey catholisch worden, ist der ordinari gebrauch von allen, so sich zu gesagter religion begeben, solches zu sagen“. An seine Mutter schreibt der junge Friedrich Sigismund von Dalwigk 1695:[6]) „Sowohl auß Euren alß meiner Schwester Schreiben habe ersehen, daß auf unser Freunde in ständiges Betreiben hiesiger

[1]) 5. Dezember 1643. A. N. M. — [2]) Vgl. z. B. Der Geschichtsfreund Bd. 36, S. 141, 199 ff. — [3]) a. a. O. S. 22. — [4]) S. 33. — [5]) Leibniz Werke (Klopp) Erste Reihe, IV, S. XL f. — [6]) Nach Abschriften aus dem v. Dalwigkschen Archiv in Haus Campf, die mir durch die Liebenswürdigkeit des Herrn Premierleutnant Freiherrn von Dalwigk-Lichtenfels einzusehen möglich war.

Hochfürstl. Herrschaft Dienste verlaßen und in Dennemarch ziehen, und zugleich die Lutherische Religion, worinnen durch Gottes Gnade ich biß anhero vnterwiesen worden, fahren laßen soll, auch zu dem Ende einen Expressen mit einem Pferde hieher geschickt. Ihr werdet aber schon auß meinem vorigen Briefe verstanden haben, daß ich darzu keine Lust und Neigung habe. Der Fluch meines seel. H. Vaters wird mir nichts schaden, wen ich sonst from bin". Leibniz wurde von dem Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels, der konvertiert war, — ebenso wie Leibnizens Gönner Boineburg —, in seinem bekannten Schreiben 'Suegliarino etc.' zum Übertritt aufgefordert. Andererseits erhielt er einmal von seiner Schwester einen Brief, der seinen angeblichen Übertritt zum Calvinismus beklagte:[1] „Hertzlieber bruder laß dich es nicht wundern, das ich dier neulich geschrieben habe, ich hoffte nicht, daß du würtest calvinis werden und was es desen mehr gewesen ist". Solche Aufregung war also damals in weiten Kreisen bemerkbar. Wie die Konversionen zum größten Teile Zeugnis für eine laxe Religionsauffassung ablegen, so zeigt diese Unruhe, die eine solche jedesmal hervorrief, doch, wie stark der protestantische Sinn des sechzehnten Jahrhunderts noch im deutschen Hause war. Bei den Familienbriefen ist davon schon die Rede gewesen.

Es mag hier noch von jener Gewohnheit gesprochen werden, die, ein Erbteil früherer Zeit, noch nicht verschwunden war, nämlich dem häufigen, fast formelhaften Gebrauch des Namens Gottes,[2] soweit derselbe in Briefen hervortritt. Schreibt man von einem Reiseplan, so wird ein „geliebts Gott" oder „wills Gott" regelmäßig hinzugefügt,[3] man kommt „gottlob" oder „unter Gottes Geleite" glücklich an. Etwas Neues greift man „im Namen Gottes oder Jesu" an. Einzelne, wie der fromme Bürgermeister Schulte, wenden das „geliebt's Gott" überall an. Er tritt „nach Gottes Willen" in sein sechzigstes Jahr[4]) oder beschließt „geliebt eß Gott" das zweiundsechzigste,[5]) er berichtet geliebt's Gott „bei negster Post",[6]) verspricht dem Sohn,

[1]) Leibniz Werke Erste Reihe III, S. XI. — [2]) Vgl. Teil I, S. 139 ff. — [3]) z. B. Friedrich Wilhelm d. Gr. Kurf. Jugendjahre II, S. 11 oder Ztschr. f. deutsch. Kulturgesch. II, S. 279, 280. — [4]) a. a. O. 2. — [5]) S. 138. — [6]) S. 189.

„geliebt eß Gott“ ein Schirmbrett zu senden,[1]) oder er schreibt, daß morgen „geliebt eß Gott“ die Bürgerschaft zusammenkommen werde.[2]) Bei glücklichen Ereignissen fügt man regelmäßig ein „Gottlob“ hinzu; im Unglück wird Gott angerufen, so z. B. bei Krankheiten: „der Allmechtige wolle Es widerum zur besserung schickhen vnd vns allen fromen Christen ietziger Zeit gnediglichen bewahren.“[3]) Ist jemand in „zimlichem wolstandt vnd prosperitet“, setzt man wohl hinzu: „darfür wir iederzeitt dem Lieben Gott danck zu sagen vnnd vmb ferner gedeyen vnd beystanndt beederseits ihne zu bitten, Vnnß wie billich allwegen schultig vnnd verbunden zu sein erkennen“.[4]) Ist von einem Brand oder dergleichen die Rede, schreibt man:[5]) „Gott der Herr beware Unß vnd alle fromme Christen ferner vor solch vnd dergleichen Unglück“. Die herkömmliche Anfangsformel über sein Ergehen schließt man: „Gott gebe zu beeden seiten sein segen länger, amen“ oder „Gott verleihe ferner seine Gnad“. Diese alte Art, die eine Art traditioneller Frömmigkeit, ähnlich dem gewohnheitsmäßigen Kirchenbesuche, veranschaulicht, verschwindet im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts noch nicht ganz.[6])

Es mögen schließlich einige Züge, die für das Leben und die Zustände jener Zeit sonst charakteristisch erscheinen, erwähnt werden, ohne systematische Ordnung, wie sie sich bei der Lektüre der Briefe aufdrängen.

Den gelehrten epigonenhaften Charakter des Jahrhunderts zeigt der allgemeine Sammeleifer, der uns vielfach entgegentritt. Alles mögliche, Bücher, Briefe, Münzen, wird damals gesammelt. Berühmt waren die Kunstsammlungen eines Hainhofer. Der junge Johann Sigismund Behaim schreibt ferner:[7]) „Benebens noch sey der Herr Vetter dinstfreundlichst gebetten, dann ich von des Herrn Andreas Conrath Sohn freundlich gebetten worden, wann der Herr Vetter dem Herrn Andreas Conrath einen Brieff zu schreibe, ihme Treyerlej oder Viererlej

[1]) S. 100. — [2]) S. 218 — [3]) Ztschr. f. d. Kulturg. II, S. 280 f. — [4]) Paul Behaim 1623 an L. F. Behaim. A. N. M. — [5]) Schulte a. a. O. S. 106. — [6]) z. B. Hottinger, Salomon Geßner S. 228: „an dem Montag, geliebt es Gott, zu verreisen“ (Brief Salom. Geßners 25. April 1746). — [7]) an L. F. Behaim 23. Juli 1641.

Sorden Norenbergisch gelt, alß Kr., ein baz., d. halbenbaz: damit wolle einschliessen, dann er ein grosser Liebhaber allerley Reichgelts vnd er bey 300 Sordten allbereidt collegirt". In den Briefen des Camerarius ist häufig die Rede von dessen Sammlung von Manuskripten, namentlich Briefen berühmter Männer. Behaim soll sich nach solchen von Luther, Pirkheimer, Freher in Nürnberg umschauen. Am 18./28. Dezember 1641 schreibt Camerarius: „Ich hab aus Franckreich viel sehr gute schreiben bekomen, vnd also in der Zahl nun bey 350 beysamen, halte Sie für einen sonderlichen schatz, den ich ettwan nach Meinem tod einer Academi zu ihrer Bibliothec hinderlassen wil, weil sonsten dergleichen Ding bald zerstrewet und verlohren werden". Am 17. April 1642 hat er schon 500. Er setzt deswegen viel Leute in Bewegung, und Behaim hat derhalben öfter zu schreiben. Namentlich beliebt war das Sammeln von „Medaillen". Ein Sammler ist schon früher gelegentlich erwähnt,[1]) der Abt von Loccum; auch Lise Lotte von Orleans ist zu nennen. Die Verwandten senden ihr öfter solche.[2]) „Seyder 10 jahr", schreibt sie 1721,[3]) „daß ich die medaillen samble, habe ich nun 957; wo mir gott daß leben noch ein par jahr lest, hoffe ich, es über taußendt zu bringen undt mein sohn nach deß königs medaillé eines von den schönsten und raresten nach mir zu laßen, so in Europa ist."

Diese Sammlungen zeigen teilweise, soweit sie sich auf Antiquitäten beziehen, ein größeres Interesse für die Vergangenheit. Und solches Interesse begegnet auch sonst. Häufig liest man von Antiquitäten, die verkauft werden, oder die man zu haben wünscht; man hört von „des Sel. Herrn D. Luthers original-brillenfutter";[4]) Lise Lotte sendet den Verwandten die Abschrift eines Briefes von Friedrich von der Pfalz, „ist ein rar stück".[5])

Überhaupt treten die geistigen Interessen stärker hervor. Von der Lektüre vernimmt man oft. Paul Behaim

---

[1]) S. oben S. 73. — [2]) z. B. Bibl. d. litt. Ver. Bd. 107, S. 33, 303. Bd. 157, S. 17, 248. — [3]) Bd. 157, S. 128. — [4]) Vgl. den Brief von H. B. D. an J. F. Maier 31. Mai 1707. Ms Pom. fol. 230 (Greifsw. Un.-Bibl.). — [5]) Bd. 157, S. 254.

nimmt, als er reist, den Decameron „auff den weg, darinnen zu lesen".[1]) Hans Abele schreibt von Büchern, „das ich mich nach Verrichtung meines beruffs woll darinnen erlustiren kann".[2]) In den vornehmen Kreisen ist noch häufiger davon die Rede. Karl Ludwig von der Pfalz schreibt von den Amadisromanen,[3]) er liest auch Tauler und Thomas a Kempis.[4]) Lise Lotte liest ebenfalls viel, allerdings französische Sachen: „So lang ich zu Heydelberg geweßen, hab ich auch nie keine romans geleßen, aber seyder ich hir bin, habe ich dieße zeit wider eingebracht; den es ist keiner, so ich nicht geleßen".[5]) Man spürt auch Interesse an gelehrten Dingen. Georg Friedrich Behaim schreibt von der Universität dem Vater:[6]) „Sonsten hab ich auch hochgeehrtem Herrn Vattern auf dessen großg. begehren die Aphorismos Historico-Politicos, welche ich, vom Magnif. Dmo. Rectore dictirt, nachgeschrieben, zu übersenden nicht unterlassen wollen"; an Camerarius sendet Behaim öfter Bücher, so Siebmachers Wappenbuch; man hört von Astronomie und von Stellung des Horoskops. — Auch künstlerische Neigungen fehlen nicht. Gemälde werden zu kaufen gesucht; an Behaim sendet 1620 Hilarius Juvivie „das conterfet vom Erzherzog Maximilian seligen gedechtnisses," und auch sonst ist im Behaimschen Briefwechsel oft von Gemälden die Rede. Ebenso von der Musik. Paulus Hainlein, ein Schutzbefohlener Behaims, studiert in Venedig die Musik und schreibt sehr genau an ihn über italienische Musik, sendet auch seine Kompositionen.

Der Horizont des Jahrhunderts ist gegen früher ungemein erweitert. Von den Reisen ist schon gesprochen worden. Die Reiseberichte haben freilich wenig Ähnlichkeit mit denen aus dem achtzehnten oder neunzehnten Jahrhundert. Begeisterte und interessante Schilderungen darf man nicht erwarten, wenn auch oft ausführlich von den Erlebnissen berichtet wird. Gelegentlich der französischen Reisen hört man wohl von Raufereien, von Trunk und Vergnügen, aber nicht von Natur- oder anderen Schön-

---

[1]) Brief an L. F. Behaim 19. November 1613. A. N. M. — [2]) An L. F. Behaim 10. Aug. 1619. A. N. M. — [3]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 167, S. 67. — [4]) Ebenda S. 108. — [5]) Bd. 157, S. 189. — [6]) 10. ? 1636. A. N. M.

heiten; von der Seereise bleibt gemeinhin nur die furchtbare Seekrankheit zu berichten. So reichhaltig der Inhalt der Reiseberichte oft ist, so trocken ist er auch. Die Reise, auf der man sich meist auch mit Rekommandationsschreiben weiterhilft, scheint als ein Pensum, das absolviert wird, zu gelten. Aber gleichwohl wird durch diese Reisen der Blick erweitert, auch die Bedürfnisse des Lebens werden mannigfaltiger. Überhaupt zeigt sich viel neues und fremdes in der Lebensführung. Der Sohn braucht jetzt Tabak, an Widman Wigaleus sendet Behaim 1630 eine „schene Tulipani", die jenen über die massen erfreut. Vornehme schenken ihren Damen Papageien.[1]) Das gesellige Leben wird mannigfaltiger. Unter den Mustern der späteren Briefsteller finden sich „Einladungs-Schreiben an ein Frauen-Zimmer auff einen Bal",[2]) „auff eine Comoedie",[3]) „zu einer Land-Lust",[4]) „auf eine Spatzierfarth";[5]) gegenseitige Besuche sind häufig. Der Garten beginnt eine Rolle zu spielen, die er dann das achtzehnte Jahrhundert hindurch behauptet hat. Es begegnen Einladungen zur Einweihung des Garten-Hauses,[6]) zu einer „Mittagslust im Garten",[7]) man bittet um die Erlaubnis, in dem Lusthause eines „Liebhabers von Gartenwercke" sich divertiren zu dürfen.[8]) Ein Briefstellerbeispiel lautet:[9]) „Ich bin längst begierrig gewesen, unsern Garten zu besuchen, und mich daselbst mit mon ami zu divertiren. Weil mich nun heute daß schöne Wetter meines Ehemahligen versprechen erinnert, daß ich mon ami schon viel mahl habe mit nehmen wollen und dabey versichert bin, das die noch nicht vollends herangenahete Gartenvergnügung durch eine musique in der nachtbarschaft werde ersetzet werden, So habe ich kühn sein müßen, mon ami umb geselschaft anzusprechen". In den Briefen des Hamburgischen Bürgermeisters Schulte sind Gartenfeste häufig erwähnt.[10])

---

[1]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 167, S. 66; vgl. Bd. 107, S. 601. — [2]) Talander, Bequemes Handbuch allerland auserlesener Send-Schreiben S. 276. — [3]) Ebenda S. 278, 280. — [4]) Ebenda S. 279. — [5]) Talanders Wegweiser zur Teutschen Rede-Kunst S. 1127. — [6]) Weise, Curiöse Gedanken S. 435, Polit. Nachricht von Sorgfält. Briefen Anderes Buch S. 91 ff. — [7]) Pol. Nach. S. 134. — [8]) Ebenda S. 123 ff. — [9]) Aus einem handschriftl. Sammelband Ms. Lat. Quart. 24, Nr. 20. (Greifsw. Un.-Bibl.). — [10]) a. a. O. S. 39, 47, 154.

Diese Vorliebe für das „Gartenwerk“ zeigt übrigens auch ebenso wie das häufigere Spazierenfahren und -gehen[1]) ein größeres Interesse an der Natur und freier Bewegung in derselben. „Ich habe die luft lieb“, schreibt Sophie von Hannover,[2]) und Lise Lotte schreibt von den schönen Nächten, „nun der mondt leucht“,[3]) und dem Garten, in dem „die Nachtigallen undt andere Vogel so schön singen“.[4])

Für das gesellige Leben charakteristisch ist endlich noch das in den Briefen des siebzehnten Jahrhunderts überaus häufig erwähnte Trinken auf des andern Gesundheit. Das Zutrinken und Bescheidthun war überall üblich und damals besonders beliebt. Und so trank man sich auch aus der Ferne zu und that Bescheid darauf. In den Nachschriften der Briefe findet man oft dergleichen. Der Herzog Georg von Pommern schreibt 1609 an seinen Bruder:[5]) „Ich bringe dem Brueder ein gleißlein, wie Engster groß, auff desselben hertzallerliebsten Gesundheit, bitte fr. der Bruder wolle es lassen herumbgehen“, und der Bruder antwortet:[6]) „Das zugebrachte gleßlein Meiner hertzallerliebsten Gesundheit, welche mir ohn Zweifell der Allwißende Gott woll kennet, Mir aber noch zur Zeit unbekannt ist, habe ich bescheidtt gethan, auch an meinen Tische herumb gehen laßen, und hatte ein Jeder dem Bruder wiederumb eins vff eine glückselige reiße vnd frolige Wiederkunfft gebrachtt, Bitten semptlich vns dieselbe vnbeschwerdet gleich zu thuen“. Auch eine Dame, die Herzogin Anna, schreibt 1611 an Herzog Bogislav:[7]) „ich breinge E. L. ein kleinn Gelessen mit Weinn E. L. Gemale Gesundtheit, ich beithe E. L. wollen meir Bescht (Bescheid) thuen“. An Arnim schreibt Franz Albrecht von Sachsen:[8]) „Ich hab mich gestern bald todt getrunken auf J. Exc. Gesundheit“. Wie bei den Fürsten[9]) — gegen Ausgang des Jahrhunderts hörte die

---

[1]) z. B. Bibl. d. litt. Vereins Bd. 167, S. 127. „Ich spatzire alle dag ihm garten“ schreibt die Kurfürstin Sophie“, Publ. a. d. Preuß. Staatsarch. Bd. 37, S. 101, vgl. S. 138. Oft erwähnt Lise Lotte die Spazierfahrten. — [2]) Publ. a. d. Pr. Staatsarch. Bd. 37, S. 174. — [3]) Ranke, Sämtl. Werke XIII. Band. S. 240. — [4]) Ebenda S. 243. — [5]) Ledeburs Archiv Bd. XIII, S. 362. — [6]) Ebenda S. 363 f. — [7]) Baltische Studien II, 2, S. 172. — [8]) Kirchner, Das Schloß Boytzenburg S. 273. — [9]) Mehrere andere Beispiele siehe Baltische Studien II, 2, S. 172 f. Ledeburs Archiv

Sitte mehr und mehr auf —, ging es auch in anderen Kreisen zu. In den Einladungen zur Taufe wird wohl gesagt, daß man der „jungen Dochter ein schön lang gelb Haar trinken" wolle.[1]) Zur Hochzeit Lukas Friedrich Behaims schreibt Paul Pfinzing, er möge ihrer aller im besten gedenken „vnnd eines Jeden wegenn ein gläßlein beschaidt thun".[2]) Solche Gesundheitstränke finden sich oft in dem Behaimschen Briefwechsel,[3]) und ebenso später in den Briefen Schultes an seinen Sohn.[4]) An Lukas Friedrich Behaim sandte Albrecht Behaim 1627 sogar ein den heute beliebten sogenannten „Bierkarten", die übrigens aus dieser alten Sitte entstanden, durchaus ähnliches Schreiben. Am Rande ist ein großes Glas hingemalt; unter die übel geschriebenen Worte Albrechts Behaims, der „dem Herrn Vetter hiemit ein fr. Trunck bringen thut", haben zwei andere, Georg Seyfrid Koler und Erckenbrecht Koler, witzig sein sollende Bemerkungen gesetzt.

Sechstes Kapitel.

Die Briefsteller, die Formeln und das Äußere des Briefes.

Die Briefsteller vergangener Jahrhunderte haben für ihre Zeit eine andere Bedeutung als die heutigen. Sie genossen die Wertschätzung auch der Gebildeten, und der Verfasser eines Briefstellers betrachtete sein Werk, wenn es auch zum größten Teil von den Vorgängern abgeschrieben, „auß vielen Büchern mit sonderm fleiß zusammengetragen" war, ebenso als ein Produkt größter Gelehrsamkeit, wie irgend ein juristisches oder theologisches Buch.

Die Briefsteller des siebzehnten Jahrhunderts repräsentieren eine eigene litterarische Gattung. Sie sind ebenso wie diejenigen des sechzehnten so zahlreich, daß Christian Weise schrieb:[5])

XIII, S. 367, 372, 375. Ztschr. f. Gesch. und Politik V, S. 554. Hallwich, Wallensteins Ende I, S. 83.

[1]) Siebenkees, Materialien z. Gesch. Nürnbergs I, S. 635. — [2]) 6. Sept. 1613. A. N. M. — [3]) z. B. Hans Jakob Behaim an seinen Vater 6. Nov. 1640 und öfter. — [4]) a. a. O. S. 3, 39, 96, 230. Aus späterer Zeit vgl. z. B. noch Schlenther, Frau Gottsched S. 7. — [5]) In der Vorrede zu den „Curiösen Gedanken."

„Von zwey hundert Jahren her sind so viel Bücher von dieser Gattung geschrieben worden, daß man auch nur mit den Tituln einen gantzen Buch-Laden bekleiden möchte.“ Aber innerhalb dieser großen und reichen Litteratur hat sich doch allmählich eine merkbare Änderung vollzogen. Die ältesten deutschen Briefsteller hatten das rhetorische und das juristisch-notarielle Moment vereinigt. Privatbriefe hatten in ihnen nur eine sehr untergeordnete Rolle gespielt, und die geschäftlichen Schreiben waren die Hauptsache. Fabian Frangk betonte dann schon mehr die sprachlich-grammatische Seite, indem er seinem „cantzlei und titelbüchlein“, das 1531 erschien, eine „Orthographia Deutsch“ anfügte. Der erste deutsche Briefsteller, der sich unserem Begriff von Briefsteller nähert, ist Faber's „Epistelbüchlein teutsch, darin allerhand sendbrieff, die sich zwischen leuthen mittelmessigs stands, vnd sonderlich den kauffleuten in täglicher übung nottürftig zutragen möchten.“[1]) Aber in der Regel ist im sechzehnten Jahrhundert die notariell-juristische Seite von der rhetorischen noch nicht getrennt. Notare, die ein notarielles Handbuch herausgeben, geben zugleich einen Briefsteller. Es ist charakteristisch, daß Frangk und Faber keine Notare und Sekretäre, sondern Schulmeister sind. Überall sonst findet man beide Seiten verbunden. Der Hofgerichts- und Canzleisecretarius Meichsner fügte seinem gerichtlichen Thesaurus aureus ein „Handbüchlein grüntlichs berichts recht vnd wolschrybens“ bei; Ludwig Fruckს gab 1533 eine „Rhetorik vnd teutsch formular in allen gerichtshendeln“ heraus; 1534 erschien ein „Formular teutscher rhetoric vnnd gerichtlicher procefs“; 1556 eine „Rhetoric und Teutsch Notariat“. Und noch 1607 enthielt der Thesaurus Notariorum des Notars Sattler am Schluß „ein vollkomen Titularbuch sampt allerley Missiven.“

Im siebzehnten Jahrhundert treten uns aber die Briefsteller, wenn sie auch, wie noch die heutigen, eine Abteilung für geschäftliche Schreiben haben, doch gänzlich frei von jener andern Richtung entgegen.[2]) Die puristischen Briefsteller eines

---

[1]) Frankfurt 1565. — [2]) So erschien 1610 ein „Epistel Büchlein vnd Teutsch Rhetorik durch Abraham Sawrn,“ der übrigens Fabris von Höningen Gülden Epistelbüchlein Köln 1575 ausschreibt.

Harsdörffer, Samuel Butschky, Overheid, Kaspar Stieler sind rein sprachlich-stilistische Werke. Freilich enthielten diese sehr umfangreichen Werke sehr viel mehr als ein heutiger Briefsteller.

Ein Bild davon, was ein damaliger Briefsteller enthielt, mag der viel benützte und oft abgeschriebene „Teutsche Secretarius“ von Harsdörffer geben. Nach einer historischen Einleitung von der Schreib-Kunst insgemein folgt der eigentliche Briefsteller, am Anfang jedes Teils ein Motto oder einige Verse. Der erste Teil enthält das Titular mit Vorrede, der zweite höfliche Gruß- Freund- und Feindschaftsbrieflein, der dritte Allerhand Lehr- Klag- Trost- Bitt- und Vermahnungsbriefe, der vierte Wichtige Cantzley und Rechtssachen betreffende Briefe (es sind offiziell-politische wirkliche Briefe, die sich namentlich auf die Münsterschen Friedenshandlungen beziehen), der fünfte Allerhand höfliche Schreiben an das löbliche Frauenzimmer, der sechste Wechsel- Handels- Fracht- Aviso-Briefe (also kaufmännische Briefe), der siebente handelt von der Rechtschreibung der teutschen Sprache, der achte von der Schrifft-Scheidung, der neunte führt die (in den früheren Briefstellern fast allein enthaltenen) Rechtmässigen Erb- und Lehenbriefe, Formularien auf, der zehnte endlich giebt „Nachsinnige Juristische, Historische und Politische Briefe“, in denen man über alles und noch einiges schreiben konnte; am Schluß folgt ein Anhang, „Bey unterschiedenen Begebenheiten Vorträge zu thun“, und ein lateinisch geschriebener Chiffren-Schlüssel „zu Erfüllung der ledigen Blättlein“. — Harsdörffer gab dann noch einen zweiten Band dieses Werkes heraus, der die Kategorieen des ersten mannigfach ergänzte, nachdem jener vier Auflagen erlebt hatte. Die Abteilung: „Aus der Sittenlehre“ und „aus der Naturkündigung“ gab aufs neue Gelegenheit, Gelehrsamkeit anzubringen. Der Anfang dieses Bandes handelt „Von dem Buchhalten.“

Diese Briefsteller sind beinahe Encyklopädieen alles dessen, was man für wissenswert hielt. Das Titularbuch ist, da es die lebenden Träger der Titel, also z. B. die Reichshofräte, namentlich aufführt, ein vollkommenes Staatshandbuch; die Grammatik und die Sprache, die Orthographie sind eingehend behandelt; das Wissenswerte aus dem öffentlichen Leben geben

die offiziellen politischen Briefe. Für alle denkbaren Lebenslagen sind Musterbriefe da, der Kaufmann hat ein vollständiges Handbuch, und über alle sonstigen Gegenstände geben die „nachsinnigen" lehrhaften Briefe aus Natur und Menschenleben Aufschluß. Der Inhalt der Briefe ist z. B. „Lob (Verachtung) des Landlebens, Vom Schachspiel, Von einem Zweykampff, Von einer wunderlichen Schlangen-hölen", „Ob die H. Schrifft die H. Schrifft seye?" „Von Beobachtung des Vogelgeschreyes", „Erkundigung bey einem Arzt, woher die, so von der Spinne Tarantula gestochen werden, zu tanzen pflegen."

Diese encyklopädischen Briefsteller, die übrigens ihre Weisheit vielfach aus fremden Werken, wie denen der Italiener Persiko und Loredano und denen des Franzosen de la Serre nahmen, treten aber gegen Ausgang des Jahrhunderts zurück vor einfacheren Werken, Briefstellern in modernem Sinne, die teils nur Briefsammlungen gaben und zwar oft schon aus dem Französischen übersetzt,[1]) teils sich ausführlicher mit dem Wesen des Briefes beschäftigten. Alle diese Briefsteller, die zu Anfang des nächsten Jahrhunderts wie Pilze aus der Erde schießen und zum größten Teil einen erbärmlichen litterarischen Schund repräsentieren, stehen unter dem Zeichen des französischen Einflusses. Sie sind meist in der deutsch-französischen Höflichkeitssprache abgefaßt und sollen der „galanten Welt" nützlich sein. Über den Schmierern, wie August Bohse, der unter dem Namen Talander schrieb, und Hunold (Menantes), steht Christian Weise, Rektor in Zittau, dessen briefstellerische Arbeiten, namentlich die ‚Curiösen Gedanken von deutschen Briefen' vielen Ruhm bei den Zeitgenossen genossen. Aber seine höchst arrogant geschriebenen „Gedanken" sind auch nur für jene fade Zeit verständlich und bedeuten kaum einen wirklichen Fortschritt. Ebenso steht es mit den Schriften Benjamin Neukirchs, die zwar ebenfalls große Anerkennung, so die des großen Gottsched, fanden, von denen aber Gellert später mit Recht bemerkte, daß man sie

[1]) z. B. Lettres choisies des meilleurs plus nouveaux auteurs François traduites en Allemand par Menantes. Hamburg 1704. Diese Briefe „von den besten und galantesten Frantzösischen Auctoribus verfertiget," sollen die, welche nicht französisch können, ebenso bewundern, wie die, so dieser „netten Sprache kundig." Es ist ein Auszug aus Richelet.

„jungen Leuten zum Unglück immer als Muster guter Briefe angepriesen habe.“[1]) Von den übrigen Briefstellern zu reden, ist unnütz.[2])

Von der Theorie des Briefes ist in allen diesen Briefstellern seit Beginn des siebzehnten Jahrhunderts mehr die Rede, als in den Formularien und Rhetoriken früherer Zeit. Die Grundanschauung ist aber dieselbe. Wie Fabian Frangk den Brief als „eine rede, so eins zum andern jm abwesen schriefftlich thuet,“[3]) erklärt, so faßt man auch im siebzehnten Jahrhundert den Brief als ein schriftliches Gespräch auf.[4]) Das hatte man auch schon im Altertum gethan und zwar mit richtiger Beschränkung[5]) und das that man auch in späterer Zeit. Aber die Konsequenz aus dieser herkömmlich angenommenen Gesprächsnatur des Briefes zu ziehen, das fiel den gekünstelten und gezierten Menschen des siebzehnten Jahrhunderts nicht ein. Unter den Erfordernissen, die für den Brief gelten, der „Deutlichkeit“, der „Gebühr“ und der „Zierlichkeit“,[6]) legt man den meisten Wert auf die beiden letzten, das heißt man verliert sich in Formeln und Kurialien und schreibt zierlich, das heißt schwülstig und manierirt. Was die Briefsteller für Anschauungen über den Stil haben, den sie gemeinhin in den hohen, den mittelmäßigen und den gemeinen Stil scheiden, ist oben schon erwähnt.

[1]) Gellert, sämtliche Schriften IV. Teil, Leipz. 1769, S. 13. — [2]) Vgl. noch den Aufsatz von Ettlinger, Briefsteller des achtzehnten Jahrhunderts. Frankfurter Zeitung 1890, Nr. 129. — Koberstein's Gesch. d. d. Nationall. 5. Aufl. II. Band, S. 304. — [3]) Vgl. Teil I, S. 104. — [4]) z. B. Overheid a. a. O. S. 121 „Ist also gleichsam des abwesenden Rede.“ Spaten nennt den Brief nach Lipsius (Epistolica institutio) „Gemühtsbotschaft an abwesende“ (II, S. 399). Im siebzehnten Jahrhundert erzählte man wohl die Geschichte, daß „die Völker der neuen Welt gemeinet, es seyen in den Briefen redende Geister verschlossen, und wo sie ein geschriebenes Papirlein gefunden, solches auffgehoben, geküßt und für eine schätzbare Sache gehalten.“ Vgl. eine Äußerung Lise Lottes (Bibl. d. litt. Ver. Bd. 88, S. 131): „undt ist, alß wenn man mitt die, so man lieb hatt, spreche.“ — [5]) So heißt es in der angeblich von Demetrius Phalereus herrührenden Schrift περὶ ἑρμηνείας, das Wort des Artemon: ὅτι δεῖ ἐν τῷ αὐτῷ τρόπῳ διαλογόν τε γραφειν καὶ ἐπιστολάς, sage nur einiges, aber nicht alles. Zum Brief sei noch mehr notwendig, als zum Gespräch. Vgl. auch Seneca Epist. 75. — [6]) Spaten a. a. O. II, S. 255; Harsdörffer a. a. O. I, S. 75.

Da waren die französischen Briefsteller doch weiter. Eben weil der Brief ein Gespräch schien, mußte er auch den natürlichen Ton haben.[1]) Da hatten sogar auch die lateinischen Epistolographen jener Zeit, die doch immer noch, wie die Humanisten, das klassische Altertum vor Augen hatten, eine bessere Anschauung. In seiner Epistolica institutio sagt Justus Lipsius:[2]) ‚De stilo certum et veterum exemplo testatum est, simplicem eum esse debere, sine cura, sine cultu, simillimum cotidiano sermoni‘. Hinter diesen einfachen Vorschriften stehen die gesuchten und pedantischen Betrachtungen Christian Weises, der ausführlich von einem politischen, sententiösen, vom hohen und mühsamen und vom poetischen Stil handelt, doch gar weit zurück.

Bemerkenswert ist, daß im siebzehnten Jahrhundert die alten fünf oder nach einzelnen sechs Teile des Briefes[3]) allmählich schwinden.[4]) Christian Weise stellt später der „gemeinen Epistolischen Disposition“ eine neue Grundlage gegenüber, auf die er sehr stolz ist. Seine Einteilung des „Vortrages“ in Antecedens und Consequens, die durch die Connexio verbunden sind, nehmen auch die späteren Briefsteller, so Talander,[5]) auf. Künstliche Ordnung erscheint den Briefstellern unumgänglich notwendig, sonst könnte ja „ein Ungelehrter darinne so gut fortkommen als ein Gelehrter.“[6]) Höchstens erkennt man an, daß man „in gemeinen schreiben an bekante und vertraute Freunde“ die Ordnung „nach jedes Willkühr einrichten“ könne.[7])

Wichtig erscheint den damaligen Briefstellern endlich eine genaue Einteilung der Briefarten. In dem Briefsteller des Spaten werden folgende Arten, alle mit Beispielen in hoher, mittlerer und niederer Schreibart belegt, unterschieden: „Be-

---

[1]) De La Serre, Le secrétaire à la mode S. 43 ‘Il (le style) doit sentir sa négligence et ne diffère guère du language ordinaire.’ — [2]) Cap. IX, vgl. Cap. VI: ‘Nec in ordine quidem admodum laboro: qui optimus in Epistola, neglectus aut nullus. Ut in colloquiis incuriosum quiddam et incompositum amamus, ita hic.’ — [3]) Vgl. Teil I, S. 103. — [4]) In den Briefstellern des Spaten und Overheid's sind sie noch erörtert. — [5]) z. B. Wegweiser z. Teutschen Rede-Kunst S. 882. Gründl. Einleit. zu teutschen Briefen S. 188 ff. — [6]) Weise, Curiöse Gedanken S. 103. — [7]) Allzeitfertige Secretarius S. 133.

suchungs=, Benachrichtigungs=, Glückwunsch=, Trost=, Dank=, Anwerbungs= oder Freundschaftsschreiben, Anerbietungsschreiben (die aber meist, „wann schon kein Noht und Anliegen vorhanden“, nur bloß aus Ehrerbietung und Erhaltung der Freundschaft geschrieben werden), Einladungs=, Abschieds=, Lob=, Straf= oder Stachelschreiben, Scherz=, Bericht=, Überlegungs=, Vermahnungs= und Befehlsschreiben, Abmahnungs=, Verweis=, Entschuldigungs=, Bitt=, Unterredungs= und Mischschreiben“; also über zwanzig Briefarten. In ähnlicher, nur noch ärgerer Weise klassifizierten die galanten Briefschreiber am Ausgang dieser Periode.

Es bleibt nur noch übrig, einiges über die *herkömmlichen Formeln* und die *äußere Form* des Briefes zu bemerken. Unzweifelhaft geht in Bezug auf die traditionellen Formeln im siebzehnten Jahrhundert eine Änderung im Sinne größerer Freiheit und Beweglichkeit vor sich und zwar wesentlich unter französischem Einfluß. Überhaupt gewinnt der Brief gegen Ausgang dieser Periode mehr und mehr das Aussehen der heutigen Briefe.

Im sechzehnten Jahrhundert stand noch am Anfang jedes Briefes *der Gruß* oder eine Dienstversicherung. Schon 1679 sagt ein Briefsteller,[1]) daß dieser „alte teutsche Antritt“ „ietzo unter Stats= und Hofleuten gar abkommen“. Nur Fürsten und Herren setzen ihn noch im Kanzleiverkehr. So ist es in der That. Zu Anfang des Jahrhunderts schreiben wohl noch Freunde und Verwandte an einander: Meinen Gruß und Dienst[2]) meinen freundlichen Gruß oder brüderliche, kindliche Liebe zuvor. Der Vater des Lukas Friedrich Behaim schreibt regelmäßig: „Mein freundl. Gruß vnd alles Liebs vnd guets zuuoran.“ Briefe von Fremden an Lukas Friedrich Behaim beginnen 1630 und später noch wie früher mit „willigen oder geflissenen Diensten“. So erhält sich die Formel im gewöhnlichen Verkehr bis fast gegen die Mitte des Jahrhunderts.[3]) Vorher hatte

---

[1]) Der Allzeitfert. Secretarius. Von einem der Sekretariatkunst Ergebenen. S. 135. — [2]) z. B. Albrecht Behaim 2. Jan. 1609 an L. F. Behaim: „Mein freundwillige dienst vnd gruß zuvor.“ — [3]) G. F. Behaim bietet seiner Mutter Gruß 9. Jan. 1636; Joh. Sig. Behaim an L. F. Behaim 17. Juni 1641: „demselben sind meine willige dienst nechst freundlicher begrüßung ieder Zeit befor;“ 3./13. Febr. 1642 Philipp Hainhofer an L. F. Behaim: „demselben seyen meine von herzen geflißne trewwilligste dienste zu

man übrigens schon nicht selten solche Eingänge fortgelassen und sich mit der einfachen Anrede begnügt.[1]) Aber auch sonst verändern sich diese Eingänge gegen die früheren einfachen Grüße und Diensterbietungen unter dem Einfluß des höflichen Schwulstes sehr; daneben wurde dieser „Vorwunsch", wie ihn Harsdörffer nennt, in der mannigfaltigsten Weise variiert. „Mit wunschung eines guten Tags"[2]) oder eines „seligen guten Abends"[3]) oder eines „guten Morgens"[4]) begannen zum Beispiel häufig Briefe. — Als nun aber der französische Brief mehr und mehr Einfluß

allen zeiten berait durch alle gradus;" L. F. Behaim an den Oberst Thomas Baron du Blessel 13./23. Oktober 1643: „Euer Gnaden verbleiben meine zwar annoch vnbekante, doch vf alle begebenheit geflißne dienst bestem vermögen nach bevor". Vgl. auch Joh. Christ. Behaim 4./14. Juni 1645 an L. F. B.; G. F. Behaim 2. März 1642 an Hans Jakob. Lukas Friedrich selbst schreibt in der Regel dem Sohn: „Meinen frl. gruß und guten willen". Vgl. ferner Fr. Chr. Teublinger an L. F. B. 24. Nov. 1646. A. N. M. — Hedwig Behr an August von Braunschweig: E. F. G. ist mein diemutiges emsiges Gebet u. s. w. zuuor". v. Bohlen, Georg Behr S. 127. — Sehr viel beliebter wird übrigens die Form des Eingangs in dieser Weise: „Mit wünschung aller glückseligen zeit vnd wolfahrt (24. Nov. 1609 Christ. an L. F. Behaim) „Neben wünschung alles Guten". „Neben erbietung freundwilliger Dienste". Man konnte so mit dem Eingang den übrigen Text verbinden: „Nebest erbietung meines grueßes, auch offerirung meiner so wol schuldigen alß willigen dienste vnd officien gebe . . . zu vernehmen". (J. Bong an L. F. Behaim 6. Juli 1623.) Derartige beliebte Formeln sind: „Neben freundlicher Salutation", „Nebst kindlicher Begrüßung," „Nechst Vermeldung meines gebührenden Grußes", „Nach freundlicher anwünschung alles Guten", „Nechst bestendiger anerbietung (oder darbietung oder voranstellung) oder offerirung meiner beflißnen dienste", „Nechst versicherung meiner affection und Bereitwilligkeit", „Nechst entbietung meines dienstlichen grußes und versicherung aller Brüderlichen willfährigkeit". (G. F. Behaim an Hans Jakob B. 10. Juni 1645). „Nach Versicherung meiner pflichtschuldigen Dienste", „Nechst schuldiger oblation meiner bereitwilligsten dienste". Briefstellerredensarten sind: „In williger Bereitstellung meiner Schuldigkeit", „Nechst treuhertziger Anwünschung alles selbst verlangten Wolergehens", „Neben Verbleibung (!) meiner stets gehorsamen dienste".

[1]) z. B. Seb. Scheurl an L. F. Behaim 22. Mai 1621. Camerarius an Behaim 1./11. Jan. 1640 und öfter. — [2]) Jac. Imhoff an L. F. Behaim 11. Februar 1622. A. N. M. — [3]) Derselbe 27. Febr. 1622. Ebenso Albrecht Behaim 1627 ohne näheres Datum. A. N. M. — [4]) Krause, Erzschrein S. 153. „Ihr eccelenz wunnsch ich ein glückhseligen morgen und bern viel". (Thurn an Oxenstierna. Publ. a. d. Preuß. Staatsarch. Bd. 39, S. 3.)

gewann, schloß man sich ihm auch in der äußeren Form an. Der französische Brief begann in vernünftiger Weise, ebenso übrigens wie der italienische, gleich nach der kurzen Anrede mit dem eigentlichen Inhalt. Eine höfliche Versicherung erhielt er erst am Schluß. Das ahmte man denn auch in deutschen Briefen nach. Harsdörffer[1]) nennt den früheren Gruß schon „die alte Weise“ und meint: „Weil aber die gebürliche Dienst-erbietung und Empfehlung zu Ende angefüget wird, pflegt man solchen Eingang mehrmals auszulassen.“ So begnügte man sich — seit ungefähr 1670 ganz regelmäßig — im Anfang nur mit der Anrede, die vorher bald vor, bald hinter der Diensterbietung gestanden hatte,[2]) und nun, ebenfalls nach französischem Muster, getrennt über den Brief gesetzt wurde. Schon früher hatte man sie namentlich in Briefen an Höhergestellte über den Brief gesetzt,[3]) oft in schöner Frakturschrift. Jetzt enthalten die Briefsteller über dieses Abheben der Anrede Vorschriften. Man soll den Anfang des Briefes „etwas unter den Titel“ setzen, bei Gleichgestellten kann man allenfalls in derselben Reihe weiter schreiben. Verliebte können den Titel „billich etwas höher“ setzen.[4]) Der Spaten schilt auf die französische Sitte, daß einige „an vornehme Herren weit und etliche Fingerbreit von dem innern Titel ihren Brief anheben und dadurch ihre Demuht und Unwürdigkeit zu verstehen geben wollen, gestalt ich denn dergleichen Briefe gesehen, da unten kaum eine oder zwey Zeilen geschrieben gewesen.“[5]) In der That findet sich ein so großes Spatium häufig genug. — Über die ceremonielle Weitschweifigkeit und Langatmigkeit der Anrede ist schon oben gesprochen worden. Auch noch gegen Ausgang der Periode bediente man sich meist der umständlichsten Form der Anrede.[6])

---

[1]) a. a. O. I, S. 68. — [2]) Vgl. jedoch Butschky, Hoch-Deutsche Kanzelley Anführung. S. 88 f.: „So der, welcher sreibet, sich höher hält als den, dem er sreibet, wird bi Ehrerbitung williger Dienste zuerst, dann hernach die Ehrenwörter oder Titul gesäzt“. — [3]) z. B. L. F. Behaim an v. d. Knesebeck 6. Mai 1637. A. N. M. — [4]) Butschky a. a. O. S. 87. — [5]) a. a. O. II, S. 474. — [6]) An den Professor Helwig schreibt Alb. Elzow 1679 (Vitae Pom. IX, Greifsw. Un.-Bibl.): „WolEdler Vester und Hochgelehrter, insonders hochgeehrter Hr. Doctor, Schwägerlicher sehr wehrter Freund“; Joh. Bielke 14. Sept. 1681 an J. F. Mayer (Ms. Pom. fol. 230, Greifsw.

Freilich war daneben die kurze französische Anrede Monsieur sehr gebräuchlich, deren Kürze aber für die deutsche Form nicht nachgeahmt wurde.[1]) Höchstens verstieg man sich dazu, „werther Freund"[2]) oder „hochwerther Freund"[3]) zu sagen. Fürsten beehrten ihre Vertrauten meist mit einem kurzen „Lieber Schwerin" oder „Lieber Blumenthal"[4]) Im vertrautesten Verkehr verwarf man — allerdings selten genug — überhaupt die Formalien, also natürlich im Verkehr zwischen Mann und Frau.[5]) In pietistischen Kreisen brauchte man Anreden, wie z. B. ein Buchhändler Francke gegenüber, den er „Hertzlichgeliebter Herr Professor" anredete.[6]) Geistliche und überhaupt Theologen gebrauchten in der Anrede die Bezeichnung „Bruder"[7]) oder älteren und angesehenen Leuten gegenüber „Vater".[8])

Seit der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts pflegte

Un.-Bibl.): „HochEhrwürdiger Groß Achtbarer und Hochgelahrter, Insonders grgn. hochzuEhrender Herr, großer Patron und höch schätzbarster geneigter Freund und Gönner;" an die Frau v. Behaim 27. März 1704 Leonh. Duwaldt (A. N. M.): „HochEdelgebohrne Ehr- und Thugentreiche hochzu-Ehrente Frau"; der Med. Lic. Dietr. Chr. Scharff 7. Mai 1715 an Herrn Sußkindt. (A. N. M.): „HochEdler Vest und Hochgeehrter, Sonders Hochgeehrter Herr Schwager, Hochgeneigter Gönner und Patron". Anfang des 18. Jahrh. findet sich auch einfach: Hochgeehrter Herr N. N. z. B. Archiv f. Gesch. d. d. Buchh. IV, S. 227.

[1]) In den Briefen des Abrah. de Bra an L. F. Behaim 1644 und 1645 findet aber sich manchmal „Mein Herr!" z. B. 31. März 1645. A. N. M. — [2]) z. B. Publikat. a. d. Preuß. Staatsarch. Bd. 35, S. 144. — [3]) Häufig im Briefwechsel Joh. Fr. Mayers (Greifsw Un.-Bibl.). — [4]) Urkund. u. Aktenst. z. Gesch. d. Kurf. Friedr. Wilhelm, IX S. 824 ff.; VIII, S. 737; VI, S. 260; VIII, S. 185: „Lieber Monsieur Behre" v. Bohlen, Georg Behr S. 257 „Lieber der von Wallenstein" v. Hammer-Purgstall, Khlesls Leben Bd. II, Urk. Samml. S. 272. — [5]) Doch vgl. oben S. 59. Der (Halb?)-Bruder J. F. Mayers redet diesen an (20. Jan. 1707): Magnifice. Hochgeehrtester hertzallerliebster Hr. Bruder". Ms. Pom. fol. 231 (Greifsw. Un.-Bibl.). — [6]) Archiv f. Gesch. d. d. Buchh. I, S. 193. — [7]) „Vielgeliebter Bruder in Christo" Heinr. Müller aus Rostock an den Prof. Battus 26. Febr. 1665. Ms. Pom. fol. 220 (Greifsw. Un.-Bibl.). — [8]) Khlesl unterschreibt einen Brief an einem Propst, den er „sonders lieber Herr Sohn" nennt, „des Herrn guetter Vatter". v. Hammer-Purgstall a. a. O. III. Urk. S. 35 f. J. F. Mayer wird oft als „in dem Herrn Jesu hertzgeliebtester Herr Vater" angeredet. Vgl. auch die Briefe Franckes an Spener (Kramer, Beiträge.)

man sich also mit der Anrede allein zu Anfang des Briefes zu begnügen.[1]) Dagegen blieb der „alte teutsche Antritt“ bis zu Ende dieser Periode im Kanzleistil, in den offiziellen Briefen der Fürsten, Herren und Städte bestehen. Feierlich begannen dieselben nach alter Art: Unsern freundlichen Gruß und Dienst, oder unsern günstigen Willen, oder unsere Gnade und alles Gute zuvor, Unsern freundlichen Dienst und was wir Liebes und Gutes vermögen, zuvor. Ebenso erhalten sich zu Anfang des Briefes noch länger als die übrigen die frommen Wünsche und Anrufungen der Geistlichen und besonders Gläubigen. Diesen waren ja von Alters her fromme Grüße eigentümlich gewesen. „Gottes Segen oder Gnade und Freude in Christo“ pflegten sie dem Empfänger zu wünschen.[2]) Fast an die Mystiker erinnern aber diese frommen Wünsche in den Briefen der Pietisten, die wie jene darin etwas suchten. Oft begnügten sie sich nicht mit den hergebrachten Formeln, wie: „Gnade und großen Frieden

[1]) Ganz ausnahmsweise beginnt Andreas Kühn einen Brief an Mayer 1691 (Ms. Pom. fol. 231): „Voranfüglich meiner gebetsschuldigsten dienstbeflißenheit so wohl anwünschung aller vergnügender Erspriеßlichkeiten“ 2c. Einzelne gelehrte Herren setzten wohl auch ein „Salutem“ voran. Den letzten Rest des alten Grußes zeigen noch heute die Briefe der Studentenverbindungen, die mit den Worten „Unsern Gruß zuvor“ beginnen. — [2]) z. B. Christoph Seyfried (Caplan) 20. Sept. 1644 an L. F. Behaim: „Gottes segen, sampt zeitlicher vndt ewiger wolfahrt zuvor“. A. N. M. Sehr beliebt ist auch: Jesum! über den Brief zu setzen, vgl. z. B. die meisten Briefe Cramers oder Val. Albertis oder Rumpäus an J. F. Mayer. Ms. Pom. fol. 230/2 (Greifsw. Un.-Bibl.). Andere, z. B. Georg Heinr. Goetze an Mayer, schreiben Immanuel! an den Anfang, andere, z. B. der Pastor Petzelius an Battus (Ms. Pom. fol. 220), „Gott mit unß!“ Auch das alte „Gnade und Friede“ begegnet oft. Seltener ist die früher öfter gebrauchte Formel, „Mein Gebet zuvor“ — auch eine fromme Adlige, Hedwig Behr, gebraucht 1639 dieselbe. v. Bohlen, Georg Behr S. 129. — 1672 schreibt ein Pastor an den Prof. Tabbert (Ms. Pom. fol. 11 Greifsw. Un.-Bibl.): „Ew. HochEhrwürden wünsche vom Allerhöchsten Gott allen zu Seel und leib vergnüglichen Wohlstand nebst Darbietung meines gebeths u. s. w. ich anvor.“ Doch schreibt noch 16. Dezemb. 1705 Joh. Deutschmann an Mayer (Ms. Pom. fol. 240) „Euer Magnificenz habe nechst Darstellung meines andächtigen Theol. Gebeths dienstlich Danck zu sagen“. Lateinische Formeln der Art sind: Salutem in Christo, Cum Jesu omnia, Gratiam a Christo Immanuele servatore nostro, Gratiam et pacem, Laetitiam in Domino nostro.

durch die süße und wahre Erkenntniß des Sohnes Gottes!"[1]) die sie mannigfaltig variierten,[2]) oder ,Jesum', der da trug unsere Krankheit u. s. w.[3]): sondern sie erfanden solche, wie z. B. „Neuen Sieg durch neues Leiden"[4]), oder ergingen sich in umständlichen, frommen Redensarten nach Art der Mystiker. „Die überschwengliche Barmherzigkeit unsers holdseligen Jesu erfülle uns mit herzlichen Erbarmen, daß wir Gutes thun und nicht müde werden", so überschreibt das Fräulein von Wurm einen Brief an Francke.[5])

Nach der Anrede folgte in Briefen unter Verwandten und Freunden oft die Erkundigung nach dem Ergehen, die sich schon in den früheren Jahrhunderten ziemlich formelhaft gestaltet hatte.[6]) Meistens findet sie sich jetzt in einer Form, wie sie einmal Johann Siegismund Behaim gebraucht:[7]) „Wann der Herr Vetter sambt der Lieben fraw Basen . . . bey gutter gesundheit stehen solle, es vns ein Grosse freud zu hören sein; vnser beeder Gesundheut anlanget, stehen wir auch noch wohl bey gutter gesuntheit, Gott erhalte vns noch weider noch seinen Vetterlichen willen vnd wohlgefallen." An seine Schwägerin, Frau von Mayendorf, schreibt 1677 Christ. Ernst von Alvensleben:[8]) „Wann Sie noch bey guter Leibesdisposition und erträglichen contento verharren thete, würde ich mich hierüber

---

[1]) Kramer, Beitr. z. Gesch. A. H. Franckes S. 196. — [2]) Vgl. z. B. Ebenda S. 198, 199, 211, 225, 246 ff. Neue Beiträge S. 5. — [3]) Beitr. S. 203, 266. Neue Beitr. S. 12. — [4]) Beitr. S. 202. — [5]) Neue Beitr. S. 9. Übrigens waren derartige verschwommene Wünsche auch in dem klösterlichen Briefwechsel althergebracht. So schrieb 1609 Khlesl an die Priorin des Klosters zur Himmelpforte: „Ehrwürdige Frau. Jr wintsche Jch vnsers Haylandts hl. fünff wunden in die Aderlaß, die wollen Jr Seelen vnd Leybs gesundheit verleihen. Amen". v. Hammer-Purgstall a. a. O. II. Bd. Urk. S. 167. — [6]) Vgl. Teil I, S. 50, 140. — [7]) An L. F. Behaim 17. Juni 1641. A. N. M. — [8]) 29. August 1677. A. N. M. An die Landgräfin Sophie von Hessen schreibt Ernst Albrecht von Eberstein 1657 (Korrespondenz zwischen Landgraf Georg II. v. Hessen ꝛc. mit Ernst Albr. v. Eberstein S. 217): „Ewer Hochfürstliche Gnaden selbst erwünschendes hochfürstl. wohlergehen, undt alle gedeylichste prosperität in underthänigkeit zu vernehmen, solle mir nicht wenig erfreulich sein, Wie ich dan von hertzen wünsche, das Göttliche Allmacht, Sie darbey in gnaden langwührigst zu conservieren, undt alles, so zue dero höchsten vergnügung gereichen mag, vätterlichen zu verleihen, geruhen wolle."

hochlichen erfreuen. Mir und meiner Eheliebsten anlangend haben noch Gott dafür zu dancken.“ Später kleidet man den Wunsch guten Ergehens gewöhnlich in die Form, wenn gegenwärtiger Brief den Empfänger „bei allem selbst verlangten Wohlergehen oder in beliebter prosperité finden“, „bei gesundem wohlergehen antreffen“ oder ihm „bei allem vergnügten wohlseyn behändigt werden“ würde, so würde das „eine sonderbare Freude“ sein. Oder man schreibt, wie Joh. Biel 1681 an Joh. Fr. Mayer: „Daß dieses wenige Seine HochEhrw. benebst hertzallerliebsten angehörigen bey allen selbst ersinnl. wohlwesen sprechen anreden und biß ins späte Alter darbey erhalten wolle, wünsche ich von Herzen“.[1])

Hatte man einen eiligen geschäftlichen Brief zu schreiben, oder war man dem Empfänger unbekannt, so begann man öfter sofort mit dem Zweck des Schreibens. Dasselbe leitete man dann wohl durch Formeln, wie: „Dies an ihn beschieht der Ursach halben“, „Dieses wenige Schreiben geschieht so viel,“ „Dieses dient allein zu berichten“ ein. Aber auch in reinen Privatbriefen findet sich die Wendung. Karl Ludwig von der Pfalz beginnt häufig seine Briefe: „Dieses ist umb mich zu erkundigen“ oder ähnlich.[2])

Hatte man den Empfang eines Briefes zu bestätigen, so gebrauchte man, wie schon angeführt ist, höfliche Epitheta, redete von angenehmen Schreiben und dergleichen. Man ließ übrigens gern die Worte Brief oder Schreiben aus, und wie man „Gegenwärtiges“ oder „Dieses“ oder „Mein Letztes, Jüngstes“ schrieb, so nannte man den empfangenen Brief „Sein geehrtes“ oder auch nur das „Seinige“. Es wird auch Sitte, statt „Brief“ „diese Zeilen“, „ein paar Zeilen“, „kurze Zeilen“, zu setzen.[3])

Die innerhalb des Briefes gebrauchte Anrede und das Pronomen der Anrede wird aus den angeführten Beispielen schon genügend klar geworden sein. Durchgehends wurde der Empfänger nie direkt, sondern immer mit „der Herr“, der „Herr Vater“, „mein hochgeehrter Herr“ oder die „Frau Muhme“ angeredet. Man richtete gleichsam eine unterthänige Schranke auf,

[1]) 14. Sept. (Greifsw. Un.-Bibl.). — [2]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 167, S. 114. Vgl. S. 132, 141, 187, 214, 269. Vgl. auch S. 423. — [3]) Vgl. Ebenda S. 57, 331, 428. Publik. a. d. Preuß. Staatsarch. Bd. 37, S. 37, 156, 201.

indem man einzig und allein die unvertrauliche dritte Person des Singularis gebrauchte. „Sonsten weiß ich Ihme nichts zu schreiben", „Demselben berichte ich", „Dessen" oder „Sein Schreiben habe ich erhalten", „Ihr wünsche ich ewige Wohlfahrt", so schrieb man auch im nahen Verkehr. Es klingt unschön, wenn Hans von Khevenhüller seiner Frau schreibt: „erinnere ich Sie sovil in eill", oder „sey Sie freintlich gegrießt".[1]) Es mag gehen, wenn der Sohn schreibt: „der Herr Vater wolle mir berichten", aber fremd scheint es uns, wenn auch „die Frau Mutter" geschrieben wird. Zu Anfang des Jahrhunderts redet man noch die Mutter, z. B. Lukas Friedrich Behaim die seinige, mit „Ihr" an; das hört aber später auf. Mit Fremden verkehrte man nur durch „Herr", höchstens brauchte man „derselbe" oder „Er", letzteres Niederen gegenüber. „Mein hochgeehrter Herr hat mir geschrieben", „Meines geehrten Herrn Vetters Schreiben habe ich wohl eingenommen", heißt es dann, wenn man nicht vorzog, die Titel „Ew. Gnaden" u. s. w. zu gebrauchen.

Das früher allgemeine „Ihr" hört fast ganz auf. Fürsten nur reden wohl Vertraute, z. B. der Große Kurfürst Schwerin oder Friedrich von der Pfalz den Grafen Thurn also an.

Das „Du" ist fast ganz auf die Familie beschränkt. Die Eltern nennen die Kinder „Du", auch die Geschwister nennen sich so untereinander. Unter Liebenden kommt das „Du" in der Regel nicht vor, sondern wird durch „mein Engel" ꝛc. ersetzt.

Im übrigen werden niedere Leute von Hochstehenden, also z. B. der Jäger von dem Jägermeister, geduzt. Fürsten duzen oft ihre Hofbedienten und Räte; auch der Kaiser nennt die meisten seiner Unterthanen „Du".

Um die Wende des Jahrhunderts beginnt sich nun abermals ein Wechsel in der Anrede zu vollziehen. Der servile Zeitgeist mußte die Unterwürfigkeit und kriechende Höflichkeit noch weiter treiben. Der Angeredete wurde gleichsam zu einer Mehrheit. Man redete ihn mit der dritten Person des Pluralis an. In dieser Periode begegnet dieser Gebrauch noch ziemlich vereinzelt und wird erst mit Beginn des neuen Jahrhunderts häufiger. Die Briefe des Fräulein von Wurm an Francke

[1]) Zeitschr. f. deutsche Kulturg. II, S. 285.

freilich, die 1692 geschrieben sind, zeigen diese Form der Anrede schon durchweg.[1]) 1695 schreibt Georg Christ. Eilmar an J. F. Mayer:[2]) „Wie kan Ich, durch Ihre in Wittenberg genoßenen hohen Wohlthaten, als ich beständigst zu Ihren Füßen saß, überwunden, anders, als meine gehorsame Schuld, die ich aber in nichts, dann mit einem armen Vatter Unser abzustatten vermag, Ihnen lebenslang zu eröffnen"? In den briefstellerischen Arbeiten Weises und den frühesten Talanders findet sich die neue Anrede nicht, wohl aber in den späteren Schriften des letzteren.[3]) Dieser sagt einmal,[4]) der Hofstylus habe es „heut zu Tage also eingeführet, daß man wie im Reden also auch im Schreiben diejenigen Personen so man etwas höflich tractiren will, in Plurali anredet".

Am Schlusse des Briefes war bisher eine Empfehlung in Gottes Schutz oder eine erneute Dienstversicherung gebräuchlich gewesen. Jene wird allmählich seltener, diese in neue höfliche Formen gebracht. Die früher mit der Schlußempfehlung häufig verbundene naive Formel, daß man nichts mehr zu schreiben hat, begegnet auch noch, namentlich bei Frauen.[5]) „Mer nicht, als daß ich dem Herrn zu dienen willig", „Mehr nicht, alß daß ich euch Gott befehle", so werden noch hin und wieder Briefe geschlossen.[6]) Es kommt auch vor, daß einer schreibt: „Hiemit schließe, empfehle mich dem Herrn zu Gnaden".[7]) Und auch in modernen Briefen fehlt ja oft nicht die an sich überflüssige Bemerkung: „Nun will ich schließen".

---

[1]) Kramer, Neue Beitr. z. Gesch. A. H. Franckes. S. 5 ff. — [2]) Ms. Pom. fol. 230 (Greifsw. Un.=Bibl.). Die Briefe, die sonst diese Anrede haben, z. B. die von Kramer, Fecht, Günther, Lagerström an Mayer, stammen aus den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts. — [3]) Ebenso wird in den von Menantes übersetzten Briefen, Lettres choisies 2c. Hamburg 1704, die neue Anrede gebraucht. — [4]) Gründl. Einleit. z. t. Brief. S. 23. — [5]) z. B. Ztschr. d. hist. Ver. f. Niedersachs. 1879, S. 253. — [6]) z. B. Widmann Wigaleus 22. Juni 1630 an L. F. Behaim. Joh. Christ. Behaim an denselben 10./20. Juli 1645. A. N. M. G. Krause, Wolfgang Ratichius. S. 64. Bibl. d. litt. Ver. Bd. 167, S. 51. Vgl. auch Talander, Allzeitf. Briefst. III, S. 56, 58 in Beispielen für Kaufmannsbriefe. Noch 1703, 11. Februar, gebraucht G. Mascow in einem Brief an J. F. Mayer die Formel: „Für diesmahl nicht mehr dann 2c." Ms. Pom. fol. 231 (Greifsw. Un.=Bibl.). — [7]) Ähnlich Philipp Hainhofer 1617 Balt. Stud. II, 2, S. 170.

Die Empfehlung in Gottes Schutz ist zu Anfang des Jahrhunderts noch häufig, namentlich in den Briefen von nahen Verwandten. Man befahl „göttlichem Schutz und Schirm",[1] „in des Allerhöchsten protection",[2] „uns allerseits zu Gottes Gnaden und Obacht",[3] oder „Gottes väterlichem Schutz",[4] „dem starken Schutz Gottes",[5] oder gar „göttlicher obumbration".[6] In den Behaimschen Briefen um 1640 ist die Formel noch ganz allgemein, sie findet sich auch in den Briefstellern aus der Mitte des Jahrhunderts. In den Briefen Karl Ludwigs von der Pfalz finden sich noch die alten hübschen Formen: „Gott spare meinen schatz gesundt",[7] „Gott bewahr mein herzlieben schatz und alle die lieberchen"![8] Der Große Kurfürst schreibt in seinen vertrauten Briefen an Schwerin regelmäßig: „Hiemitt thu ich Euch Göttlicher bewahrung befellen".[9] Der fromme Hamburgische Bürgermeister Schulte schließt 1680 und später alle Briefe an seinen Sohn mit dieser Empfehlung in Gottes Schutz, und einzelne ähnliche Beispiele begegnen noch bis zu Ende des Jahrhunderts[10] und später. Daß die Theologen und andere fromme Leute die Formel noch lange beibehielten, ist natürlich.[11]

---

[1]) L. F. Behaim an seine Mutter 14. März 1605. — [2]) Albrecht an L. F. Behaim 13. Dezember 1607. — [3]) Jakob Imhoff an L. F. Behaim 11. Febr. 1622, Cornelio Le Grand an denselben 1. April 1626. — [4]) Camerarius an L. F. Behaim 23. Sept. 1645. — [5]) L. F. Behaim 13./23. Oktober 1643 an den Obersten Baron du Blessel. A. N. M. — [6]) Chr. E. v. Alvensleben an Frau v. Mayendorf. 29. Aug. 1677. A. N. M. — [7]) Bibl. d. litt. Vereins Bd. 167, S. 140. — [8]) Ebenda S. 209. Vgl. noch S. 218, 278, 283, 360, 429, 437, 445. — [9]) Urkunden und Aktenstücke z. Gesch. d. Kurf. Fr. Wilh., IX, S. 824 ff. — [10]) So schließen z. B. die Berichte des „Vogt zu Lohnerstatt", Leonhard Duwaldt, an Johann Fr. Behaim von Schwarzbach noch 1699 mit dieser Formel. A. N. M. Der Rat Klinkowström schließt seine Briefe an Mayer, der ja Theologe war, 1701 und später manchmal mit der „anwünschung göttlicher beschirmung", ebenso der Rat Jäger. (Ms. Pom. fol. 230 und 231 Greifsw. Un.-Bibl.) Ein Buchhändler braucht die Formel noch 1715. Archiv f. Gesch. d. d. Buchhandels IV, S. 234. — [11]) In dem Briefwechsel des lutherischen Theologen Joh. Fr. Mayers (Greifsw. Un.-Bibl.) finden sich dafür zahlreiche Beispiele aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Ebenso schließt am 8. Mai 1748 der Pastor Sprengel einen Brief an den Pastor Käuffelein „mit Anwunschung Göttlicher Gnade und beständigen Wolergehens". A. N. M. Die Briefe Franckes und Speners und anderer Pietisten, z. B. diejenigen des Frl. v. Wurm an Francke, schließen ebenfalls mit frommen Wünschen.

Im übrigen war dieselbe aber doch immer seltener geworden. Das französische Adieu, das von einzelnen Briefschreibern gegen Ausgang der Periode gebraucht wird,[1]) ist lediglich eine Übertragung des mündlichen Abschiedsgrußes. In den Briefen der Lise Lotte, die nur hin und wieder ein kurzes Adieu setzt, fehlt jene fromme Formel gänzlich. Ebenso liebt die deutsch-französische Höflichkeitssprache dieselbe nicht; die Briefsteller um 1700 beweisen das,[2]) indem sie „Insinuationen“ und „Komplimente“ am Schlusse empfehlen.

Schon im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert hatte häufig am Schluß nur die Dienstversicherung gestanden und das höfliche siebzehnte Jahrhundert bevorzugt diesen Brauch natürlich noch mehr. Oft war — namentlich Fremden gegenüber — mit der Empfehlung in Gottes Schutz eine höfliche Dienstversicherung verbunden. „Benebens demselben auch unterthänig zu beharrlichen gunsten, uns allerseits göttlicher Bewahrung befehle“, so werden zu Anfang des Jahrhunderts viele Briefe geschlossen.[3]) Häufiger aber stand auch um diese Zeit schon und allgemein später die Dienstversicherung oder die „Recomman-

[1]) Karl Ludwig von der Pfalz schreibt oft A dieu meist mit dem Zusatz jusqu'à revoir. Bibl. d. littt. Ver. Bd. 167, S. 17, 41, 49, 57, 65, 427. Vgl. auch S. 465. Es ist nur der Abschiedsgruß, den man mündlich gebrauchte. Ebenso bei Lise Lotte z. B. Bd. 88, S. 3, 8, 14, 189. Die vielen Briefe des Rats Jäger an J. F. Mayer (Ms. Pom. fol. 230) um die Wende des Jahrhunderts schließen oft mit 'adjeu'! Daß man die eigentliche Bedeutung des A Dieu nicht mehr empfand, geht z. B. aus den späteren Briefen Franckes an seine Frau hervor. Der eine schließt „Gott helfe weiter! Adieu!“ der andere „Gelobet sei Gott über alles, Adieu“ und so fort. Kramer, Neue Beiträge S. 51 ff. — [2]) Während z. B. in Talanders Allzeitfertigem Briefsteller, der in den neunziger Jahren erschien, die Empfehlung in göttliche Obhut öfter begegnet, fehlt sie in desselben Gründlicher Einleitung zu Teutschen Briefen, Jena 1710 fast gänzlich. — [3]) Ähnlich z. B. Jakob Imhoff an L. F. Behaim 11. Febr. 1622, Cornelio Le Grand an denselben 1. April 1626, L. F. Behaim an Baron du Blessel 13./23. Okt. 1643. An den Oberst seines Sohnes Hans Jakob schreibt 9./19. Dezember 1642 L. F. Behaim: „Also verbleibe ich diesen hohen favor vnd promotion vmb denselben vnd die Seinigen nach vermögen zu beschulden ieberzeit willig vnd geflissen, der Gnaden Gottes vnß allerseits ergebendt.“ A. N. M. Vgl. auch Friedr. Wilhelm Jugendjahre II, S. 5. Später schließt man wohl „mit dienstlicher recommendation und Empfehlung in göttliche Obhut“.

dation" oder das Schlußkompliment allein. „Hiermit recommendire ich Mich dem Herrn Vater vnd der Frau Mutter zu vätterlichen Gnaden", schließt 1646 Hans Jakob Behaim einen Brief an seine Eltern. „Ich recommendire mich und die meinigen gehorsambst", schreibt man an Höherstehende.[1]) Weitere höfliche Wendungen sind: „Ich werde vergnügt sein, wenn ich dero hoher Gewohnheit mich rühmen dürffte, worum beständigst angehe", „Ich empfehle mich zu beharrlichem Wohlwollen", „Inmittelst bitte ich mir zu denen bereits empfangenen Guten noch die neue Glückseligkeit aus, daß ich mich meines Patrons fernerer hohen Affection gewiß versichern darff". Neben solcher Selbstempfehlung in die Gunst des andern muß man seine „Observanz" ausdrücken: „Und hiemit submittire ich mich zu dero Befehlen," „Sollten wir capabel sein, gefällige Dienste zu erweisen, wollen wir uns herzlich freuen, so oft wir Gelegenheit dazu erblicken können." In der Regel war aber diese Dienstversicherung nach französischer Art mit der Unterschrift verbunden. „Die Franzosen", sagt der Spaten,[2]) „denen wir teutsche Affen so gerne nachahmen, haben eine weit andere Art, ihre Briefe zu schließen, in dem sie mehrmals die Unterschrift gleichsam darein bringen", also z. B.: „In allen diesen Verfolgungen ist mein größter Trost, daß er mir noch verstattet, mich zu halten vor seinen unwürdigen, doch auffrichtigen Diener N. N.". Diese Art wurde bald sehr beliebt. Schon Camerarius schreibt an Behaim:[3]) „Bin auch begierig, im werck bey allen vorgehenden occasionen zu erzeigen, daß ich seye und bleibe Meines Herren Vettern ganz dienstwilliger ꝛc." Später sind häufig Wendungen wie: „Ich bitte

---

[1]) Nehfeldt in Gandersheim an einen Oberhofmeister 19. März 1697. A. N. M. — [2]) a. a. O. II, S. 211. — [3]) 4./14. Mai 1640. Wallenstein schreibt immer ohne jede andere Schlußformel: Ich aber (und ich) verbleibe meines Herrn dienstwilliger u. s. w., wie überhaupt diese Form damals sehr üblich ist. Karl Ludwig von der Pfalz schreibt an Luise von Degenfeldt: „ich hab nichts mehr zu sagen, alß daß ich bin meiner herzliebsten signora beständig trew ergebener C. P." Bibl. d. litt. Ver. Bd. 167, S. 47. Louise an ihren Bruder „Vor dieses mahl mehres nicht, als daß ich bin wie alzeit des bruders getrewste schwester." Ebenda S. 51. Einfache Formen, wie „ich verbleibe, ich bin, inzwischen bitte zu glauben, daß ich bin desselben ganz bereitwilliger Freund", siehe auch im Vaterl. Archiv d. hist. V. f. Niedersachs. 1836, S. 339 ff.

im Übrigen vollkommen persuadirt zu sein, daß ich mit aller ersinnlichen estime und hochachtung beständig bin u. s. w.", „Ich verharre nechst gehorsamer Empfehlung oder mit ergebenster sincerité und amitié oder mit aller ersinnlichen application, mit ohnveränderter estime jederzeit, (oder womit verharre nechst wünschung eines gesegneten Tags) E. Hochw. ergebenster Diener", „Ich wünsche die occasion zu haben oder zu bezeugen, mit was estime und passion oder mit was integrité ich sei", „versichere beständig zu sein, verharre stets ohne reserve, wie ich denn in ersinnlichem aspecte lebenslang bin u. s. w.".[1]) Ebenfalls nach französischem Beispiel wurde es Sitte, hierbei noch einmal die Anrede zu wiederholen, also zu schreiben: „Womit ich die Ehre habe zu sein, Hochgeborner Freiherr, Ew. Hochfreiherrl. Gnaden unterthäniger Diener."

Hochgestellte brauchten am Schluß Niederen gegenüber natürlich nicht eine Dienst-, sondern eine Gunstversicherung, entweder nach alter Art: „Bleiben Euch alles Liebe und Gute zu erzeigen geneigt", „dabei wir Euch in Gnaden wohl gewogen sind", „verbleiben hieneben Euch mit gnädigem Willen allerwege wohl beigethan", oder nach neuer Art: „Verbleiben übrigens Euer wolaffectionirter, gnädiger Fürst N. N.".

Im vertrauten Verkehr werden natürlich auch andere, als die offiziellen oder höflichen oder frommen Formeln gesetzt. „Lebt alle wohl",[2]) „Leb wohl und vergiß unser nicht",[3]) sagt man oft. Karl Ludwig schließt einmal: „Gute nacht, mein engel".[4]) Lise Lotte schließt die Briefe an die Raugräfinnen meistens: „Seid versichert, daß ich Euch allezeit lieb behalten werde".

Vor der Schlußformel oder mit derselben verbunden stehen in Privatbriefen regelmäßig Grüße an den Empfänger und die Seinigen, an andere und von andern. In Familienbriefen wird zu Anfang des Jahrhunderts noch häufig das „Hausgesinde" mit gegrüßt,[5]) später beschränkt man sich auf die „lieben

[1]) Neben diesen, wirklichen Briefen entnommenen Ausdrücken vgl. noch die Zusammenstellungen derselben in den Briefstellern z. B. Talander, Handbuch auserl. Sendschr. S. 36 ff. Allzeitfert. Briefst. III, S. 465 ff. — [2]) L. F. Behaim an Magdalena Paumgartner März 1607. A. N. M. — [3]) Pfintzing an L. F. Behaim 6. Sept. 1613. A. N. M. — [4]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 167, S. 130. — [5]) z. B. L. F. Behaim an seine Mutter 14. März

Angehörigen." Die Grüße werden aus „dienstlichen und freundlichen" später „herzliche" oder an Fremde „ergebenste, höfliche". Fürsten lassen ihren gnädigen Gruß vermelden. Für die Grüße bedankt man sich und erwiedert dieselben. „Daß ganze Ehrlöblich Collegium am Stattgericht hab ich deinetwegen salutirt, welches dir hinwidrumb alles guts vnd sonderlich glückseelige widerkonfft wündschet", schreibt Sebastian Scheurl an L. F. Behaim.[1]) Später schreibt man z. B.: „Meine Frau Liebste bedankt sich zum schönsten vor dessen höflichen Gruß".

Die höfliche Zeit veränderte aber auch teilweise den Gruß. Höherstehende und auch andere Leute bat man nicht zu grüßen, sondern sich an dieselben zu rekommandieren (anfangs dienstlich zu befehlen),[2]) und ebenso bestellte man von andern diesen Wunsch an den Empfänger. So schreibt man: „Monsieur N. N. wollest mich zu beharrlicher affection zu recommendiren nicht unterlassen", „Bitte mich auch allen Bekannten neben meinen Diensten zu recommendiren", auch kurz: „An N. N. meine recommandation",[3]) oder man bestellt von andern: „Monsieur N. N. thut sich dem Herrn recommendiren," „Mein Sohn läßt sich dem Herrn Vetter dienstlich recommendiren", „Ew. HochEhrw. lässet sich Herr N. N. gehorsamst recommandiren", „Es recommandiren sich in Ihrer Magnificenz hohe gunst meine lieben Eltern". An ihren Sohn schreibt Luise von Degenfeldt:[4]) „Alle brüder und schwestern . . . recomandiren sich grossem bruder, der ihnen den weg zur dugend bahnen soll". Sehr höflich schreibt ein Fürst dem andern: „Mit dero zulaß bitte ich meine recommendation bey Ew. Ld. gemahlin unbeschwerdt abzulegen".[5]) Statt des Fremdausdrucks werden später die deutschen Worte: Empfehlung, empfehlen gebräuchlich.[6])

Den Gruß vertrat auch die höfliche Form des Hand-

1605 und öfter. A. N. M. Auch Fürsten vergessen die Diener nicht, vgl. Ledeburs Archiv XIII, S. 359, 362.

[1]) 22. Mai 1621. A. N. M. — [2]) Vgl. z. B. Zeitschr. f. deutsch. Kulturg. II, S. 283. — [3]) z. B. Bibl. d. litt. Ver. Bd. 167, S. 348. — [4]) Bibl. d. litt. Vereins Bd. 167, S. 278. — [5]) Ztschr. f. Preuß. Gesch. XIX, S. 157. — [6]) Die Nachschrift eines Briefes von Cramer an J. F. Mayer v. 24. Nov. 1711 lautet: „An der allervollkommensten Fr. K. Räthin eine gehorsahmste Empfehlung. Meine Frau läßet sich auch kindlich empfehlen."

kusses, immer nach französischem Vorbild. Khlesl bittet 1615 Hegenmüller, den Kaiser gehorsamst zu grüßen und ihm die Hände zu küssen;[1]) 1648 schreibt Paul Pfinzing in der Nachschrift eines Briefes:[2]) „Meiner hochgeehrten vnd vielgeliebten Fraw Muhmen wie auch dero hertzlieben Töchtern küsse ich mit frewndtfleisiger begrüssung in vnterthäniger demut die hände". Um diese Zeit ist der Ausdruck ganz allgemein.[3])

Eine andere höfliche Form des Grußes war die Bitte, jemandem sein Kompliment zu machen.[4]) Palthenius ferner schreibt in der Nachschrift eines Briefes an J. F. Mayer:[5]) „Ew. Magnificenz vergönnen Mir, daß ich mich dieses Platzes gebrauchen möge, dero gantzes Hauß meiner schuldigsten Ergebenheit zu versichern".

Küsse jemandem zu senden, war aber noch nicht Sitte, auch nicht unter Verliebten. Es begegnet indessen in den Briefen der Lise Lotte häufig der Ausdruck „ich ambrassire Euch" und auch die Bitte, andere in ihrem Namen zu ambrassiren. Karl Ludwig bittet einmal, seine Kinder „seinetwegen zu küssen".[6])

Nach der Schlußformel folgte früher und auch jetzt noch das Datum. Indessen war diese Stelle jetzt keineswegs mehr die Regel. Den Kaufleuten, die schon früher dasselbe zu Anfang des Briefes gesetzt hatten, folgten auch andere. Namentlich wenn man französisch schrieb, setzte man das Datum voran. Die deutschen Briefe französierter Leute, also zum Beispiel Karl Ludwigs von der Pfalz, Sophies von Hannover und Lise Lottes haben das Datum am Anfang. Um 1700 wird der Brauch noch häufiger. Aber es war nach der strengen Etikette und im offiziellen Verkehre nicht richtig. „In Cantzleyen ist solches nicht gewöhn-

---

[1]) v. Hammer-Purgstall a. a. O. III, Urk. S. 225. — [2]) An L. F. Behaim 25. Jan. 1648. A. N. M. — [3]) Vgl. Hyso an Hans Jakob Behaim 24. Jan. 1645. A. N. M. Wallenstein an seinem Schwiegervater 1625: „Mit diesen wenig Worten hab ich wollen meinem Herrn die Hand küssen." Österr. Gesch.-Quell. 2. Abt. Bd. 41, S. 307. Der Große Kurfürst an seinen Vater 1636. Jugendjahre II, S. 4. Ferner Krause, Ertzschrein S. 63. Publik. a. Preuß. Staatsarch. Bd. 26, S. 3. — [4]) Vgl. z. B. Bibl. d. litt. Ver. Bd. 88, S. 10, 17 ꝛc. Briefe von Christian Wolff 1719—1753 S. 5 u. 9. — [5]) 13. Mai 1699. Ms. Pom. fol. 232 (Greifsw. Un.-Bibl.). — [6]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 167, S. 134.

lich", sagt Harsdörffer,[1]) und ein späterer Briefsteller[2]) meint: „Dergleichen Freyheit man sich an einen, so vornehmer als wir sind, nicht wohl nehmen darff". Sehr häufig setzen auch dieselben Leute in Briefen an denselben Empfänger das Datum bald oben, bald unten.[3])

Die Form des Datums vereinfachte sich, indem man das Gegeben, das die offiziellen Schreiben noch beibehalten, und das Datum, das in Privatbriefen der ersten Hälfte des Jahrhunderts noch häufig begegnet, später ganz fortließ. Der neu eingeführte Kalender veranlaßte außerdem häufig eine doppelte Bezeichnung, z. B. 4./14. Mai, oder den Zusatz Stylo vetere oder Stylo novo oder „neuen Kalenders". Vorschrift der Briefetikette wurde es allmählich, das Datum vom übrigen Briefe zu trennen. Nach den Briefstellern aus der Mitte des Jahrhunderts soll es „auff eine Seite absonderlich gesäzt" werden, spätere schreiben die Stelle auf der linken Seite und das Maß des Abstands genau vor.[4])

Das Auslassen des Datums wird auch in Privatbriefen moniert.[5])

Bei dem Datum steht sehr oft „Eilends", „In Eil" oder „in großer Eil". Daß diese Worte aber keineswegs immer auf wirklich eilige Briefe deuten, sondern oft eine gewohnheitsmäßige oder affektierte Phrase sind, zeigt einerseits die große Häufigkeit derselben, andererseits der Umstand, daß man die Worte sogar unter lange, schwerfällige Kanzleischreiben oder unter ausführliche Hochzeitseinladungen[6]) setzte.

Die **Unterschrift** wurde, wie schon erwähnt, später in der Regel in Verbindung mit dem übrigen Text des Briefes gebracht. Die Zusätze zu dem Namen selbst zeigen im übrigen die servile Höflichkeit der Zeit. Man bezeichnet sich nicht nur wie früher als „dienstwillig", man unterschreibt sich auch als

---

[1]) a. a. O. I, 2, S. 7. — [2]) Talander, Gründl. Einleit. zu teutschen Briefen S. 237. — [3]) Vgl. z. B. Vaterl. Archiv. 1836, S. 338 ff. Bibl. d. litt. Ver. Bd. 167, S. 131, 408. Palthenius, Volkmar u. A. an J. F. Mayer. Ms. Pom. fol. 232. (Greifsw. Un.-Bibl.). — [4]) Talander, Gründl. Einl. S. 236. — [5]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 107, S. 165. — [6]) Pömer an L. F. Behaim 15. Juli 1612. A. N. M. Noch 1790 schrieben Einige unter alle Briefe „In Eil". vgl. Berlin. Briefst. f. d. gem. Leben. 5. Aufl. S. 73.

„gutwilliger und dienstbeflißner Vetter“[1]) oder als „jederzeit dienstbeflißner Schwager“, nennt sich „mehr als willig“, „unterdienstwillig“, „zu dienen schuldigst geflißen“, „unterthänig dienstgeflissen und allzeit bereitwillig“[2]) oder wenigstens „dienstwilligst“. Später zieht man das Substantivum vor und nennt sich Diener, „ergebenster“, sogar „dienstergebenster“, oder „gehorsamstergebenster“ Diener. Magnus Carl unterschreibt sich ohne den geringsten Anlaß in einem Briefe an L. F. Behaim „unwirdigster Diener“.[3]) Noch lieber nennt man sich „Knecht“,[4]) „gehorsamer Knecht“,[5]) keineswegs nur Fürsten und Herren gegenüber. Häufig verstärkt man noch die Versicherung der Ergebenheit durch den Zusatz: „ewig, so lange ich lebe, lebenslang, bis in den Tod“,[6]) oder man will „sterben und leben dessen unveränderter Freund und Diener“. An den Theologen Johann Friedrich Mayer schreibt ein Student: „Ich wünsche zu ersterben Ihro Hochwürden, Heiliger Mann Gottes! gantz unterthänigst-gehorsamster Knecht“.[7])

Im Familienverkehr unterschrieb man sich nach alter Art: „des Hern Vater gehorsamer Sohn“, „deine alzeit getreue Mutter“, „deine getreue Schwester“. Georg Friedrich Behaim unterschreibt sich 1643 allerdings geziert als „getreuer und wohl affectionirter Bruder“.

Theologen unterschreiben sich „Vorbitter und Diener“, „demüthiger und dienstwilliger Fürbitter zu Gott“, „dienst- und gebetwillig“, „gebets- und dienstbegierig“, „gebet- und dienstergeben“, „zu gebet und liebe willig“.

Fürsten und große Herren, die sich in offiziellen Schreiben,

---

[1]) Wolf Löffelholz an L. F. Behaim 2. März 1613. A. N. M. — [2]) Löffelholz an den Rat Schlick. Anz. f. Kunde deutsch. Vorzeit N. F. XXII, S. 376. — [3]) 15. Oktober 1646. — [4]) „gehorsambst ergebenster Knecht“ Rehfeldt an einen Oberhofmeister 29. Mai 1697. A. N. M. Auch Wallenstein nennt sich in Briefen an seinen Schwiegervater mitunter Knecht. Österr. Gesch.-Quell. 2. Abt. Bd. 41, S. 445. — [5]) z. B. Kortholt 20. Jan. 1700 an J. L. Mayer. Ähnlich Löscher an denselben 14. Dez. 1696. Ms. Pom. fol. 231 (Greifsw. Un.-Bibl.). — [6]) z. B. Bielke 10. April 1695 an Mayer. Ms. Pom. fol. 230 (Greifsw. Un.-Bibl.). — [7]) Fr. Opfergeld 2. Oktober 1696. Ms. Pom. fol. 231 (Greifsw. Un.-Bibl.). — [8]) Gottl. Lehmann an J. F. Mayer 12. Jan. 1702: „Ew. Hochwürdigen Magnificenz zu allem heiligen dienste und anderweitigen Ergebenheit gantz eigenster Diener.“ Ebenda.

wie früher, nicht unter-, sondern überschreiben,[1]) unterschreiben sich in Briefen an Unterthanen in der Regel „wohlaffectionirt". Die Unterschrift, die in verschiedenen Staffeln geschrieben wurde, wird immer tiefer unter den Brief gesetzt. Die Briefsteller verbreiten sich darüber ausführlich.

Hinter dem Brief, auch am Rande, stehen wie früher, nur viel häufiger, (oft sehr lange) Nachschriften, meistens mit P. S. überschrieben. Häufig beginnen diese, wie früher, mit „Auch",[2]) das oft ganz getrennt zugleich mit der Anrede überschrieben wurde. Hin und wieder schloß eine Nachschrift noch mit datum ut in litteris.

Der Gebrauch der „Zettel" wird immer seltener,[3]) sie sind meistens mit P. S. überschrieben, zuweilen mit Inserat.[4])

---

[1]) Auch Tilly überschreibt z. B. ein Schreiben an das bremische Domkapitel. Arch. d. Ver. f. Gesch. d. Herzogth. Bremen &c. III, S. 362. — [2]) z. B. 1626 Hammer-Purgstall, Khlesls Leben IV. Urk. S. 297. — 1630 Urk. u. Aktenstücke z. Gesch. d. Anhaltischen Lande hrsg. v. Krause I, S. 595. — 1632 Röckl, Quellenbeitr. z. Gesch. d. krieger. Thätigkeit Pappenheims, S. 76. — 1645 ff. Korrespondenz zw. Landgraf Georg v. Hessen und E. A. v. Eberstein S. 45, 51 und öfter. — 5. Mai 1645 Notar Herer an L. F. Behaim, 13./23. Mai 1645 Camerar. an denselben, 23. Febr. 1646 Anna Maria Göringer an denselben. A. N. M. — Hallwich, Wallensteins Ende I, S. 213; II, S. 76, 84, 309, 329, 364. — Publ. a. d. Preuß. Staatsarch. Bd. 35, S. 174. — Spahten, Sekretariatkunst III, S. 1081, 1097 f. — Schriften d. Ver. f. Gesch. Berlins I, 6, S. 168. — Urk. u. Akten z. Gesch. d. Gr. Kurf. I, S. 84; VI, S. 23; IX, S. 388. — 1681 Briefe Bürgermeisters Schulte S. 18. — 1693 Ztschr. f. Gesch. d. Oberrh. Bd. 16, S. 273. — Ztschr. d. histor. Vereins f. Niedersachsen 1879, S. 33. — 1695 Kramer, Beiträge S. 329. — 1705 Deutsches Museum hrsg. v. Bechstein II, S. 167, 171, 172, 174 &c. — 1706 Archiv f. Kunde österr. Gesch. Bd. 16, S. 29. — 1711 Ebenda S. 164. — 1716 Urkundl. Gesch. d. v. Eberstein 2. Ausgabe Bd. III, S. 400. Ein ganz spätes Beispiel siehe bei Rieger, Klinger i. d. Sturm- und Drangperiode S. 436. — [3]) Sie begegnen z. B. noch in den Briefen des Camerarius an L. F. Behaim. A. N. M. — Vgl. ferner Ztschr. f. deutsche Kulturg. II, S. 288. In Harsdörffers Briefsteller werden „Eingelegte Zettel", welche die Bitte, den betreffenden Brief andern zu zeigen, enthalten, einige Male erwähnt, z. B. I, 2, S. 49. [4]) Korrespondenz zw. Landgraf Georg II. v. Hessen und Eberstein S. 29, 31, 60. Noch 1716 „Gehorsamstes Inserat". Urk. Gesch. d. v. Eberstein 2. Ausgabe Bd. III, S. 400. Noch in Rabeners Satiren II, S. 83 wird ein „unterdienstliches Inserat" angeführt, das außerdem mit „Auch" beginnt.

Es mögen noch einige Bemerkungen über die sonstige Beschaffenheit der Briefe folgen.

Der Stoff, auf dem die Briefe geschrieben werden, das Papier, unterscheidet sich von dem früher üblichen durch immer größere Feinheit. Fürsten gebrauchen oft feines, goldgeränderteş Papier,[1]) ebenso auch Leute wie der Gesandte Camerarius. Auch der Rat Lagerström schreibt seine Briefe an Joh. Fr. Mayer auf goldgeränderten Quartbogen. Man legt Wert auf das Papier. „Ich schreibe so hesslich, weil mein papir nicht daugt", schreibt die Kurfürstin Sophie,[2]) „wan sie es besser haben, wolle sie mir doch gutt schwartz (?) papir schicken, dan hir ist es abscheüwlich". Man entschuldigt sich, wenn man schlechtes Papier gebraucht.[3])

Das Format des Briefpapiers war zunächst im siebzehnten Jahrhundert regelmäßig Folio. Auch nach 1700 begegnet in Privatbriefen — bei offiziellen blieb es bis heute — noch häufig dies Format. Aber dasselbe wurde doch schon frühe als unbequem und nicht handlich empfunden. Briefe in Quartformat finden sich immer häufiger,[4]) anfangs als Ausnahme, in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts und später aber beinahe als Regel. 1720 wundert sich Lise Lotte schon über die Größe des englischen Briefpapiers: „schir wie ein klein in-follio".[5]) Um 1700 gebrauchen übrigens oft dieselben Leute abwechselnd Folio und Quart.[6]) Hin und wieder findet sich auch ein dem modernen kleinen Briefpapier ähnliches Oktavformat,[7]) namentlich bei Billets.

---

[1]) Baltische Studien Bd. 28, S. 549. — [2]) Publ. a. d. Preuß. Staatsarch. Bd. 37, S. 178. — [3]) z. B. Bibl. d. litt. Ver. Bd. 167, S. 160. — [4]) In dem Behaimschen Briefwechsel z. B. Joh. Sig. Behaim 19. Juni 1641 an L. F. Behaim, G. E. Pömer 22. März 1645 an denselben, Joh. Perian an H. J. Behaim 26. Jan. 1645. Magnus Carl an L. F. Behaim 3. Sept. 1647. A. N. M. — [5]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 144, S. 300. — [6]) z. B. Joh. Bielke in Briefen an J. F. Mayer; Joh Fecht, Aug. Pfeiffer und zahlreiche andere an denselben. Ms. Pom. fol. 230—232 (Greifsw. Un.-Bibl.). Rehfeldt aus Gandersheim an einen Oberhofmeister 19. März 1697 Quart, 29. Mai an denselben Folio. A. N. M. — [7]) z. B. Joh. Perian 11. Juli 1644 an H. J. Behaim. A. N. M. Balth. Bebelius an J. F. Mayer 20. Juni 1679, 19. Aug. 1680, Erich Benzelius 1699 an denselben. L. F. Logau an denselben 22. Aug. 1693, andere nach 1700 noch öfter. Ms. Pom. fol. 230—232 (Greifsw. Un.-Bibl.).

Im allgemeinen war es aber respektvoller, ein größeres Format zu gebrauchen. Das kleinere deutet häufig auf vertraulicheren Verkehr. Einzelne Blätter zu beschreiben, was übrigens auch nach 1700 vorkam,[1]) wurde gegen Ausgang des Jahrhunderts, also in der Zeit, wo man die französischen Manieren überall befolgte, oft nicht als anständig angesehen. Le papier, sur lequel on écrit, doit estre double, sagt ein französisches, später übersetztes Büchlein, das über die Höflichkeit handelt.[2])

Die Art, den Brief zu beschreiben, verliert immer mehr die frühere Formlosigkeit. Die Anrede setzt man über den Brief, man macht Absätze, hält vom Rande des Papiers einen größeren Abstand. Um 1700 gilt bei einzelnen die Regel, auf die erste Seite nur einzelne Zeilen zu setzen, andere befolgen die französische Mode, die zweite Seite frei zu lassen und erst auf der dritten „auch fast in der Mitte", fortzufahren.[3]) Der Spaten bemerkt dazu:[4]) „Gleich wie aber bey Fürstlichen Höfen und Regierungen solche Sonderbarkeit nicht selten Ursach zum Lachen erwecket: Also wissen dergleichen neugierige vielleicht nicht, daß die Franzosen wegen ihres dünnen durchschlagenden Postpapiers, so sie gemeiniglich gebrauchen, die Beschreibung der andern Seite aus Noht unterlassen müssen". Die Briefetikette erfordert jetzt auch größere Sauberkeit und verbietet Korrekturen. Häufig macht man daher vorher ein Konzept, nicht allein bei Briefen an Hochstehende: auch Hans Jakob Behaim schreibt fast regelmäßig seine langen Briefe nach Hause erst in das Unreine. Unsauberkeiten erfordern wenigstens Entschuldigung. Lise Lotte, die freilich selbst öfter „brasse klacksen"[5]) macht, will jedoch nicht, daß die Verwandten deswegen den Brief abschreiben. „Den ich frag keinen haar darnach".[6]) Camerarius bittet einmal in der Nach-

[1]) z. B. ist der Brief Chr. F. Lämmels an Mayer 1709 nur auf einem Folioblatt geschrieben. — [2]) Nouveau traité de la civilité, Paris 1671, S. 155, als 'La Civilité moderne' übersetzt von Menantes. Hamburg 1705. — [3]) Vgl. z. B. einzelne Briefe von Cramer, Benzelius, Fabricius, Klinkowström, Olthoff, Volkmar an Joh. Fr. Mayer. Ms. Pom. fol. 230 bis 232 (Greifsw. Un.-Bibl.). Wird auf die zweite Seite, also zuletzt, noch beschrieben, so beschreibt man sie dann quer. — [4]) a. a. O. II, S. 474 f. — [5]) Bibl. d. litt. Ver. Bd. 144, S. 128. — [6]) Ebenda S. 23. Vgl. Bd. 107, S. 124.

schrift eines Briefes an Behaim[1]) wegen eines Siegellackfleckens um Entschuldigung: „Ignoscat, quaeso, maculo initio litterarum asperso. Ist geschehn, da ich eben and. Brieff zugesiegelt habe".

Die Schrift selbst erhält gegen Ausgang der Periode den modernen Charakter; einzelne schreiben zierlich und klein. Schlechte oder unleserliche Handschrift ist aber natürlich nicht selten.[2]) Hans Jakob Behaim wird vom Vater zu deutlicherer Schrift angehalten, da er seine Briefe nicht einmal durch die Brille lesen könne. Einzelne sehr hochstehende Leute, z. B. Pommersche Fürsten, schreiben sehr unbeholfen, man sieht die Ungewohntheit, mit der Feder umzugehen. Interessant ist die Handschrift der Frauen. Die steife, aufrechte, teilweise ungeschickte Schrift erhält sich bei ihnen noch lange. Die Kurfürstin Sophie hat noch eine sehr feste Handschrift. Nach 1700 geht die Schrift aber immer mehr in die feinere, liegende, moderne Frauenhandschrift über, die übrigens in den starken Grundzügen noch teilweise ihre Verwandtschaft mit der früheren erkennen läßt.

Die Faltung der Briefe erfolgte nach alter Weise. Offizielle Schreiben wurden groß gelegt. Der Spaten giebt darüber ausführliche Regeln. „Gemeiner Leute Schreiben", fährt er dann fort,[3]) „werden nach jedes Belieben gelegt", — in der Regel legte man sie viereckig zusammen, die Größe entsprach derjenigen unserer Briefcouverte, hin und wieder faltet man den Brief zu ganz kleinen Vierecken — „Höflinge und Frauenzimmer lernen von den Tellertücherbrechern täglich neue Arten der Zusammenlegung, in dem öfters der Brief eine Rose, dann ein Herz, dann einen Vogel oder andere Gestalt vorbildet.[4]) Wo unterschiedliche Briefe in einander zu legen sind, da muß das Papier dünn und geschmeidig, leicht und glatt seyn, auch immer einer größer als der ander gelegt werden. Gevatter-

---

[1]) 17. April 1642. — [2]) An den Prof. Battus schreibt Joach. Schröder 4. April 1665: „Ich habe von H. M. Luca Backmeistern vernommen, daß E. WolEhrw. in meinen leczsten Brieff wegen meiner vnleserlichen Hand sich nicht allerdings finden können, alß habe ich nun bey dieser gelegenheit die Hauptpunkt mundirt E. WolEhrw. zufertigen wollen." Ms. Pom. fol. 220 (Greifs. Un.-Bibl.). — [3]) a. a. O. II, S. 484. — [4]) Der Rat Jäger faltet seine Briefe an J. F. Mayer öfter in Dreiecksform.

und Hochzeitbriefe, auch Bittschreiben an Fürsten und Herren, haben die Gestalt der Fürstlichen Befehle."

Der gefaltete Brief wurde auch in dieser Zeit mit einem Band umschlossen; in der Regel wurde dasselbe durch den Brief, der zu diesem Zweck durchbohrt wurde, gezogen. Man bediente sich dabei jetzt oft seidener, farbiger Faden.[1]) Namentlich Liebesbriefe waren „mit Bändergen und bunter Seide bewunden".[2])

Um die Briefe wurden indessen wie früher öfter Umschläge, Couverte, gemacht. „Coperte," sagt der Spaten,[3]) „sind Umschläge über die Briefe, zu dem Ende erfunden, daß, wenn das rechte Schreiben ganz vollgeschrieben, also daß es den Titel und Überschrift nicht faßen kan, man darauf denselben schreibet, oder wenn die Briefe an gewiße bekante Leute zu bestellen, läßet man es unter ihren Copert und Umschlage fortgehen,[4]) welche denn hernach, wo nöthig, ein neues darüber machen und es ferner weiter befördern . . . Die Agenten, Befehligte und Unterhändler in großen Handelsstädten haben hierbey vielfältig ihren Schweiß".

Als Verschlußmittel diente teilweise auch im siebzehnten Jahrhundert noch das Wachs in verschiedenen Farben. Mit rotem Wachse siegelten die Hochstehenden, mit gelbem die Geringsten. Schwarz war die Farbe der Trauer. Allmählich kam aber der Siegellack auf.[5]) Der Spaten schreibt schon,[6]) daß man „sich itzo des so genannten Spanischen Lacks gebrauche". Die Farbe war hier in der Regel braunrot. Mit rotem Siegellack sind die Behaimschen Briefe meistens geschlossen. Die Art des Siegelns war nach Sitte der Zeit streng geregelt.[7]) Alle, „auch schlechte Leute", hatten ihr Siegel. Hans von Kheven-

[1]) Hellblau und gelb: Vaterl. Archiv d. hist. Ver. f. Niedersachs. 1836, S. 338. Grün: Susanne Behaim 27. Dez. 1645 an ihren Bruder Hans Jakob. Magnus Carl 3. Sept. 1647 an L. F. Behaim. Rot: Georg Fr. Behaim 1646 an Hans Jakob. A. N. M. — [2]) Weise, die drei Erznarren (Ausg. d. Neudrucke) S. 54. — [3]) a. a. O. III, S. 1098 f. — [4]) Vgl. z. B. Elias Schröckh an L. F. Behaim 5./15. Febr. 1625: „dato habe ich auch ein blose Coperte von E. V. enfangen mit eingeschlosnem brief pr. K." A. N. M. Kramer, Beiträge S. 457. — [5]) Vgl. Veredarius, das Buch von der Weltpost S. 18. — [6]) a. a. O. II, S. 493. — [7]) Einzelheiten siehe beim Spahten II, S. 493.

hiller schreibt einmal an seine Frau:[1]) „Mein Kindt verzeich mier, das ich nicht mit meinem petschaft verpecirdt hab, habß zu Velden vergessen“. Später versieht man die Petschafte auch schon mit Monogrammen.

Eine Sitte erwähnt noch Harsdörffer,[2]) daß nämlich „mehrmals an vertraute Freunde ein besiegelter und doch offner Brief (sub sigillo volante) der Meinung versendet wird, daß er solchen zuvor belesen, und alsdann mit einem Tröpflein Spanischen Waxes, so man unter das Siegel oder Petschafft tropffen lässet, zumachen oder besteiffen, und dann an gehörigen Ort überliefern soll“.

Die Adresse oder die „Oberschrift“, die man auf den geschlossenen Brief setzt, unterscheidet sich zunächst wenig von den früher üblichen. Die Bezeichnung des Empfängers steht in der Regel im Dativ, z. B.: „Der Erbaren und Tugentreichen Frauen Rosina Paulußz Behaimin meiner lieben Mutter“. Gegen Ausgang des Jahrhunderts ist diese Form die gewöhnliche. Zusätze, wie „zu handen“,[3]) — später sagt man „zu hochgeehrten Händen“[4]) — „zu behändigen“, „zu überantworten“,[5]) „dienstlich einzubringen“,[6]) „zu erbrechen“,[7]) sind ebenso selten wie die früher übliche Wendung: „Dieser Brief zukumbt dem N. N.“[8]) Ebenfalls nicht häufig ist die Form „An N. N.“, wird aber später gewöhnlich. Dem Namen mußten indessen sämtliche Titel und Ehrwörter beigefügt werden, die der Anrede im Text des Briefes konform sein mußten. Die Adresse wurde dadurch sehr

[1]) Ztschr. f. deutsche Kulturg. II, S. 279. — [2]) a. a. O. II, 4, S. 234. Ein Beispiel siehe Feder, comm. epist. Leibn. S. 452. — [3]) z. B. Elias Schröckh 1622 an L. F. Behaim, Graf von Buchheim an den Rat Agricola 5. Jan. 1646. A. N. M. — [4]) Joh. Fecht an J. F. Mayer 19. Dezember 1708. Ms. Pom fol. 230 (Greifsw. Un.-Bibl.). — [5]) Ztschr. f. deutsche Kulturg. II, S. 279. — [6]) Stadt Hallenberg an R. L. v. Dalwigk. 1635. Nach „Abschriften aus dem v. Dalwigk'schen Archive in Haus Campf“ (s. S. 207, Anm. 6). — [7]) Jakob Imhoff an L. F. Behaim 11. Febr. 1622. A. N. M. Vgl. Archiv f. Gesch. d. deutsch. Buchh. XIII, S. 111. — [8]) So schreibt 1622 L. F. Behaims Frau an ihn. A. N. M. Kitzmann an J. F. Mayer 28. Juli 1705: „Dieses komme zu treuen Händen des N. N. zur freundlichen entsieglung.“ Ms. Pom. fol. 231 (Greifsw. Un.-Bibl.). Noch 1738 30. Okt. Joh. Georg Schwalbe aus Batavia an seinen Vater: „Diese wenige Zeilen zu behändigen an meinen lieben Vater u. s. w.“ A. N. M.

umfangreich. Dazu kamen nun noch die regelmäßigen Zusätze, die das persönliche Verhältnis des Absenders zu dem Empfänger ausdrückten, also: „meiner lieben Mutter“, „meinem günstigen und freundlichen lieben Vettern“, „meinem hochgeehrten, insonders günstigen Herrn Schwager“, „meinem großgünstigen und geliebten Herrn, meinem besonders lieben Herrn und guten Freund“, „meinem hochgeehrten Herrn“, „meinem gnädig gebietenden Herrn“, „meinem hochgeneigten Patron“, „meinem mächtigen und werthen, meinem großen Patron“. Daneben begegnen noch Zusätze wie: „allerunterthänigst“ (an den König, der seinerseits „gnädiglich“ hinzufügen läßt), „unterdienstlich“ oder „gehorsamst“. Da waren die später üblichen französischen Adressen mit ihrer Kürze À Monsieur N. à N. allerdings vorzuziehen. Aber die einzige Untugend derselben, die Wiederholung des Monsieur, ahmte man in deutschen Adressen auch bald nach, schrieb Herrn Herrn N. N. und fügte den sonstigen Kram hinzu. Lateinische Briefe trugen meistens lateinische Adressen, mit Rücksicht auf die Beförderung aber auch solche in deutscher Sprache.[1]) Andererseits kommen wunderlicher Weise lateinische Adressen auf deutschen Briefen vor.[2])

Der Bestimmungsort wird zu Anfang des Jahrhunderts noch häufig links, später regelmäßig rechts gesetzt. Öfter wird ein Übergangsort angegeben, z. B. „über Insbruck gen Kispühel“. Links stehen Bemerkungen über die Schnelligkeit der Beförderung: cito, das öfter wiederholt wird,[3]) citissimo; über die Bezahlung oder Nichtbezahlung des Portos, also in der Regel: franco[4]) oder franco partout oder bis zur Stelle, — „ist sehr unhöflich,“ sagt Harsdörffer,[5]) „wann ich einen meiner Angelegenheit bemühe und ihm noch Unkosten mit meinen Briefen verursache“ — oder mit Einschränkung: franco bis Hamburg, bis Stettin. Auf eingeschlossene Briefe setzt man inclusa, per Einschluß, später par

---

[1]) Leibniz an J. F. Mayer 4. März 1699 (auf dem latein. Brief vom 23. März französ. Adresse). Ms. Pom. fol. 231 (Greifsw. Un.-Bibl.). — [2]) H. Müller 26. Febr. 1665 an Battus. Ms. Pom. fol. 220 (Greifsw. Un.-Bibl.). — [3]) z. B. Neue Mitt. a. d. Geb. hist.-antiquar. Forsch. III, 2, S. 104. Jahrb. d. Ver. f. meckl. Gesch. Bd. 40 S. 96. — [4]) Anfangs schrieb man z. B.: „Zalt porto vor alles“ (Cornelio Le Grand an L. F. Behaim April 1626 A. N. M.). — [5]) a. a. O. I, 2, S. 9.

Couvert, oft mit Zusätzen: „wird gebeten, citissime einzuliefern“. Die Beförderung durch Gelegenheit zeigen Bemerkungen an wie: „Per Amicum, durch einen Herrn und Freund, den Gott begleite“. Einer aus Batavia schreibt auf den Brief an seinen Vater in Kulmbach: „Durch einen guten freund, den Gott begleid zu waßer und zu Land“.[1])

Begleitet der Brief endlich eine Sendung, so steht links auf der Adresse „Mit einer Schachtel“, oder „nebst einem Paket“.

Schreibergewohnheit wird es gegen Ausgang des Jahrhunderts, die Adresse im Briefe selbst am Schluß desselben oder unten auf der ersten Seite noch einmal zu setzen.

[1]) Joh. Georg Schwalbe 30. Okt. 1738. A. N. M.

Viertes Buch.

Das achtzehnte Jahrhundert. Das Jahrhundert des Briefes.

Erstes Kapitel.

Natürlichkeit und Freiheit.

Weit wunderbarer als der Umschwung, der die neuen Zustände und die veränderten Gesinnungen in dem Deutschland des siebzehnten Jahrhunderts hervorbrachte, ist der Wandel, der sich schon vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in den Gemütern der Menschen vorbereitete. Jener Umschwung beruhte auf Einflüssen meist äußerer Natur, die sich genau bestimmen und beobachten ließen; für diese neue Wandlung fehlen aber ähnliche Anhaltspunkte durchaus. Es ist wie ein allmähliches Besinnen der Menschen auf sich selbst, ein langsames Wiederfinden der eigenen Natur. Den vorher allein betonten Äußerlichkeiten gegenüber wird mehr und mehr Wert auf das Innere gelegt. Das gleißnerische und unnatürliche Treiben weicht einem ernsten Streben nach Wahrheit und Natur.

„Die literarische Epoche, in der ich geboren bin," sagt Goethe,[1]) „entwickelte sich aus der vorhergehenden durch Widerspruch." Es war eine Reaktion, die notwendig eintreten mußte, wenn in der Nation überhaupt noch ein Funke von sittlichem Gefühl und geistiger Bildung war. Und der rapide Aufschwung, den die Litteratur, den das ganze geistige Leben im achtzehnten Jahrhundert nahm, zeigt, daß in dem deutschen Volke noch ge-

---

[1]) Dichtung und Wahrheit. VII. Buch.

waltige Kräfte schlummerten, die früher gewaltsam und durch äußere Einflüsse zurückgedrängt, nun geweckt, sich mächtig entfalteten. Der Träger der Bewegung, die sich langsam ausbreitete und sich nicht laut und wild ankündigte, war der Mittelstand, der sich nach langer Unterdrückung aufzuraffen und selbstständig zu denken und zu fühlen begann. Äußerlich nach wie vor abhängig, schuf sich das gebildete Bürgertum mehr und mehr eine eigene Welt, die bald auch die übrigen Klassen zu beeinflussen begann. Der Pietismus hatte tiefes, inneres Gefühlsleben geweckt, der Blick wurde dadurch unzweifelhaft gestärkt für die Nichtigkeit des bisherigen Treibens. Es erstarkte das sittliche Gefühl; das Moralische wurde bald ein Schlagwort des neuen Geistes. Der Sinn für das Einfache und Wahre wurde geweckt, man lernte die Etikette gering schätzen, man suchte bürgerlich-einfache Sitten zu verbreiten. Überall treten reformatorische Bestrebungen hervor. Die moralischen Wochenschriften wurden die Stätten der Kritik. Man fand plötzlich die reine deutsche Sprache, die unter dem Wust des Fremden ertötet zu sein schien, wieder schön und suchte sie aus sich herauszubilden. Man sah weiter ein, daß der Schwulst und die Komplimentierart unwahr und nicht die Sprache des wahren Gefühls seien und strebte nach schöner Einfachheit des Ausdrucks. Natürlichkeit war es, was man überall erstrebte, Natürlichkeit das Kampfwort aller edlen Geister.

Es ist noch nicht der Ruf nach Natur, wie ihn später Rousseau erhob. Das konnte noch nicht die Absicht der Bewegung sein, die ihren Ausgangs- und Mittelpunkt in der gesitteten und gebildeten Stadt an der Pleiße, dem Leipzig der Gottsched und Gellert, hatte. Eine gebildete Natürlichkeit war das Streben dieser Leute. Geschmack und Anstand und feine Bildung war dabei unerläßlich.

Ein wenig Spießbürgertum war noch vorhanden, die Moral trat überall in den Vordergrund; man wollte tugendhaft und verständig sein; man lachte noch nicht derb, man lächelte schalkhaft; man schlug noch nicht grob zu, man witzelte und spöttelte fein.

Aber doch war in den wenigen Jahrzehnten der Geist der

Nation ein unendlich besserer geworden, der Fortschritt, den man in so kurzer Zeit gemacht hatte, war ein ungeheurer.

Der neue Geist macht sich, wie alle Veränderungen des Volksgeistes, auch in den Briefen, die man damals schrieb, geltend. Eine neue gebildete und natürliche Sprache beginnt in ihnen zu herrschen.

Die Franzosen waren in ihren Briefen längst klassische Muster dieser „gebildeten Natürlichkeit“ gewesen, und auch theoretisch verfochten sie dieselbe. „Man hat die Briefe,“ schreibt Grimaret,[1]) „für Arbeiten des Geistes und der Eloquenz gehalten, hat ihnen wohlunterschiedene Theile gegeben wie einem oratorischen Diskurs und hat nicht bedacht, daß hier die Natur ganz enthüllt und entblößt von jedem fremden Zierrath erscheinen muß.“ Allmählich begann es auch in Deutschland anders zu werden. Die Bemerkung, die Leibniz einmal in Bezug auf die Gelehrten macht, daß man „annoch der Muttersprach und der Natur zu wenig zugeschrieben“ habe,[2]) gilt zwar ganz allgemein. Aber diese Bemerkung läßt doch erkennen, daß man den Fehler zu merken anfing. Und die Briefe Lise Lottes von Orleans zeigen schon, daß man auch in deutschen Briefen der Natürlichkeit der Franzosen den Rang ablaufen konnte.

Mit dem zweiten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts wird das Streben nach Natürlichkeit für die Entwickelung des deutschen Briefes überhaupt maßgebend. Wieder ist es eine Frauengestalt, deren Briefe zu Beginn dieser Epoche sich vor allen andern auszeichnen, die Jungfer Kulmus, die spätere Frau Gottsched. Im Jahre 1729 hatte Gottsched die sechzehnjährige,

---

[1]) Traité sur le commerce de lettres. Paris 1708. S. 4 f. Vgl. auch oben S. 219, Anm. 1. Ferner Grimaret S. 17: L'expression dans les lettres doit être vive, naturelle, nette et concise, sans qu'il y paroisse de travail. Richelet, les plus belles lettres françoises. 3. Ed. I, S. 164: 'Le stile epistolaire doit être simple et naturel, éloigné de toutes les grandes figures, dont les orateurs embellissent leurs Discours. Les Lettres ne veulent qu'une expression aisée et naive, mais sans bassesse . . . Il ne faut se servir dans les Lettres que de locutions, qui tiennent un milieu entre les basses et les hautes et qui soient d'usage parmi les gens d'esprit, parlant bien'. — [2]) Leibniz Werke (Ausg. v. Klopp) Erste Reihe Bd. VI, S. 200.

die ihn schon vor zwei Jahren durch ihre Gedichte zu einer entzückten poetischen Huldigung begeistert hatte, persönlich kennen gelernt. Nach seiner Abreise begann eine intime Korrespondenz zwischen den beiden, die fast sechs Jahre hindurch bis zu ihrer Verheiratung lebhaft geführt wurde. Das junge, hochgebildete Mädchen zeigt sich hier als eine vortreffliche Briefschreiberin. Gewohnt, französische Briefe zu schreiben und deutsche Briefe für „gemein“ zu halten, war sie durch Gottsched gleich zu Beginn ihres „lehrreichen“ Briefwechsels angehalten worden, in ihrer Muttersprache zu schreiben, denn „es sey unverantwortlich, in einer fremden Sprache besser als in seiner eigenen zu schreiben“.[1]) Der Magister Gottsched aber, der ihr so, verdienstlich genug, die deutsche Sprache aufzwang, wird bald staunend gesehen haben, daß die deutschen Briefe seiner Freundin nichts von der Ungeschicklichkeit zeigten, welche die Ungewohntheit mit sich bringt, daß sie vielmehr weit besser waren als seine eigenen. Die Briefe, die dann in späteren Jahren von der Frau Gottsched, z. B. an Frau von Runckel, geschrieben wurden, zeigen die Vorzüge dieser Jugendbriefe nur noch in höherem Grade.

Diese Vorzüge sind Natürlichkeit, aber verbunden mit einer vollkommenen, oft graziösen Stilgewandtheit, dazu eine ungemeine Reinheit und Korrektheit der Sprache. An Gottsched schreibt sie 1734:[2]) „Mein erzürnter Freund! Diesen Augenblick erhalte ich ein Schreiben von Ihnen, worüber ich ungemein bestürzt bin. Scherz und Ernst, Liebe und Kaltsinn finde ich darinnen so künstlich vermischt, daß ich nicht weis, was ich denken soll. Nichts als die unvermeidlichen Umstände, die mich länger, als ich wünsche, hier aufhalten, sind die Ursache Ihres Unwillens. Ich bin bereit, Ihnen alle Vortheile aufzuopfern, und nichts, es mag so wichtig seyn, als es will, soll mich abhalten, Ihr Verlangen buchstäblich zu erfüllen. Aber wie können Sie mein Herz so empfindlich angreifen, und es beschuldigen, daß ihm der Aufschub, den die Umstände erfordern, lieb wäre? Wie beleidigend wäre dieser Verdacht, wenn ich Ihren Eifer nicht für eine zärtliche Ungedult ansähe, die so schmeichelhaft für mich ist. Ist

[1]) Briefe der Frau L. A. V. Gottsched. Bd. I, S. 6 f. — [2]) a. a. O. Bd. I, S. 120 f.

es denn meine Schuld, daß das Schicksal gleich im Anfange unserer Bekanntschaft so viel Hindernisse ihrem Fortgange im Weg gelegt, zu deren Ueberwindung Zeit und viel, viel Gedult erfordert wurde? Verschonen Sie mich, bester Freund, mit dem Vorwurf des Kaltsinns, oder lehren Sie mich die Kunst, ihn mit Gelassenheit zu ertragen".

Es liegt in dieser Sprache etwas Neues, den bisherigen Briefen Fremdes, aus ihren Worten leuchtet ein neuer Geist, der Geist des litterarischen achtzehnten Jahrhunderts, hervor. Ihre Briefe haben weniger Ähnlichkeit mit den deutschen Briefen Lise Lottes, als mit den französischen der Sévigné. Die ungeschickte, aber bezaubernde Naivetät früherer Frauenbriefe ist bei ihr nicht ebenso vorhanden, auch nicht die behagliche, natürlich derbe, fließende Plauderkunst Lise Lottes. Den Vorzug der Natürlichkeit hat sie zwar wie jene, aber es ist die Natürlichkeit feinerer Bildung, der die Derbheit fremd ist. Sie schreibt nicht allein fließend, sie schreibt gewählt. Als Gottsched sie mahnt, nicht leichtgläubig jedem rauschenden Blatt Gehör zu geben, antwortet sie: „kein rauschendes Blatt hat mich zittern gemacht, es war ein recht gewaltiger Sturm, der meine ganze Seele erschütterte".[1]) „Der Abschied dieser sterbenden Mutter," schreibt sie nach dem Tode derselben,[2]) „wird sich nie aus meinem Gedächtniß verlieren. Noch jetzt fließen Zähren, gerechte Zähren, die ich ihrem Andenken weyhe." Bewunderungswürdig ist vor allem die Reinheit ihrer Sprache, die in grellem Gegensatze zu der früheren Schreibweise steht. „Sie stellten mir," schreibt sie 1731 an Gottsched, „die Mannigfaltigkeit des Ausdrucks und die männliche Schönheit meiner Muttersprache so lebhaft vor, daß ich sogleich den Entschluß faßte, mich mehr darinne zu üben, und ich fieng schon an gerne deutsch zu denken und zu schreiben". Frau Gottsched schrieb also vorsätzlich rein, bewogen durch den Einfluß des jungen Leipziger Magisters, der für die Verbesserung seiner Muttersprache rastlos bestrebt war.[3]) Andererseits wäre vielleicht ohne den pedantischen Einfluß ihres Mannes eine an-

---

[1]) P. Schlenther, Frau Gottsched und die bürgerliche Komödie. S. 18. — [2]) An Gottsched 5. Juni 1734. — [3]) Vgl. Koberstein, Gesch. d. d. Nationallitteratur. 5. Aufl. v. K. Bartsch. III. Bd., S. 176 ff.

dere Anlage der Frau Gottsched, eine unverkennbare Neigung zu feinem Humor, besser ausgebildet worden.

Die Briefe der Frau Gottsched ragen vor anderen außerordentlich hervor, aber sie bilden doch keine Ausnahme. Eine Besserung tritt überall merklich hervor, und um die Mitte des Jahrhunderts trat schon der Mann auf, der auch theoretisch die neue Art, deutsche Briefe zu schreiben, verfocht. Gellert, der schon 1742 „Gedanken von einem guten deutschen Briefe" geschrieben hatte, trat 1751 mit einer Sammlung wirklich geschriebener Briefe hervor, der er eine „praktische Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen" voran schickte. Kurz vor ihm hatte sich schon ein besserer Geist in den briefstellerischen Arbeiten bemerkbar gemacht. Freilich noch nicht in den Schriften Benjamin Neukirchs, dessen „Unterricht von deutschen Briefen" zwar Gottsched als allein wert bezeichnete, „in dieser Art der Wohlredenheit zum Muster zu dienen". Wohl aber in den auch von Gellert lobend erwähnten[1]) „Grundsätzen wohleingerichteter Briefe" von dem Rektor Stockhausen. Dieser spricht über die galante Briefstellerlitteratur das ganz richtige Urteil aus, „daß sie alle mehr den Geschmack verderben, als bessern und reinigen können, und daß man die Jugend nicht genug davor hüten könne, mit ihnen vertraut zu werden". Aber Stockhausens Buch reicht doch bei weitem nicht an die Bedeutung der Gellertschen Schrift heran.

Gellerts ausgesprochene Absicht war, „junge Leute, und insonderheit das Frauenzimmer zu einer natürlichen Schreibart zu ermuntern und Andern, wenn es möglich wäre, das Vorurteil zu benehmen, als ob unsre Sprache zu den Gedanken der Höflichkeit, des Wohlstandes, des Scherzes, und zu andern zarten Empfindungen nicht biegsam und geschmeidig genug sey". In der Abhandlung, die er einer Sammlung wirklich geschriebener Briefe voraussendet, tritt dieses Streben nach Natur überall deutlich hervor. Theoretischer Ausgangspunkt ist auch bei ihm, wie bei allen Vorgängern, die Auffassung des Briefes als Gespräch oder richtiger als „freye Nachahmung des guten Gesprächs". Die Briefsteller des siebzehnten Jahrhunderts hatten

[1]) Gellerts sämtliche Schriften IV. Teil, S. 41. Anm.

zwar auch diese Theorie nachgeplappert, aber gerade sie hatten den Gegensatz zwischen der geschriebenen und der gesprochenen Sprache nur noch schärfer gemacht. Bei Gellert ist die Theorie, ebenso wie bei den Franzosen,[1]) auch für die Praxis maßgebend, und das Prinzip wird zum erstenmale für die gesamte Entwickelung des deutschen Briefes wichtig. Die „Sprache des gemeinen Lebens“ ist also bestimmend, aber sie muß veredelt werden. „Wer Briefe schön schreiben will, muß nicht so wohl schreiben, wie ein jeder im gemeinen Leben reden, sondern wie eine Person im Umgange ohne Zwang sprechen würde, welche die Wohlredenheit völlig in ihrer Gewalt hätte, welche schön redete, ohne daß die Ausdrücke sich von den Ausdrücken Anderer so weit entfernten, daß der Unterschied dem Ohre gleich merklich würde.“

Die Aufstellung des Prinzips der gebildeten Natürlichkeit brachte es mit sich, daß Gellert einen Hauptteil seiner Aufgabe in der Bekämpfung der beliebten galanten Briefsteller[2]) sehen mußte. Er wendet sich namentlich gegen Neukirch,[3]) dessen galante Briefe damals noch allgemein als Muster angesehen wurden. Er setzt ausführlich die Verwerflichkeit dieser „unnatürlichen“ Schreiben in das rechte Licht, indem er zugleich das Wesen der Natürlichkeit zu begreifen sucht. Leichtigkeit ist hier wesentlich. Aber man wird „nicht bloß mit dem Leichten zufrieden seyn müssen, sondern immer noch nöthig haben, eine Wahl in denen Gedanken zu treffen, welche sich hieher am besten schicken, welche die Sache nicht allein am deutlichsten, sondern auch am feinsten, am kürzesten, am lebhaftesten ausdrücken können“. Folgerichtig wendet sich Gellert auch gegen die hergebrachte mühsame Einteilung, die künstliche Ordnung des Briefes. „Man überlasse sich der freywilligen Folge seiner Gedanken und setze sie nach einander hin, wie sie in uns entstehen: so wird der

---

[1]) Vgl. z. B. Richelet, Les plus belles lettres I Remarque I: ‘Lorsqu'on veut faire une Lettre, il faut bien se persuader qu'écrire et parler à un absent c'est la même chose’. — [2]) Diese litterarische Modegattung geißelte auch Lessing noch 1751. Schriften (Lachmann) III, S. 190. — [3]) Neben Benjamin war übrigens auch ein Johann Georg N. um 1730 ein beliebter Verfasser von Briefstellern.

Bau, die Einrichtung, oder die Form eines Briefes natürlich sein." Und später heißt es: „Man vergesse also die gewöhnlichen Künste der Briefsteller, wenn man natürliche Briefe schreiben will. Man bekümmere sich dafür um gute Briefe, man lese sie mit Aufmerksamkeit, mehr als einmal, und mache sich mit ihren Tugenden bekannt". Freilich ist Gellert in Verlegenheit in Bezug auf gute deutsche Briefe und muß auf französische Muster verweisen. Solche Muster sollen aber nur zur Bildung des Geschmacks dienen, nicht zur knechtischen Nachahmung. Wer Briefe schreibt, soll vielmehr „seinem eignen Naturelle" folgen. Gellert verkennt auch nicht, daß die Frauen natürlichere Briefe schreiben, als die Männer, er ist eigentlich der erste in Deutschland, der diese Thatsache recht würdigt.[1]) Er kommt sogar zu einem Satze, den die historische Entwickelung des deutschen Briefes recht eigentlich bestätigt: „Man kann bis zur Orthographie, bis zu den Unterscheidungszeichen in einer Rede unwissend seyn, und immer noch sehr schöne Briefe schreiben". — Auf Natürlichkeit dringt Gellert weiter namentlich für diejenigen Briefe, „in welchen ein gewisser Affect herrscht", Briefe, die bisher gemeinhin in der tollsten Sprache des Schwulstes abgefaßt wurden. Freilich beruhen viele dieser Briefe, wie z. B. die Kondolenzbriefe, recht wenig auf Wahrheit und Natur. „Überhaupt," bemerkt daher Gellert richtig, „läßt sich von keinen Briefen weniger hoffen, als von denen, die der Geist des Ceremoniels und der Mode eingeführt, und an gewisse betrübte oder freudige Fälle, oder an gewisse Tage, an Namens-, Geburts- und Neujahrstage gebunden hat". Die Komplimentbriefe — früher so beliebt — galten ihm schon wegen der Titel und des Höflichkeitskrams als „schwer und steif".

Gellert weiß sehr wohl, daß die Unnatürlichkeit der bisherigen Briefe auch ein Zeichen des Niedergangs überhaupt war. „Wie man auf den guten oder bösen Geschmack einer Nation aus den öffentlichen Lustbarkeiten, aus den Schauspielen schließt, die sie liebt: so schließt man vielleicht noch sicherer aus der Schreibart, die sie zu dieser oder jener Zeit in ihren Briefen

---

[1]) Doch vergl. auch Stockhausen, Grundsätze wohleingerichtet. Briefe. (5. Ausg.) S. 51.

liebt, auf ihre gezwungnen oder ungezwungnen, auf ihre guten oder ausschweifenden Sitten, und auf die pedantische oder vernünftige Art ihres Umgangs." So trieb ihn denn ein ethisches Motiv auch hier. Es bedeutete einen Fortschritt seines Volkes überhaupt, wenn es natürliche Briefe schrieb. Mit Recht galten sie ihm, wie uns, als ein Gradmesser der geistigen und sittlichen Bildung.

Als Gellert seine wahren und richtigen Grundsätze aussprach, waren dieselben praktisch schon durch einen Teil seines Volkes bethätigt worden. Frau Gottsched war damals schon eine reife Frau. Gellert selbst suchte, wie er seiner Abhandlung wirklich geschriebene Briefe beigab, überhaupt in seinen Briefen eine gute Schreibart zu gebrauchen.

Diese Briefe — als Vertrauter seines Volkes, als Schriftsteller der Nation hatte er, Luthern darin wohl vergleichbar, eine höchst umfangreiche Korrespondenz zu führen — sind alle leicht und natürlich geschrieben; seine etwas schwatzhafte Gesprächigkeit zeigt doch, daß er den Ausdruck vollkommen beherrscht, und überall bewahrt er eine gewisse gefällige Anmut. Im Vergleich zu der späteren Entwickelung zeigt seine Schreibart freilich mannigfache Mängel. Obgleich er ganz rein deutsch schreibt, steckt doch — darin hat der alte Voß recht[1]) — in seinem Stil etwas Französisches. Voß nennt Gellert „einen guten Schriftsteller für Zeiten, wo Gottsched alles war." Und seine weitere Charakteristik[2]) trifft sehr das Richtige: „Gellert schreibt leicht, aber nicht schön. Er nimmt von unsrer starken Sprache nur den kleinen Theil von Worten, die man gebraucht, ein französisches Buch (nicht zu übersezen) zu parafrasiren; nähert sich dem Ton der Gesellschaft, der durchaus nichts taugt, wo der Schriftsteller nicht eben das im Sinn hat, diesen, wie jede andre Sache aus der Natur um uns, nachzuahmen; nimt leicht zu fassende Gegenstände, und gießt dann sein ewiges unausstehliches Wassergeschwäz in solchem Überflusse darüber, daß die dumme Eitelkeit, die doch auch gern viel und schnell verstehn oder lesen will, vollkommen befriedigt wird." Auch uns erscheinen die langen und dabei oft recht leeren Briefe,[3]) welche die Kunst,

---

[1]) Briefe von Johann Heinrich Voß, hrsg. v. Abr. Voß I, S. 138. — [2]) Ebenda S. 185. — [3]) Vgl. z. B. Gellerts sämtl. Schriften IV. Teil, S. 124.

über nichts oder Unbedeutendes in zierlichen Worten viel zu reden, in ausgeprägtem Grade zeigen, die von frostigen Scherzen oder wichtigthuerischen moralischen Reflexionen, höflichen Galanterieen oder nichtigen Tändeleien voll sind, oft langweilig oder unschön. Auch Natürlichkeit ist nicht immer vorhanden. Wie affektiert klingt ein Glückwunsch an eine vornehme Braut:[1]) „Theuerstes Fräulein Braut, Welcher frohe Name, auf den ich so lange gewartet habe, und den ich nunmehro durch Ihre eigene gütige Versicherung berechtiget, getrost zum ersten Male, mit freudigem Herzen und mit Wünschen über Wünschen geben kann! Theuerste Braut, glückliche und beste Braut! ja Dank sey es Gott, daß Sie es sind, nach seiner weisen Regierung, nach dem Wunsche Ihrer würdigsten Mutter, nach der Aussage Ihres eigenen Herzens und nach dem Geständnisse aller Rechtschaffenen und warum kann ich nicht sagen, des ganzen Vaterlandes?" Man merkt ferner, trotz des Strebens nach Natürlichkeit, den Briefen die Mühe an. Er will nach dem Beispiele der Franzosen überall Zierlichkeit und Eleganz bewahren; bei manchen mochte er an die spätere Verbreitung denken und schrieb darum formell gut und korrekt. Aber man muß doch jeden nach seiner Zeit beurteilen. Gellert war entschieden der Schöpfer einer freien, reinen und natürlichen Schriftsprache, er brachte in dieselbe Feinheit und Leichtigkeit. Freilich bleibt er, der auf der Bildung des ehrbaren Mittelstandes basirt und nur für diesen schreibt, fern von Gedankentiefe und phantastischem Schwung, sein Ziel ist aber überall gesunde Natürlichkeit und heitere Unterhaltung.

Auch Gellert selbst mochte vieles in seinem Briefe geändert wünschen:[2]) aber im allgemeinen war er — und den Zeitumständen nach konnte er das — höchst stolz auf dieselben und sogar nicht frei von Eitelkeit. Wie er alles erzählt, was auf ihn ein günstiges Licht werfen kann, jede Schmeichelei anführt, jedes Lob breittritt, so ist er entzückt über das Lob, das seine Briefe ernteten. „O warum bin ich doch so berühmt!" klagt er einmal mit affektiertem Unmut über die Leute, die sich nach

---

[1]) Gellerts Briefe an Frl. v. Schönfeld S. 246 f. — [2]) Cramer, Chr. F. Gellerts Leben S. 71.

Korrespondenz mit ihm drängen.[1]) Freilich war solche Eitelkeit verzeihlich, wenn man die Bewunderung, die seine Briefe überall an Fürstenhöfen wie in Bürgershäusern erregten, und die begeisterten Lobsprüche, die ihm zu teil wurden, in Betracht zieht.

Gellert geistesverwandt und seiner Briefe wegen hier ebenfalls zu nennen ist Rabener. Dieser war überdies der eigentliche Urheber jener Gellertschen Reformschrift. Durch freundschaftliche Überredung hatte er Gellert, den er „zur Verbannung des ihm so verhaßten weitschweifigen Canzleystyls am fähigsten hielt", zuerst zu einer Auswahl aus Briefen an eine Freundin und zu einer Abfassung einer theoretischen Abhandlung und dann zur Veröffentlichung beider zu bewegen gewußt.[2]) Rabener hat ein entschiedenes Talent, lebhaft, anschaulich und unterhaltend zu schreiben. Er schildert gut und plaudert angenehm. Geschwätzig ist er wie Gellert, oft aber lebendiger. Indessen wird er oft läppisch, behält dabei doch aber ein eitles, selbstgefälliges Ansehen. Die Art solcher Briefe mag folgende Stelle[3]) veranschaulichen: „Den heutigen Tag habe ich bloß meinem Vergnügen gewidmet. Und welchem? Rathen Sie einmal. Dem königlichen Burgunder? Nein. Vielleicht besuche ich meine Mägdchen nach der Reihe? Das ließe sich eher hören, und doch müssen Sie besser rathen. Vielleicht bin ich Berufs wegen beschäfftigt, das Land zu drücken, und als ein allerunterthänigster, treugehorsamst pflichtschuldigster Steuerrevisor für meinen König einem armen Bauer aus seinem Kober den letzten Bissen Brodt zu reißen, den er für eine kranke Frau und sechs hungrige Kinder geborgt hatte? Ja mein Herr, das sollte wohl seyn; aber heute bin ich für dergleichen theure Pflicht zu menschenfreundlich. Sie errathen es also nicht? Ich muß es Ihnen wohl selbst entdecken. Quirinizo![4]) Ich schreibe heute an die halbe Welt, um gelesen und beantwortet zu werden. Ich habe heute an Cramern zween Boogen voll freundschaftliches Nichts geschrieben; nach Copenhagen, nach Hamburg, nach Braunschweig,

---

[1]) Briefe an Frl. v. Schönfeld S. 139. — [2]) Cramer, Gellerts Leben S. 68. — [3]) G. W. Rabeners Briefe hrsg. v. C. F. Weiße, S. 198 f. — [4]) „Den Cardinal Quirini nannte man wegen seines unermüdeten Eifers, Briefe zu schreiben, den Cardinalem epistolarem."

nach Dresden, nach Bernstadt in Schlesien habe ich nichts wichtiges geschrieben, und nun fange ich auch an, mit Ihnen zu plaudern. Ist dieser Tag nicht für mich ein vergnügter Tag?" Der Ausdruck „freundschaftliches Nichts" ist sehr bezeichnend; er paßt auf den Inhalt sehr vieler Briefe Rabeners, die oft nur eine einzige Tändelei sind, und dem Inhalt entspricht die breite und weitschweifige Sprache. Gleichwohl verdient gerade als Briefschreiber Rabener Lob.[1])

Gellert wie Rabener scheinen einen besonderen Stil in ihren Briefen zu kultivieren: aber in Wirklichkeit schreibt damals die Mehrzahl des gebildeten Publikums, das in dieser Zeit als solches entstand, ebenso, allerdings soweit es deutsch schrieb. Die Sprache ist rein und wird gewandt gehandhabt, man meidet den Schwulst, man sucht leicht, oft heiter zu schreiben oder aber sich moralisch zu geben, läßt aber niemals von einer gewissen Weitschweifigkeit und gesuchten Ausführlichkeit. Ein junger hypochondrischer Hauslehrer, der später berühmte Hamann, schreibt 1756 an seinen Vater:[2]) „Ihre Erinnerungen, liebster Vater, haben mich sehr aufgerichtet. Sie haben meine Hypochondrie gemerkt und erklären mir Ihre Gesinnungen auf eine Art, die mir zu einer großen Aufmunterung gereicht. Der Himmel behüte, daß ich die zärtlichen Sorgen meiner liebsten Eltern mit Undankbarkeit und Verdruß aufnehmen sollte. Alle Leidenschaften, die mit der Religion bestehen und durch das Christenthum eingeschränkt werden, können uns weder beschwerlich noch nachtheilig sein. Wie leicht können wir aber nicht durch diejenigen Triebe selbst verführt werden, welche die Natur uns vorzüglich geschenkt, und welche die Vernunft auf ihrer Seite haben! Ich stelle mir meine lieben Eltern bisweilen in einer Verlegenheit, in einer aufgebrachten Unruhe vor, mit der sie sich fragen: Wo bleibt denn unser Sohn? Was wird denn aus ihm? Wohin gehen seine Absichten? Straft der schlechte Fortgang sie nicht ihrer Eitelkeit? Ohne mir die Zeit lang werden zu lassen, wünschte ich bisweilen, alle diese Zweifel mit einer Nachricht beantworten

---

[1]) Das erteilt ihm auch Goethe, Dichtung und Wahrheit VII: „Einige seiner Briefe setzen ihm als Menschen und Schriftsteller den Kranz auf." — [2]) J. G. Hamanns Schriften und Briefe hrsg. v. Petri I, S. 61.

zu können, die meine liebsten Eltern zufrieden spräche: Hier ist das, was ich durch meine Geduld zu verdienen gewartet!" Es liegt in diesen Worten schon etwas von dem „Schweren", das er selbst in seinen späteren Briefen findet.[1]) Aber selbst eine so individuelle Natur bewegt sich doch ganz in dem Gellertschen Jargon.

Sehr viele wurden aber unmittelbar durch die Gellertsche Schreibart beeinflußt oder suchten sie direkt nachzuahmen. Wenn man sich erinnert, mit welcher Begeisterung und Verehrung seine Schriften von allen Volksschichten aufgenommen wurden, wie man sich um seine Briefe riß, wenn man ferner bedenkt, wieviel Wert Gellert auf die Ausbildung des Stils legte, wie berühmt sein „Praktikum" war,[2]) wird man solchen direkten Einfluß leicht zugestehen. Unter seinen Korrespondenten gab es viele, die durch den Briefwechsel ihre Schreibart verbessern wollten[3]) und seinem Muster überall nacheiferten. Die Lucius wurde als seine Korrespondentin eine Berühmtheit, hohe Herren wollten ihre Briefe lesen,[4]) die Prinzessin Christine interessierte sich für die Korrespondenz Gellerts mit ihr,[5]) ebenso wie für diejenige mit dem Fräulein von Schönfeld.[6]) Die Lucius wurde nun wieder, eben als von Gellert gelobt, um ihren Briefwechsel gebeten. Selbst junge Herren suchten zu diesem Zweck ihre Bekanntschaft.[7])

Die Gellertsche Schreibart, das heißt die Art, wie man nach Gellerts Muster und zu Gellerts Zeiten in weiten Kreisen schrieb, bedarf noch einer näheren Charakterisierung. Leichtigkeit

[1]) Ebenda S. 247. — [2]) Vgl. auch Gellerts Briefe an Frl. v. Schönfeld S. 22: „Ich hatte kurz vorher . . . verschiedene Briefe und Übersetzungen von jungen Herren durchgelesen und verbessert." — [3]) Vgl. z. B. Gellerts Briefe an Frl. v. Schönfeld S. 19: „wenn Sie bloß deswegen mit mir correspondiren wollen, um Ihre Schreibart zu verbessern: so sehe ich zu meinem Unglücke, daß unsere Correspondenz nicht lange dauern wird." Überhaupt suchte man damals mit guten Briefschreibern in Korrespondenz zu gelangen, vgl. Rabeners Briefe S. 117. — [4]) Gellerts Briefw. mit Dem. Lucius S. 277. Vgl. auch S. 147: „Blos der Ruf von der Ehre, die Sie mir erwiesen, hat mir eine Freundin geschenkt, die ich herzlich liebe, und der ich zur Vergeltung, daß sie sich dadurch so für mich hat einnehmen lassen, alle Ihre Briefe zeige." — [5]) Ebenda S. 243. — [6]) Dahlener Antiquarius I. G's. Briefe an Fräul. v. Schönfeld S. 212. — [7]) G's. Briefw. mit Dem. Lucius, S. 344.

und Natürlichkeit sind, wie erwähnt, ihre Hauptmerkmale. Damit hängt vor allen auch ein freierer Gebrauch oder sogar eine Vernachlässigung der hergebrachten Formen zusammen. Die französische Einfachheit und Freiheit hatte über den bombastischen Formelkram gesiegt. Der Brief zeigt nichts mehr von dem schematischen Formel- und Formenwesen, das früher unerläßlich war. Es bleibt nur und ist bis heute geblieben die Anrede zu Anfang und vor der Unterschrift in der Regel eine Schlußformel. Beide waren im höflich-konventionellen Verkehr, der natürlich fortbestand — später wird davon die Rede sein — allerdings noch oft umständlich und schematisch. Im freundschaftlichen Briefverkehr — und der interessiert uns jetzt vor allen — hingegen herrscht in dieser Beziehung Einfachheit und Freiheit. Sehr häufig fehlt auch Anrede oder Schlußformel. Die gewöhnliche Form der Anrede ist jetzt: „Mein lieber N. N., Lieber Freund, Theure Mutter"; man erinnere sich dabei der langatmigen und umständlichen Anreden früherer Zeit. Aber auch Fremden gegenüber ward jetzt öfter ein einfaches „Mein Herr" gebraucht. Ohne jede Einleitungsformel fängt man dann gleich den Brief an. Am Schluß steht in der Regel ein „Leben Sie wohl", später oft Adieu; zur Unterschrift, tritt irgend ein höfliches, freundschaftliches Beiwort, oft nur ein einfaches „Ihr"; häufig steht der Name allein. In der Zeit höchster Freundschaftsenthusiasterei liebt man allerdings am Schlusse, meist in Verbindung mit der Unterschrift, breite und exaltierte Versicherungen der Freundschaft. Fromme Gemüter, besonders Geistliche, setzen auch, wie noch heute, hin und wieder an den Schluß eine Empfehlung in Gottes Schutz. Die alte Auffassung des Briefes als Gespräch nun, die Gellert aufs neue und für die Folgezeit wirksam betont hatte, wurde auch allgemein für den Stil maßgebend. Statt schreiben an jemand sagt man häufig: „ich will mit Ihnen reden",[1] den Brief nennt man eine Unterredung[2]) oder einen schriftlichen Besuch;[3]) als ob er in Wirklichkeit von

[1]) z. B. Rabeners Briefe S. 274. — [2]) Briefwechsel zwischen Garve und Zollikofer S. 31. Forsters Briefw. mit Sömmering S. 268. Hippel an Scheffner (Hippels Werke XIII. Bd., S. 25.): „Ein Brief ist eine halbe Unterredung." — [3]) Diese Bezeichnung begegnet meistens später,

dem Freunde schiebe, schreibt Sulzer am Schlusse eines Briefes an Kleist:[1]) „Ich verlasse Sie, mein werthester Freund, unter tausend zärtlichen Wünschen". Es begegnet nun häufig und hängt zum Teil mit dieser Auffassung zusammen, daß man in Briefen hin und wieder vollständige Dialoge giebt, indem man Frage oder Antwort des andern supponiert, ein Umstand, der den Stil ungemein belebt. So schreibt die Demoiselle Lucius an Gellert:[2]) „Ich bin zu Hause und allein, ich habe wenig Bekanntschaft. — Ob man Sonntags sonst nichts thun kann, als arbeiten, oder in Gesellschaft gehen? Ob in Dresden keine Kirchen sind? Ob wir keine guten Bücher haben? — Ja, hochzuehrender Herr Professor, das wohl." Oder an einer anderen Stelle:[3]) „Ich will es Ihnen also immer sagen, daß ich Ihr Buch gleich in den ersten vierzehn Tagen gelesen habe. — Und seitdem nicht wieder? — Leider nein!" Diese Neigung findet sich bei sehr vielen Briefschreibern auch der späteren Zeit und ist für den dramatischen Zug der Zeit charakteristisch.[4]) Ebenso macht man den Brief dadurch lebhafter, daß man auch Gespräche mit andern wiedergiebt ohne einleitende oder verbindende Wen-

z. B. in einem Brief von Charlotte v. Schiller, (GoetheJahrbuch IV, S. 255.) Ferner: Zöppritz, aus F. H. Jacobis Nachlaß Bd. I, S. 134. Aus Baggesens Briefwechsel mit Reinhold und Jacobi II, S. 84. Doch vgl. schon Briefwechsel Gellerts mit Dem. Lucius S. 221. Die Lucius berichtet von einer Correspondentin: „Wenn sie meiner Anleitung nachgeht, so werden unsre Briefe ungezwungen und abwechselnd seyn, und uns ziemlich bequem die Stelle freundschaftlicher Besuche und Gespräche ersetzen."

[1]) Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Geßner S. 279. — [2]) Briefwechsel Gellerts mit Demoiselle Lucius, S. 9 f. — [3]) Ebenda S. 12. — [4]) Beispiele in Briefen von Gellert: Briefwechs. mit D. Lucius S. 50. Briefe an Frl. v. Schönfeld S. 1 ff. (Der Brief stellt gleichsam einen Besuch in der Krankenstube des Fräuleins dar). S. 86. Gellerts sämtl. Schriften IV. Teil, S. 113, 165, 215. Vgl. ferner G. Chr. Lichtenbergs Briefe hrsg. v. C. W. Lichtenberg Bd. I, S. 93 f. Briefe von Joh. Heinr. Voß Bd. I, S. 219. Goethe namentlich ist hier zu nennen. Seine ausgeprägte Neigung für den Dialog (vgl. Rieger, Klinger in d. Sturm- und Drangperiode S. 11) läßt sich auch in den Briefen spüren. Er macht vollständige Scenen daraus, z. B. Der junge Goethe Bd. I, S. 22 ff. Vgl. sonst noch den Brief Klingers und Millers an Kayser, in dem sich beide wie in einem Drama unterhalten. Rieger a. a. O., S. 375. Ferner Goethe-Jahrbuch Bd. II. S. 379 f.

dungen. „Meine Magd holt mich um 7 Uhr von Ihrem Schwager nach Hause. — Ist ein Brief da? — Ja!“ schreibt zum Beispiel Wieland.[1]) Unzweifelhaft macht solche Ausdrucksweise den Stil lebendig und natürlich.

Neben diesen Vorzügen darf man die Mängel, eine gesuchte, wichtigthuerische Weitschweifigkeit und eine gezierte, affektierte Art zu denken und zu reden, nicht außer acht lassen. So schreibt Rabener z. B. an einen Freund am 19. Oktober 1754:[2]) „Denken Sie etwan, mein Herr, daß ich itzt auf Ihren Brief vom 12ten Jenner antworten wolle? Denken Sie das nur nicht. Wir sind beyde nicht gewohnt, uns so zu übereilen. Auf den 12ten Jenner 1755 ist es immer noch Zeit genug; da bleiben wir fein bey unsrer alten Ordnung. Nicht wahr lieber Freund, also antworte ich Ihnen nicht: aber zanken will ich mich mit Ihnen. So? Ja, ja, im ganzen Ernste! Nehmen Sie nur Ihre Mütze ab; denn ich will Sie erbärmlich ausschelten. Ein so wichtiges Amt zu bekommen, und mir nicht ein Wort davon zu melden! Ganz von ohngefähr habe ich es in Leipzig erfahren. Ist das erlaubt? O über die Nachläßigkeit! Den Augenblick setzen Sie sich hin, und schreiben mir alles, wie es mit Ihrer Veränderung zugegangen? wie Sie Sich befinden? wie Sie Sich befinden wollen? Alles schreiben Sie mir, und alsdann will ich Ihnen auf zween Briefe recht weitläuftig antworten. — Was machen Sie mir für eine trotzige Miene? Im Ernste? Wollen Sie nicht schreiben? Gut, schreiben Sie mir nicht!“ Das ist der geschwätzige Scherz, wie man ihn damals bewunderte; selbstgefällig und affektiert erscheint er uns. Ist weiter der Ausdruck der Gefühle und Gemütsbewegungen selten ein warmer und unmittelbarer, so wird wahre Natürlichkeit damals überhaupt durch das Streben, möglichst gut zu schreiben, beeinträchtigt. Später wird geschildert werden, wieviel Wert die damalige Zeit auf gutgeschriebene Briefe legte; kein Wunder daher, daß hinter der Korrektheit und Glätte der Form oft die Furcht vor der Kritik steckte und das Würdevolle und Anständige dem Wahren und Natürlichen vorgezogen wurde.

---

[1]) Briefe an Sophie von La Roche. Hrsg. v. Horn S. 57. Vgl. auch Rabeners Briefe S. 106. Ungedruckte Jugendbriefe des Wandsbecker Boten hrsg. v. Redlich S. 9 f. — [2]) Rabeners Briefe S. 240 f.

Freilich lassen sich auch schon in der Gellertschen Epoche die Keime der späteren empfindsamen Briefe, in denen jedem Gefühl unaufhaltsam Ausdruck gegeben wird, erkennen. Tiefere Empfindung bringt Worte hervor, schwungreich und poetisch, anders als man sie bei Gellert und Rabener liest. Der junge Dichter des Messias ist es, der auch in seinen Briefen, so sehr sie sonst den übrigen ähnlich sind, so zu schreiben weiß. An Schlegel schreibt Klopstock 1748:[1]) „Ihr redlicher Vater ist gestorben. Weinen Sie immer, mein liebster Freund, weinen Sie immer, wie ich um die Mitternacht weine. Sie zu trösten, wäre mir zu ungestüme Freundschaft. Ich habe auch einen rechtschaffenen Vater, der tugendhaft und glücklich war. Er wurde unglücklich, aber er blieb tugendhaft. Vielleicht wird er auch unglücklich sterben. Doch wie kann ich ihn unglücklich nennen? Mich überfällt ein Schauer, daß ich dieses gesagt habe. Wie ehrwürdig und heilig ist eine Seele, die leidet und groß bleibt. Lassen Sie uns die Glückseeligkeit mit einer andern Wage wägen. Die volle Schale der scheinbaren Glückseeligen steige zur Hölle und die Schale derer, die edel sind und leiden, gen Himmel! Dies singen Sie einmal, mein Freund, wenn Sie sich wieder ermannt haben, der Welt; und die Welt erzittere, wenn sie hört den Klang der goldnen Wage und das Niederstürzen der vollen Schale, und die furchtbare Leyer. Ich bin auf einmal poetisch geworden. Vielleicht sind aber diese Gedanken so erhaben und so wahr, daß man sie entehren würde, wenn man sie unpoetisch sagte."

Aber auch in diesen Worten steckt viel des Gesuchten. Erst einige Jahrzehnte später schafft das mächtigere Gefühlsleben sich unmittelbaren Ausdruck.

Man könnte glauben, daß jenes vor allem aufs Moralische gerichtete Empfindungsleben der Gellertschen Richtung, das ewige Reden von Tugend und Vortrefflichkeit, die Hauptschuld an der gesuchten Schreibart trägt. Aber man findet auch bei den Leuten, die damals eine leichtere und eine leichtsinnigere Lebens-

---

[1]) Briefe von und an Klopstock hrsg. v. Lappenberg S. 10 f. Vgl. namentlich auch den empfindsamen Brief an Fräulein Schmidt. Ebenda S. 95 ff.

auffassung besitzen, nicht geringere Affektiertheit. So philisterhaft die Anakreontiker vom Wein und von den Mädchen singen, so gezwungen und eingebildet ihr Leichtsinn aussieht, so affektiert klingt auch die Sprache ihrer Briefe, wenn sie — und wann thäten sie das nicht! — ihren scherzhaft-leichten oder zärtlich-überschwenglichen Ton anschlagen. Da ist vor allem Gleim. An Ebert schreibt er einmal:[1]) „Mit einem recht süßen Schreiben erfreuten Sie mich, und ich blieb die Antwort schuldig. Welch Verbrechen! einem Ebert die Antwort schuldig! Ich schwör es Ihnen, mein Liebster, aus Blödigkeit, aus keiner andern Ursach; einen gar feinen hübschen Brief wollt ich meinem Ebert schreiben.“

In einem Briefe an Kleist[2]) lobt er den Herrn von Hardenberg als guten Poeten. „Er hat mir den Anfang einer Tragödie gelesen, die er gemacht hat, und der einen Poeten ankündigt, der es den Gottscheden bei weiten zuvor thun könnte, aber eine allerliebste Frau, ach! eine allerliebste Frau hindert ihn am Umgang mit den Musen und ist zu eyfersüchtig darauf. Ich habe mir in ihr ihre Wilhelmine vorgestellt. Sie kann auch in der That nicht vollkommener gewesen seyn; sie denken wohl ich bin verliebt, und ich bin es wahrhaftig, und wer muß in eine so schöne Dame nicht verliebt sein? Die feurigsten Augen, die gesundeste Farbe, die sauberste Haut, der schönste Busen und die natürlichste Freundlichkeit, welchen Unempfindlichen sol dies alles an einer so anakreontischen Schönheit nicht reitzen? Ja ich hörte auf spröde zu seyn, wenn sich noch ein solches Mädchen fände.“ Man konnte in der That von „süßlichen Brieflein“ dieser Leute — so bezeichnet Bürger ein Schreiben Klamer Schmidts[3]) — reden.

Ein besonderes Vergnügen dieser Anakreontiker war, in einem antik-mythologischen Jargon, mit dem sie sich schon in ihren Gedichten lächerlich machten, auch in ihren Briefen zu reden. Die Karschin nennt sich „Sappho“,[4]) ihren Freund Sulzer wieder unsern „Horaz“[5]) und Gleim „Bruder in Apoll.“[6]) Thyrsis, Damöt[7]) und andere griechische Namen oder griechische

[1]) Westermanns illustr. Monatshefte Bd. 2, S. 567. — [2]) Pröhle, Lessing, Wieland, Heinse S. 186. — [3]) Briefe von und an Bürger Bd. I, S. 169. — [4]) Vgl. z. B. Ztschr. f. Preuß. Gesch. und Landesk. 12. Jahrg. S. 645. — [5]) Ebenda S. 646. — [6]) Ebenda S. 643. — [7]) Ebenda S. 677.

Bezeichnungen[1]) begegnen häufig. Doch sei dies nur als vorübergehende Erscheinung erwähnt.

Einen ähnlichen Stil wie dieser zärtliche Freundeskreis schrieb auch Wieland in seiner Jugend. Er schreibt als Jüngling seiner Mutter über seine Geliebte:[2]) „Die Verse von meiner Geliebten sind unvergleichlich, und ihre Gedanken und Empfindungen zu erhaben zärtlich und englisch, daß ich ganz durchdrungen von Vergnügen und Hochachtung bin. O Himmel, ich soll aufhören können, eine so anbetungswürdige Person zu lieben? Wäre ich wohl der Wirklichkeit mehr werth, wenn ich es thun könnte?"

Im Gegensatz zu dem affektierten Treiben dieser Leute steht endlich derjenige Teil der Briefschreiber, der einem manierierten und übertriebenen Gefühlsausdruck eher nüchterne und verständige Redeweise vorzieht, dabei zugleich die Gellertsche Redseligkeit vermeidet. Lessing mag diese uns repräsentieren. Schon als ganz junger Mensch, lange vor dem Erscheinen der Gellertschen Abhandlung, schrieb er einmal seiner Schwester:[3]) „Ich kann nicht einsehn, wie dieses beysammen stehn kann: ein vernünfftiger Mensch zu sein; vernünftig reden können, und gleichwohl nicht wissen, wie man einen Brieff auffsetzen soll. Schreibe, wie du redest, so schreibest du schön." Lessing hielt sich gleich frei von der verflossenen Höflichkeitsmanier — der „Komplimententon"[4]) ist ihm immer zuwider gewesen — wie von der behaglichen Gellertschen Schreibweise. Es war ihm unmöglich, plaudern zu können, wie die Franzosen; und er hat endlich auch kein Pathos. Feind jedem Überflüssigen wie Überschwenglichen, schreibt er einen kurzen, einfachen und schlichten Stil.

Will man indessen die Briefe dieser Zeit um 1750 richtig und vollständig charakterisieren, so muß vor allem auch der Frauen als Briefschreiberinnen eingehend Erwähnung geschehen. Das Talent der Frauen zum natürlichen Brief hatte Gellert schon in seiner Abhandlung betont. Er hatte Gelegenheit, das-

[1]) Vgl. Laube Vorrede zu W. Heinse's sämtlichen Schriften Bd. I, S. XXIX. „Die Briefe enthalten zwei Drittheile Charitinnen, Musen, Aristippe, Hippia's." — [2]) Wielands Briefe an Sophie v. La Roche S. 2. — [3]) Werke (Hempelsche Ausgabe) Bd. XX, 1, S. 3. — [4]) Briefw. zwischen Lessing und seiner Frau, herausg. v. Schöne S. 3.

selbe öfter zu erkennen. Seine beiden bekannten Korrespondentinnen, das Fräulein von Schönfeld und die Demoiselle Lucius, veranlassen ihn häufig zu Lobsprüchen. Als ihm die letztere gelinde Vorwürfe macht, daß er einen ihrer Briefe in seinem Kolleg vorgelesen habe, antwortet er:[1]) „Es ist stets mein Grundsatz gewesen, daß die Frauenzimmer, die gut schreiben, uns in dem Natürlichen übertreffen, und dieses wollte ich durch Ihren Brief erweisen". Über ihren ersten Brief war Gellert ganz entzückt. Er nennt sie „scherzhafte Babet" und meint: „In der That kann ich mich nicht erinnern, daß ich jemals einen so lachenden und doch natürlichen Brief von einem Frauenzimmer erhalten hätte, von einer Mannsperson will ich garnicht sagen, denn unser Witz ist nicht fein genug zu dieser Schreibart".[2]) Ein anderes Mal versichert er, daß niemand „so schöne Briefe" schriebe, wie sie. „Es ist wahr, die Fräulein Schönfeld schreibt treffliche Briefe, aber sie schreibt nicht oft und hat den Ausdruck im Deutschen nicht so sehr in der Gewalt."[3]) Dieses Fräulein von Schönfeld wird von ihm im übrigen nicht minder gelobt.[4]) Aus den Briefen an diese verdient eine Stelle angeführt zu werden, die Gellerts Hochschätzung wahrer Natürlichkeit recht ins Licht setzt:[5]) „Ich habe Ihnen oft gesagt, daß die Frauenzimmer beßre Briefe schreiben, als die Mannspersonen; und dieses gilt nicht allein von Frauenzimmern von Stande,

---

[1]) Briefwechsel Gellerts mit Dem. Lucius. Herausg. v. F. A. Ebert S. 15. — [2]) Ebenda S. 4 f. — [3]) Ebenda S. 131. Vgl. auch S. 25. „Sie sind eine meiner besten Correspondentinnen." Einen anmutig plaudernden Brief der Lucius findet man z. B. S. 134 f. — [4]) Dahlener Antiquarius I. Gellerts Briefe an Fräulein von Schönfeld S. 13 f.: „Sie werden in kurzer Zeit eine meiner besten deutschen Correspondentinnen seyn, so schön ist Ihr Brief. Es ist wahr, er hat einige französische Redensarten und Wendungen (tours); aber das sind Kleinigkeiten, die sich bald heben lassen. Genug, Ihr Brief ist schön und richtig gedacht. Ich habe ihn in Gedanken ins Lateinische übersetzet, und er blieb immer gut; wer weis, wie schön er erst im Griechischen klänge! Zittern Sie also nicht mehr, wenn Sie an mich schreiben. Schreiben Sie getrost und glauben Sie, daß Sie natürlicher schreiben, als der Professor mit aller seiner Kunst, daß Sie so gut schreiben, als die Tochter der Sevigné, die Gräfinn von Grignon, deren Briefe die Mutter so oft lobt." Vgl. S. 52 „Sie sind die beste Correspondentin von der Welt." — [5]) Ebenda S. 77 f.

die eine gute Erziehung genossen, sondern auch von andern Personen Ihres Geschlechts. Den ersten Fall beweiset die Sevigné, die Frau Gräfinn[1]) und Sie, gn. Fräulein; den andern Fall will ich Ihnen durch etliche Briefe beweisen, die eine niedrige Mutter an ihre beiden Söhne in Leipzig schreibt ... Ich finde in den Briefen dieser Mutter, bey allem Mangel der Kunst, so viel einnehmendes, daß ich zweifle, ob sie ein gelehrter Vater iemals so gut schreiben würde. Sie hat eine Beredsamkeit, die nichts als gesunder Verstand und große fromme Liebe ist. Freylich redt sie nicht so munter, wie die Sevigné, aber sie redt auch mit zwey Söhnen, die noch nicht gar zu klug sind; und ich wollte mit sehr geringen Verbesserungen die drey Briefe, die ich Ihnen schicke, zu ganz schönen Briefen machen". Hier wird also auch jene ungebildete Natürlichkeit, die den Frauen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts oben nachgerühmt ist, in ihrem Wert erkannt.

Indessen war jetzt die frühere Unbildung der Frauen doch beinahe verschwunden. Frau Gottsched, die litterarisch äußerst thätige und berühmte Frau, war nur die erste unter vielen andern. Ein großer Umschwung ist da eingetreten. Die erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts zeigte so gut wie gar keine Frauennamen von litterarischer Bedeutung. Es wäre auch nach unserer Schilderung des Zustandes der Frauenwelt das Gegenteil auffällig. Das ändert sich in der zweiten Hälfte. Wie wir, zunächst bei vornehmen Frauen, vermöge der genossenen Bildung oft ein lebhaftes Interesse für Wissenschaft und Gelehrsamkeit gefunden haben, so finden wir auch ein unglaubliches Anwachsen des weiblichen Anteils an der Litteratur, namentlich an der Dichtkunst. Aber auch die reine Gelehrsamkeit begann unter den Frauen immer mehr Anhängerinnen zu werben. Zu keiner Zeit hat es mehr gelehrte Frauenzimmer gegeben als damals.[2]) Jene männlichen Verfechter der Frauenrechte, die schon im sechzehnten Jahrhundert mit Agrippa von Nettesheim ihre Reihe beginnen, vermehren sich jetzt durch die große Menge berühmter Weiber ungeheuer. Die um 1700 immer größer wer-

[1]) Gräfin Vitzthum, Mutter des Frl. v. Schönfeld. — [2]) Histor. Taschenbuch IV. Folge 2. Jahrg., S. 70, 83, 96.

bende Litteratur nach Art jener Büchlein: Bibliothèque des dames, Eröffnetes Kabinet des gelehrten Frauenzimmers, Courieuse Schaubühne durchlauchtigst Gelehrter Dames, zeigt das Interesse der Welt an dieser Erscheinung und läßt andererseits die Menge der schreibenden Weiber erkennen. Und in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts galt beispielsweise die Bekanntschaft mit den damaligen philosophischen Streitfragen als notwendig für eine gebildete Frau.

Aber es ist doch zu bedenken, daß diese ganze Strömung mehr Modesache als wirklicher Drang war, insofern auch die große Menge der Frauen wenig berührte. In bürgerlichen Kreisen war das Haus immer noch der Wirkungskreis der Frauen und blieb es auch trotz der litterarischen Interessen, die hie und da weiter bestanden und in der Blütezeit der Litteratur wieder mehr Geltung gewannen. Und auch dann sind es mehr die Edelfrauen und Fürstinnen, welche der Litteratur Freundinnen sein wollten.

Gleichwohl muß man im allgemeinen jetzt eine unverhältnismäßig größere Bildung und ein weit stärkeres Verlangen nach geistigem Umgange bei den Frauen auch aus dem Mittelstande annehmen, als im vorigen Jahrhundert. Die Demoiselle Lucius hat, wie ihre Schwester, eine sehr ausgebreitete Lektüre. Dem Geschmack der Zeit nach treiben sie namentlich Englisch.[1]) Oft begegnen Reminiszenzen aus Young oder aus Grandison. „Pope ist unser Held", schreibt sie einmal;[2]) sie legt ihre Meinungen dar über Uz und Wieland,[3]) über beigelegte Gedichte stellt sie lange „Betrachtungen" an;[4]) über die Frage, ob sie Rousseaus Emil lesen darf, wird lange hin und her korrespondiert.[5]) Ebenso hat das Fräulein von Schönfeld ihre litterarischen Neigungen, für sie stellt Gellert eine Bibliothek zusammen.[6]) Die in der Periode der Galanterie durchaus gehobene Stellung des weiblichen Geschlechts hatte jetzt zur Folge, daß man auf die Mängel der bisherigen Erziehung aufmerksam wurde und für bessere Bildung eintrat. Die Bremer Beiträge wandten sich schon vor allen an „das gebildete Frauenzimmer".[7])

[1]) a. a. O. S. 417. — [2]) a. a. O. S. 35. — [3]) S. 95 ff. vgl. S. 92. — [4]) S. 136 ff. — [5]) S. 157 ff., 163 ff. — [6]) a. a. O. S. 36 ff. — [7]) Vgl. Biedermann, Deutschland im achtzehnt. Jahrh. II, 3, S. 1172.

So kommt es denn, daß die Frauenbriefe auch dieser Zeit zu den schönsten Blüten in der Entwickelung des deutschen Briefes gehören. Trotz der größeren Bildung bewahren sie doch alle jenen Reiz unmittelbarer Natürlichkeit, der jetzt, weder durch Ungeschick noch Unbildung verdeckt, voll hervortritt. Wie hübsch und anmutig ist doch der lange Brief Meta Mollers 1751 an Giseke, in dem sie ihr erstes Zusammentreffen mit Klopstock erzählt: „Mein Klopstock," schreibt sie,[1]) „ist jetzt in Hamburg angekommen. Er läßt fragen, wann er mich besuchen darf. Ich sage: gleich; ohne daran zu denken, daß gleich nicht zwey Stunden heißt, und wohlwissend, daß ein Frauenzimmer sich nicht leicht in weniger Zeit ankleiden kann, so fange ich an, mich zu putzen. Kaum aber hatte ich mich an den Nachttisch gesetzt und die Nadeln aus den Haaren genommen, welche nun mit größter Unordnung um meine Stirn hingen, so sagt man mir: der fremde Herr ist da. Ich stecke geschwinde, geschwinde die Haare nur so viel zurück, als nöthig war, um sie mir nicht in den Augen hängen zu lassen, werfe ein Negligé über, und weil ich nicht Zeit hatte, es zurecht zu stecken, so schlage ich ein großes, großes Tuch darüber. Die Schmidt kommt herein, ich springe ein Paar Mal in die Höhe, und freue mich ganz unbeschreiblich, daß ich nun den Verfasser des Messias, den Freund von Giseke, den Beyträger sehen soll, wonach mich so sehr verlangt. Ich sehe, wie ich durch das Vorzimmer gehe, noch einmal in den großen Spiegel, sage: ich bin doch auch nicht zu meinem Vortheil gekleidet (und das war ich auch wirklich nicht), ich hätte es für einen Beyträger wohl mehr seyn mögen; aber der Verfasser des Messias wird wohl nicht sehr darauf sehen. — Hätte ich gewußt, daß der Verfasser des Messias würde mein Geliebter werden, wie viel mehr würde ich dann hierüber bekümmert gewesen seyn? Nun mache ich die Thüre auf, nun sah' ich ihn — — Ja, hier müßte ich Empfindungen mahlen können. — Sein Anblick frappirte mich in dem eigentlichsten Verstande."

Es ist eine sehr erfreuliche Entwickelung, welche der deutsche Brief in dieser kurzen Zeit durchgemacht hat. Die einflußreicheren Schriftsteller in Sachsen waren für ganz Deutschland Muster

[1]) Briefe von und an Klopstock hrsg. v. Lappenberg S. 78 f.

geworden, und man war bald auch über sie hinaus fortgeschritten. Ihr Verdienst war, reine, klare und natürliche Briefe geschaffen zu haben. Noch in den vierziger Jahren konnte man vielfach Briefe lesen, welche die konventionelle deutsch-französische Höflichkeitssprache bewahrten, in denen man um Excuse bat und von beständiger Estime sprach. Jetzt sind diese verschwunden, und wenn auch ein konventioneller, höflicher Brief — allerdings in merklich geringerem Umfange — weiterbesteht, so ist dessen gewundene Sprache doch wenigstens rein. Auch der Kanzleistil hatte seine schlimmste Periode hinter sich: und wenn es freilich unmöglich war, daß man sich mit einemmale von diesem ungeheuerlichen Satzbau und formellen Kram befreite, so hatte er doch etwas an Klarheit und Einfachheit gewonnen. Namentlich die sächsische und später die preußische Hofkanzlei ließen einige Besserung erkennen. Aber „sehr schön" war dieser Stil nicht, trotzdem ihn sogar Friedrich der Große so nannte.[1]) Rabener machte sich auch gelegentlich[2]) in einer satirischen „Klage wider die weitläufige Schreibart" über den Kanzleistil lustig. „An den meisten Oberdeutschen Höfen," sagt noch gegen Ende des Jahrhunderts ein Schriftsteller,[3]) „herrschet noch die ganze Barbarey des 15ten Jahrhundertes, und nur der kaiserliche Hof hat erst vor kurzem einige wichtige Schritte gethan, sich auch in diesem Stücke von derselben zu entfernen."

Abgesehen von diesen Resten alter Zeit, die noch bis heute wuchern, war also die Briefsprache eine reine und korrekte. Und wenn in der Folgezeit die Gewandtheit, die Kunst, die Sprache leicht zu handhaben, immer mehr zunahm, so blieb auch zugleich das neu gewonnene Prinzip, die Natürlichkeit, immer gewahrt, auch theoretisch. Das sieht man an den Worten, die der junge Lessing an seine Schwester über die beste Schreibart richtete,[4]) an den Auseinandersetzungen, die Hamann als Hofmeister seinem

---

[1]) Marginal des Königs zu einem Bericht vom 6. Juni 1740: Dans toutes les choses, qui regardent l'Allemagne, il faut que le style allemand de chancellerie, qui est très-beau, dans nos chancelleries soit conservé! Preußische Staatsschriften aus d. Regierungszeit Friedrichs II., Bd. I, S. XV. — [2]) Belustigungen des Verstandes und Witzes 1741. — [3]) Adelung, Über den deutschen Styl. Bd. II, S. 54. — [4]) Vgl. oben S. 263.

Zögling zu teil werden ließ,[1]) an Äußerungen wie derjenigen Zimmermanns, daß er „frey offen, naiv“ in seinen Briefen schreibe,[2]) wie endlich an den Ansichten, die in grammatischen und stilistischen Werken darüber ausgesprochen werden. So schreibt später Adelung:[3]) „Die vornehmste Eigenschaft der meisten und gewöhnlichsten Briefe ist die Natürlichkeit, welche aber das Schöne nicht ausschließt“.

Nur in einer Beziehung blieb den deutschen Briefen noch etwas zu erobern übrig.

Das Entstehen eines guten deutschen Briefes und die später eingehend zu schildernde Briefschreibesucht überhaupt veranlaßten nämlich eine Einschränkung der Sitte, französische Briefe zu schreiben, nur in beschränktem Grade. Die Bildung der höheren Klassen blieb auch im achtzehnten Jahrhundert im Grunde französisch. Wer an vornehme Leute schrieb, mußte in deren Sprache, das heißt in der französischen, schreiben. Gottsched zum Beispiel, der so sehr auf deutsche Korrespondenz drang, schrieb an den Grafen Ernst Christoph von Manteuffel, dessen Protektion er zu erlangen suchte, französisch, bis ihm dieser erlaubte, in der ihm genehmeren Muttersprache zu schreiben.[4]) Gottsched schrieb fortan deutsch, Manteuffel aber weiterhin an ihn französisch. Der Greifswalder Professor Albert Georg Schwartz gebraucht, sobald er an die Frau von Krüdner, an den Vizepräsidenten von Engelbrecht, an den Baron Müller, an Graf Rantzau, an den Generalfeldmarschall Batthyani und andere Adlige schreibt, die französische Sprache;[5]) ebenso sind die Briefe J. H. Ewalds an v. Brandt,[6]) und die vieler anderer an vornehme Personen französisch. So bleibt es fast das ganze Jahrhundert hindurch. In diesen Kreisen waren deutsche Briefe immer noch unmöglich.[7]) Französisch ist natürlich auch die Korrespondenz

[1]) Hamanns Schriften und Briefe Bd. I, S. 293 f. — [2]) J. G. Zimmermanns Briefe an Freunde in der Schweiz S. 70. — [3]) a. a. O. Bd. II, S. 334. — [4]) Danzel, Gottsched und seine Zeit S. 22. Ebenso schreibt seine Frau an die Fürstin Dietrichstein französisch. Ebenda S. 295 f. — [5]) Ms. Pom. fol. 236 (Greifsw. Un.-Bibl.). — [6]) Vgl. Archiv f. Litteraturgeschichte XIV, S. 268. — [7]) Als beliebige Beispiele mögen angeführt werden das „französische Billet“ von Frl. v. Schönfeld an Dem. Lucius. (Briefw. Gellerts mit Dem. Lucius S. 250). Briefe der Luise v.

der Fürsten und Fürstinnen. Friedrichs des Großen Vorliebe für alles Französische ist bekannt genug, französisch sind die Briefe seiner Brüder, französisch ferner die Familienkorrespondenz seiner großen Feindin Maria Theresia, wie aller der Erzherzöge und Erzherzoginnen. Die „große“ Landgräfin Karoline von Hessen führte ihre ausgedehnte Korrespondenz nur in französischer Sprache. Der Sprache der Fürsten und des Adels gemäß hatte sich im achtzehnten Jahrhundert die französische Sprache auch als alleinige Sprache der Diplomatie befestigt,[1]) was man im Hinblick auf den öden deutschen Kanzleistil kaum bedauern kann. Die Protokolle der Konseils und Ministerkonferenzen, die Berichte der Minister und Gesandten an den Fürsten, die Korrespondenz, auch die vertrauliche, der Diplomaten und Staatsmänner unter einander[2]) waren fortan französisch. Auch in unserm, dem neunzehnten Jahrhundert ist darin nur eine allmähliche Änderung eingetreten. In der vornehmen Gesellschaft war französische Korrespondenz noch lange Sitte.[3])

Um 1750 aber war das Beispiel der Vornehmen auch noch für viele Leute aus dem Mittelstand maßgebend, oder dieselben hatten, namentlich im südwestlichen Deutschland, eine französische Erziehung genossen, so daß ihnen auch französische Briefe geläufig waren. Brockes schreibt solche an Frau Gottsched,[4]) bei Haller und anderen Schweizern sind französische Briefe natürlich, da damals die Schweiz weit mehr französisch war, als heute; unter den deutschen Briefen Thomas Abbts an Möser in Osnabrück findet sich 1766 ein französischer.[5]) Damen ziehen die

---

Siegler an Merck in „Briefe an und von Merck hrsg. v. Wagner“ S. 44 f. Vgl. auch einen Brief Auguste Jensens (1776), worin es heißt: „Ich werde es dem Herrn Protonotaire von Sandern leicht vergeben können, wenn er mich auf französisch anredet, was kann er dafür, daß er diese Sprache der deutschen vorzieht.“ Ztschr. f. Schlesw.-Holst. Lauenb. Gesch. Bd. XIV, S. 259.

[1]) In Preußen mit dem Regierungsantritt Friedrichs des Großen vgl. Preußische Staatsschriften aus der Regierungszeit König Friedrichs II. Bd. I, S. XV. — [2]) Vgl. z. B. A. v. Vivenot, Vertrauliche Briefe des Freiherrn von Thugut. — [3]) Beispielsweise schreibt der Fürst Pückler an Mutter und Schwester oft französisch. Vgl. Briefwechsel und Tagebücher desselben Bd. IV, S. 380. — [4]) Danzel, a. a. O. S. 123 f. — [5]) Abbts vermischte Werke VI, S. 34. Einige Beispiele von andern, wie Goethe, Klop-

französische Korrespondenz oft der deutschen vor, so schreibt Sophie La Roche an Wieland meistens in der französischen Sprache,[1]) und dieser, obgleich er ihr einmal erklärt, daß die deutsche Sprache „viel schöner als die französische“ sei,[2]) ebenso an sie; Goethes Schwester Cornelia korrespondiert mit ihrer Freundin Katharina Fabricius aus Worms französisch.[3]) Herder sandte seinen Sohn August nach Neuenburg in ein Erziehungsinstitut, und bald möchte dieser seine französischen Kenntnisse zeigen. „Bester Herr Geheimerath Goethe,“ schreibt er 1794 an seinen Paten,[4]) „Vielleicht würde es Ihnen mehr Freude machen, wenn ich diesen Brief französisch schriebe; ich kann mich aber darinn doch noch nicht so geläufig ausdrücken, um Ihnen meine Liebe ganz so zu beweisen, wie ich es wünschte.“ Zu Neujahr 1795 gratuliert er aber französisch.[5]) Man sieht, die Kenntnis der französischen Sprache galt in Deutschland doch als ein sehr wesentliches Element der Bildung.

Aber die widerwärtige Mischung der deutschen Sprache mit französischen Fremdwörtern, die französische Anrede über und die französische Schlußformel unter dem Brief sind doch verschwunden, wenigstens bei dem jüngeren Geschlecht.[6]) Eigentümlich ist aber, wie der Gebrauch der französischen Adresse noch das ganze Jahrhundert hindurch andauert. Um 1750 und später sind weitaus die meisten Adressen auf deutschen Briefen französisch.[7]) Der Gebrauch war so eingewurzelt, daß man auch seine Adresse französisch angab, z. B.: „Diese Nachricht unter der Adresse:

---

stock, siehe in: der junge Goethe I, S. 15 f. Briefe von und an Klopstock hrsg. von Lappenberg S. 239.

[1]) Vgl. Wielands Briefe an Sophie von La Roche hrsg. v. Horn. Auch halb deutsche, halb französische Briefe kommen vor, z. B. S. 57, 86. vgl. auch Briefe an Merck v. Goethe, Herder 2c. hrsg. v. Wagner S. 33. — [2]) Wielands Briefe an Sophie von La Roche S. 18. — [3]) Goethes Briefe an Leipz. Freunde hrsg. v. Jahn S. 286. Vgl. auch die französ. Briefe der jungen Caroline Michaelis Preußische Jahrb. Bd. 33, S. 212 ff. — [4]) Goethe-Jahrbuch VIII, S. 32. — [5]) Ebenda S. 34. — [6]) Der junge Klopstock braucht sie allerdings noch 1748. Briefe von und an Klopstock S. 1 ff. — [7]) Einige beliebige Beispiele seien angeführt. Lessings Werke (Hempel) XX, 1, S. 3 f., 15, 17, 56, 63, 166, 193. Freytag, Bild a. d. d. Vergang. 5. Aufl. IV, S. 171. Briefe von und an Klopstock hrsg. v. Lappenberg S. 102. Briefe v. u. a. Bürger hrsg. v. Strodtmann I, S. 7, 65,

à Mons. Kirsch, Étudiant en théologie in Leipzig."[1]) In dem Adelungschen Werk über den deutschen Stil wird diese Gewohnheit noch gerügt.[2]) Es „wäre zu wünschen, daß Hrn. Pütters Vorschlag, die Aufschrift völlig Deutsch, und auf die kürzeste Art abzufassen, allgemein werden möge, wie denn auch dazu schon ein guter Anschein vorhanden ist."

Auch die Briefsteller aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts eifern noch gegen die Unsitte.[3]) Doch verschwindet in der Mitte des Jahrhunderts diese Gewohnheit vollständig, ebenso wie die französische Korrespondenz überhaupt zurückgeht, und man allmählich aufhört, Bon jour, Merci, Bouteille zu sagen und die Mutter chère mère anzureden.

Weit weniger als das französische Element bedeutet in der Entwickelung des deutschen Briefes im vorigen Jahrhundert der Einfluß der lateinischen Sprache. Die lateinische Korrespondenz der Gelehrten und die eloquenten Episteln der Schüler und Studenten gehen doch sehr bedeutend zurück, wenn sie auch nicht ganz aufhören. Leibniz hatte in seiner französischen Korrespondenz schon gezeigt, daß der deutsche Gelehrte, um seinen Nimbus zu wahren, nicht immer lateinisch zu klingeln brauche. In Lamberts, des Physikers, Briefen haben wir um 1760 das Beispiel eines deutschen gelehrten Briefwechsels.[4]) Gleichwohl war vielen Gelehrten die lateinische Korrespondenz — man war damals in der lateinischen Sprache noch gut zu Hause — lieb. Der vielseitige und gelehrte Haller korrespondierte gern und viel lateinisch. Lateinische Briefe existieren von Leonhard Euler, Christian Wolff und andern. Auch sonst begegnen solche Briefe. Gottfried August Bürger korrespondierte lateinisch mit Klotz,[5])

91, 149; IV, S. 56, 276. Hamanns Schriften und Briefe hrsg. v. Petri II, S. 259. Rieger, Klinger S. 422. Arch. f. Litteraturgesch. IX, S. 482; XI, S. 465. Alle Adressen in der Korrespondenz des Professor Schwarz (Ms. Pom. fol. 236 Greifsw. Un.-Bibl.) sind französisch.

[1]) Lessings Werke (Ausg. v. Hempel) XX, 2, S. 221. vgl. Pröhle, Lessing, Wieland, Heinse S. 183. — [2]) Bd. II, S. 330 f. — [3]) Vgl. Claudius, Allgem. Briefsteller 2. Aufl. S. XXXI f. Adelung allg. teutsch. Briefsteller 2. Aufl., S. 33. — [4]) Vgl. J. H. Lamberts deutscher gelehrter Briefw. hrsg. v. Bernouilli. — [5]) Briefe von und an Bürger hrsg. von Strodtmann Bd. I, S. 1 ff., 17.

der Konrektor Böckh sandte an seinen Schwager Schubart neben deutschen Briefen auch wohl lateinische,[1]) Klopstock schreibt lateinisch an Bodmer,[2]) Goethes Vater wechselte lateinische Briefe mit dem ihm befreundeten Frankfurter Rektor Albrecht.[3]) Auch Studenten verfertigen noch lateinische Briefe;[4]) das hat aber nicht viel mehr zu bedeuten, als etwa der griechische Brief, den Theophilus Lessing an seinen Bruder richtet.[5])

Wenn man sonst Briefe in fremden Sprachen findet, so haben dieselben lediglich den Zweck sprachlicher und stilistischer Übung in der betreffenden Sprache. Auch französische Briefe schrieb man häufig aus diesem Grunde. „Die Nachbarschaft des Herrn Berens", schreibt einmal Hamann,[6]) „bringt mir jetzt den Vortheil eines französischen Briefwechsels ein, der mir zwar noch bisweilen einige Mühe macht, die ich aber desto lieber auf mich nehme, um in dieser Sprache desto geübter zu werden." Das gilt auch namentlich von dem Englischen, das man im achtzehnten Jahrhundert, entsprechend dem litterarischen Einfluß Englands, oft trieb.[7]) Der junge Goethe fügte in die französischen Briefe, die er seiner Schwester schrieb,[8]) öfter englische Abschnitte ein.[9]) Die Mutter des Historikers Dahlmann schrieb in ihren Brautjahren öfter dem Bräutigam englische Briefe, die dieser dann sehr lobte.[10])

Bekannt ist auch der Plan des jungen Goethe zur praktischen Ausübung seiner sprachlichen Studien. Er ersann einen Roman in Briefen, die Geschwister, welche an verschiedenen Orten leben, in verschiedenen Sprachen über ihre Erlebnisse wechseln sollen. Der älteste soll gutes Deutsch, der Theologe lateinisch, dazwischen

[1]) Strauß, Schubarts Leben in seinen Briefen Bd. I, S. 156. — [2]) Weimar. Jahrb. f. deutsche Sprache rc. IV, S. 119. — [3]) Kriegk, deutsche Kulturbilder aus d. achtzehnt. Jahrh. S. 136. Auch der Sohn Goethe schreibt einmal (Goethe-Jahrbuch VII, S. 7): „Ich werde an den alten Recktor schreiben. Es wird mir nicht schwer fallen. Ich thue jetzt nichts als mich des Lateins befleisen." — [4]) Briefe von und an Bürger Bd. III, S. 251. — [5]) Lessings Werke Bd. XX, 2, S. 197 f. — [6]) Gildemeister H'.s Leben und Schriften Bd. I, S. 67. — [7]) Briefe der Frau Gottsched Bd. I, S. 7. — [8]) Goethe-Jahrbuch VII, S. 8, 21 ff., 52 f., 63 ff. Auch an Behrisch schreibt er französisch. Ebenda S. 76 ff. — [9]) Ebenda S. 32 f., 43 f. u. s. w. — [10]) Ztschr. d. Gesellsch. f. Schleswig-Holstein Lauenb. Gesch. Bd. XIV, S. 238, 239, 247.

wohl auch einmal griechisch, der Kaufmann englisch, ein anderer französisch, ein Musiker italienisch, und der allerjüngste judendeutsch[1]) schreiben.

So wurden also auch in diesem Jahrhundert von Deutschen nicht überall und immer deutsche Briefe geschrieben.

Inzwischen trat die Entwickelung des deutschen Briefes in eine neue Phase, entsprechend der Wandlung, die damals das deutsche Geistesleben überhaupt durchzumachen hatte.

Die Bewegung, welche man die Sturm- und Drangperiode zu nennen pflegt, wird gemeinhin nur unter dem litterarischen Gesichtspunkt betrachtet. Die jungen Leute, welche sich da als Revolutionäre aufthaten und mit ungestümer und unklarer Kampfeslust alles Alte und Morsche zu Boden werfen wollten, waren allerdings Litteraten, und als litterarische Kämpfer wollten sie sich auch betrachtet wissen: aber ihr original-geniales Treiben war doch der Ausfluß einer allgemeinen Umwälzung, die sich damals im deutschen Geistes- und vor allem in dem Gefühlsleben vollzog. Und überdies ward damals alles, was in der Litteratur vorging, vom ganzen Volke mit einer Teilnahme verfolgt, wie kaum je zu einer andern Zeit.

So spiegeln denn auch die Briefe diese Revolution getreu wieder. Wie man in der Litteratur plötzlich einen ganz andern Ton anschlug, so gingen den Menschen plötzlich auch die Augen auf über die Mängel der bisherigen Sprache. Man merkte das Gezierte und Steife, das Nüchterne und Wässerige, das Breite und Langweilige darin. Man strebte nicht mehr nach jener gebildeten Natürlichkeit: „Natur, ursprüngliche, originale Natur!“ war der Schlachtruf.

Die Entwickelung des deutschen Geistes war damals fieberhaft schnell. Die Mitlebenden erstaunten oft selbst darüber. So überfällt Wieland einmal die Besorgnis, bald „aus der Mode zu kommen“, denn ihm drängt sich der Gedanke auf, „was er binnen 25 Jahren erlebt hat“, „was das für eine Zeit war,

---

[1]) Bei dieser gelegentlichen Erwähnung des Judendeutschen mag auf die jüdisch-deutschen Briefe überhaupt und auf die Schilderung derselben bei Avé-Lallemant, das deutsche Gaunertum III. Teil, S. 420 ff. hingewiesen werden.

wo er anfieng," daß Brockes „in seinem dreizehnten Jahr sein Lieblingsautor war."[1]) Das Denken und Fühlen war anders geworden und damit auch die Sprache. Klopstocks Sprache, die Sprache der Begeisterung und des leidenschaftlichen Gefühls, die poetische und ausdrucksfähige Sprache des Messias und der Oden, wirkte nachhaltig. Er hatte wieder Schwung in die Sprache gebracht. Noch ging ihm Glut und geniale, kräftige, unmittelbare Leidenschaft ab, aber er ebnete ihr den Boden. Man begann gegen die leiseste Unnatur empfindlich zu werden, man sprach nicht mehr von den „vortrefflichen, tugendsamen Mädchen", „von dem Nutzen der scherzhaften Verse" und in ähnlichen Wendungen; der junge Schubart sprach schon 1762 von „eitlem Gellertischen Gewäsch."[2])

Schubart zeigt in seinen Briefen auch schon die ersten Anfänge des neuen Tons. Er redet von seiner „Hamletischen Laune";[3]) an seinen Vater schreibt er noch in herkömmlicher Art,[4]) aber dem Freunde offenbart er sich anders:[5]) „Mein Zustand ist immer ebenderselbe — mühselig, voll Arbeit, voll Gram, voll Mangel, Streit und Elend! Denke ich nach, so möchte ich verzweifeln; denke ich nichts, so biete ich mit viehischer Dummheit dem Schicksal meine Stirne hin und lasse mich schlagen. — Ich zweibeinigtes, unglückliches, elendes Vieh! — Ich wünsche mir oft Rousseaus Wälder." Aber der Stil ist hier noch zu gesetzt, der rechte Sturm- und Drangstil läßt alle Form bei Seite.

An Herder schreibt einmal der junge Goethe:[6])

„Lieber Bruder, schreib' mir doch manchmal, grimm oder gut, über alles und nichts! — Sieh, da die Welt so voll Sch . . . kerle ist, sollten wir doch mit einander tissiren und sch . . . . . . Warum ich das alleweil schreibe? Da krieg' ich nach Tisch ein Büchlein zur Hand, Herrn Prof. Meiners Versuch — Aegyptier — He! — sagt' ich, und blättre, wo kommt da Bruder Herder vor? — denn ich denk' das ist auf Anlaß! mehr oder weniger. —

[1]) Briefe an und von Merck, hrsg. v. Wagner S. 94. — [2]) Strauß, Schubarts Leben in seinen Briefen Bd. I, S. 14. — [3]) Ebenda S. 169. — [4]) Ebenda S. 151 f. — [5]) Ebenda S. 159. — [6]) Aus Herders Nachlaß Bd. I, 51 f.

Finde Dich nun freilich nicht, weder im Guten noch Bösen — das verfluchteste Sauzeug vom See Möris, und travestirte Leichenceremonien der Aegypter ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc., und so Orpheus!! — ꝛc. ꝛc. Und hinten nach X Y Z ꝛc. auch Deinen Namen, und im seidnen Mantel und Kräglein flink, daß er doch auch ꝛc. — Ade, Bruder! Die Heß hat mir den Brief des Schweizer Bauern geschickt. — Klopstock war ehgestern bei mir, geht nach Hamburg. — Hab' auch vor drei Tagen Merck in Langen gesehen. Grüß' Dein Weib.

den 1 April 1775 Goethe."

Was ist das für eine Wandlung gegen die Briefe, die der Jüngling noch 1766 und 1769 in echtem und rechtem Gellertschen Stil schrieb.[1]) Das war schon ein anderer Ton. Wie's in den Kopf kommt, so schnell aufs Papier. Und nicht in wohlgebauten Sätzen, kurz und abgerissen wird's hingeworfen. Goethe excelliert besonders in dieser Kürze.[2]) Er spricht selbst von seinen „lakonischen Briefleins"[3]) und bittet wohl um Verzeihung für seine „Wische." „Ein Händedruck ist ja immer werther als ein lang Compliment. Dafür gehts auch immer von Herzen, wenn ich schreibe und wenn ich erst nachdenken oder studieren und rücken sollte: was? kriegten Sie in Ewigkeit keinen Brief."[4]) Das war es eben. Die Briefe dieser jungen Leute sind ganz aus ihrem Herzen heraus geschrieben, sie geben getreu die jeden Augenblick wechselnde Stimmung wieder: da muß die Form fallen. Und was war überhaupt den jungen, feurigen, genial sein wollenden Leuten, die trotzig gegen das Bestehende revolutionierten, jede Form. Natürlich sollte alles sein, was heißt da Form? Und wie wir immer in der Entwickelung des deutschen Briefes beobachten konnten, kennt solche ursprüngliche Natürlichkeit keine Prüderie. Allerdings suchen die Stürmer und Dränger

[1]) Vgl. namentlich: Der junge Goethe Bd. I, S. 19, 56 ff. — [2]) Vgl. z. B. Aus Herders Nachlaß Bd. I, S. 63. Briefe an Joh. H. Merck von Goethe, Herder ꝛc., hrsg. v. Wagner S. 69: „Ade. Zeichne und schick! Deine Sachen kriegst alle wieder. Amen!" Briefe von Goethe an Lavater S. 18: „Will schon machen und leiten. Wieland erkennt Dich. Ich bin Dein. Thomasele mir nicht. Ich lerne täglich mehr steuern auf der Woge der Menschheit. Bin tief in der See." — [3]) Der junge Goethe Bd. III, S. 15. — [4]) Der junge Goethe Bd. I, S. 397.

etwas in derben Ausdrücken. „Ist mir auch sauwohl geworden," schreibt Goethe an Merck,[1]) „Dich in dem freiweg Humor zu sehn." Für die lakonischen Briefe soll „ein kräftiger Text," der besser ist als „eine angerührte Predigt", entschädigen.[2])

Der neue Geist ergreift das ganze junge Geschlecht. Ein ungestümer Drang ging durch die Menschen. „Mich durchströmet der Muth und das Gefühl gesunder Jugend", schreibt Bürger an Goethe,[3]) „die Augen meines Geistes sind wacker geworden, ich stehe da und spreche Hei! und webe und strebe und ein Spott sind der Sturm und der Strom mir. O daß ich jetzt zu kämpfen hätte mit Drachen, Riesen und Ungeheuern der Cörper und Geister Welt!" Und der neue Geist änderte die Sprache des Verkehrs der Menschen unter einander. Wie Goethe schrieben die andern auch. Bürger zeigt seinem Freunde Götze die Erlangung der Amtmannsstelle an. „Nun Junge, zieh den Augenblick Deinen Hut oder Deine NachtMütze ab! Glaube nur nicht, daß dieses ein KatzenDreck sey!"[4]) Jeder will seinen genialischen Stil schreiben. „Jungens" ist eine beliebte Anrede.[5]) Ein Brief Kramers an Bürger beginnt scherzhaft:[6]) „Hund Bürger! nicht Herr Bürger! Du Rabenaas Du! thou whoreson of a Zed! thou unnecessary Letter in the Alphabet! thou Knave! Rascal! und was das allerschlimmste ist, Du certain Monsieur Burger Du! — Du siehst, daß ich Schimpfwörter mit Schimpfwörtern zu vergelten weis — warum lästerst Du denn so, wie eine Dohle, wie eine Elster, wie eine Krähe?" Heinrich Leopold Wagner klagt Maler Müller, daß er keine verstehende Seele finde: „Der einige, auf den ich mich so lang freute, den hat das Donnerwetter fortgeschmissen, nun sitz ich und krau mir die Nägel ab. Und dann die unbedeutenden Kerls, die einem die Zeit verderben, und alle gute Laune verjagen. Hohl sie alle der Teufel!"[7]) Die wirren und leidenschaftlichen Gefühle, die im Labyrinth der Brust dieser Jugend hausen, drängen sich in excentrische, wilde Worte. Man liebt

[1]) Briefe an Merck von Goethe, Herder rc. S. 84. — [2]) Der junge Goethe Bd. III, S. 15. — [3]) Briefe von und an Bürger Bd. I, S. 283. — [4]) Ebenda S. 63. — [5]) z. B. Rieger, Klinger i. d. Sturm- u. Drangperiode S. 433. — [6]) Briefe von und an Bürger Bd. I, S. 117. Vgl. auch S. 177. — [7]) E. Schmidt, Heinr. Leop. Wagner S. 105.

groß zu sprechen, und es klingt doch hohl. „Aus Deiner Göttingerstelle nichts geworden?“ schreibt Lenz an Herder,[1]) „Schüttle den Staub über sie!!! Ist denn die Regierung Gottes arm? Oder fehlt's ihm an Werkzeug und Mittel? Bedaur' und belächle der ohnmächtigen Thorheit Rache!“ Die charakteristischsten Briefe in diesem Geniestil sind diejenigen Klingers, dessen Schauspiel „Sturm und Drang“ der ganzen Periode bekanntermaßen den Namen gegeben hat. Im Herbst 1774 schreibt er an Schumann:[2]) „Da steh ich Dir wieder auf meinem Hügel, werf Blicke in die weite Welt und Menschen Herzen, werd vom Geist getrieben, hab göttliche und satanische Eingebungen, wie sie Dichter, Fanatiker und Narren haben. Laß! ich bin wieder ich, wälz vom Herzen, was ich Trübes gehört habe und denke des Liebs alles, das auch nicht mangelte im Wellen Meer, das mir seither um die Ohren saußte. Sauß denn fort, Menschheit! Dein Freund ist in Ruh.“ Auch bei Klinger findet man den zerhackten Stil, die kurzen Sätze, in denen das Notdürftigste bleibt: „Lieb ist mirs von dir zu hören. Mir gehts gut. Liebes und Trübes mitunter. Lauf Schlittschuh wie ein geflügelter Gott. Trinke Wein, lese meine Griechen und was mit ihnen. Mach Gedichten und Zeug; hab vier gute Tage gehabt, als ich hier ankam, da ward ein Stück, heißt leidendes Weib, worin ihr mich finden werdet, und Menschengefühl.“[3]) Oft geht die Formlosigkeit und Exzentrizität der Sprache bis zur Unverständlichkeit oder zur Geschmacklosigkeit: die Derbheit wird zur Roheit und die wahre Natürlichkeit, die man entdeckt zu haben glaubt, zur baren Unnatur.

Briefetikette existiert für das neue Geschlecht überhaupt nicht mehr. Wie außerordentlich rasch war da ein Umschlag gekommen! Wie entsetzt mußte mancher der Alten auf die Briefe dieser Jungen sehen! Briefe nennen sie sie oft selbst nicht. „Zettel“, „Wische“ heißt man sie. Goethes Jugendbriefe sind oft einzelne Blätter, bald klein, bald groß, bald von feinem, bald von grobem Papier, wie sie ihm gerade in die Hand kamen: da gab's bei vielen oft kein Datum; fort war die über-

---

[1]) Aus Herders Nachlaß Bd I, S. 237. — [2]) Rieger, Klinger in der Sturm- und Drangperiode S. 372. — [3]) Ebenda.

geschriebene Anrede; von der üblichen Schlußformel blieb höchstens ein Ade! oder Leb wohl! übrig. Überall zeigte sich völlige Nichtachtung der herkömmlichen Form.

Dem entspricht, daß der Grundsatz: Schreibe, wie du redest, auf die Spitze getrieben wird. Man schreibt zum Beispiel nicht: ich habe gelacht, sondern man lacht im Brief. „Ha! Ha! Ha! — beginnt ein Brief Goethes[1]) — Schwestergen, du bist erz närrisch!" und er schließt: „Aber — Ha! Ha! ich kann für lachen nicht mehr. Ha! Ha!" Man läßt sich auch vollständig gehen. Schubart schreibt in einem Brief[2]) durchweg statt es: 's, statt ein: 'n, ebenso 'nunter. Man schreibt auch öfter, wie z. B. Wieland,[3]) in Dialekt und kümmert sich den Teufel um die Schriftsprache. „Nit" statt nicht ist häufig.[4]) „Nu, nu — sachte, sachte — lieber Herre nun! Nit g'richt, auf daß Ihr auch nicht gerichtet werdet," beginnt ein Brief Christoph Kaufmanns[5]) und Bürger schreibt einmal an Listn:[6]) „Es ist uns herzlich lieb, daß Sie so fromm werden. Scho? Kannscht nun fromm werde? Kannscht in die Kirche gehen? Kannscht andächtige Briefe schreibe? bischt mürbe geworden? hättscht schon lang dasch Ungersch hochadliche Weschen ablegen können, und statt auf Maschkeraten in die Kirche gehen können."

Dasjenige, was aber am meisten Sprache und Ton der Briefe änderte, war der Durchbruch des Gefühlslebens. Eine außerordentliche Aufgeregtheit charakterisiert die Briefe, unendlich steigern sich die Ausrufungs- und Fragezeichen. „O Leidenschaft, meine Tyrannin," schreibt Schubart,[7]) „wie hast du deinen Sklaven erniedrigt! — — Meine sonstigen Umstände sind eben so verzweifelt nicht; ich habe noch vornehme Gönner, einträgliche Gelegenheiten, und bin gesund! — Aber ein wundes Gewissen! Der Anblick der leidenden Tugend, die ich vielleicht elend machte! das einsame Jammern der Unschuld um mich her! die beleidigte Gottheit über mir! — und diese stürmende

[1]) Goethe-Jahrbuch VII, S. 6. — [2]) Strauß a. a. O. I, S. 317. — [3]) Vgl. Briefe an und von Merck S. 127: „Bis doch so gut". Keil, Frau Rat S. 70: wieder e mal. — [4]) Vgl. z. B. Rieger, Klinger S. 433, 434. — [5]) Archiv f. Litteraturgeschichte Bd. XV, S. 171. — [6]) Briefe von und an Bürger Bd. I, S. 99. Vgl. auch S. 131. „Das ist dir ein Stuck, Brüderle." — [7]) Strauß, Schubarts Leben in seinen Briefen Bd. I, S. 285 ff.

Angst des Herzens! — O was hat die Welt, womit sie diese schreckliche Gruppe vertilgen kann!" Oft verdoppelt und verdreifacht man die Zeichen. Cramer, der vier Stunden „einen herlichen Vis a Vis mit dem l. Liebchen gehabt", ruft aus: „Es ist ein gar überköstliches Mädchen!!!!"[1]) Das Ausrufezeichen ist recht eigentlich für diese Zeit charakteristisch,[2]) — man lese nur den Briefwechsel Herders mit seiner Braut —; auch für uns ist es ihr Erbteil geblieben.

Dem entsprechen die vielen Ausrufe selbst, das O! und Ach! und Ha! Ein Brief Schubarts schließt: „Oh!!! lieb Deinen Schubart."[3]) Echt kraftgenialisch ist vor allem das Ha! — denn zum O! hatten sich auch schon die Karschin[4]) oder verliebte Mädchen[5]) emporgeschwungen. Ausrufe wie „Gott im Himmel!" oder „Teufel!" sind ebenfalls nicht selten.

Die Aufgeregtheit des Stils zeigen ferner die häufigen Wiederholungen einzelner Worte: „O Bruder! Bruder!", schreibt Klinger an Schleiermacher,[6]) „wir kommen wieder zusammen und liegen umschlungen Hals an Hals"; und der Brief endet: „laß! laß! mir ist wohl! Schreib!" Namentlich Goethe liebt diese Art. „Sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehntest!" fragt er sich selbst,[7]) „Sie sind's, sie sind's! Ich fühl es, lieber Freund, daß man um kein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt, was man wünschte. Die Zugabe! Die Zugabe! die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt"!

Man sieht, wie stärkeres Gefühl auch sofort die Sprache modelt. Denn das war das Wesentliche. Das Gefühlsleben

---

[1]) Briefe von und an Bürger Bd. I, S. 87. Vgl. auch die oben S. 278 angeführte Stelle aus dem Briefe von Lenz. — [2]) Heinsens Briefe nennt Laube „nicht viel mehr als unbegründete Ausrufungszeichen." Einleit. zu Heinses sämtl. Schriften Bd. I, S. IX. Vgl. z. B. Briefe zwisch. Gleim, Heinse und Müller Bd. I, S. 23, 60 f. — [3]) Strauß a. a. O. I, S. 330. — [4]) z. B. Ztschr. f. Preuß. Gesch. 12. Jahrg. S. 647, 650. — [5]) Vgl. Meta Mollers Brief. Briefe von und an Klopstock S. 111. Ein Brief voll lauter O's aus der Sturm- und Drangperiode z. B. bei Rieger, Klinger S. 429. — [6]) Rieger a. a. O. S. 398. — [7]) In einem Brief an Salzmann. Alsatia. 1853, S. 43. Vgl. auch S. 45 „Die Welt ist so schön! so schön!" Aus Herders Nachlaß Bd. I, S. 53: „Das ist ganz dein Gesicht! ganz! ganz! . . . Und so Dank! Dank!" Vgl. auch einen Brief Herders: „Siehe, das wollt' ich! und nun! und nun; und nun!" Aus Herders Nachlaß Bd. III, S. 333.

war damals recht eigentlich erst erwacht. Man will überall und immer empfinden und schön empfinden. Jeder Eindruck der Außenwelt soll nachzittern im Innern: es entsteht ein wahrer Kultus der Empfindung.

Man hat die Empfindsamkeit des achtzehnten Jahrhunderts in ihren ersten Ursprüngen auf den Pietismus zurückgeführt, und wenn man zunächst an das Empfindungsleben der Gellertschen Periode denkt, wird man in der That diesem Gedanken zustimmen können. Religiös hat man zuerst fühlen gelernt, auch Gellert selbst suchte zunächst und vor allem „ganz Empfindung der Religion zu werden", und die höchsten Gefühle seiner Zeitgenossen waren auch religiöse. Freilich waren die Ziele dieser Epoche mehr sittlich-menschliche. Moral war das Schlagwort, man ist in die Tugend verliebt und spricht von dem Vergnügen und Nutzen, den sie gewährt. Und hier trennte man sich von der asketischen Lebensanschauung des Pietismus, man erkennt die irdischen Interessen an, man will vernünftig und natürlich fühlen und denken, man erwärmt sich für Freundschaft, man will das Leben heiter gestalten, soweit es der „Anstand" zuläßt. Noch mehr vermenschlicht, aber nicht allzu sehr vertieft wird das Gefühlsleben durch die Hagedorn und Gleim mit ihren Tändeleien und Liebeleien, mit ihren zärtlichen Empfindungen für den Freund.

Und je mehr man in das Innere des Menschen eindrang, um so mehr bildete sich Herz und Gemüt. Vor allem las man viel und mit Begeisterung, man lernte dabei empfinden. Jetzt wurde auch das Gefühlsleben durch ein Element beeinflußt, das man vorher kaum gekannt hatte. In den Wanderjahren erzählt Goethe, wie man Haller und Geßner und Kleist las und dadurch auf die umgebende Natur aufmerksam wurde. Weil man für alle Eindrücke empfänglicher geworden war, konnte man auch dem mächtigen Eindrucke, den die Natur auf die Menschen übt, gegenüber nicht länger unempfindlich bleiben. Dies Erwachen der Liebe zur Natur, der Sehnsucht nach der Natur ist von höchster Wichtigkeit. Schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts begann man ein offeneres Auge für die Schönheiten der Natur zu bekommen. Wir finden es kaum begreiflich, wie in

dieser Zeit noch Bayle, der als Erzieher am Genfer See lebte, für die wunderbaren Schönheiten der ihn umgebenden Natur in seinen Schriften und Briefen nie ein Wort hat. Diese Blindheit begann zu weichen. Freilich war man auch da genau in demselben Zwang befangen, der damals alle menschlichen Regungen beherrschte. Die französische Gartenkunst, die auch in Deutschland nachgeahmt wurde, mit ihren geschorenen Hecken und regelmäßigen Anlagen, giebt davon Zeugnis. Aber der Sinn für Natur wurde stärker und stärker. Frau Gottsched besitzt ihn schon in hohem Grade, wenn sie auch noch keine Naturschwärmerin ist. Sie erzählt Gottsched, wie sie ihren Tag zubringt, ihn beginnt mit geistlichen Betrachtungen. „Hierauf“, fährt sie fort, „ergötzt sich mein Geist an den vortrefflichen Werken der Natur, das kleinste davon zeigt mir die Größe des Schöpfers, neue Schönheiten, neue Wunder. Dies ist die allerangenehmste Beschäftigung für mich. Ich verliere mich darin, und rufe voll Bewunderung aus: Welch eine Tiefe des Reichthums! Zuletzt werde ich traurig, wenn ich denke, wie kurz meine Lebenszeit ist, und wie wenig ich von dieser mir so wichtigen Wissenschaft entdecken werde.“ Dies Ergötzen an den vortrefflichen Werken der Natur ist noch nicht die schwärmerische Naturliebe späterer Zeit, aber es ist die Morgenröte dieser Erscheinung. Überall beginnt man, die Natur erst zu entdecken. „In der That,“ schreibt Sulzer 1745 an Gleim,[1]) „die Natur hat unendliche Schönheiten, die man nicht erschöpfen wird, wenn auch alle die elenden Scribenten die besten Poeten würden.“ Die Dichter, welche die Natur besangen, die Schweizer Haller und später Geßner, wurden emsig gelesen. Leise bildet sich die Naturschwärmerei heran. „Wir gingen von acht bis zehn Uhr im großen Garten,“ schreibt 1767 die Lucius,[2]) „im Mondlichte, in der sanftesten Luft, unter dem abwechselndsten Himmel, und in einer so ruhigen Stille — man hörte nichts als den einförmigen Gesang des Grashüpfers und einzelne vorübergehende Spazierende. Es war außerordentlich schön.“ Viel Naturgefühl steckt in den Briefen der Karschin. Sie schreibt an Gleim: „ich wandelte

[1]) Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Geßner S. 11. — [2]) a. a. O. S. 507.

gestern spät unter den rosen im garten vmher, sanffte kühle Lüffte flüsterten nahe bey mir, und ich glaubte Ihre Gedanken daruntter zu hören, der Mond machte auch mit Seinem halben antlitz den abend prächtig".[1]) Ein andermal erzählt sie von einer Partie auf den Stuffenberg, sie kommen in ein reizendes Thal. „Ich saß auf einem Stein, den das Alter mit ehrwürdigem Mooß bekleidet, ich dachte, Himmel, was dacht ich, alles zu viel für einen Gesang, um mich her war die Natur mit allen Schönheiten des Frühlings und mit den von ihr unterrichteten Sängern, und in mir war eine Seele zu voller Empfindung."[2]) Das wachsende Naturgefühl zeigt sich überall. Wer einen Brief an einem schönen Morgen schreibt, beginnt denselben wohl: „Welch' ein allerliebster Frühlingsmorgen!"[3]) und wer nachts schreibt, ruft ähnlich wie Faust: „O Mond! wie du so zärtlich in meine Seele blickest!"[4]) und wer in schöner Gegend weilt, kann sich einer Schilderung derselben nicht mehr enthalten;[5]) man wirkt dadurch auch auf andere ein.[6]) Und zugleich beginnt unter dem Bann der Natur eine empfindsame Schwärmerei, die wesentlich auch durch den Einfluß Rousseaus hervorgerufen ist. Heinse, der ein überaus offenes Auge für die Natur hat — davon zeugen die sehr schönen Naturschilderungen in den Briefen von seiner Reise[7]) — giebt sich voll dem Einfluß hin. Er ist mißgestimmt; „auf einmal wie ins fruchtbarste Füllhorn der Natur hineingezaubert", verliert er „sich und alles Gedächtniß", „wie die Seelen in der Ewigkeit genießt er nur und ist da".[8]) Da er bei beginnendem Morgen auf der Höhe des Gotthards steht, gehen „Schauer wie ein Erdbeben durch sein Wesen".[9]) Goethe und Fritz Jacobi, deren Herzen

---

[1]) Ztschr. f. Preuß. Gesch. Jahrg. 12, S. 645. — [2]) Ebenda S. 677 Vgl. auch S. 680. — [3]) J. G. Jacobi an Gleim. Ztschr. f. Preuß. Gesch. Jahrg. 18, S. 498. — [4]) Heinse an Gleim. Briefe zw. Gleim, Heinse u. J. v. Müller Bd. I, S. 117. — [5]) Lotte an Schiller. vgl. Schiller und Lotte. bearb. v. Fielitz 3. Ausg. S. 206. — [6]) Briefe an Merck v. Goethe, Wieland u. s. w. S. 175. Amalie v. Sachsen-Weimar an M.: „Ihre Beschreibung der schönen, fruchtbaren Jahreszeit weckte den Wunsch lebendiger bei mir, solche mit Ihnen zu genießen." — [7]) Briefe zwischen Gleim, Heinse und J. v. Müller Bd. I, S. 414, 425, 434, 438; Bd. II, S. 5 f. — [8]) Ebenda Bd. I, S. 425. — [9]) Ebenda Bd. II, S. 5.

eben den Freundesbund geschlossen, stehen nachts am Fenster, „der Mondschein zitterte über dem breiten Rheine", und schwärmen.[1]) Der Liebende, der fern von der Geliebten ist, genießt wie Herder im Mondschein die schönschlummernde Nacht mit allem Gesange der Nachtigall.[2]) Denn in solchen Stunden läßt sich am besten in Empfindungen schwelgen. Und die umgebende Natur hat offenbaren Einfluß auf das Gemütsleben. „Ich gieng eben herum," schreibt Gustchen Stolberg aus ihrem Garten an Klopstock,[3]) „es war so schön, die Vögelchen sangen, die Veilchen und Blumen dufteten mir entgegen, und da dachte ich denn mit Rührung an alles, waß ich liebe." Die Natur schafft die Stimmungen der Menschen oder wirkt doch auf sie ein. Es entsteht ein sympathischer Zusammenhang zwischen Mensch und Natur. „Gestern waren wir den ganzen Tag geritten," schreibt Goethe 1771,[4]) „die Nacht kam herbei und wir kamen eben auf's Lothring'sche Gebirg, da die Saar im lieblichen Thale unten vorbeifließt. Wie ich so rechter Hand über die grüne Tiefe hinaussah, und der Fluß in der Dämmerung so graulich und still floß und linker Hand die schwere Finsterniß des Buchenwaldes vom Berg über mich herabhing, wie um die dunklen Felsen durch's Gebüsch die leuchtenden Vögelchen still und geheimnißvoll zogen; da wurd's in meinem Herzen so still wie in der Gegend." „Es ist jetzt wieder die Zeit," schreibt Garve im Frühling 1784 an Zollikofer,[5]) „wo alle Empfindungen erwachen, auch die der Freundschaft." Er meint, daß „Personen, die eine gleiche Empfindlichkeit dafür haben", „durch den Einfluß des Frühlings wenigstens auf gleiche Art gestimmt" werden. „Dazu kömmt, daß das Verlangen nach geistigem Genusse desto lebhafter wird, je mehr die Natur meine Sinnen angenehm rührt." Goethe spricht von „einer wundersamen Verwandtschaft mit den einzelnen Gegenständen der Natur, von einem innigen Anklingen, einem Mitstimmen ins Ganze, so daß ein jeder Wechsel, es sei der Ortschaften und Gegenden oder der

---

[1]) Dichtung und Wahrheit XIV. Buch. — [2]) Aus Herders Nachlaß Bd. III, S. 59. — [3]) Briefe von und an Klopstock S. 270. — [4]) Der junge Goethe Bd. I, S. 255. — [5]) Briefw. zwischen Garve und Zollikofer S. 344 f.

Tages- und Jahreszeiten oder was sonst sich ereignen konnte, ihn aufs Innigste berührte".[1])

So läßt sich denn ohne dies Naturgefühl die Empfindsamkeit jener Zeit, wie überhaupt das moderne Gefühlsleben, nicht verstehen. Damals wirkte es vertiefend und anregend. Aber in den sechziger Jahren macht sich ein besonderer Zug in der Naturschwärmerei geltend: der Mondschein spielt eine Rolle, die Nacht überhaupt, das Unheimliche und Finstere derselben. Das deutet auf Wehmut und Schwermut, und in der That kommt man so zu dem eigentlich Charakteristischen der Empfindsamkeit. „Unsere heutigen Mädchen", klagt Wieland,[2]) „sind, Gott sey's geklagt, fast durchgängig auf Schwermuth und Empfindsamkeit gestellt," aber er konnte dieselbe Klage fast über das ganze damalige Geschlecht erheben. Die weichliche Lust am Rührenden, die schon der Gellertschen Zeit eigen war, hat sich ungleich gesteigert. Überall findet man eine unbestimmte, schmachtende Sehnsucht, eine ewige Wehmut. Man ist des Lebens überdrüssig und wünscht zu sterben. Es entsteht eine fast krankhafte Reizbarkeit des Innern. Es ist das Zeitalter, da die Thränen fließen. Schöne freundschaftliche Briefe rühren sofort zu Thränen.[3]) Überhaupt fließen bei der Lektüre von Briefen[4]) und Büchern leicht Thränen. Der junge Wieland weint Thränen des Entzückens über den Messias. Gleim weint laut, als er den Tod des Patroklus bei Homer liest.[5]) Garve schreibt seinem Freunde, wie er über Werther geweint habe,[6]) und viele haben es gleich ihm gethan. Man weint aus Freude: „O süße Thräne

---

[1]) Dichtung und Wahrheit. Bd. XII. Vgl.: „Dieser Sturm in der Natur erregte einen anderen in meinem Herzen; ich thue ihm gewiß nicht zu viel, daß ich ihm die Schuld beimesse, wenngleich die finstere Luft und das trauernde Tannengrün ihr Theil mit beitrugen, die gestrige Stimmung in mir zu nähren und schwermüthige Bilder hervorzurufen." G. Forsters Briefw. mit Sömmering. Hrsg. v. Hettner S. 19. — [2]) Wielands Briefe an Sophie von La Roche. S. 243. — [3]) Vgl. schon Rabener an Giseke 1746. (Rabeners Briefe S. 232.) — [4]) Vgl. Briefwechsel zwischen Lavater und Hasenkamp S. 5: „O mein auserwählter Herzensbruder, welche Freudenthräne weint mein Auge, so oft ich dero Begriffe von Gottes Sohn, von unserer Kindschaft und von Christi Tod in Ihrem vertraulichen Briefe lese!" — [5]) Briefe zwischen Gleim, Heinse und J. v. Müller hrsg. v. Körte II, S. 216. — [6]) Briefw. zw. Garve und Zollikofer S. 175.

meines Lebens!" ruft Herder,[1]) „im Arm der Freunde geweint! o süße Thränen der Freundschaft, wie göttlich seid ihr!" — aber man weint noch mehr aus Trauer und Schwermut. „Es war ein Mißton in meiner Seele geblieben," schreibt Herder der Braut über seine Reise nach Bückeburg,[2]) „der mir, den ganzen Weg über, mehr als einmal Thränen gekostet." Sehr charakteristisch ist ein Brief des jungen Matthias Claudius an Gerstenberg:[3]) „Wollen Sie uns nicht bald wieder mit einigen süßen Tändeleien beschenken? Nein, liebster Freund, ob es gleich große Wollust ist, solche Tändeleien zu lesen, so haben doch die tragischen Empfindungen einen mächtigen Vorzug; schenken Sie uns also lieber ein Trauerspiel oder sonst tragische Stücke, dabei man so recht weinen muß. Wie unaussprechlich süß ist die Thräne, die man beim Grabe oder überhaupt beim Unglück seines Freundes weint, und wer wird uns die Thränen besser herauslocken können als Sie? O bester Gerstenberg, wenn Sie so recht betrübte und traurige Gemälde und Empfindungen liegen haben, gönnen Sie mir das Vergnügen, solche zu lesen, ich will Sie auch ewig lieben."

Wie eine schwere Krankheit lastet eine verwirrte Überspanntheit, eine unbestimmte Sehnsucht und Schwermut und ein ewiges melancholisches Unbehagen auf den Gemütern der Menschen und am schwersten eben in der Sturm- und Drangzeit. Es ist die Stimmung, aus der heraus Goethe den Werther schrieb, dessen Inhalt nach seinen Worten damals in der Luft lag. Die Sucht, jedem Gefühle nachzugeben, die aus der fortwährenden Selbstbeobachtung entstand, gab immer neuen Anlaß zu unfruchtbarer Selbstpeinigung und neuen Seelenleiden. Andererseits wird jetzt das Gefühlsleben in einer Weise exaltiert, glühend und leidenschaftlich, daß man oft erschrickt. Man war sofort entzückt, gerührt, begeistert, zornig und immer im Übermaß. Die heiße und rückhaltlose Hingabe an den Freund, die Begeisterung und Schwärmerei für die Freundschaft, die für diesen Gefühlsüberschwang so charakteristisch ist, wird uns noch beschäftigen.

[1]) Aus Herders Nachlaß Bd. III, S. 64. — [2]) Ebenda S. 28. — [3]) Ungedruckte Jugendbriefe des Wandsbecker Boten. Mitget. v. C. Redlich S. 4.

Und bei alledem kam man sich groß und schön vor, man schwelgte in den Gefühlen und war von der Größe des eigenen Ichs auch in der kläglichsten und bittersten Stimmung überzeugt!

Wie sehr mußte dies ganze Empfindungsleben auf die Sprache, den Ton der Briefe, die ganze Art sich zu geben, einwirken! Der junge Klopstock empfand schon beim öfteren Abschreiben seiner Oden „die heftigsten Empfindungen",[1] ebenso stark war aber die Empfindung des damaligen Geschlechts beim Niederschreiben ihrer Briefe. Der Brief war nicht mehr das kalte Blatt, das Nachrichten vermittelte, er war vielmehr der willkommene Platz, in Gefühlen und Empfindungen zu schwelgen. Auf viele Briefe dieser Zeit kann man einen Ausdruck, den später Heine gebraucht, anwenden: Man wollte damals „Herzblut in Briefcouvert".[2] So schreibt auch Heinse an Gleim:[3] „Aus den Briefen eines Menschen kann man am beßten sehen, wie mancherley Zufällen ein Mensch unterworfen ist, wie die Donnerwetter, Regen und heitrer Himmel und Frühling, Sommer, Herbst und Winter in dem menschlichen Herzen und Geiste abwechseln; kann man das nicht daraus ersehen, so sind es keine Briefe, wenigstens keine freundschaftlichen." Der Brief ist ein „Abdruck der Seele",[4] man redet in ihm „die freye, ungeheuchelte Sprache des Herzens oder der Seele",[5] man spricht von „Herzbriefen",[6] „seelenvollen Briefen"[7], man möchte „seine ganze Seele diesen Zeilen einhauchen können",[8] man „schwärmt und schwatzt in den Briefen die Seele von den Lippen";[9] den Brief nennt man einen „Seelenbesuch";[10] der

---

[1]) Briefe von und an Klopstock S. 25. — [2]) Briefe v. H. Heine, hrsg. von Steinmann Bd. I, S. 46. — [3]) Briefe zwischen Gleim, W. Heinse und Johann von Müller Bd. I, S. 122. — [4]) Aus Herders Nachlaß Bd. III, S. 41. — [5]) Briefe zwisch. Gleim u. s. w. Bd. I, S. 13. — [6]) F. H. Jacobis auserl. Briefw. Bd. II, S. 440. — [7]) Briefe von und an Bürger Bd. III, S. 151 (vgl. auch S. 226). Charlotte von Schiller und ihre Freunde Bd. II, S. 367. „Herzvoller Brief" Briefw. zwischen Lavater und Hasenkamp. Hrsg. v. Ehmann S. 17. — [8]) Charlotte von Schiller und ihre Freunde Bd. I, S. 165. — [9]) Herder an die Braut. Aus Herders Nachlaß Bd. III, S. 428. Vgl. S. 278: „Ihre Briefe sind alle so voll Empfindung, so ausgegossenen Herzens, so süß." — [10]) Schönborn und seine Zeitgenossen S. 63.

Brief hat eine „Physiognomie“,[1]) eine „Seele“,[2]) er hat „Runzeln“;[3]) „alle Falten des Gesichts drücken sich im Briefe ab“.[4]) So giebt man im Briefe das eigene Selbst ganz und gar, giebt seine „ganze Seele“,[5]) man „macht seinen Empfindungen Luft“.[6]) Körner wollte Schillern „selbst“ in dessen Briefen wiederfinden,[7]) und Herder sagt von dem Briefwechsel mit seiner Braut: „unsere Seelen haben sich, obgleich freilich schwarz auf weiß, so vielfach kennen gelernt“.[8])

Derartige Briefe voll Empfindung und Gefühl schienen den damaligen Menschen die rechten Briefe. „Dies ist einmal ein Kaufmannsbrief“, schreibt Schiller an Göschen,[9]) „und er soll es auch bleiben. Freundschaft und Schachern sind so heterogene Dinge, daß ich Ihnen für einen andern Brief aufspare, was Ihnen Freund Schiller noch sonst zu schreiben hat.“ Ist in dem Briefe nicht genug Gefühl, fürchtet man Tadel. „Mein ganzer Brief, sehe ich,“ schreibt Herders Braut,[10]) „wird nichts als Erzählung, und Sie sind gar im Stande und halten mich für eine gute Zeitungsschreiberin.“ Man will keine „trockenen“, keine „historischen Briefe“. „Unsern Briefwechsel, mein Lieber,“ schreibt Schiller an Körner,[11]) „lege ich mir fürjetzt noch als einen künftigen Genuß zurück. Mein Geist ist nicht gesammelt, und meine Zeit nicht in meiner Gewalt. Er sollte Dich mit meinen Empfindungen bekannt machen, und ich habe bis jetzt noch nicht an mich gedacht. Erst in einigen Tagen beziehe ich meine Wohnung, bis dahin nimm vorlieb mit einem Zeitungston.“ Am Schlusse eines Briefes von Herder an Lavater heißt es: „Und nun noch ein paar *kalte* Nachrichten“.[12]) Man hat auch Scheu

---

[1]) Schillers Briefwechsel mit Körner II. Aufl., Bd. I, S. 147. — [2]) „Die ganze Seele in Deinem süßen, goldenen Brief schwebt in mir.“ Aus Herders Nachlaß Bd. III, S. 295. — [3]) Hamanns Schriften und Briefe, hrsg. v. Petri Bd. I, S. 289. — [4]) Der junge Goethe Bd. III, S. 81. — [5]) Aus Baggesens Briefwechsel mit Reinhold und Jacobi Bd. II, S. 203. — [6]) R. Keil, Frau Rat S. 104. Forsters Briefwechsel mit Sömmering. Hrsg. v. Hettner S. 16. — [7]) Schillers Briefw. mit Körner Bd. I, S. 139. — [8]) Briefe an Merck von Goethe u. s. w. S. 41. — [9]) Geschäftsbriefe Schillers, hrsg. v. Goedeke S. 27. — [10]) Aus Herders Nachlaß Bd. III, S. 198. — [11]) a. a. O. S. 72. Vgl. auch S. 80. — [12]) Aus Herders Nachlaß Bd. II, S. 33.

vor dem ersten Brief an jemand, weil er „aus vielen Ursachen kalt und steif werden muß“.[1])

Freilich war das Gefühlsleben jener Zeit so stark, daß oft die Briefe als Ausdruck desselben unvollkommen erschienen. Man fühlte die Unmöglichkeit, alle Empfindungen in Worten auszudrücken. Schon die Lucius schreibt einmal:[2]) „Ich habe mich sehr schwach ausgedrückt. Je empfindungsreicher ein Inhalt bey mir ist, desto mehr zeigt er, daß Worte blos Worte sind“. In der späteren, aufgeregteren Zeit genügten die „armen kalten Briefe“[3]) dem Gefühlsdrange immer weniger. So klagt Klinger in einem Briefe an Kayser:[4]) „Wenn es aus dem Herzen so der Hand naus geschwind gieng und wie ich wollte, würd ich dir tausend Dinge mehr schreiben. Aber es hält mir würklich hart, biß ich die Feder nehmen kann, wenn ich so denk, daß das all nichts ist, und daß ich den Buchstaben nicht Geist, nicht Herz einhauchen kann, daß sie vor dir hell brennten“. „Die besten Silberlaute des Herzens und Theilempfindungen“, sagt Herder,[5]) „lassen sich nicht schreiben.“ Oft muß man mitten im Briefe abbrechen, denn das Herz ist zu voll.[6])

Und in der That für ein so aufgewühltes Gefühlsleben, für eine so lechzende Sucht nach Empfindung, hielt es schwer, angemessenen Ausdruck zu finden. Man mochte dabei mit der großen und richtigen Forderung der Zeit, der Natürlichkeit, leicht

---

[1]) Ebenda Bd. III, S. 336. — [2]) a. a. O. S. 140. — [3]) Aus Herders Nachlaß Bd. III, S. 373. — [4]) Rieger a. a. O. S. 382 f. Vergl. auch S. 399 am Ende. Vgl. ferner: Briefw. zwischen Goethe und F. H. Jacobi S. 48.: „Oft nehm ich wohl Papier und Feder, und mein, ich werde dir etwas schreiben; aber hernach findt sich immer, daß das, was ich Dir nicht schreiben kann, so sehr viel mehr, so sehr viel beßer ist, als was ich schreiben könnte, daß ich's verschmäh, und lieber harre.“ S. 63: „Das Schreiben stört mich.“ Wielands Briefe an Sophie von La Roche S. 283: „Wenn das, was ich Ihnen seit geraumer Zeit öfters gerne hätte sagen mögen, liebste Sophie, so wie es in meinem Kopf oder Herzen war, auf der Stelle zu einem Briefchen oder Brief hätte werden können, so würden Sie nicht so viel gerechte Ursache haben, sich über die Seltenheit meiner Briefe zu beklagen.“ Goethe-Jahrbuch VII, S. 98: „Das Papier ist nur eine kalte Zuflucht.“ — [5]) Aus Herders Nachlaß Bd. III, S. 126. — [6]) Vgl. Briefe von und an Klopstock S. 87. Aus Herders Nachlaß Bd. III, S. 114, 422 f. (Ich brach neulich mit vollem Herzen ab, und konnte nichts reden, nichts schreiben.)

in Konflikt kommen. Und man muß außerdem nicht vergessen, wieviel künstliche Aufregung, wieviel gemachte Empfindung uns entgegentritt. So wenig die Thränen alle geflossen sind, von denen man schrieb, so wenig steckte auch oft hinter den exaltierten Gefühlsausbrüchen. Aber die empfindungsvolle Sprache war nun einmal Mode, und man gefiel sich darin. Vieles war Phrase, der freundschaftliche Kuß wie die Thränen aus Rührung, und vieles war rhetorisch, wie die Ausrufe und die Fragen. Die Überschwenglichkeit birgt nun einmal die Unnatürlichkeit in sich.

Aber doch hatte das alles ein großer lebensvoller Drang hervorgebracht, freie Bewegung wollte man überall haben, die Bande des Zwangs sollten überall gesprengt werden. Das war von unermeßlichem Gewinn für die Zukunft.

Die Subjektivität war entfesselt und wenn auch in der Sturm- und Drangperiode sich jedes winzige Ich für ungeheuer wichtig hielt und seinen Neigungen und willkürlichen Launen den freiesten Lauf ließ, so hörte doch diese maßlose Übertreibung allmählich auf, und der Gewinn, daß nämlich jede Individualität sich frei entfalten lernte, blieb. Die Individualität des Stils tritt jetzt in den Briefen der Einzelnen weit mehr hervor, als in irgend einer früheren Periode. Man konnte damals wohl Klagen darüber hören, daß jeder „sich den Sprachgebrauch nach eigenem Gefallen modele",[1]) man hielt jedes persönliche Ermessen für wichtiger, als Herkommen und Sitte. Aber wie frei und ungebunden tritt uns dafür auch die Persönlichkeit des Einzelnen entgegen! Der Brief war kein ausgefülltes Formular mit herkömmlichen Wendungen mehr, auch kein Gewäsch mehr nach Gellertscher Schablone, er war in der That der Abdruck der Seele. Und überdies war das Jahrhundert die Zeit der Originale.

Einzelne Briefschreiber, die besonders charakteristisch schreiben, mögen angeführt werden. Von Lessing ist schon gesprochen. Den natürlichen, ruhigen, aber pointierten Stil, der ihm oben nachgerühmt ist, bewahrte er zeitlebens, ebenso wie die Abneigung gegen die empfindsame und gefühlsweiche Rhetorik. Sein eben geborenes Kind ist tot. „Meine Freude war nur kurz." schreibt

[1]) J. Chr. Adelung, Über den deutschen Stil Bd. I, S. 24.

er an Eschenburg.[1]) „Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage. — War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er so bald Unrath merkte? — War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort!" Und die Frau stirbt. „Meine Frau ist todt;" schreibt er,[2]) „und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig seyn können zu machen; und bin ganz leicht."

Da ist weiter Merck. Seine Briefe sind leicht und flüssig geschrieben, aber die Sprache ist kühn und kräftig und derb und hat etwas von der Swiftischen Galle, die Goethe[3]) an seinen Episteln hervorhob. Der Mann „mit allen seinen scharfen Ecken, Stacheln, Hörnern und Klauen"[4]) verleugnet sich oft nicht. „Der Teufel hole die ganze Poesie," schreibt er einmal,[5]) „die die Menschen von andern abzieht und sie inwendig mit der Betteltapezerey ihrer eigenen Würde und Hoheit ausmeublirt. Wir sind doch nur in so fern etwas, als wir was für andre sind." — Naiv, öfter freilich dabei affektiert, und lustig wie seine Schriften sind die Briefe von Matthias Claudius. Ein Brief an Merck beginnt:[6]) „Wir sind hier richtig gearriviret, und Frau und Wagen haben gut gehalten, ist uns auch auf dem Wege gottlob kein Unfall begegnet; nur, versteht sich, zwischen Münden und Göttingen wären wir bald umgeworfen worden, und an einigen andern Dreckorten auch, wo die herrliche hannöversche Chaussée fehlt." — Humorvoll, dabei sehr fein und anmutig schreibt Lichtenberg. Reizend sind die Briefe an den engbefreundeten Buchhändler Dieterich; fast alle in einem freund-

---

[1]) Briefw. zwisch. Lessing und seiner Frau hrsg. v. Schöne S. 505. — [2]) Ebenda S. 508. — [3]) Dichtung und Wahrheit XII. Buch. — [4]) Wieland an Merck. Briefe an und von Merck S. 105. — [5]) Ebenda S. 49. — [6]) Ebenda S. 90. Vgl. auch den Brief Aus Herders Nachlaß Bd. I, S. 422 ff.

lich-scherzhaften Tone. „Wer hat denn nunmehr mein Plätzchen auf dem Canapee?" schreibt er aus der Fremde.[1]) „Ist die Stube gescheuert? und erinnert Ihr Euch denn auch noch an mich? Gestern Abend kamen auch Äpfel auf den Tisch, so oft ich einen schälte, dachte ich an mein Plätzchen. Du lieber Gott, gieb mir doch auch hier ein solches Canapee und solche Gesellschaft."

Neben solchen Leuten sind wieder andere — und deren giebt es viele — zu nennen, deren Sprache mehr den nebelhaften Empfindsamkeitsschimmer an sich trägt. Die Briefe Herders haben diesen Charakter, die gefühlswarmen Briefe an die Braut ebenso wie diejenigen an die Freunde. Der Anfang eines Briefes an Merck[2]) lautet: „Ja, ich sehe sie — liebster Fr., die arme Unschuldige! wie sie in Ihrer melancholischen Zaubergegend dasteht, mit thränendem Auge den wüsten Fels umarmt, und mit leeren ausgebreiteten Armen in die Wüste des Aethers hinspricht — ich sehe die ganze rührende Scene, einsylbig wie der Blitz in den Wolken und die elektrische Empfindung im menschlichen Herzen." Namentlich charakteristisch sind die Briefe Herders an Lavater. Aber Lavater selbst treibt solchen Ton auf das Übermaß. Herder schreibt schon einmal gelegentlich von dem „Wunderlichen" der eigenen Briefe,[3]) Lavaters verschwommene und exaltierte Briefe sind noch mehr als wunderlich. Goethe spricht einmal sehr bezeichnend von „der zu Superlativen zugestutzten Feder des großen Lavaters und seinem phosphorescirenden Dintenfaß".[4]) Schon die Schreibweise fällt auf. „O — wie wenig Menschen unter unzähligen Menschen — und wir — sind wirs! — Ach — ich bins nicht — doch fühl' ichs, daß ichs nicht bin — werden soll — und werden kann."[5])

Lavaters und Herders Freund war Hamann. Seine Briefe sind nicht empfindsam und verschwommen, aber doch auch in einer wunderlichen Sprache geschrieben. Goethe lobt seine Briefe und nennt sie „viel deutlicher als seine Schriften".[6]) Aber er

---

[1]) G. Chr. Lichtenbergs Briefe. Hrsg. von Chr. W. Lichtenberg Bd. I, S. 81. — [2]) Briefe an und von Merck S. 4. — [3]) Briefe an Merck von Goethe, Herder u. s. w. S. 11. — [4]) Aus Herders Nachlaß Bd. I, S. 83. — [5]) Ebenda Bd. II, S. 78. — [6]) Vgl. Hamanns Schriften und Briefe hrsg. von Petri Bd. I, S. 3.

selbst sagt schon als jüngerer Mann: „Meine Briefe sind vielleicht schwer, weil ich elliptisch wie ein Grieche und allegorisch wie ein Morgenländer schreibe.“[1]) „Ein für allemal“, schreibt er später an Jacobi,[2]) „lege ich eine Fürbitte für meine Schreibart und besonders meinen Briefstyl ein,“ und er fragt: „Bin ich nicht ein rechter Saalbader von Briefsteller?“[3])

Die Reihe solcher individuellen Briefschreiber — von vielen andern ließe sich noch sprechen — mag Goethe und Schiller beschließen. Goethe hat immer individuell geschrieben. Da ist ein Brief aus der Jugend an Johanna Fahlmer, ganz im Sturm- und Drangstil, und doch ganz individuell, ganz verschieden von den Produkten der übrigen Jünglinge:

„Heut war Eis Hochzeittag! Es musste gehn, es krachte, und bog sich und quoll, und finaliter brachs, und der H. Ritter pattelten sich heraus wie eine Sau.

Hier ist eine Romanze.

Und Betty meinem Herzlein Grus, und Lolo inliegendes
Dass allen wohlgehe
sint mirs wohl ist. Amen
Und auch weiter ꝛc. ꝛc.

Wir haben gestern gessen Wildprettsbraten und Geleepastete und viel Wein getruncken und zwischen Houries gesessen biss ein Uhr Nachts, und uns geweidet mit Löffeln. Vom zeitigen abermaligen Herrn Bürgermeister Reus, wo ich, scharlach mit Gold, das Neue Jahr verkündigt hatte — Wohin! — Kutscher an Rhein. Ich die Treppe hinauf, wo der Drat noch in der Ecke hing — Klingl ich! — Kommt die kleine Kähde! kennst du mich noch? — Ey lieber Gott. — Der Gattern ward eröffnet, ich fasse sie freundlich beym Kopf und verzaus ihr die Haube“[4]) ꝛc.

Goethe behielt Zeit seines Lebens einen besonderen Stil. Später führte er meist eine nüchterne, kalte, ruhige Sprache, aber auch durch Kürze ausgezeichnet. Im Alter trug dieselbe aber den Charakter umständlicher Manieriertheit. „Für Ihren

---

[1]) Ebenda S. 247. — [2]) Ebenda Bd. IV, S. 239. — [3]) Ebenda S. 252. — [4]) Briefe von Goethe an Johanna Fahlmer. Hrsg. v. Urlichs S. 47 f.

freundlichst-nachrichtlichen Brief vom 18. Juni zum schönsten dankend," schrieb er an Heinrich Meyer, „bestimme mich Einiges nachzuholen mit zugefügter traulicher Bitte."[1]) Wie sonderbar mutet uns die beliebte Unterschrift: „Und so fortan. G". an! Im Alter pflegte Goethe auch ganz den konventionellen Stil.

Ganz anders als Goethe, schreibt Schiller. Eine psychologisch-reflektierende Sprache ist ihm eigen. Er schreibt die Sprache seiner Abhandlungen und Aufsätze. Man lese den Brief an seine Schwester, nachdem sie sich verlobt hatte,[2]) es ist die reine Abhandlung.

So ist denn der deutsche Brief zu reicher Blüte gelangt. Man ist auf der Höhe angelangt, man wandelt die Sprache wie man will, man steht auch der Vergangenheit erhaben gegenüber.

Man modelt den Briefstil je nach seiner Laune. Bürger schreibt aus Scherz einen Brief an Tesdorpf im Tone des alten Testaments: „Geh hin gen Wehrs an den FleischScharn und Siehe! Da wirst Du angebunden finden Sechs Louisd'or, löse sie und führe sie zu mir". Und so geht es weiter.[3]) Oder man imitiert den älteren Briefstil, wie Wieland scherzhaft in einem Brief an Merck die deutsch-französische Höflichkeitssprache.[4]) Ein gemeinsamer Brief von Klinger und Miller an Kayser beginnt:[5]) „Zwey Barden und Ritter, Namens F. M. Klinger und J. M. Miller p. t. in Gießen sich aufhaltende an den Mannvesten, ehrsamen, und, laut seines Porträts sehr Ehrwürdigen Herrn Herrn Philipsen Kayser Dichter Musicus."

Oder man wendet Formeln des älteren Briefes an, ebenfalls oft, um dem Brief einen scherzhaften Anstrich zu geben. „Dem Vater Gleim Johannes Müller S. D." steht über einem Brief Müllers,[6]) „Gottes Segen Freiheit und Freude zuvor" über einem Brief Schubarts „im altdeutschen Ton",[7]) „Unsern

[1]) Briefe von und an Goethe hrsg. v. Riemer S. 129. — [2]) Briefw. mit s. Schwester Christ. u. Reinwald S. 76 f. — [3]) Briefe von und an Bürger Bd. I, S. 112. — [4]) Briefe an Merck von Goethe u. s. w. S. 286. Vgl. auch Briefe von und an Merck S. 101. — [5]) Rieger, Klinger in der Sturm- und Drangperiode S. 375. — [6]) Briefe zwischen Gleim, Heinse und Joh. v. Müller Bd. II, S. 548. Vgl. der junge Goethe Bd. I, S. 18 (über einem Brief an Moors): „Goethe amico suo Moorsio Salutem plurimam dicit." — [7]) Strauß, Schubarts Leben II, S. 428. Vgl. auch Keil, Frau Rat S. 89.

freundlichen Gruß und alles, was wir liebes und gutes vermögen, zuvor" über einem Brief Bürgers.[1]) Sehr häufig braucht man die Formel: Si vales bene est, ego valeo,[2]) oder am Schlusse ein Vale[3]) oder Cura ut valeas.[4])

Man verändert auch je nach Laune die Formeln, schreibt z. B. an Stelle des Datums: „Geschrieben an dem Tage, da ich unbegreifliches Ding zuerst die Strahlen des Lichts in dieser räthselhaften unbegreiflichen Welt erblickte."[5]) Man beginnt den Brief mit einem „Guten Morgen",[6]) „Buns dies lieber Bertuch,"[7]) „Riese guten Tag"! „Riese guten Abend!"[8])

Bei der vollkommenen Stilfreiheit war es weiter unter dem jungen dichterischen Geschlecht nichts Ungewöhnliches, für die Briefe die poetische Form zu wählen. Die Karschin ferner schrieb ihre späteren Briefe an ihre Freunde und an die litterarischen Berühmtheiten fast regelmäßig in Versen.[9]) Zwischen Frau Rat Goethe und dem Fräulein von Göchhausen flogen öfter auch Brieflein in Versen hin und her.[10]) Unter Poeten ist diese Form sehr häufig.[11]) Seine Liebesbriefe endlich mochte mancher auch aus den weniger gebildeten Kreisen nach alter Sitte poetisch fassen.

---

[1]) Briefe von und an Bürger Bd. III, S. 257. — [2]) z. B. Briefe von und an Bürger Bd. I, S. 120. Auswahl denkwürd. Briefe v. C. M. Wieland Bd. I, S. 211. Schillers Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und s. Schwager Reinwald S. 30. Vgl. auch Hippels Werke Bd. XIV, S. 25. Später: Briefe v. Heine Bd. I, S. 1. — [3]) Abbts verm. Werke III, S. 274. G. Chr. Lichtenbergs Briefe Bd. II, S. 12. Briefe von und an Bürger Bd. I, S. 217. — [4]) Lichtenbergs Briefe Bd. I, S. 344. — [5]) Heinse an Gleim. Briefe zwischen Gleim, Heinse u. J. v. Müller Bd. I, S. 227. — [6]) G. Chr. Lichtenbergs Briefe Bd. I, S. 72. — [7]) Goethe-Jahrbuch Bd. II, S. 387. — [8]) Der junge Goethe Bd. I, S. 7. — [9]) Archiv f. Litteraturgeschichte Bd. XI, S. 492. Vgl. auch Im Neuen Reich 1880 I, S. 749. — [10]) Keil, Frau Rat S. 209 f., 230 f. Vgl. auch den Brief der Frau v. Stein. Düntzer, Ungedr. Briefe a. Knebels Nachlaß Bd. I, S. 63. — [11]) Vgl. z. B. den poet. Epistelwechsel zwischen Gleim und Jacobi, Michaelis, Schmidt, Heinse u. s. w. (Koberstein, Gesch. d. d. Nationall. 5. Aufl., Bd. III, S. 84, Anm. 16.) Briefe von und an Bürger Bd. II, S. 130 ff. Aus Herders Nachlaß Bd. II, S. 139 f., 171 ff. Westermanns ill. Monatshefte Bd. II, S. 95. Der junge Goethe Bd. I, S. 10, 14, 16, 28 ff., 381 f. Fr. v. Matthissons litterar. Nachlaß Bd. II, S. 210 ff. Briefe von Joh. Heinr. Voß Bd. III, S. 129. Vgl. auch Goethes Briefe an Frau von Stein 2. Aufl., Bd. I, S. 376.

Wenn wir so den deutschen Brief auf seiner Höhe schildern, bedarf es auch hier wieder einiger Worte über die Frauenbriefe. Auch in ihnen finden wir jetzt Individualität stärker als je zuvor. Der empfindsame Zug der Zeit hatte die Gemüter der Frauen ihrer ganzen Anlage gemäß noch stärker berührt als die der Männer. Wieland klagte schon über die allgemeine krankhaft-sentimentale Stimmung der Mädchen.[1]) Die Frauen lasen sehr viel, die Richardsonschen Romane so gut wie Werthers Leiden und wurden so dem Empfindungskultus immer mehr zugänglich. Aber von den an das Geschmacklose oder an das Wahnwitzige streifenden Übertreibungen des männlichen Geschlechts blieben sie doch ziemlich frei: eine sanfte Mäßigung hielt die leidenschaftlichen Gefühlsausbrüche zurück.

Und so herrscht auch in ihren Briefen, deren Sprache im übrigen die hohe geistige Bildung vieler Frauen zeigt, ein Maß in den Worten, aber doch tritt ein starkes Gefühlsleben zu Tage. Und auch der alte Reiz der Frauenbriefe, die anmutige Natürlichkeit, ist geblieben.

Die Männerwelt hatte jetzt fast allgemein den Vorzug der Frauenbriefe, den Gellert zuerst in Deutschland betont hatte, erkannt. Überhaupt ist die Achtung vor der weiblichen Klugheit gestiegen. „Der Himmel helf mir den Brief vollenden," schreibt Hippel einer Freundin,[2]) „denn mich dünkt, es ist schon immer viel gewagt, an eine von so klugen Frauen zu schreiben, als Sie sind." Und Schiller erklärt seiner Lotte, ihm „komme vor, daß die Frauenzimmer geschaffen sind, die liebe heitre Sonne auf dieser Menschenwelt nachzuahmen und ihr eigenes und unser Leben durch milde Sonnenblicke zu erheitern".[3])

Häufig loben jetzt die Männer die Briefe der Frauen. Merck macht darüber Albertine Grün sein Kompliment.[4]) Hermes giebt einem seiner Romanhelden „eine im Umgang mit Frauenzimmern verschönerte Gabe im Briefschreiben."

Wieland rühmt an den Briefen der Sophie La Roche, daß sie verstanden habe laisser aller la plume,[5]) und erkennt also

[1]) S. oben S. 285. — [2]) Sämtl. Werke Bd. XIII, S. 187. — [3]) Schiller und Lotte. 3. Ausg. bearb. v. Fielitz Th. I, S. 139. — [4]) Briefe an und von Merck S. 247. — [5]) C. M. Wielands Briefe an Sophie von La Roche S. 128: „J'ai reçu Votre lettre à Jacobi . . . Elle lui fera un

denselben Vorzug, der den Briefen der Sévigné oben nachgerühmt worden ist. Er spricht auch gelegentlich von „einer gewissen Nachlässigkeit, welche mit einer natürlichen und unnachahmlichen Grazie verbunden sei und der Schreibart eines Frauenzimmers wohl anstehe.“[1])

Und die Frauen verdienten Lob.

Eine Frau aus dem begüterten gebildeten Kaufmannsstande, Eva König, die spätere Gattin Lessings, mag uns die Frauen des besseren Bürgertums repräsentieren. Ihre Briefe stehen in mancher Beziehung über denjenigen Lessings; er selbst nennt sie eine „fertige Briefschreiberin“[2]) und sagt ihr, sie schreibe schön. Einer ihrer Briefe beginnt:[3]) „Mein lieber Herr Lessing! Werden Sie nicht böse, daß ich Ihnen schon wieder schreibe. Ich arme Frau! was soll ich machen? In Gesellschaft zu gehen, habe ich heute keine Lust, und meine Bücher habe ich auch noch nicht; die liegen auf der Maut. Morgen soll ich sie erst holen lassen, und doch ist es noch ungewiß, ob ich eines davon wieder kriege. Es versteht sich, so lange ich hier bin; denn wenn ich verreise, bekomme ich sie alle wieder. Doch warum entschuldige ich mich? Ich habe Ihre Briefe nicht halb beantwortet, und hauptsächlich die Kritik nicht, über meine undeutliche Schreiberey, die Sie so fein mit einer Schmeichelei einzukleiden wußten. Mein lieber Herr Lessing! ob Sie mir vorsagen: ich schreibe schön, oder ich sey schön, ich glaube eins so wenig als das andere. Ich schreibe viel zu flüchtig, um schön oder gut schreiben zu können.“

Ganz reizend schreibt Bürgers erste Frau Dorette. Mit ihrem Bruder Georg plaudert sie einmal:[4]) „Ich glaube wahrlich, George, man kann uns beide als Muster des Fleißes im Briefschreiben aufstellen; es geht uns jetzt von der Hand, Schlag

---

plaisir infini — et moi je la trouve très bien écrite, et cela précisément parceque je crois qu'en l'écrivant Vous n'avez fait que laisser aller la plume.“ Vgl. der junge Goethe Bd. III, S. 98 (an die Karschin): „Es machte mir herzliche Freude, daß Sie Ihre Feder so an mich laufen ließen.“

[1]) Ebenda S. 87. — [2]) Briefw. zwischen Lessing und seiner Frau hrsg. v. Schöne S. 3. — [3]) Ebenda S. 27. — [4]) Briefe von und an Bürger Bd. III, S. 100 f.

auf Schlag. Ich denke, ich habe nun bald keinen Deiner Briefe unbeantwortet gelassen. „O doch, Frau Schwester, noch sehr viele!“ Pst! George, ich waffne mich mit einer ziemlichen Dosis Unverschämtheit, und läugne alles gerades Weges ab. Habe ich nun nicht in 14 Tagen zweimal an Dich geschrieben? Und wie geschwind laufen die Briefe ein! Ich glaube, die Herren Postmeister selbst bewundern unsre Promptitüde: denn es gehen wohl nicht viele Posttage hin, ohne daß Mad. Bürger und George Leonhart eine Reise machen.

Ich freue mich, George, daß Du Dich so über mich freüest; und das Beste ist: Du hast Recht dazu. Nur aber, mein guter Herr, bilden Sie sich nicht in dem jezigen Leben Ihrer Schwester einen Zusammenfluß aller irdischen Glückseligkeit, einen ewigen Sonnenschein ohne trüben Himmel. Wahrlich, mein Lieber, es kommt gar oft auch Schneegestöber, und die schöne Mayluft verwandelt sich in Aprilwetter. Doch ist mir dies eben nicht unangenehm. Das stille ewige Einerlei eines ununterbrochenen glücklichen Lebens würde mich, glaube ich, am Ende ermüden; man fühlte die Reize desselben nicht mehr so lebhaft, indeß Abwechselung unsern Hoffnungen und Erwartungen eine Kraft giebt, die uns oft unendlich glücklicher als der wirkliche Genuß eines Glückes macht. — —“

Daß manche Mädchen weiter von dieser heiteren Natürlichkeit sich entfernten und eine überaus gefühlvolle und empfindungsreiche Sprache führten, mag Karoline Flachsland, die Braut Herders, beweisen, deren Liebesbriefe uns noch beschäftigen werden.

Und eines andern Dichters Gattin sei genannt, Charlotte Schiller. An ihren Mann schreibt sie einmal von Rudolstadt aus am Abend ihres Ankunftstages:[1]) „Alles schläft schon um mich her, aber ich kann nicht eher ruhen, bis ich dir, theurer Liebster, einen guten Abend gesagt habe, jetzt schläfst du wohl; ach mir ist's immer, als müßte ich dich aufsuchen, als hörte ich den Laut deiner Stimme. Ohne dich ist das Leben mir nur ein Traum; ich bin nie da, wo ich scheinbar bin, sondern meine Seele, meine besten wärmsten Gefühle sind nach dir hingerichtet. Wie lebst du? Um unsrer Liebe willen strenge dich nicht zu

[1]) Charlotte von Schiller und ihre Freunde Bd. I, S. 220.

sehr an, mein einziger Lieber, arbeite nicht zu viel; es kann mir so angst werden, daß du dir doch wirklich schaden könntest." In den Briefen dieser Frau weht der Hauch feiner litterarischer Bildung. Sie, die schon als Mädchen sich an den Blüten der Litteratur wie der Philosophie gelabt hatte, redet auch eine durchgeistigte Sprache. Eine ruhige Heiterkeit, ein sanftes Maß der Empfindung ist für sie charakteristisch. Dabei fehlt ihr nicht die den Frauen eigene Nachlässigkeit im Ausdruck: aber immer ist ihr Natürlichkeit und Anmut eigen.

Auf der Höhe dieser feingebildeten und vornehmen Frau stehen natürlich nur wenige ihres Geschlechts. Aber vielleicht mochte ihr doch ein Zug mangeln, der uns bei früheren Frauen oft begegnet ist. Mit ihrem Wesen vertrug sich die derbe Natürlichkeit und Originalität einer Lise Lotte nur wenig. Aber doch ist dieser Geist unter den deutschen Frauen keineswegs ausgestorben. Man braucht nicht an die alte Exzellenz Henckel in Weimar zu denken, die das Waldhorn blies und Eva abzuohrfeigen wünschte, weil sie die Menschheit um das Paradies gebracht habe. Man darf eher erinnern an die kraftvolle Kaiserin Österreichs, Maria Theresia. Ihre Briefe sind fast alle französisch, weil ihr, wie sie selbst erklärt, die französische Korrespondenz viel gemächlicher ist,[1]) aber sie hat jene Art, und in ihren wenigen deutschen Briefen tritt sie am besten hervor.

Vor allem ist aber Frau Rat, Goethens Mutter, nicht zu vergessen. Sie äußert in einem Briefe an Großmann über sich selbst dies:[2]) „Da mir Gott die Gnade gethan, daß meine Seele von Jugend auf keine Schnürbrust angekriegt hat, sondern daß sie nach Hertzenslust hat wachsen und gedeihen, Ihre Aeste weit ausbreiten können u. s. w. und nicht wie die Bäume in den langweiligen Zier Gärten zum Sonnenfächer ist verschnitten und verstümmelt worden, so fühle ich alles, was wahr, gut und brav ist, mehr als villeicht Tausend andre meines Geschlechts — und wenn ich im Sturm und Drang meines Hertzens im Hamlet vor innerlichem Gefühl und Gewühl nach Luft und Odem schnappe, so kan eine andre, die neben mir sitzt, mich an-

---

[1]) Briefe der Kaiserin Maria Theresia an ihre Kinder und Freunde Bd. III, S. 71. — [2]) Archiv f. Litteraturgesch. Bd. III, S. 115.

gaffen, und sagen, es ist ja nicht wahr, sie spielens ja nur so — Nun eben Dieses unverfälschte und starke Nathurgefühl bewahrt meine Seele (Gott sey ewig Danck) vor Rost und Fäulniß." Solch unverfälschtes Naturgefühl tritt uns überall aus ihren Briefen entgegen. Immer giebt sie sich offen und natürlich, dabei hat sie eine große Vorliebe für das Volkstümliche und Derbe. Über einen gewissen Möhr, den die La Roche ihrer Tochter aufhängen will, schreibt sie einmal der Herzogin Amalia:[1]) „Gestern stellte sie mir das Ungeheuer vor — großer Gott!!! wenn mich der zur Königin der Erden (Amerika mit eingeschlossen) machen wollte; so — ja so gebe ich ihm einen Korb. Er sieht aus — wie der Teufel in der 7te Bitte in Luthers kleinem Katechismus — ist so dumm wie ein Heupferd und zu allem seinem Unglück ist er Hofrath. Wenn ich von all dem Zeug was begreife, so will ich zur Auster werden." Ausdrücke wie „Schnick-Schnack",[2]) „Rücken",[3]) „Gepappel",[4]) sind häufig; sie schreibt: „Ihro Durchlaucht verzeihen mir diese moralische Brühe",[5]) „es war eine Hölle, die sich gewaschen hatte",[6]) „dran ist die verdamte Meße schuld".[7]) Und dabei verleugnet sie nie ihre Frohnatur; oft zeugen ihre Briefe „von sehr rosenfarbenem Humor".[8])

Als verwandte Natur mag noch Friederike Müllner, die Schwester Bürgers, erwähnt werden. Einer ihrer Briefe beginnt: „Heute da mein Alter nach L. zur Meße auf seinen ledern Schimmel gehunckelt, und es nun so hübsch stille um mich herum ist, wil ich mich mit Dir, mein lieber Herzliebling, unterhalten",[9]) von ihrem Mann schreibt sie: „er macht doch bey Tage ein Haufen Rumor und Thürgeklapse, so wenig er auch verrichtet",[10]) ihren Bruder nennt sie meistens „Junge", redet von „Spielbreck", von „ordentlich ekelhaftem Quark von Romanen" und dergleichen. Sie schreibt übrigens eine sehr schlechte Orthographie, spottet wohl auch selbst über ihre „so schön geschriebnen und stilisirten Briefgen", ist aber doch eine gute Briefschreiberin.

[1]) Keil, Frau Rat S. 134. — [2]) Ebenda S. 186. — [3]) S. 330. — [4]) Schriften der Goethe-Gesellschaft Bd. I, S. 17. — [5]) Keil, a. a. O. S. 221. — [6]) Schriften der Goethe-Ges. I, S. 79. — [7]) Ebenda S. 80. — [8]) Keil a. a. O. S. 157. — [9]) Briefe von und an Bürger Bd. III, S. 265. — [10]) S. 267.

Gar manchen Frauen haftet allerdings doch auch in dieser Zeit noch ein großes Ungeschick an, die Schreibart verrät oft mangelhafte Bildung. Aber es steckt doch auch in diesen Briefen ein natürlicher und schöner Zug.

An ihren Sohn schreibt eine Frau von Dalwigk:[1]) „Mein wehrter und hertzlieber Sohn, dein brif vom 30ten august erhalte augenblicklich, Er macht mir viel freude in betracht daß du gesund bist, verursachet auch vielle thränen und kan ohne Empfindlichkeit ihn nicht leßen, wann dein treu, gesuntes, kindlich und redlichs hertz darinn ersehen; der große gott erfülle an dir seine Verheißung, Er laße dich lange leben u. dir Es wohl gehen zeitlich und Ewig" und der Brief schließt: „lebe gesundt und vergnügt, mein hertzlieber und broffer Sohn. Vergeß mich nicht, ich bin ohnabläßig deine treue Mutter."

In einem Briefe an Gleims Nichte erzählt Wielands Mutter von ihren Enkeln:[2]) „Tausend Dank vor ihren gütigen antheil an unßerer Freude, über unßeren kleinen Sohn. O wie oft wünschen wir, daß Sie mit dem allerliebsten Herrn Onkel bey uns wären, Augen Zeugen zu seyn, was es für ein herlicher Bube ist, ich Empfehl ihn zu gleicher Liebe mit der Lota Rene, die hat mit ihrer Schwester die eingepfropfe Blatern glücklich überstanden. nach ihrer abreiß, meine liebste, sind wir gleich heraußgezogen, wann Sie ein Frauen Ziemer gesehen, ruffte Sie Gleim, Gleim, kom, geschwind, zu Lota Rene, Sie heißt sich selbsten immer so, wir bleiben auch da bey, Sie ist so fett und munter, und hat ihr Brüderle, nebst ihren Schwestern, recht lieb." Die Frau nennt sich selbst am Schluß: „ich arme Sünderin und schlechte schreiberin".

Im allgemeinen aber üben die Frauen das Briefschreiben mit außerordentlichem natürlichem Talent. Es ließen sich den genannten Frauen noch eine große Zahl anreihen — Caroline Schlegel und Annette von Droste-Hülshoff mögen daraus noch besonders als treffliche Briefschreiberinnen erwähnt werden —; bei allen wird sich dieselbe Beobachtung machen lassen.

So ist denn die Entwickelung des deutschen Briefes auf

---

[1]) 19. Sept. 1759. Nach Abschriften aus dem Dalwigkschen Archiv. Vgl. oben S. 207, Anm. 6. — [2]) Pröhle, Lessing, Wieland, Heinse S. 239 f

ihrem Höhepunkt angelangt. Der Brief hatte aufgehört, vor allem ein praktisches Verkehrsmittel zu sein; er diente geistigen und gemütlichen Interessen. „Bedenken Sie fein," schreibt einmal Lessing,[1]) „daß der Mensch nicht blos von geräuchertem Fleisch und Spargel, sondern was mehr ist, von einem freundlichen Gespräche, mündlich oder schriftlich, lebet." Und dem entsprach der Stil und der Ton. Jetzt war die Kunst allgemein, im Briefe zu unterhalten, zu plaudern. Man nennt sich wohl selbst „freundschaftlicher Plauderer",[2]) den Brief, wie schon erwähnt, eine „Unterredung, ein Gespräch"[3]) oder „eine Plauderei",[4]) „eine Unterhaltung".[5])

Zwanglos und leicht versteht man zu schreiben, jedem Gefühl und jedem Gedanken vermag man den richtigen und angemessenen Ausdruck zu verleihen, und bei nicht wenigen ist die Sprache der Briefe eine künstlerisch schöne und vollendete. Es ist ganz klar, daß der Bildungsunterschied überall jetzt schärfer hervortritt: aber man darf auch auf die Briefe das Wort anwenden, das Goethe am Abend seines Lebens aussprach:[6]) „Die deutsche Sprache ist auf einen so hohen Grad der Ausbildung gelangt, daß einem Jeden gegeben ist, sowol in Prosa als in Rhythmen und Reimen sich dem Gegenstande wie der Empfindung gemäß nach seinem Vermögen glücklich auszudrücken."

Zweites Kapitel.

Der Briefkultus.

Man mag das achtzehnte Jahrhundert wohl das klassische Jahrhundert des Briefes nennen. Die Briefschreibesucht und Briefliebhaberei, die sich gegen Ausgang der verflossenen Periode gezeigt hatte, entwickelte sich ungeheuer rasch zu einer Briefleidenschaft, von der man sich in unsern Tagen schwer eine

---

[1]) Briefw. mit seiner Frau S. 3. — [2]) Strauß, Schubarts Leben Bd. I, S. 117. — [3]) Vgl. außer den S. 258, Anm. 2 angeführten Stellen noch Strauß, Schubarts Leben Bd. I, S. 122. — [4]) Briefe von und an Bürger Bd. III, S. 65. — [5]) Ebenda S. 105 Charlotte v. Schiller und ihre Freunde Bd. I, S. 571. — [6]) Werke (Hempelsche Ausgabe) Bd. 29, S. 228.

Vorstellung machen kann. Man darf in der That von „einer Zeit der Briefwut"[1]) sprechen, die hereingebrochen war. Am Ende des Jahrhunderts empfand man schließlich selbst das Übermaß der Neigung. Frau von Kalb schüttet einmal in einem Brief an Charlotte Schiller[2]) darüber ihr Herz aus: „wenn man nur ein bischen klüger wird, so wird man endlich dem Briefschreiben von Herzen gram; und wo man mit ganzer Seele sein möchte, da haßt man diese Schattenzeichen am meisten. Die böse Schreibsucht hatte doch wirklich ihr Wesen am meisten, wie man auch die Silhouetten-Liebhaberei trieb."

Die Gründe für diese Erscheinung sind verschieden. Die Sucht nach Bekanntschaft, welche die servile und streberhafte Briefschreiberei des siebzehnten Jahrhunderts hervorgebracht hatte, bestand noch. Aber damals wollte man durch die Bekannten und vornehmen Gönner äußere Vorteile erreichen, jeder Brief war berechnet; jetzt führte die Menschen ein inneres Interesse zu einander, man wollte einander Freund sein; die Herzen der Menschen waren weit geöffnet.

Bei solcher Stimmung mußte der Brief eine ganz andere Bedeutung gewinnen, als jemals vorher. Eine unaufhaltsame Sucht, sich mitzuteilen, mit einem Menschen, gleichviel wem, in geistige Berührung zu kommen, trieb damals jedermann. So erklärt Thomas Abbt einmal einem Freunde:[3]) „Auch schreibe ich diesen Brief nicht Ihrentwegen, sondern einzig und allein zu meinem Vergnügen, weil mein Geist nach vernünftigem Umgange dürstet." Lichtenberg kennt „außer dem Vergnügen, Briefe von seinen guten Freunden zu erhalten, beinahe kein größeres, als das, in müßigen und guten Stunden wieder an dieselben zu schreiben".[4])

Ist man in der rechten Stimmung, so setzt man sich zum Briefschreiben hin, wenn man auch eben erst an denselben Empfänger geschrieben hat. Man läßt dann den Brief einige Zeit liegen oder fügt neue Seiten hinzu.[5]) Oder man weiß nicht,

---

[1]) Gervinus. — [2]) Charlotte v. Schiller und ihre Freunde Bd. II, S. 221. — [3]) Vermischte Werke Bd. III, S. 102. — [4]) Lichtenbergs Briefe Bd. I, S. 314. — [5]) Demoiselle Lucius an Gellert a. a. O. S. 28: „Ich will immer heute schreiben, weil ich so große Lust darzu habe. Hernach kann

was man beginnen soll und langweilt sich: auch dann halten oft die Menschen jener Zeit für den besten Zeitvertreib nur das Briefschreiben.[1])

Ungeheuer steigert sich die Briefwechselei. Überall begegnen uns fleißige Briefschreiber. „Können Sie sich einen fleißigern Correspondenten wünschen, als ich bin?" schreibt Hippel an Scheffner.[2]) „Ich lasse keinen Posttag ungebraucht und schreibe nicht so wie Sie kleine Neckbriefe, sondern Episteln." Caroline Böhmer, die spätere Frau Schlegels, spricht einmal von „einem schreibseeligen Rappel, wo sie die Briefe Duzendweis expedirt".[3]) Stunden- und tagelang saß man dabei. Frau von Imhof hat „einen starken posttag", heißt es einmal.[4]) Man freut sich, wenn man „ein Pack Briefe"[5]) erhält, und man klagt, wenn die Briefe „so selten und so dünne" werden.[6]) Denn umfangreich mußte ein Brief nach dem Herzen der Zeit sein. Es liegt in den Menschen eine Sucht, breit und lang zu schreiben. Wie sehr werden Erzählungen und Schilderungen ausgedehnt,[7]) wie ins Detail hinein Empfindungen zerpflückt und Gedanken auseinandergesetzt. Immer hat man den Wunsch, sich lange zu ergehen. „Ich möchte Dir heute so gern viel schreiben," beginnt Schiller einen Brief an Körner,[8]) „meine Gedanken sind Dir so nahe." Im Fluge sind die Seiten voll.[9]) „Wenn ich nun schreibe," meint die Lucius,[10]) „so will ich allemal, um kürzer zu seyn, etwas weglassen; ich kann aber niemals mit der Aus-

---

ich ja meinen Brief acht oder vierzehn Tage, oder so lange es das Ceremoniel . . . erfordern wird, liegen lassen." J. G. Zimmermanns Briefe an Freunde i. d. Schweiz hrsg. v. Rengger S. 92: „Weil ich meine Briefe nicht am Posttage, sondern lange zum voraus und immer stückweise schreibe, so kann ich noch das eine und das andere beyfügen."

[1]) Briefe an und von Merck S. 170. Schlosser an M.: „Nun lieber alter M. müssen wir auch einmal wieder ein Wort mit einander reden. Die Wahrheit zu sagen, ich schreib' auch nun aus bloser lieber Langeweile." — [2]) Hippels sämtl. Werke XIII, S. 76. — [3]) Waitz, Caroline Bd. I, S. 30. — [4]) Schiller und Lotte 1708—1805. 3. Ausgabe Th. I, S. 13. — [5]) Briefw. zwisch. Goethe u. F. H. Jacobi hrsg. v. M. Jacobi S. 109. — [6]) Aus Herders Nachlaß III, S. 462. — [7]) Vgl. z. B. Schillers Briefw. mit Körner 2. Aufl., Bd. I, S. 68 f., 92 f., 105 (113), 212 f. — [8]) Ebenda S. 40. — [9]) „Siehe da vier Seiten vollgeschmiert." Briefw. zwisch. Garve und Zollikofer S. 31. — [10]) a. a. O. S. 34.

wahl fertig werden und darüber, indem ich immer darauf sinne, wie ich abkürzen will, schreibe ich so lange fort, bis alles auf dem Papiere steht, was ich zuvor im Kopfe hatte." Man hört von „Dreibogenbriefen",[1]) von „doppelt und dreyfachen",[2]) von „klafterlangen",[3]) von „colossalen Briefen".[4]) Gellert schreibt an einem Brief so lange, daß er, wie er selbst sagt, inzwischen hätte „ein Collegium lesen können".[5]) Jacobi berichtet einmal in liebevoll ausführlicher Beschreibung den Empfang seiner Betty. „Diese kleine Familienanekdote", wie er sie nennt, umfaßt sieben Druckseiten.[6]) Klopstock läßt einen Brief länger liegen, weil er ihm „immer noch nicht dick genug" war.[7]) Wieland möchte helle Zähren weinen, daß er seinem Gleim „auf seinen lieben großen Brief von drey voll überschriebenen Blättern nicht antworten kann".[8]) Überall begegnen derartig lange Briefergüsse.[9]) Oft ist man selbst erstaunt darüber[10]) oder aber ist stolz darauf.[11]) Es kommt vor, daß man eine Woche an einem Briefe schreibt.[12])

---

[1]) Ebenda S. 210. — [2]) Der junge Goethe III, S. 5. — [3]) Auswahl denkwürdiger Briefe von C. M. Wieland Bd. II, S. 149. — [4]) Schillers Briefw. mit Körner 2. Aufl., Bd. I, S. 10. — [5]) Briefe an Frl. v. Schönfeld S. 7. Ein Brief an die Lucius ist „fünf Bogen" lang a. a. O. S. 369. — [6]) F. H. Jacobi's auserlesener Briefw. Bd. I, S. 246 ff. — [7]) Briefe von und an Klopstock S. 278. — [8]) Archiv f. Litteraturgeschichte Bd. V, S. 210. — [9]) Vgl. z. B. noch Maler Müller an Heinse. Archiv f. Litteraturgesch. X, S. 56—66. Vgl. auch Briefe von Joh. Heinr. Voß Bd. I, S. 106. Briefe von und an Bürger Bd. III, S. 304. Schillers Beziehungen zu Eltern und Geschwistern S. 441. Briefw. zwisch. Lessing und seiner Frau S. 39, 267. Abbts Vermischte Werke III, S. 9. Andererseits war es doch anfangs Gebot der Briefetikette, nicht zu lang zu schreiben. Rabeners Briefe S. 214: „Und dennoch plaudere ich fort, da ich doch überzeugt bin, daß es wider den Wohlstand ist, so viel zu schreiben." Vgl. Briefw. Gellerts mit Dem. Lucius S. 13. Namentlich durfte man nicht im ersten Briefe zu lang schreiben. Archiv f. Litteraturg. V, S. 194. Briefe von und an Klopstock S. 8. Lange Briefe zu schreiben, wurde „erlaubt" Ebenda S. 41, 57. — [10]) Briefw. Gellerts mit Dem. Lucius S. 92: „O, welch ein langer Brief! Wenn ich mehr Zeit gehabt hätte, sagte Balcac einmal von einem langen Briefe, so wäre er gewiß kürzer geworden." — [11]) Deutsches Museum 1866, Bd. II, S. 752 (Lichtenberg): „Heißt das nicht geschrieben? vier Seiten in folio." — [12]) F. H. Jacobis auserl. Briefwechsel Bd. II, S. 117: „jetzt will ich ihn zu Ende bringen, es koste was es wolle, damit er nicht die frische Woche anrunzle."

Das Briefschreiben übt man, je nach Zeit, Lust und Stimmung, nicht immer am Schreibtisch: man schreibt auch draußen im Freien, im Wäldchen[1]) oder im Garten.[2]) Jacobi schreibt einmal „auf einem waldichten Hügel, in rauschendem Schatten" und, durch Regen von dort vertrieben, „in der Gartenlaube eines Eremiten".[3])

Manchen beschäftigt in Gedanken das Briefschreiben fortwährend. „Hier sitze ich", schreibt die Lucius an Gellert,[4]) „bey einem dunkeln Lichte unter einer grünen Maye, die vortrefflich riecht; höre Fledermäuse schreyen, und sinne nach, was ich Ihnen morgen schreiben will."

Es giebt viele Leute, bei denen die Schreibsucht zur Manie geworden ist. Da ist Schlegel, der Beiträgner. „Das Briefschreiben mach' ich zu einem meiner Hauptgeschäfte," schreibt er an Bürger.[5]) Über die Briefwut der Stolbergischen Familie, besonders des ältesten Stolberg, scherzt Klopstock oft. „Feder und Dinte! ist das erste, wornach der ruft, so bald er in ein Wirthshaus tritt. Zu Hause, auf Reisen, wo es auch sey! Schreib ihnen, und du hast den ersten Posttag Antwort."[6]) Jung-Stilling hatte eine fabelhafte Korrespondenz, das Postgeld überstieg seine Honorare als Arzt.[7]) Für die „große Landgräfin", Caroline von Hessen, war, wie einst für Lise Lotte von Orleans, das Briefschreiben, wie sie selbst gestand, ein Lebensbedürfnis. Eine überaus fleißige Briefschreiberin war auch Goethes Mutter. Sie spricht später selbst von ihrer früheren „Schreibseligkeit".[8])

Die Briefwechselei wurde oft wie ein Sport getrieben. Sehr charakteristisch ist eine Geschichte, die allerdings nicht von

---

[1]) Briefe an und von Merck S. 44: Je voulais vous écrire hier au Bois. — [2]) Briefe von und an Klopstock S. 270. — [3]) Briefwechsel zwisch. Goethe und F. H. Jacobi S. 32f. Vgl. Briefe d. Schweizer Bodmer u. s. w. S. 245 (Geßner an Gleim): „Schreiben Sie mir jetzt unter einer Laube." — [4]) a. a. O. S. 474. — [5]) Archiv f. Litteraturgesch. Bd. III, S. 443. — [6]) Klopstock (In Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa) (v. Cramer) S. 54. — [7]) Weimar. Jahrbuch II, S. 479. — [8]) Keil, Frau Rat S. 293. Vgl. auch S. 287: „Freylich ists sonderbahr, daß ich die ehedem so schreibeseelig war — die keinen Posttag versäumte — die ehnder alles, als so was unterlaßen hätte — jetzt in 4 Wochen keine Feder ansetzt."

Deutschen handelt. Frau von Staël erzählt einmal, wie man sich gelegentlich eines Landaufenthaltes dadurch köstlich amüsiert habe, daß man sich nach Tische nicht unterhielt, sondern gegenseitig einander Briefe schrieb. Man hätte kaum die Zeit dazu erwarten können. Ähnlich war es damals in Deutschland. Nur in jener Zeit war ein Briefwechsel möglich, wie ihn Rabener längere Zeit mit zwei jungen Mädchen unterhielt.[1]) Diese hatten unter erdichtetem Namen denselben mit ihm begonnen; zuerst hatte ihn die eine um sein Urteil über ihre Schreibart gebeten, daran hatten sich weitere Briefe, auch von der Schwester, geknüpft. Rabener kam hinter den Scherz, setzte aber den Briefwechsel fort, erfand auch eine dritte Korrespondentin. So dauerte er Monate lang. Erst dann schrieb Rabener:[2]) „Nun ist es einmal Zeit, daß wir ohne Maske mit einander reden. Tausendmal danke ich Ihnen für den angenehmen Briefwechsel, den Sie mit mir seit einigen Monaten unterhalten haben."

Und war nicht der größte Teil des Gellertschen Briefwechsels nur um der Korrespondenz willen unterhalten? war er nicht zumeist, weil es so schwer war, fortwährend neuen Stoff zu finden,[3]) „freundschaftliches Nichts"? Man konnte sogar auch „gleichgültige" Briefwechsel „zur Übung und Belustigung" unterhalten.[4])

Aber nicht immer war häufiger Briefwechsel nur Spielerei, er war für jene Zeit ein wahrhaftes **Lebensbedürfnis**.

Das achtzehnte Jahrhundert war das goldene Zeitalter der Freundschaft und darum war es das goldene Zeitalter des Briefes. In den Briefen konnte sich der Freundschaftsenthusiasmus frei und zwanglos offenbaren, man konnte den Brief wohl „du Blättchen der Empfindung und Freundschaft"[5]) nennen; lebhafter Briefwechsel war eben das Kriterium der Freundschaft. „Correspondenten und Freunde"[6]) ist gleichsam ein Begriff; als Jacobi Forstern „als Correspondent untreu" geworden ist, meint dieser:

[1]) Rabeners Briefe S. 29 ff. — [2]) S. 99 f. — [3]) Gellerts Briefw. mit Dem. Lucius S. 132: „Ich beantworte selten Ihre Briefe genau und raube Ihnen den Vorrath zu künftigen." — [4]) Gellerts Briefw. mit Dem. Lucius S. 551. — [5]) Briefe von und an Bürger Bd. I, S. 63. — [6]) Wielands Briefe an Sophie v. La Roche S. 87.

„Man kann ja einen Mann wohl lieben, wenn man auch verschieden von ihm denkt.“ Aber er fragt: „Auch einer, der uns nicht mehr schreibt“? Und nur zögernd bejaht er die Frage.[1]) Die Freundschaftssucht mußte notwendig eine Briefsucht hervorbringen. „Lassen Sie uns lieber freundschaftliche Briefe wechseln,“ schreibt die Gottsched ihrer Freundin.[2]) „Dieses sey und bleibe unsere reitzendste Beschäftigung, so lange wir getrennt leben müssen.“ An Freunde zu schreiben, ist die „angenehmste, liebste Beschäftigung,“[3]) und man kennt kein größeres „Vergnügen“, als Briefe von den Freunden zu erhalten.[4]) Mit welchem Jubel werden solche begrüßt! Man harrt auf sie „wie auf den Messias“![5]) Mit welcher Sehnsucht werden sie erwartet! — „Ich seufze, mein bester Freund,“ schreibt Nicolai an Merck,[6]) „nach einem Briefe von Ihnen.“ — Wie viel empfindlicher im Verhältnis zu früheren Zeiten zeigt man sich über das Ausbleiben derselben![7]) Manche datieren, um Vorwürfen über zu lange Briefpausen zu entgehen, ihre Briefe vor,[8]) und wie ängstlich – Schiller thut das einmal „mit peinigender Beschämung“[9]) — sucht man sein Stillschweigen zu entschuldigen! Der junge Wackenroder will von seinem Freunde Tieck „wenigstens alle 14 Tage, wo nicht

---

[1]) Georg Forsters Briefw. mit S. Th. Sömmering. Hrsg. v. Hettner S. 321. — [2]) Briefe a. a. O. Bd. II, S. 216. — [3]) Briefe d. Schweizer Bodmer, Sulzer, Geßner S. 91. — [4]) Lichtenbergs Briefe Bd. I, S. 314. — [5]) Forsters Briefw. mit Sömmering S. 327. Vgl. auch S. 268: „Die Ankunft Ihrer Briefe, mein lieber Freund, ist immer ein wahrer Festtag für uns.“ — [6]) Briefe an Merck v. Goethe u. s. w. S. 79. Vgl. ferner Briefwechsel zwisch. Garve und Zollikofer S. 195. — [7]) Ztschr. d. Vereins f. Hamb. Gesch. Bd. II, S. 632. Schiebeler will Eschenburg einen Brief senden, „dessen ganzer Inhalt war: Ah che tacendo, oh Dio, tu mi trafiggi il cor.“ Vgl. ferner Briefe von und an Bürger Bd. II, S. 346 f. (Philippine Gatterer an Bürger): „lang hab ich geschwiegen — ich kann nicht länger! Es thut mir zu leid, daß unser Briefwechsel — durch Sie — aufgehört hat, daß unsre Freundschaft, die ein herrliches Ganze werden sollte, von der ich für meine ganze Lebenszeit mir Freude versprach, unangenehmes Fragment geworden ist . . . . Vielleicht waren meine Briefe Ihnen langweilig.“ Ebenda Bd. III, S. 52 (B. an Boie): „Daß du wegen meines Nichtschreibens an meiner alten nimmer rostenden Liebe zweifelst, daran thust du, der du mich so lange kennest, Unrecht.“ — [8]) Abbts vermischte Werke VI, S. 50. Vgl. auch Hoenn, Betrugs-Lexikon S. 77. — [9]) Schillers Briefw. mit s. Schwester Christophine und Reinwald S. 62.

noch öfter", einen Brief.[1]) Den freundschaftlichen Briefwechsel zu pflegen, war eine heilige Pflicht.[2]) Man machte sich Vorwürfe, wenn man eine nähere Bekanntschaft nicht in dieser Beziehung ausnutzte.[3])

Man schien keine größere Glückseligkeit zu kennen, als den freundschaftlichen Briefverkehr. „Ich mache itzt Anstalt," schreibt Rabener an Hagedorn,[4]) „einen ziemlich weitläuftigen Brief an Sie zu schreiben, um mich in den Besitz des Rechts zu bringen, das Ew. &c. mir gegeben haben, und das ich immer gern mißbrauche, wenn meine Freunde einmal die Übereilung begangen haben, mir es zu gestatten." Durch einen Brief an den Freund „erholt" man sich.[5]) „Du bist krank von deinen Collegiis," schreibt Gellert einmal von sich selbst,[6]) „schreibe an die Fräulein nach Welkau, vielleicht schreibst du dich gesund;" schon das Schreiben an den Freund „erfrischt";[7]) man wechselt Briefe zur Lust des Herzens.[8]) Für die meisten war solcher Briefwechsel ein tiefes Bedürfnis. „Ich wollte," schreibt noch 1805 Jean Paul an Tieck,[9]) „wir kämen gegeneinander recht in Wort- und Briefwechsel. Ich lebe in einem Kunst-öden Lande und bedarf wie ein Rhein-Ertrunkener zuweilen des fremden Athems, um den eignen zu holen." Und an Merck schreibt sein fürstlicher Freund Karl August:[10]) „Lieber Merck! Weiter soll mein Brief Nichts bewirken, als blos dasjenige, was ein sehr gemeiner Hornstein bei einem sehr echten Darmstädter Stahle thut, nehmlich daß er Funken erwecke. Ich bin in dem elendesten

---

[1]) Briefe an Tieck Bd. IV, S. 170. — [2]) Noch 1823 schreibt Salis: „Möchte ich nur erst strenger meine Pflicht im Freundesbriefwechsel erfüllen." F v. Matthissons litterar. Nachlaß Bd. II, S. 121. Man redet von der „Abwartung" des Briefwechsels. Hamanns Schriften und Briefe Bd. I, S. 244. — [3]) Wielands Briefe an Sophie von La Roche S. 267. Er bittet sie, dem sterbenden La Roche zu sagen „daß er sich jetzt selbst bittere Vorwürfe darüber mache, daß er seit dem Zeitpunkt seines (La Roche's) Ruhestandes nicht durch einen Briefwechsel, der für ihn so interessant hätte seyn können, seine freundschaftliche Disposition für sich zu benutzen gesucht habe." — [4]) Rabeners Briefe S. 215. — [5]) Hamanns Schriften und Briefe Bd. II, S. 210 f. — [6]) Briefe an Frl. v. Schönfeld S. 145. — [7]) F. H. Jacobis auserles. Briefw. Bd. II: Jean Paul an Jac. 13. Okt. 1798. — [8]) Briefe an und von Merck S. 32. — [9]) Briefe an Tieck hrsg. v. Holtei Bd. III, S. 139 f. — [10]) Briefe an Merck v. Goethe u. s. w. S. 257.

Briefsteller-Humor von der Welt, und bin so verwöhnt, öfters gute Briefe von Ihnen zu bekommen, daß ich fast ohne dieselbigen nicht leben kann. Der letzte über Mosern machte uns alle (das heißt, wer eben die Briefe zu sehen bekömmt) sehr glücklich!" Und wenn damals eine Auffassung des Briefverkehrs herrschte, wie sie Bunsen später einem Freunde gegenüber aussprach,[1]) daß nämlich „einen Briefwechsel anfangen nichts anders heiße, als einen größeren oder geringeren Theil seines gesammten Lebens mit einem andern in Verbindung zu setzen," so wird man sich über die eifrige Pflege dieses Briefverkehrs nicht wundern dürfen.

Aber der Brief war nicht nur das belebende und vermittelnde Element zwischen alten Freunden, nicht nur „das Mittel, die Freundschaft immer wärmer zu machen,"[2]) er war auch der Schöpfer neuer Freundschaften.

Man lernt sich kennen, gefällt sich und kommt in Briefwechsel. Da findet man dann, wie z. B. Johannes Müller über sein Verhältnis mit Bonstetten schreibt,[3]) Charakter und Wesen „nach dem anhaltendsten Briefwechsel so übereinstimmend", daß man Freundschaft schließt. Leuten, die häufiger Briefe mit einander zu wechseln haben, namentlich Gelehrten und Schriftstellern, ist es zu jener Zeit fast unmöglich, lange auf konventionelle Weise mit einander zu verkehren, und in kürzester Zeit wird der „insonders hochgeehrte Herr" zum „theuren Freund". „Ich setze als ausgemacht zum voraus," schreibt Mendelssohn,[4]) „theuerster Herder, daß der vertrauliche Ton, den ich in meinem vorigen Schreiben angenommen und in diesem noch immer beibehalte, Sie unmöglich beleidigen könne. Moses, der Mensch, schreibt an Herder den Menschen; nicht der Jude an den Superintendenten." Man entdeckt gern und häufig Seelenverwandtschaft. „Der Brief, den ich diesen Morgen von Ihnen erhalten habe, mein liebenswürdiger Freund," schreibt Wieland an Fritz Jacobi,[5]) „und den ich mit dem lebhaftesten Vergnügen lese und wieder

---

[1]) Im Neuen Reich 1879, II, S. 960. — [2]) Abbts vermischte Werke Teil III, S. 110. — [3]) Briefe zw. Gleim, Heinse und Müller Bd. I, S. 182. — [4]) Aus Herders Nachlaß Bd. II, S. 224. — [5]) F. H. Jacobis auserlesener Briefwechsel Bd. I, S. 24.

lese, bestätigt die Verwandtschaft unserer Seelen, von welcher meine Grazien Sie überzeugt haben, auf eine so vollkommene Weise für mich, daß ich es Ihrem eigenen Herzen überlassen muß, sich die Freude des meinigen über eine solche Entdeckung vorzustellen." Die Bitte, einen konventionellen oder geschäftlichen Briefwechsel in einen Freundesbriefwechsel umzugestalten, kann immer einer freudigen Zustimmung sicher sein. „Dank Ihnen, lieber Jacobi," schreibt Herder,[1]) „für Ihr Herz und Ihre Hand. Unsre Seelen waren lange eins; laßt es uns auch jetzt und von Zeit zu Zeit mehr mit unserm innersten Wesen werden! Amen!"

Oft wurde freundschaftlicher Briefwechsel durch Dritte veranlaßt. Sulzer, der durch Gleim in Briefwechsel mit Spalding gekommen war, schrieb: „Ich bin Ihnen für die Vermittelung oder Stiftung dieser neuen Freundschaft vielen Dank schuldig".[2]) An die Lucius schrieb Gellert, als er ihr den Brief eines „Frauenzimmers" übersandte:[3]) „Dieses Fräulein, die ich beklage, ist sowohl des Mitleidens einer guten Lucius, als auch ihres Briefwechsels werth, und vielleicht könnten Sie viel zu ihrer Beruhigung beytragen." Ebenso vermittelte er einen Briefwechsel der Lucius mit einer Mademoiselle Kirchhof.[4]) Es konnte so kommen, daß persönlich Unbekannte in Briefwechsel geriethen.

Das ist überhaupt nicht selten, daß „Brieffreunde"[5]) sich garnicht von Angesicht kannten: Gellert und die Lucius kannten sich lange Zeit nicht, und Goethe und Auguste Stolberg, die leidenschaftliche Briefe mit einander wechselten, haben sich nie gesehen.

---

[1]) Aus Herders Nachlaß Bd. II, S. 249. Vgl. ferner Ztschr. f. Preuß. Gesch. 18. Jahrg. S. 493 f. (Jacobi an Gleim): „Vor Zwei Tagen erhielt ich von Hrn. Zachariä einen sehr freundschaftlichen Brief, worin er mich in die Zahl seiner Freunde aufnimmt und mir sagt: glauben Sie nur, mein bester Jacobi, daß ich Sie recht herzlich liebe." Briefw. zwischen Garve und Zollikofer S. 240: „Da ich ein kleines Briefchen an den Probst Hermes schreiben mußte, der in einem sehr herzlichen Ton meine Freundschaft sucht." — [2]) Briefe d. Schweizer Bodmer, Sulzer, Geßner S. 38. — [3]) a. a. O. S. 120. — [4]) a. a. O. S. 195. — [5]) Diesen Ausdruck gebraucht einmal Herder. Nachlaß Bd. III, S. 279.

Man war darin sehr weitherzig. Das sieht man vor allem auch an den Briefen, in denen jemand einem Unbekannten seine Freundschaft und damit seinen Briefwechsel anträgt. Solche Anknüpfungsversuche kennen wir schon aus dem siebzehnten Jahrhundert. Damals trieben die Leute andere Motive, namentlich die Sucht nach Gunst und Protektion. Das mochte auch noch der Fall sein, wenn Gottsched, von tiefer Verehrung, wie er sagt, getrieben, 1737 an den Grafen Ernst Christoph von Manteuffel, den Gönner der Wissenschaften, einen Brief, der voller Lobsprüche und Schmeicheleien ist, schrieb.[1]) Die Antwort enthielt den Dank und, was für Gottsched das Wesentliche war, eine Bitte um weitere Korrespondenz. Jetzt war der Protektor und einflußreiche Bekannte gewonnen. Diese Art der „Anerbietungsschreiben" findet man auch weiter im achtzehnten Jahrhundert. Aber es ist nicht der Drang nach Freundschaft und freundschaftlicher Korrespondenz, der sie veranlaßt. Dadurch wurde hingegen schon eher der erste Brief der Lucius an Gellert hervorgebracht. „Hochzuehrender Herr Professor," beginnt derselbe.[2]) „Ich bitte Sie nicht, daß Sie mir's erlauben, an Sie zu schreiben; denn ich bin so entschlossen, es nicht zu unterlassen, Sie möchten mir es nun erlauben oder nicht." Sie verbreitet sich dann über ihre Verehrung für Gellert, dessen Charakter und Leben ihr Bruder ihr genau geschildert habe, „und da kann ichs mir nicht verwehren, den einzigen Weg zu ergreifen, den ich vor mir sehe, um Ihnen zu zeigen, daß auch Ich in der Welt bin, und daß dies Ich, das Sie zwar nicht kennen, Sie unendlich hochschätzt und verehrt". Zwar mochte auch hier ein eitles Motiv unterlaufen. Es war doch für die kleine Dresdnerin ein Triumph, wenn sie — wie es auch wirklich der Fall war — von dem berühmten Gellert eine freundliche Antwort erhielt; sie mochte auch wohl von Anfang an, wenn sie das auch leugnete, die Absicht gehabt haben, „ihn in Briefwechsel mit ihr zu ziehen".[3]) Als eifrigste Korrespondentin Gellerts wurde sie auch eine Berühmtheit. Aber doch war der Anknüpfungsgrund hier mehr innerer Drang, zum mindesten die Lust am freundschaft-

[1]) Danzel, Gottsched u. s. Zeit S. 18. — [2]) a. a. O. S. 1 f. — [3]) S. 17.

lichen Briefwechsel. Denn das war damals das allgemeine Streben, möglichst viel Korrespondenten zu haben; und je schönere Briefe jemand schrieb, um so mehr wurde seine Korrespondenz begehrt.

Aber in der Zeit wachsenden Gefühlslebens kommen solche Freundschaftsanerbietungen doch immer häufiger aus dem Herzen. Es war die allgemeine Ansicht, daß Gleichgesinnte Freunde sein mußten. Und wo entdeckte man nicht überall „gleichgesinnte" Seelen? Eine schöne Handlung, ein gefühlvolles Lied, eine gedankenreiche Schrift erweckten sogleich innige Sympathie, und da man das Herz damals rasch aufschloß, flog sofort ein Brief an den Urheber solcher Stimmung.

Merck liest Johann Georg Jacobis „Brief an die Freydenker". Er ist begeistert, flugs schreibt er an den unbekannten Verfasser:[1]) „Erlauben Sie mir, wer Sie auch seyn mögen, Sie meinen Bruder zu nennen"; und Jacobi antwortet:[2]) „Lassen Sie mich, mein vortrefflicher Freund, mit der Wahrheit meines Herzens, um deren willen Sie mich als Ihren Bruder anredeten, Sie umarmen." An den Verfasser der „Lebensläufe" schreibt Fritz Jacobi:[3]) „Außer dem Wort Liebe weiß ich keines, dessen Sinn mir nicht zu gemein wäre für an sie"; und Hippel antwortet: „Ihre Anwerbung hat alle Eigenschaften eines Liebesbriefes". Gleichgesinnte suchten auf solche Weise mit einander in Korrespondenz zu kommen. So schreibt der Professor Born in Leipzig an Bürger:[4]) „Längst ein warmer Verehrer Ihrer lyrischen Muse, bin ich jetzt frei genug, Sie unbekannter Weise in Correspondenz zu ziehen und um Ihre schätzbare Freundschaft ganz ergebenst zu ersuchen. Sie haben, wie ich höre, in Göttingen die Kantsche Philosophie in Schutz genommen. Da ich mich hier in gleichem Falle befinde, so ist es ganz natürlich, daß meine Seele mit der Ihrigen sympathisiren müsse". In jugendlich wärmerem Tone schreibt der Allerweltsfreund Leuchsenring an Iselin:[5]) „Seit ich den Nahmen Iselin kenne, habe ich Sie immer als einen der besten Schriftsteller und, was mir unend-

---

[1]) Briefe an und von Merck S. 23. — [2]) Ebenda S. 28. — [3]) F. H. Jacobis auserles. Briefw. Bd. I, S. 304 u. 353. — [4]) Briefe von und an Bürger Bd. III, S. 191. — [5]) Archiv f. Litteraturgesch. Bd. XIV, S. 147.

lich mehr ist, als einen der besten Menschen verehret. Mein Herz sagte mir: Kennte mich Iselin, er würde mich lieben. Deßwegen kann ich Sie auch zum erstenmale mit einer Vertraulichkeit anreden, die sympathetischen Seelen, und nur diesen, so natürlich ist." Sehr charakteristisch ist auch ein Brief Friedrich Münters an Kosegarten, der damals Hofmeister war: „Edler junger Mann," beginnt er,[1]) „ich bitte Sie um Ihre Freundschaft. Zwar kenn ich Sie nicht von Angesicht, aber die Sie liebt, liebt auch mich, die himmlische Göttin (nämlich die Poesie); und sie kettet die Herzen durch die Kraft ihres Gesangs." Und weiter heißt es: „Ich schreibe Ihnen aus der Fülle meines Herzens; den ich seh Sie schon als meinen Freund." Jüngere Leute wandten sich auch mit solcher Bitte an Greise, so Wizenmann an Hamann:[2]) „Lieber Vater Hamann!" beginnt der Brief, „Der kranke Jüngling, welcher sich an den Resultaten fast zu Tode geschrieben hat, stellet sich hier im Geiste vor Sie, und neiget sich ehrerbietigst vor dem Mann, durch den er schon so viel frohe, schöne, erhabene und heilige Eindrücke empfangen hat." Und er schließt mit der Bitte: „Schenken Sie mir Ihre Liebe!" Jeder Schriftsteller namentlich, der mit einem Werke an das Herz der Nation gegriffen hatte, konnte solche gefühlvolle Freundschaftserbietungen erwarten. So erhielt Schiller einen begeisterten Brief als Dank und Huldigung aus dem Körnerschen Hause, und nachdem er hocherfreut, allerdings nach langer Zeit, geantwortet hatte, einen zweiten, in dem ihm Körner näher zu treten wünscht. „Die erste Absicht unserer Briefe an Sie ist nunmehr erreicht. Wir wissen, daß unsere Äußerungen den Eindruck auf Sie gemacht haben, den wir wünschten, und nun könnten wir unsern Briefwechsel schließen. Soll er fortgesetzt werden, so müssen wir Freunde sein."[3])

Auf solche Weise sucht man in Briefwechsel zu kommen, der nun einmal für jeden fühlenden und denkenden Menschen jener Zeit unumgänglich notwendig war.

Eine außerordentlich fleißige Brieffeder führten in dieser

---

[1]) 6. Juli 1781. Aus Kosegartens handschriftl. Nachlaß (Greifsw. Un.-Bibl.). — [2]) Hamanns Schriften und Briefe Teil IV, S. 373 f. — [3]) Schillers Briefwechsel mit Körner 2. Aufl. Bd. I, S. 5.

Zeit namentlich die Frauen, wenn sie auch nicht jener Lise Lotte von Orleans, die ganz in Briefen aufging, gleichkamen. Frauen untereinander unterhielten einen sehr regen freundschaftlichen Briefwechsel, er war ihnen oft noch mehr Bedürfnis wie den Männern, wie sie überhaupt noch fleißiger korrespondierten als jene.[1])

Bei vielen wurde freundschaftlicher Briefwechsel allerdings gar zu sehr zur Hauptsache. Ein Freundschafts- und Briefnarr war z. B. der wunderliche Leuchsenring, der Typus der empfindsamen Freundschaftsschwärmer. Er, der auch einen Orden der Empfindsamkeit stiften wollte, hatte einen großen Briefwechsel, war immer und ewig mit freundschaftlichen Korrespondenzen, die er in mehreren Schatullen mit sich führte, beladen, aus denen er seinen Seelenfreunden vorlas.

Wie ausgedehnt war weiter der freundschaftliche Briefwechsel Gleims, dessen ganzes Leben fast in Freundschaft aufging. Mehrere Hunderte von Namen weist sein Nachlaß an Briefen auf,[2]) und die meisten davon waren freundschaftlicher Natur. „Wohin man sich in Deutschland wendet,“ schrieb Herder,[3]) „fliegen halberstädtische Liebesbrieflein.“

In unserer Zeit mag man sich schwer einen Begriff davon machen, was damals Briefe für die Freunde und was sie überhaupt bedeuteten. Man konnte durch Briefe außerordentlich auf einander wirken. Die Briefe des einen wurden für den andern „Oel und Wein“.[4]) „Wenn Sie's wüßten, was Ihre Briefe auf mein Hauswesen, und auf den ganzen inwendigen Menschen für mächtigen Einfluß haben,“ schreibt Goecking an Bürger,[5]) „Sie schrieben alle Woche gewiß zweymal an mich.“ Und Bürger schreibt wieder an Boie:[6]) „Möchten doch, mein lieber Herzens-Boie, meine Briefe dir so angenehm und lehrreich seyn, als mir die deinigen sind, damit du nie müde würdest, diesen Briefwechsel mit mir zu unterhalten.“ Ein Brief von Jacobi an Heinse ver-

---

[1]) So konnte ein Mädchen schreiben: „in der correspondance sind die mehresten Herren eben nicht sehr fleißig.“ Ztschr. f. Schlesw.-Holst.-Lauenb. Gesch. Bd. 14, S. 287. — [2]) Biedermann a. a. O. II, 2, S. 86 f. — [3]) Briefe an und von Merck S. 34. — [4]) Hippels Werke Bd. XIV, S. 91. — [5]) Briefe von und an Bürger Bd. I, S. 299. — [6]) Ebenda S. 369.

setzt „dessen Inneres in einen Zustand, worin der Resonanzboden eines guten Instrumentes ist, wenn ein starker Ton von einer reinen Saite hineinschlägt.“[1])

Es gab damals viel Leute, die nur aus den Briefen eines fremden Menschen sich für diesen begeisterten. Gellert ist von dem Briefe einer niedrigen Frau entzückt. „Ich will die beiden Kinder zu mir kommen lassen, so gut bin ich der Mutter geworden.“[2]) Ja, junge Leute verliebten sich auf solche Weise.[3]) Boie und Esmarch zeigten Voß wohl gelegentlich Briefe der Schwestern Boies. Voß schrieb, durch die Briefe angezogen, an die ältere Schwester, da ihr Gatte das ungern sah, an die zweite, zuletzt an die dritte, und sie wurde seine Braut.[4]) Reinwald kam auf ähnliche Art zu seiner Frau. Auch er hatte sich zuerst in einen Brief der Schwester Schillers verliebt.[5]) Ebenso läßt Miller den Kronhelm im „Siegwart“, durch den Brief eines Mädchens entzückt, einen Briefwechsel einleiten und sich so verlieben.

Es kam freilich auch vor, daß Menschen, die sich nur durch solche Briefwechsel kannten, später arg enttäuscht wurden. So schreibt Jean Paul über seine erste Liebe, Caroline von Feuchtersleben:[6]) „Mein Leben mit der vorigen wurde mehr auf dem Schauplatz des — Briefpapiers gespielt; wurde nun ein hölzerner vorgeschoben, so trat der Antagonismus unserer Naturen in jeder Minute grell hervor.“

Im übrigen glaubte man aber, den Menschen vor allem nach seinen Briefen beurteilen zu sollen. „Wenn du dem H. graf von Bergheim Ersuchtest, dem deine schreibart sehr wohl gefält,“ schreibt eine Frau von Dalwigk an ihren Sohn,[7]) „der wirkte dir schon beym regiment den abschied als Capitain.“ Lenz schreibt an Herder:[8]) „Ich muß Dich und Dein Weib einmal sehn. O ich hab' all ihre Briefe an ihre

[1]) F. H. Jacobis auserles. Briefw. Bd. I, S. 222. Vgl. auch Meta Moller an Schlegel. Briefe von und an Klopstock S. 139. — [2]) Briefe an Frl. v. Schönfeld S. 78. — [3]) Gellerts sämtl. Schriften IV. Teil, S. 189. — [4]) Brief von Joh. Heinr. Voß, Bd. I, S. 211 f. — [5]) Schillers Briefw. mit s. Schwester Christophine und Reinwald S. 48. — [6]) Aus Herders Nachlaß Bd. I, S. 255. — [7]) Nach Abschriften aus dem von Dalwigkschen Archive s. oben S. 207, Anm. 6. — [8]) Aus Herders Nachlaß Bd. I, S. 228.

Freundin aufgehascht." Die Briefe waren damals Gradmesser der Bildung, wie sie den Hauptmaßstab für die Wertschätzung des Charakters gaben. Goethe schreibt einmal von einem Mädchen: „Sie ist ein recht gutes Mädgen, das ich sehr liebe, sie hat die Hauptqualität, daß sie ein gutes Herz hat, das durch keine allzugrose Lektüre verwirrt ist und läßt sich ziehen. Ich werde Ehre mit ihr einlegen, sie hat schon ganz erträgliche, auch manchmal artige Briefe schreiben lernen."[1]) Es ist sehr bezeichnend, wenn man sagt: „Jede Handlung, jeder Brief, jedes Wort" bezeichnet die Fromme, die Edle, die Unschuldsvolle, die Geistreiche,[2]) wenn man Redewendungen braucht, wie „Deine Freundschaft, Dein Briefwechsel, Dein Alles",[3]) „Ihr edles Herz, Ihre süßen Briefe".[4]) Will man jemand den Charakter eines Fremden näher kennen lassen, so schickt man ihm Briefe desselben.[5]) Und außerordentlich bezeichnend ist eine Äußerung Lavaters, der Herdern „einen Haufen wichtiger und unwichtiger Copien seiner Briefe an andere" übersendet: „Ich weiß keinen kürzern, einfältigern, natürlichern Weg, Dir liebster Bruder, auf einmal einen Theil meiner innersten Denk- und Handelsweise klar vor die Seele zu bringen, als diesen."[6])

Kein Wunder daher, wenn man dem Briefe und der Kunst, Briefe zu schreiben, in dieser Zeit eine außerordentliche Aufmerksamkeit zuwendet. Weil Briefschreiben jetzt ganz etwas anderes bedeutete, als möglichste Innehaltung von Formeln und Formen, weil man von bloß nachrichtlichen und geschäftlichen Schreiben nichts wissen wollte und alles auf Mitteilung von Gedanken und Empfindungen hinauslief, fielen die herkömmlichen Briefsteller freilich von jetzt an in Verachtung; ihre Tage sind gezählt. Um so mehr beschäftigte man sich selbst mit dem Wesen des Briefes. Das junge Mädchen fragte wohl den Bruder um Rat, und er — es war der junge Lessing — gab ihr die kürzeste

[1]) Goethe-Jahrbuch VII, S. 70. — [2]) Briefe von und an Bürger Bd. I, S. 246. — [3]) Lavater an Herder. Aus Herders Nachlaß Bd. II, S. 37. — [4]) Herder an seine Braut. Ebenda Bd. III, S. 188. — [5]) Briefe von und an Bürger Bd. I, S. 249. — [6]) Aus Herders Nachlaß Bd. II, S. 44 f. Vgl. auch Charlotte v. Schiller und ihre Freunde Bd. I, S. 163: „Also hat deine gute Mutter nicht mehr den Brief erhalten können, hat sich keine Vorstellung von mir machen können."

und vernünftigste Anweisung zum Briefschreiben.[1]) Die Lucius giebt einer neuen Brieffreundin, mit der sie durch Gellert in Verbindung getreten war, „Anleitung", ungezwungen zu schreiben.[2]) Gellert selbst giebt häufig in seinen Briefen Ansichten über Briefschreiben kund. In dem Briefwechsel zweier Freunde begegnen wohl Stellen, wo der eine oder der andere über die beste Art der freundschaftlichen Briefe sich ausspricht. „Diese Briefe", schreibt Garve an Zollikofer,[3]) „müssen Erhohlung seyn, nicht Arbeit. Aller Schein von Eitelkeit, von Begierde zu gefallen, muß davon verbannt bleiben." In dem Briefwechsel mit seiner Braut philosophiert Herder oft über den „Ton" der gegenseitigen Briefe.[4]) Vossens Briefe an Ernestine Boie enthalten häufig Betrachtungen über die Art des Briefschreibens, z. B.: „Die Art, wie Sie Ihre Briefe schreiben, gefällt mir so sehr, daß ich Ihnen nachahmen muß. Sie schreiben nicht nur deshalb so unterhaltend, weil S i e schreiben, sondern auch, weil Sie in so verschiedenen Stunden, in so verschiedenen Lagen des Herzens schreiben."[5])

Solches Interesse ruft fast eine Gewohnheit hervor, empfangene Briefe zu b e u r t e i l e n. Bei Gellert, dem Apostel einer neuen Schreibart, ist es erklärlich, wenn er beispielsweise die Briefe der Lucius oder des Fräulein von Schönfeld kritisiert. Es ist auch verständlich, wenn einer dem Freunde, der krank ist, schreibt: „Wir finden Ihre Briefe so gut, wir finden so viele richtige, starke, wohlausgedrückte Gedanken darin, daß wir zuweilen ganz vergessen, daß sie ein Kranker geschrieben hat."[6]) Aber auch sonst ist es Sitte, ein Wort über Stil oder Sprache oder Ton des empfangenen Briefes zu sagen. Eltern kritisieren die Briefe der Kinder; sogar die Kaiserin Maria Theresia schreibt einmal an Erzherzog Ferdinand:[7]) „Ich bin recht wohl zufrieden mit der deutschen Korrespondenz." Rabener erklärt einmal einer jungen Korrespondentin: „Die Hof-Nach-

[1]) Siehe oben S. 263. — [2]) a. a. O. S. 221. — [3]) a. a. O. S. 305. — [4]) Aus Herders Nachlaß Bd. III, S. 116, 131, 173, 188. — [5]) Briefe von Johann Heinrich Voß Bd. I, S. 234. Vgl. auch S. 226. — [6]) Zollikofer an Garve a. a. O. S. 33. — [7]) Briefe der Kaiserin Maria Theresia an ihre Kinder und Freunde hrsg. v. Arneth Bd. I, S. 57.

richten von der Mittewoche gaben Sie mir in einem ziemlich trockenen Zeitungs-Stile."[1]) Im freundschaftlichen Briefverkehr urteilte man freilich fast immer in der Form des Lobes. Gellert hörte nichts als Bewunderung über seine Briefe,[2]) auch Rabener vernahm wohl einmal von einer Freundin: „Sie schreiben gar zu schön."[3]) Ebenso erhält Gleim seinen Tribut. Heinse spricht von Gleims „allerliebsten Briefchen",[4]) seine Briefe erquicken ihm Herz und Geist.[5]) Dafür schreibt dann Gleim über einen Heinseschen Brief: „Es ist, mein lieber Sohn, ein gar vortrefflicher Brief, ich möchte ihn drucken lassen."[6]) „Was haben Sie für ein unvergleichliches Talent zu freundschaftlichen Briefen!" schreibt Klopstock an Ebert,[7]) und Göcking preist in einem Briefe an Bürger dessen Frau glücklich, „einen Mann zu besitzen, der solche Briefe schreibt, daß schier selbst ein so eitles eigenliebiges Geschöpf, als ein Frauenzimmer ist, ihn gehörig zu beantworten verzweifeln müsse."[8]) Wieland nennt den Brief seiner Sophie „zu schön, als daß er ihm antworten könnte."[9]) „Frau Rat," die Mutter Goethes, ist ebenfalls wegen ihrer Briefe viel bewundert. „Und Ihr Brief — o Ihr lieber Brief!" schreibt Fräulein von Göchhausen,[10]) „daß ich doch nur sagen könnte, wie unbeschreiblich trefflich der Brief ist!"

Fast gehört es zum guten Ton, die Briefe anderer schön zu finden.[11]) Im siebzehnten Jahrhundert nannte man den

---

[1]) Rabeners Briefe hrsg. v. Weiße S. 139. — [2]) Vgl. z. B. Briefwechsel mit Dem. Lucius S. 17. Er ist seinerseits auch freigebig mit Lob, wie die S. 264 angeführten Aussprüche über die Briefe der Lucius und der Schönfeld zeigen. Einmal meint die Lucius (a. a. O. S. 7): „Mein Brief kann nur darum gut gewesen seyn, weil Sie so sehr gütig sind." — [3]) Rabeners Briefe hrsg. v. Weiße S. 36. — [4]) Briefw. zwisch. Gleim, Heinse u. J. v. Müller Bd. I, S. 15. — [5]) Ebenda S. 118. Auch J. v. Müller schreibt an Gleim. Ebenda Bd. II, S. 217: „Der Brief, den Sie mir geschrieben haben, ist vortrefflich." — [6]) Bd. I, S. 203. — [7]) Briefe von und an Klopstock S. 37. — [8]) Briefe von und an Bürger Bd. 1, S. 293. — [9]) a. a. O. S. 4. — [10]) R. Keil, Frau Rat S. 181. — [11]) Von bezeichnenden Stellen seien noch angeführt: Briefe an und von Merck S. 247 (Albertine Grün an M.: „Sie sagen, ich erzähle gut! Ein Compliment, für das ich Ihnen danke, ob ichs gleich nicht glauben kann.") Archiv f. Litteraturgesch. Bd. III, S. 446 und V, S. 577. Briefw. zwisch. Garve und Zollikofer S. 15, 33. G. Chr. Lichtenbergs Briefe hrsg. v. Chr. W. Lichten-

Brief geehrt, angenehm, schätzenswert und drückte dadurch die servile Hochachtung vor der Person des Briefschreibers aus; jetzt spricht man von „geistreichen“,[1]) „schönen, interessanten“,[2]) „köstlichen“,[3]) „vortrefflichen“,[4]) „klugen, schönen“,[5]) ja von „göttlichen“[6]) Briefen und lobt damit Sprache, Ton und Inhalt.

Aber man beurteilt und bewundert nicht nur die Briefe, die man selbst empfängt, sondern ebenso jeden Brief, den man vor Augen bekommt. Gleim hat vom Prinzen Wilhelm ein paar Briefe gelesen und hält sie für solche, „die Cicero nicht hätte beßer schreiben können, nicht Sevigné.“[7]) Hippel urteilt über Neumann: „Man sieht ihn, wenn man seine Briefe liest, hoch in den Wolken fleugt der Adler.“[8]) „Der Brief von Moser ist recht gut,“ urteilt Herder über einen von Claudius mitgesandten Brief,[9]) und über einen Brief Jacobis Herders Braut: „Der ganze Brief ist Güte, und sanft und ohne Gewäsch.“[10])

Überhaupt hat man für die Briefe anderer das weitgehendste Interesse. Es ist natürlich, daß man sich solche Briefe übersendet, wenn dieselben die eigenen Verhältnisse nahe angehen, z. B. die Briefe gemeinsamer Freunde. Aber damals teilte man einander Briefe wegen ihrer Schönheit, wegen des Charakters des Briefschreibers oder wegen ihres interessanten Inhaltes, und mochten sie von ganz fremden Menschen herrühren, mit. Man erhält einen schönen Brief, da kommt Besuch, flugs läßt man ihn denselben lesen.[11]) Als Gellert bei der Gräfin Vitzthum zu Besuch war, liest er den Damen des Hauses die hübschen Briefe

---

berg Bd. I, S. 168, 206, 335; II, S. 293, 301 und öfter. Briefe von Johann Heinr. Voß Bd. I, S. 226, 234. Aus K. H. L. v. Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette S. 24. Keil, Frau Rat S. 298 u. s. w.

[1]) „Ihr fleißiger und geistreicher Briefwechsel.“ Gellerts Briefw. mit Dem. Lucius S. 40. — [2]) J. G. Zimmermanns Briefe an Freunde in d. Schweiz S. 93. — [3]) Hippels Werke Bd. XIV, S. 81. — [4]) Briefe v. Joh. Heinr. Voß Bd. I, S. 100. Lichtenbergs Briefe I, 205, 206. — [5]) Aus Herders Nachlaß Bd. III, S. 446. — [6]) Ebenda S. 319 und Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt 2. Ausg. S. 248. — [7]) H. Pröhle, Lessing, Wieland, Heinse S. 206. — [8]) Hippels Werke Bd. XIV, S. 72. — [9]) Aus Herders Nachlaß Bd. I, S. 399. — [10]) Ebenda Bd. III. S. 87. Vgl. auch noch Lichtenbergs Briefe Bd. I, S. 206, 212; II, 293. — [11]) Briefw. Gellert mit Dem. Lucius S. 141.

der Lucius an ihn vor.[1]) Man kommt von einer Partie, sitzt abends bei Tisch, da weiß der Hausherr — es ist Fritz Jacobi — nichts besseres zu thun, als dem Gast zwei Briefe einer interessanten Dame an seinen Bruder vorzulesen.[2]) Goethe berichtet in Dichtung und Wahrheit,[3]) wie man seine vertrauten Korrespondenzen, besonders die mit bedeutenden Personen, sammelte und sie bei freundschaftlichen Zusammenkünften vorlas; „und so ward man, da politische Diskurse wenig Interesse hatten, mit der Breite der moralischen Welt ziemlich bekannt.“ In den Briefwechseln jener Zeit findet man auch sehr häufig mitgesandte Briefe erwähnt. Gellert sendet dem Fräulein von Schönfeld zur Lektüre Briefe von der Frau von Zetwitz,[4]) die drei Briefe einer Mutter in Zschopau,[5]) solche von dem jungen Herrn von Haeseler,[6]) von der Lucius.[7]) Er will sie „mit fremden Briefen unterhalten“.[8]) Er schreibt einmal:[9]) „Damit ich Sie aber, wenn ich nicht nach Welkau komme, einigermaßen indessen unterhalte: so schicke ich Ihnen, gutes Fräulein, einige Briefe, wie ich sie vor mir liegen habe, alte und neue, gute und alberne, von Männern und Frauenzimmern“. Ebenso schickt er an die Lucius Briefe seines Bruders, von einem österreichischen Hauptmann,[10]) von der Mad. Kirchhoff, der Frau von Kamecke.[11]) Bei Gellert spielt als Motiv auch die Eitelkeit mit; denn in allen solchen Briefen standen Lobeserhebungen seiner Person. Noch mehr ist dies der Fall bei dem sehr eitlen Zimmermann, wenn er Briefe der Katharina von Rußland an ihn andern mitteilt.[12])

Bei Briefen berühmter Leute interessierte natürlich namentlich die Person. „Ich will bei der Frau Aja (der Mutter Goethes) ein gutes Wort einlegen,“ schreibt die Herzogin Amalie

[1]) Ebenda S. 193. — [2]) F. H. Jacobis auserles. Briefw. Bd. I, S. 33. — [3]) Buch XIII. — [4]) a. a. O. S. 106. — [5]) S. 77. — [6]) S. 114. — [7]) S. 134. — [8]) S. 134. — [9]) S. 215. — [10]) a. a. O. S. 114. — [11]) S. 195. Von anderen Beispielen seien noch angeführt: F. H. Jacobis auserles. Briefwechsel Bd. I, S. 45. (Sophie La Roche sendet Wielandsche Briefe). Charlotte von Schiller und ihre Freunde Bd. I, S. 419. Keil, Frau Rat S. 57 (Klinger giebt Stellen aus einem Briefe der Frau Rat). In solchem Austausch stand noch um 1800 Caroline Herder mit Böttiger, die beide in derselben Stadt lebten. Bei allen diesen Briefen interessierten allerdings die Personen der Briefschreiber. — [12]) J. G. Zimmermanns Briefe an Freunde in der Schweiz. S. 69. S. 106 sendet er Abschriften anderer fürstl. Briefe.

an Merck,[1]) „daß sie Ihnen die Extracte aus ihres Sohnes Briefen, die er von Rom aus schreibt, communicirt."

In den meisten Fällen waren es aber die Briefe an sich, die interessierten. Frau Gottsched möchte „gar zu gerne" die Briefe der Frau von Runkel, ihrer Freundin, und eines Barons von S. lesen, denn „ihre unüberwindliche Begierde mag alles gerne wissen, was zwo scharfsinnige Personen an einander schreiben".[2]) Eine Fürstin schrieb in jener Zeit die Briefe, die ihre Freundin von einem Seelenfreunde erhielt, für sich ab.[3])

Bekannt ist, wie man sich um Gellerts Briefe oder wenigstens um Abschriften davon — denn das war ein beliebtes Verbreitungsmittel — riß. Die höchsten wie die niedersten Kreise wollten sie lesen. Diplomaten sandten solche Abschriften an ihre Höfe,[4]) das Gesinde schrieb sie heimlich von ihrer Herrschaft ab. „Der Brief mit der Geschichte von dem Husarenrittmeister," schreibt Gellert an die Schönfeld,[5]) „den ich ehedem an Sie geschrieben, läuft in dem ganzen Gebirge bey nahe in allen Städten und Dörfern, dieses ist den Worten nach wahr, in Abschrift und vermuthlich ziemlich verstümmelt herum. Wie muß er in fremde Hände, vielleicht in die Hände Ihrer Domesticken, gekommen seyn?" Und ein andermal schreibt er:[6]) „Der Lieutenant Hausen, der gestern Abend bei mir war . . ., hat mir versichert, daß die Copisten bei dem Kriegsdirectorio ganze Monate nichts gethan hätten, als den berufnen Brief eines gewissen Professors an die Fräulein Schönfeld abgeschrieben. Man hiesse ihn den Krieg im schwarzen Brete." Er schilt auf Rabener, „daß er Briefe von sich und mir zur Abschrift herum giebt. Er soll nicht so bald wieder welche bekommen, die ihm Gelegenheit zu diesem Fehler geben. Wenn ich Briefe schreibe, schreibe ich für meine Freunde, daß sie mich gern lesen, und nicht für die Welt und Nachwelt, daß sie mich verehren, bewundern und nur von der guten Seite sehen sollen."[7])

---

[1]) Briefe an Merck von Goethe u. s. w. S. 499. — [2]) Briefe der Frau Gottsched Bd. II, S. 163. — [3]) Ztschr. f. vaterl. Geschichte und Altertumskunde Bd. 40, S. 10. — [4]) Biedermann, Deutschl. im 18. Jahrh. Bd. II, Teil 3, S. 26. — [5]) a. a. O. S. 63. — [6]) Ebenda S. 78. — [7]) Ebenda S. 182. Vgl. auch Briefw. mit Dem. Lucius S. 21: „Daß ein Brief von Herrn Rabenern, nebst einer Antwort von mir, in Dresden in

Auch die Briefe anderer Leute wurden abgeschrieben und wieder abgeschrieben. Der eitle Zimmermann[1]) fügt einem Briefe, der seine Unterredung mit dem König von Preußen enthält, die Bemerkung hinzu: „Dieses ganze Postscript bitte ich noch allen Abschriften meines Briefes beyzufügen.“ In diesem Falle vertritt die Verbreitung durch Abschriften allerdings die moderne Veröffentlichung in Zeitungen. „Wäre es nicht möglich,“ schreibt einmal Sulzer,[2]) „eine Abschrift des Briefes zu bekommen, den Haller an Voltaire geschrieben hat?“ Hier verhält es sich ebenso.

Noch im Jahre 1815 gingen die Feldzugsbriefe eines Kanoniers der englisch-deutschen Legion, Friedrich Jahns, in Göttingen von Hand zu Hand.[3])

Spekulative Buchhändler und Buchdrucker kamen wohl auf die Idee, solche Abschriften durch den Druck zu vervielfältigen. „Ich vermute,“ schreibt Klopstock an Ebert,[4]) „daß Sie Youngs Brief an mich gesehen haben, weil Sie davon schreiben. Denn ich weiß, daß eine Abschrift nach Lüneburg im Buchhandel geschickt worden ist.“ Von dem so oft abgeschriebenen „Husarenbrief“[5]) sagt Gellert:[6]) „Ich zittre, gnädiges Fräulein, wenn ich denke, daß er einem gewinnsüchtigen Buchführer in die Hände fallen kann.“ In der That wurde er gedruckt.[7]) Mit einigen Gellertschen Briefen zusammen wurde auch ebenso ein berühmter Brief Rabeners an den Hofrat Werber, der sehr lebhaft die Dresdner Verwüstung schilderte und durch Indiskretion in das Publikum gedrungen war, gedruckt und zwar an zehn Orten.[8]) Wenn man einen Brief besonders loben wollte, nannte man ihn „bis zum Druck schön“.[9])

Abschrift herumgeht, hat mich sehr befremdet, und ich kann nicht einsehen, wie Rabener, der sonst so vorsichtig ist, diese Briefe hat können bekannt werden lassen.“ Und ein andermal sagt er (S. 27): „Also ist kein Brief mehr sicher, sobald er aus meiner Hand ist!“

[1]) a. a. O. S. 154. — [2]) Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Geßner S. 269. — [3]) Ztschr. d. histor. Vereins f. Niedersachsen 1864, S. 221. — [4]) Briefe von und an Klopstock S. 143 f. — [5]) Vgl. die vorige Seite. — [6]) Briefe an Frl. v. Schönfeld S. 63. — [7]) Ebenda S. 96. — [8]) Vgl. ferner auch F. H. Jacobis auserles. Briefw. Bd. I, S. 41. Jacobi beschreibt die Wiedersehensscene zwischen Wieland und Sophie: „Sie sollen das Übrige in einem gedruckten Briefe, von einer Meisterhand beschrieben, lesen.“ — [9]) Gellerts Briefe an Frl. v. Schönfeld S. 106, vgl. oben S. 319.

Oft verursachte solche Verbreitung den Verfassern der Briefe großen Ärger, so Rabenern der Druck des ebenerwähnten Briefes.[1]) Man suchte dem auch vorzubeugen. Zimmermann teilt einen Brief der Kaiserin Katharina mit, bittet aber dringend, keine Abschrift zu nehmen. „In unsern Zeiten wird alles gedruckt. Vorlesen können Sie Alles . . . Aber aus Ihren Händen muß der Brief nicht, damit ihn Niemand abschreibe.“[2]) Und man konnte in dieser Beziehung auch durch freundschaftliche Briefe Ärger und Unannehmlichkeiten haben. Ein jeder hob seine Freundesbriefe als kostbares Gut sorgfältig auf.[3]) Es geschah nun wohl, daß solche von dem Empfänger oder aus dessen Nachlaß noch bei Lebzeiten der Schreiber veröffentlicht wurden. Jacobi gab seinen Briefwechsel mit Mendelssohn über Spinoza heraus und verursachte dadurch Streit. Aber hier mochte der Inhalt der Briefe eine Publikation entschuldigen. Dagegen war es schon schlimmer, wenn Lange seine freundschaftliche Korrespondenz mit Gleim und anderen und sogar die Briefe seiner Gattin veröffentlichte. Ein solches Hervorziehen der Intimität mochte doch viele verletzen. Als Gleim seinen freundschaftlichen Briefwechsel mit Jacobi dem Publikum übergab, war man vielfach sehr entrüstet, aber das war im Grunde Sache der Beiden allein. Großen Sturm erregte aber z. B. die Veröffentlichung der Freundesbriefe an Klotz seitens dessen Witwe, denn das war ohne Einwilligung der Schreiber geschehen. Manche hatten sie vorher mit schwerem Gelde zurückgekauft. „Das ganze Verfahren ist strafbar,“ schreibt Zollikofer an Garve,[4]) „und muß der Offenherzigkeit und Vertraulichkeit, die in freundschaftlichen Briefen herrschen soll, nothwendig sehr nachtheilig werden.“ Eva König erzählt in einem Briefe an Lessing,[5]) wie sehr diese Veröffentlichung z. B.

---

[1]) Gellerts Briefwechsel mit Dem. Lucius S. 23. Sie schreibt ihm, daß Briefe von ihm, ebenso „ein Brief, den Rabener kurz nach der Belagerung an den Secretario Ferber in Warschau geschrieben, und der ebenfalls lange zuvor, wie die Ihrigen, in aller Leute Händen war, in Berlin gedruckt und nun in hiesigen Buchläden zu verkaufen sind.“ Vgl. ferner Rabeners Briefe S. 265, 266 f. — [2]) a. a. O. S. 334. — [3]) Vgl. z. B. Goethe an Knebel (Briefw. Bd. I, S. 38): „Alle Briefe an mich seit 72 und viele Papiere jener Zeiten lagen bey mir in Päcken ziemlich ordentlich gebunden; ich sondere sie ab und lasse sie heften.“ — [4]) a. a. O. S. 8. — [5]) a. a. O. S. 299 ff.

Sonnenfels durch seine Urteile über Personen kompromittierte. „Seine Frau bedaure ich von ganzer Seele. Um ihretwegen bin ich der Klotzinn so böse wie möglich. Wenn auch die äußerste Noth sie zur Herausgebung der Briefe gebracht hat, so verzeihe ich ihr es dennoch nicht.“ Solche Fälle begegnen öfter. „Die Spaldingische Briefgeschichte,“ — 1771 waren die Spaldingschen Briefe an Gleim veröffentlicht — schreibt Gleim an Bürger,[1]) „kostet noch immer meinem Herzen blutige Thränen, und hat die Leichtigkeit, mit welcher ich sonst an meine Freunde schreiben konnte, von mir genommen!“ — In der That wurde dadurch auch andern die Leichtigkeit des Briefschreibens genommen.

Gar mancher mochte, wie Heinse,[2]) mit Scheu und Grimm an eine spätere Veröffentlichung seiner Briefe denken. „Es ist eine der größten Bekümmernisse meines Lebens,“ schreibt Fritz Jacobi,[3]) „daß so viele vertrauliche, sorglos hingeschriebene Briefe von mir in der Welt zerstreut sind, wovon Eitelkeit und Gewinnsucht früher oder später, wahrscheinlich einen Theil wenigstens, gemein machen werden.“ Goethe wollte alle Briefe verbrennen „aus entschiedener Abneigung gegen Publication des stillen Ganges freundschaftlicher Mittheilung“.[4]) Die Klotzsche Briefgeschichte veranlaßte Gebler, durch ein Cirkularschreiben an alle seine Freunde seine sämtlichen an sie erlassenen Briefe im Original zurückzufordern.[5])

Wenn man dieses ganze Wesen, das man damals um Briefe machte, dieses ungeheure Interesse für sie bedenkt, wird man verstehen, daß man dem Briefschreiben selbst eine besondere Pflege und ein fleißiges Studium widmete. Weil man wußte, jeder Brief wurde kritisch betrachtet, darauf angesehen, wie schön er geschrieben sei, wie sich in ihm der Charakter des Verfassers kund thue, gab man sich größere Mühe. Man sah immer das

---

[1]) Briefe von und an Bürger Bd. I, S. 29, vgl. auch Briefe von und an Klopstock S. 234 f. — [2]) Briefe zwischen Gleim, Heinse und Müller S. XXXIII. — [3]) Auserles. Briefw. Bd. II, S. 301. — [4]) Werke (Taschenausgabe) Bd. XXXI, S. 74. Doch vergleiche damit eine andere Äußerung, die zeigt, wieviel Wert man selbst auf die Erhaltung seiner Briefe legt. Briefe v. Goethe an Lavater S. 75: „Halte künftighin meine Briefe hübsch in Ordnung.“ Er soll sie sogar heften. — [5]) Briefw. zwischen Lessing und seiner Frau S. 306. Vgl. auch Archiv f. Litteraturgesch. Bd. IX, S. 454.

Gesicht des Empfängers vor sich. „Sind Sie mit diesem Briefe zufrieden?“ fragt Rabener einmal Gellerten.[1]) „Mich dünkt, er ist ein sehr langes freundschaftliches Gewäsche.“ „Schon dreymahl habe ich das Stück Brief durchgelesen,“ sagt Garve,[2]) „und habe mich gefragt: ist es auch gut geschrieben?“ Man zeigte wohl auch anderen den Brief, bevor man ihn absandte, so die Lucius die ihrigen der Mutter[3]) oder einer Bekannten.[4]) Man vernichtete Briefe, weil sie nicht gefallen,[5]) oder man unterließ aus Furcht vor dem Urteil überhaupt Briefe.[6])

Es ist oben geschildert worden, wie gern man sich mit dem Wesen des Briefes beschäftigte, wie man überall seine Schreibart zu bessern suchte; es ist daher natürlich, daß man in der Jugend besonders zum guten Briefschreiben erzogen wurde. Wieviel Mühe giebt sich nicht Hamann mit dem jungen Baron von W., seinem ehemaligen Zögling. Er hat mit ihm einen Briefwechsel „abgeredet“; den Hofmeister des Barons bittet er, nichts weiter zu thun, als „eine Viertelstunde mit ihm über den Inhalt desjenigen, worüber er schreiben will, zu reden und darüber zu raisonniren“;[7]) in der Bildung des Briefstils will er selbst freie Hand haben. Er giebt darauf dem Jüngling eine Materie zum Briefschreiben, „den Zuschnitt zu einer Reihe von Briefen“,[8]) und unterhält dann mit ihm eine lehrreiche Korrespondenz. Damit verbindet er eine „Beurtheilung“ der Briefe.[9]) Er bespricht das „Äußerliche“, tadelt den Mangel an Freiheit, die Beachtung des Formellen — „der gute Geschmack besteht sehr oft in der bloßen Geschicklichkeit, Ausnahmen von Regeln anzubringen zu wissen“ —; er will keine „Schaugerichte gedrechselter Höflichkeit“; ebenso eingehend bespricht er das Schreiben selbst, wobei er vor allem auf „Deutlichkeit, Einfalt des Ausdruckes, Zusammenhang“ bringt. Dergleichen gehörte damals zur Erziehung. Wie großes

[1]) Rabeners Briefe S. 257. — [2]) Briefw. zwisch. Garve u. Zollikofer S. 27. — [3]) a. a. O. S. 536: „ich fand, wie sie (die Mama), daß das Wetter und ich zwo Materien sind, in denen ich eben nicht glücklich bin.“ — [4]) a. a. O. S. 365: „Die Frau von Zetwitz, welche diesen Brief gelesen hat, spricht, ich sollte ihn noch nicht schliessen, ich hätte Vieles vergessen.“ — [5]) Briefw. zwisch. Garve und Zollikofer S. 38. — [6]) Ebenda S. 46. — [7]) Hamanns Schriften und Briefe hrsg von Petri Bd. I, S. 279. — [8]) Ebenda S. 282. — [9]) Ebenda S. 293 ff.

Gewicht legte ferner Gellert auf gute Briefe! Er las darüber ein Kolleg und hielt praktische Übungen ab. Er las in demselben als Muster die Briefe der Lucius öffentlich vor,[1]) er ließ sich die Produkte der Schüler vorlegen; so „saß er mit dem Grafen Werther und studirte sehr tiefsinnig über einem Briefe, den er seiner Mama zum Geburtstage geschrieben",[2]) ebenso kritisierte er Goethes Aufsätze, die meist in Briefform geschrieben waren.[3])

Alles das beweist eine besondere Pflege des Briefschreibens. Es herrscht ein allgemeines Bestreben, gute Briefe zu schreiben. Sehr oft ist man selbst mit seinen Briefen nicht zufrieden. Bürger findet einmal seinen Brief „herzlich schaal".[4]) „Welch ein jämmerliches Geschreibsel!" sagt einmal Baggesen,[5]) „ich schäme mich jetzt, da ich es wieder durchlese." Solcher Tadel war in den meisten Fällen nicht aufrichtig, er bedeutet oft nur ein bescheidenes Ablehnen des Lobes. An sich aber war man über jedes Lob sehr entzückt. Als die Lucius hörte, daß ihre Briefe vor den Studenten vorgelesen würden, bat sie damit aufzuhören. Man könnte denken, daß sie „nur aus Lobsucht" schriebe.[6]) Innerlich war

[1]) Briefw. mit Dem. Lucius S. 13. — [2]) Briefe an Frl. v. Schönfeld S. 94. — [3]) Schöll, Briefe und Aufsätze v. Goethe S. 20. — [4]) Briefe von und an Bürger Bd. II, S. 127. — [5]) Aus B. Briefwechsel mit Reinhold und Jacobi Bd I, S. 23. Vgl. ferner Briefe an und von Merck S. 146 (Wieland): „Die stürmischen kalten Winde . . . haben mich so haberstroh dürr aufgetrocknet, daß es kein Wunder ist, wenn meine Briefe wie gehacktes Stroh schmeckten und weder Kraft noch Saft drinn war." Lessings Werke (Hempel) Bd. XX, 2, S. 100 (Mendelssohn): „Ist das nicht lächerlich: ich bringe eine Nacht schlaflos zu, um Sie vielleicht durch einen langweiligen Brief desto sanfter einzuschläfern?" Briefw. zwischen Garve und Zollikofer S. 403: „Wenn Sie sagen, daß Ihr Brief leer sey, so haben Sie noch viel mehr Ursache zu sagen, daß in den meinigen mit vielen Worten gesagt wird, was vielleicht mit wenigen abgethan seyn konnte." Aus Herders Nachlaß Bd. III, S. 293: „so rüde und uneingefaßt." Briefw. zwisch. Lessing und seiner Frau hrsg. v. Schöne S. 27. „Ich schreibe viel zu flüchtig, um schön oder gut schreiben zu können" (Eva König). Forsters Briefw. mit Sömmering S. 68: „Es ist gütig von ihm, daß er meine Briefe, so zahlreich, so uninteressant, so thöricht sie oft sein werden und gewesen sind, daß er sie doch liest und zufrieden damit ist" (Therese Heyne). Schriften d. Goethe-Gesellschaft Bd. I, S. 113 („mein unintreßantes Schreiben"). Aus Herders Nachlaß Bd. I, S. 315 (Jean Paul): „Verzeihen Sie dieses öde Blättchen." — [6]) a. a. O. S. 14.

sie über solche Anerkennung doch aber sehr erfreut. Am ersten Jahrestage ihres Briefwechsels bekennt sie, wie stolz sie darauf ist, daß sie ein Jahr lang so zu schreiben gewußt habe, daß ein Gellert nicht müde wurde, ihr zu antworten.[1])

Unbedeutende oder einfache Briefe entschuldigte man oft. „Ich sollte Ihnen Ὦ Βελτιστε", schreibt Wieland an Riedel,[2]) „von Rechtswegen schöne, wohlgesetzte, gedrehte und gewendete, witzige, gelehrte, mit einem Worte ostensible Briefe schreiben, damit Sie nicht nur das Couvert, sondern die Briefe selbst auf einem Teller herumgehen lassen könnten; aber ach! mein lieber Riedel, woher die Zeit dazu nehmen?" Das ist es, ostensible Briefe wollte man schreiben. „Wenn ich an Sie schreibe," heißt es in einem Brief der Lucius an Gellert,[3]) „so habe ich nicht allein den Ehrgeiz zu wünschen, daß Sie den Brief lesen, sondern auch den, daß Sie in einem jeden Briefe wenigstens einen oder zwey Gedanken finden möchten, die Sie gern lesen könnten." Und an Böckh schreibt Schubart:[4]) „Wenig und nichtsbedeutende Dinge mag ich nicht an Sie schreiben, und zu weitläufigen und bedeutenden Briefen fehlt mir die Zeit." Und Moritz endlich an Goethe:[5]) „Ich bin eine Zeitlang mir selbst nicht recht sicher gewesen und habe Ihnen in dem Zustande nicht schreiben wollen. Denn wir müssen nur Lebensbriefe an einander schreiben und alles muß von Folgen seyn." Kurze einfache Briefe nennt man oft garnicht Briefe, nennt sie „bloßes Recepisse"[6]) oder „Zettel."[7]) Weil der Brief immer interessant sein soll, so nimmt man im Nothfall zum Abschreiben von Versen oder schönen Stellen seine Zuflucht. „Da jetzt hier Alles sehr still zugeht," schreibt Frau Rath,[8]) „so kann ich gar nichts Amusantes

---

[1]) S. 76. — [2]) Auswahl denkwürd. Briefe von C. M. Wieland, hrsg. v. Ludw. Wieland Bd. I, S. 291. — [3]) a. a. O. S. 130. — [4]) a. a. O. Bd. I, S. 78. — [5]) Goethe-Jahrbuch II, S. 313. Vgl. ferner Fräul. v. Göchhausen an Frau Rat (Keil, a. a. O. S. 116): „Wolde doch der Himmel, daß Ihnen meine Briefe etwas seyn könten, oder daß ich immer etwas Ihnen intereßantes zu schreiben wüste." Forster an Sömmering (Briefw. S. 309): „Niemand wenn ich bloß meinen Schwiegervater ausnehme, der immer wesentliche Briefe schreibt. Niemand von meinen Bekannten leistet mit Briefen, was du leistest." — [6]) Forsters Briefw. mit Sömmering S. 93. Briefe von und an Bürger. Bd. I, S. 270. — [7]) Briefe von und an Bürger Bd. I, S. 253. — [8]) a. a. O. S. 249.

schreiben — ich thue also besser, ich schreibe das Lied von Figaro ab." Weil man „keine Einfälle" hat, setzt man wohl auch eine „schöne Stelle" aus einem Buch in den Brief.[1])

Es ist ganz klar, daß solche Auffassung sehr oft zu einer Effektschreiberei führte, daß man Briefe schrieb, um zu glänzen, wie es einst die Humanisten und später die „beaux esprits" in Frankreich thaten. Sehr häufig dachte man schon beim Briefschreiben an die Veröffentlichung, wie Gellert bei seiner Korrespondenz mit Dem. Lucius oder Goethe bei derjenigen mit Zelter, und ließ sich infolge dessen nicht leicht gehen.

Andererseits erleichterte aber Beschaffenheit und Charakter des damaligen Briefes die Möglichkeit, interessant oder bedeutend zu schreiben, außerordentlich. Der Brief des achtzehnten Jahrhunderts ist doch ein ganz anderer Brief, als derjenige früherer Zeiten. Auf ihn paßt sehr oft ein Ausdruck, den Goethe einmal gelegentlich gebraucht:[2]) „ein abentheuerlich Ragout, Reflexionen, Empfindungen." Es ist schon geschildert worden, wie sehr man es liebte, seinen Gefühlen und Empfindungen im Briefe Ausdruck zu geben, seine Seele mitzutheilen. Man ging seinen innersten Empfindungen nach und verbreitete sich dann darüber auf das ausführlichste. Das führte dann zu lang ausgedehnten Reflexionen. Da ist Forster, der von einem langen Besuche bei Sömmering kommt. Sehr bald schreibt er an ihn,[3]) er kann sich „des geistigen Umgangs nicht entwöhnen," er muß „seinen Empfindungen Luft machen" und beginnt eine lange Reflexion. „Ich wußte wohl," meint er dann, „daß mir das Schreiben wieder Spannung geben würde." Wessen Herz voll von Empfindungen und Gedanken ist, setzt voraus, daß sie auch den Freund interessieren.[4]) „Freunde müssen die Beichtväter und Seelsorger von einander seyn". . . schreibt Garve,[5]) „Das Übrige ist Geschwätz. Und was würde nicht Menschenkenntniß, Philosophie und Tugend dabey gewinnen, wenn oft zwey gute und auf sich Acht gebende Leute einander alles, was sie von sich und von dem andern ge-

---

[1]) Schillers Briefw. mit seiner Schwester Christophine S. 98. Vgl. auch Lessings Werke XX, 2, S. 77. — [2]) Alsatia 1853, S. 44. — [3]) a. a. O. S. 15 ff. — [4]) Briefw. zw. Garve und Zollikofer. S. 134. — [5]) Ebenda S. 52 f.

lernt haben, mittheilten. Das würde immer ein interessantes Objekt der Unterredung seyn, welches tausend andere herbeyführen würde." Schubart[1]) will seinen Briefwechsel mit Böckh „der Freundschafft, der Tugend und Religion, der Weisheit und Litteratur geheiligt sein lassen." Solche Auffassung mußte den Charakter des Briefes allerdings sehr beeinflussen. „Ich hasse die Briefe," sagt Goethe[2]) „und die Erörterungen und die Meynungen."

Der eine legt Bekenntnisse in seinen Briefen nieder über sich selbst, der andere stellt Betrachtungen an. Schon die Lucius stellt oft solche moralischer Natur an; von dem Grafen Kayserling erfährt sie einmal eine Geschichte, die ein schlechtes Licht auf denselben wirft — sie betrifft sein zweideutiges Benehmen gegenüber dem Herzog von Kurland —; diese Geschichte erzählt sie Gellert, „überlegt" die Sache dann im einzelnen und knüpft daran die langatmigsten moralischen Betrachtungen. Über die Ehe,[3]) über den Tod, über die Freundschaft, das Christentum, reflektiert man des Langen und Breiten. Man ergeht sich über ein Buch, über eine gehörte Predigt, über Alles. So wird der Brief nicht allein der Vermittler der Empfindungen, sondern auch der „Gedanken." „Ich habe Ihnen seit einiger Zeit nicht geschrieben," schreibt Moses Mendessohn an Lessing,[4]) „weil ich seit einiger Zeit nicht gedacht habe. Es müssen Freunde von einer ganz andern Natur sein, die sich blos mit Versicherungen von ihrer Freundschaft unterhalten können." Namentlich geistig höherstehende Menschen lieben diesen gedanklichen Briefwechsel. Schillers Briefwechsel mit Körner und Huber sollte nach ihrer Verabredung auf einen „ruhigen, reflektirenden Ton" gestimmt sein.[5]) Oft wird dann die Korrespondenz ganz abstrakt. Lavater schreibt an Jacobi „über Magie, Religion und Glauben",[6])

---

[1]) a. a. O. Bd. I, S. 187. — [2]) Der junge Goethe Bd. III, S. 104 f. Goethe stand überhaupt dieser Art von Briefen feindlich gegenüber. Vgl. Goethe-Jahrbuch Bd. VIII, S. 29 (Carol. Herder): „Wie oft habe ich Ihnen schreiben wollen; wir dachten aber, da wir keine Realien zu schreiben haben, daß unsre Brief keinen Reiz für Sie haben könnten." — [3]) Vgl. z. B. Forsters Briefw. mit Sömmering S. 168. — [4]) Lessings Werke XX, 2, S. 121. — [5]) a. a. O. Bd. I, S. 103. — [6]) F. H. Jacobis auserl. Briefw. Bd. I, S. 424.

Jacobi teilt Kleuker einige neue metaphysische Knoten, während seiner Krankheit geschlungen, mit.[1]) Durch die Gedanken des Einen wird wieder der Andere zu Erörterungen angeregt, und so spinnt sich der Briefwechsel fort.

Der Brief wird schließlich zur Abhandlung. Schiller bemerkt das einmal selbst bei einem Brief an Goethe.[2]) An Caroline von Lengefeld schreibt er einmal:[3]) „Aber wo gerath ich hin? Ich lasse meine Feder machen, und vergesse, dass ich einen Brief und keinen Discours philosophique schreibe.“ Zwischen Körner und Schiller gehen solche Abhandlungen hin und her.[4]) Es konnte da wohl einmal heißen:[5]) „Die Fortsetzung künftigen Posttag.“ Als die Fürstin Galitzin in einem Briefe an Jacobi Bemerkungen über seinen George hat einfließen lassen, knüpft er in der Antwort lange philosophische Erörterungen daran, wie über Gedächtnis und dergleichen.[6]) Sehr charakteristisch ist auch, wenn Goethe einmal an Schiller schreibt:[7]) „Finden Sie unter Ihren Papieren den Brief, den ich Ihnen im vorigen Jahre zur Eröffnung einer ästhetischen Correspondenz schrieb, so haben Sie die Güte ihn mir zu schicken. Ich denke jetzt etwas daraus zu machen.“

Man darf nicht meinen, derartige Briefabhandlungen seien ein Vorrecht der Dichter und Denker — von dem eigentlich literarischen oder wissenschaftlichen Briefwechsel ist augenblicklich überhaupt nicht die Rede —: vielmehr wird man die Erscheinung noch zu Anfang unseres Jahrhunderts überhaupt in den gebildeten Kreisen finden. Ein Offizier — es ist Carl von Clausewitz — schreibt an seine Braut vollständige Diskurse. Da er vom Theater spricht, kann er sich „eine (recht lange) Bemerkung über diesen Gegenstand nicht versagen, die in die Eigenthümlichkeit der Sprache und des Geistes der Nation eingreift.“[8]) Da er ein Taubstummeninstitut gesehen, verbreitet er sich über die Idee, „daß die Bildung eines Taubstummen

---

[1]) Ebenda S. 342. — [2]) Briefwechsel 2. Ausg. Bd. I, S. 8. — [3]) Schiller u. Lotte 3. Ausg. Bd. I, S. 143. — [4]) Einmal heißt es (a. a. O. Th. II. S. 25): „Binnen 8 Tagen werde ich wieder einen solchen Lastwagen an Dich abgehen lassen.“ — [5]) a. a. O. S. 51. — [6]) Jacobis auserles. Briefw. Bd. I, S. 360. — [7]) Briefw. Bd. I, S. 103. — [8]) K. Schwartz, Leben des Generals Karl v. Cl. Bd. I, S. 256.

eine Schöpfung des moralischen Menschen durch die Hand der Philosophen ist."[1]) Man wird solche Beispiele bezeichnend finden müssen.

Oft gab man sich zu einem Briefwechsel direkt Themata, um die Korrespondenz lebhaft und interessant zu gestalten. Moses Mendelssohn schlägt Abbt vor, einen Briefwechsel „über die Bestimmung des Menschen" anzufangen.[2]) „Mögen Sie mir manchmal schreiben," schreibt Goethe an Rochlitz,[3]) „so soll es mir angenehm seyn. Ich bin zwar nicht der beste und treuste Correspondent, indessen ließe sich ja wohl manchmal etwas über dramatische Kunst verhandeln." An Bernhardi schreibt Tieck:[4]) „Damit wir uns öfter schreiben und damit unser Briefwechsel auch für Sie etwas mehr Interesse bekommt, will ich Ihnen shakspearsche Briefe schreiben, das heißt nicht solche Briefe, wie Shakspear sie vielleicht seinen Freunden geschrieben hat, sondern ich will Ihnen manches, was ich über Sh. denke, in Briefen mittheilen."[5])

Alle solche Erscheinungen lassen die große Bedeutung des Briefes für jene Zeit in vollem Lichte erscheinen und zeigen zugleich die Entwickelung des Briefverkehrs auf einer Höhe, wie sie sonst nie erreicht worden ist.

Es muß indessen erwähnt werden, daß auch in dieser Zeit es Leute gab, welche trotz ihrer großen Korrespondenz von der übertriebenen Briefliebhaberei frei waren. Hamann sagt:[6]) „Umgang und Briefwechsel an sich ist meine Sache nicht"; Klopstock nennt sich einen „Nichtschreiber".[7]) Ebert stand auch in

---

[1]) S. 262 f. — [2]) Abbts vermischte Werke Teil III, S. 200. — [3]) Goethes Briefw. mit Rochlitz. S. 2. — [4]) Aus dem Nachlaß Varnhagens von Ense. Bd. I, S. 238. — [5]) Vgl. auch noch Zimmermanns Briefe an Freunde in der Schweiz S. 211: „segnen Sie mich ja bald mit einem angenehmen, weitläufigen Briefe von ihrer ewig geliebten Hand. Schreiben Sie mir doch eine zusammenhängende, moralische und politische Geschichte des gegenwärtigen Zustandes der Stadt und Republik Brugg". oder Deutsche Rundschau Bd. 7, S. 276. (Schiller an d. Prinzen v. Augustenburg): „Wie sehr haben Sie mich, durch die gnädige Aufnahme meiner Bitte geehrt, Ihnen die Resultate meiner Untersuchungen über das Schöne in einer Reihe von Briefen vorlegen zu dürfen." — [6]) a. a. O. Bd. III, S. 566. — [7]) Briefe von und an Klopstock. S. 331, vgl. auch S. 312. Aus Herders

solchem Rufe. „Erschrocken bin ich nicht über Ihre zweyte Brieferscheinung", schreibt Klopstock ihm,[1]) „aber erstaunt bin ich nicht wenig darüber. Von Eberten zween lange Briefe in so kurzer Zeit. Ich thue Ihnen hiermit die feyerlichste Ehrenerklärung, daß Sie nicht mehr zu der ehrwürdigen Gesellschaft der Nichtschreiber gehören". Johann Heinrich Voß redet auch von seiner „gewöhnlichen Briefscheu".[2]) Und Goethe war sogar ein Briefhasser.[3]) Wieland schreibt:[4]) „Ein beynahe unüberwindlicher Abscheu vor allem Briefschreiben ist mir schon von langem her, nach und nach so habituel geworden, daß mir von dem bloßen Gedanken, einen Brief beantworten zu müssen, angst und bang wird."

Manche erhielten, wie Heinse, durch zu viel Korrespondenz „einen Abscheu vor dem Briefschreiben".[5]) Bei andern wieder ließ im Alter die frühere Briefleidenschaft nach. So schreibt Gleim an Ebert:[6]) „Ach! das elende Briefgeschreibsel, bester Ebert! Eine Stunde bey dem Freunde verplaudert in süßen Gesprächen ist größere Seligkeit, als sieben Stunden sind, die man auf's Briefgeschreibsel verwendet. Wenigstens itzt, in meinem hohen Alter, fühl ichs, daß es ein Zehntel des sonstigen Vergnügens macht."

Solche und ähnliche Äußerungen sind bei einzelnen wohl erklärlich. Im allgemeinen aber war der Zug der Zeit einmal auf das Briefschreiben gerichtet, und diese Neigung verschwand auch im neunzehnten Jahrhundert noch nicht.

Wie entsprachen nun in jener Zeit dem also gesteigerten Briefverkehr die Einrichtungen zur Vermittelung desselben, die Post?

Nachlaß Bd. I, S. 206. Cramer, Klopstock S. 53: „Denn auf der Welt haßt er nichts so sehr als das Briefschreiben."

[1]) Westermanns illustr. Monatshefte Bd. II, S. 209. Vgl. S. 101. (Uz): „Ich bin so stolz auf einen Brief von Ebert, als wenn ein artiges Mädchen an mich geschrieben hätte." — [2]) Archiv f. Litteraturg. Bd. XV, S. 372. — [3]) Vgl. oben S. 330. — [4]) Briefe an Sophie La Roche. S. 303. An anderer Stelle spricht er die ketzerische Ansicht aus: „Briefe sind nur gut, wenn man sie drucken lassen will, oder zu Geschäften, und außerdem bloß für den Nothfall. Eine Stunde Gegenwart und Anschauung thut mehr als eine Tasche voll Briefe." (S. 205 f.) — [5]) Briefe zwischen Gleim, Heinse und Müller Bd. I, S. 211. — [6]) Westermanns Monatshefte Bd. III, S. 85.

Als Goethe in Dichtung und Wahrheit[1]) auf die in seiner Jugendzeit um sich greifende Briefleidenschaft zu sprechen kommt, führt er als für die Vermehrung dieses Verkehrs günstige Umstände „die durchgreifende Schnelligkeit der Taxis'schen Posten, die Sicherheit des Siegels, das leidliche Porto" an. Vom modernen Standpunkt wird man kaum ein ähnliches Urteil fällen können. Zunächst wurden allerdings im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts sowohl die Taxissche Reichspost, als die ständischen Posten, wie die preußische, sächsische, hannöversche, durchgehend besser organisiert, und die Schnelligkeit der Verbindung größer. Dennoch war dieselbe durchaus unvollkommen und mangelhaft. Briefe von Frankfurt bis Berlin brauchten neun Tage, solche von München nach Augsburg zwei Tage.[2]) Da das Postwesen ferner immer noch kein einheitliches war, wurde auch hierdurch natürlich schnelle Verbindung sehr erschwert. Eine besondere Erschwerung war hierbei die, daß jede Post die Briefe möglichst weit in ihrem Bereich beförderte, dadurch also oft große Umwege herbeiführte.[3]) Überhaupt bestand die alte Eifersucht der Posten weiter. Als man zum Beispiel merkte, daß die Korrespondenz aus Nordostdeutschland nach Süddeutschland und Italien schneller über das preußische Postamt Duderstadt, als über Leipzig ging, mußte der Taxissche Postmeister in Nürnberg bestochen werden, die Briefe über Duderstadt zu führen; er stellte aber die Bedingung, daß man dies geheim hielte, und sandte daher auch zum Schein einige Briefe fernerhin über Leipzig, um die sächsische Postverwaltung nicht zu verletzen.[4]) — Der Umstand ferner, daß die Post nach bestimmten Orten nur an bestimmten Tagen abging, ist auch von großem Einfluß auf den damaligen Briefverkehr. Man konnte nicht beliebig, wie heute, Briefe absenden, sondern mußte sich an den „Posttag" halten. Der Posttag spielt also eine große Rolle. Man mußte ihn sich merken. „Sie müssen keinen Kalender haben, der Ihnen richtige Posttage angiebt", schreibt Eva König an Lessing,[5]) „denn alle Ihre Briefe laufen länger als sie sollten."

[1]) Buch XIII. — [2]) Biedermann a. a. O. Bd. I, S. 329. — [3]) Biedermann a. a. O. Bd. I, S. 329 führt ein Beispiel an. — [4]) Stephan, Gesch. d. Preuß. Post. S. 66. — [5]) Briefw. zw. Lessing und seiner Frau. S. 83.

Man darf nicht vergeßlich sein, weil man dadurch immer gleich längere Zeit verliert. „Ein verabsäumter Posttag", schreibt überdies Abbt[1]), „zieht immer noch ein Paar zur Folge nach sich." An einem Posttag setzte sich alles zum Schreiben hin. Die einen wohl vorbereitet — „Ich kam soeben," heißt es in einem Brief,[2]) „aus der sogenannten Kinderstube, und fand alles, weil es Mitwoch ist, mit Schreiben beschäftigt" —; die andern, weil es ihnen plötzlich einfällt, heute ist Posttag nach N. Auch Kranke schreiben, denn sie können „doch den Posttag nicht versäumen."[3]) So heißt es denn oft: „Ich habe Posttag"[4]) oder „ich habe den Posttag nach N. expedirt";[5]) man hat nicht „täglich" vergessen zu schreiben, sondern hat ein paar Posttage überschlagen[6]) oder hat von Posttag zu Posttag[7]) oder „posttäglich"[8]) schreiben wollen; ebenso erwartet man Briefe alle Posttage.[9]) Noch heute existiert die Redensart: „Einen Posttag zu spät." Da übrigens die Briefe rechtzeitig, in der Regel eine halbe Stunde vor Abgang der Post, abgeliefert werden mußten, wurde der Briefschreiber oft zur Eile oder zum Schluß gedrängt. „Lieber einziger Bruder," schreibt Forster an Sömmering,[10]) „nur zwei Worte, denn schon wartet das Mädchen, um meinen Brief auf die Post zu bringen." Die alte Wendung: „Die Post will fort, ich muß schließen", begegnet sehr oft.

Die Mängel des damaligen Postwesens zeigen sich weiter auch in anderer Beziehung. Briefe gingen noch oft verloren;[11]) an den Ankunftsorten wurden die Briefe oft später bestellt; unterwegs blieben sie häufig liegen.[12]) Manche Briefwechsler

---

[1]) Abbts vermischte Werke Teil III, S. 96. — [2]) Ztschr. f. Schlesw.-Holst.-Lauenb. Gesch. Bd. XIV, S. 250. — [3]) Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwister u. s. w. S. 155. — [4]) Briefw. zw. Schiller u. Goethe, 2. Ausg. Bd. II, S. 65. — [5]) Hamanns Schriften und Briefe Bd. II, S. 210. — [6]) Forsters Briefw. mit Sömmering S. 358. — [7]) Briefe von und an Bürger Bd. III, S. 29. — [8]) Ebenda Bd. II, S. 266, 361. — [9]) Hamanns Schriften und Briefe Bd. IV, S. 392. Briefw. zw. Schiller und W. v. Humboldt. 2. Ausgabe S. 162. — [10]) a. a. O. S. 57. — [11]) Vgl. z. B. Abbts verm. Werke Teil III, S. 42. — [12]) Briefe von und an Bürger Bd. II, S. 181: „Daß mein voriger Brief schon wieder 8 Tage wo nicht länger in Duderstadt liegen geblieben ist, wundert mich zwar nicht mehr, bleibt aber doch immer sehr ärgerlich. Sollt' es diesem ebenso ergehen, so habt die Güthe, den Umschlag davon an das hiesige Post-Amt zu schicken und

numerierten daher zur Kontrolle, wie früher, ihre Briefe.[1]) Man war oft froh, wenn alles richtig expediert wurde. So schreibt einmal Forster aus Warschau:[2]) Herr Ober-Post-Controleur Zimmermann ist ein überaus dienstfertiger Mann und hat alle Briefe für mich sehr sorgfältig selbst aufgehoben, versicherte mich auch, durch seine Einrichtung habe er das Briefpostwesen hier zur größten Acuratesse gebracht. Du kannst denken, wie ich ihm dankte und für die Zukunft einen mir so wichtigen Mann zum Freunde zu machen suchte, da ich am richtigen Empfange jeder Zeile, die ein Freund mir schreibt, so viel Freude habe."

Das Lob Goethes über „die Sicherheit des Siegels" trifft ganz allgemein ebenfalls recht wenig zu; wenigstens was den politisch-diplomatischen Briefverkehr anging. In allen deutschen Staaten wurden solche Briefe geöffnet,[3]) an den Mittelpunkten des Verkehrs hatte man zu diesem Zweck besondere Einrichtungen getroffen. 1797 erschien ein anonymes Werk: „Wie sichert man sich vor Brief-Erbrechung und deren Verfälschung", das recht gute Einblicke in die Thätigkeit dieser Briefspione eröffnet.[4]) „Die Briefe an große Herren," schreibt der berühmte Arzt Zimmermann 1780 einem Freund,[5]) „werden auf den deutschen Posten sehr oft geöffnet; deswegen läßt man dieselben mehrentheils unter andern Adressen gehen." Und ein anderes Mal meint er:[6]) „Ich darf es nicht wagen, Ihnen durch die Post etwas über die großen Angelegenheiten Deutschlands zu schreiben." Hamann klagt in seinen Briefen über das Treiben in Riga, wo zur Überwachung der Fremden „die auswärtigen Briefe allgemein entsiegelt wurden."[7]) Solche Klagen kommen auch aus der Stadt der Dichter, aus Weimar. „Siegle die Briefe wohl" schreibt Goethe an Herder,[8]) „und gib auf die Siegel der meinigen Acht."

Euch zu beschweren, daß das in Duderstadt Briefe, welche bis Göttingen frankirt sind, nach seinem Gefallen dort liegen lasse und erst gelegentlich weiter schicke."

[1]) Forsters Briefw. mit Sömmering S. 57. — [2]) Ebenda S. 140. — [3]) Vgl. Biedermann a. a. O. Bd. I, S. 331. — [4]) Vgl. Archiv f. Post und Telegraphie 1884, S. 724 ff. — [5]) a. a. O. S. 268. — [6]) S. 255. Vgl. S. 250. — [7]) Gildemeister, Hamanns Leben und Schriften Bd. I, S. 37. — [8]) Aus Herders Nachlaß Bd. I, S. 56. Vgl. auch Charlotte Schiller und ihre Freunde Bd. I, S. 191.

Das Porto endlich war immer noch teuer genug;[1]) denn die Post galt dem Staat vor allem als eine bedeutende Einnahmequelle. Übrigens wurde das Porto oft vom Empfänger getragen. „Denken Sie ja nicht an die kleine Höflichkeit," schreibt Mendelssohn an Lessing,[2]) „mir die Briefe wiederum zu frankiren. So wahr ich Ihr Freund bin, ich nehme keinen postfreien Brief von Ihnen an." „Warum frankiren Sie Ihre Briefe an mich?" schreibt Gellert der Lucius,[3]) „Das ist nicht recht." Boie will nicht leiden, daß Bürger seine Briefe frankiert, und wenigstens die Hälfte bezahlen.[4]) Diese Gewohnheit, die Briefe nicht zu frankieren, die zugleich eine noch größere Garantie sicherer Beförderung bot, bestand noch im 19. Jahrhundert.[5]) Doch kommt es auch vor, daß man wegen unfrankierter Briefe um Vergebung bittet.[6])

Ein Beweis für die Unvollkommenheit der damaligen Posten ist übrigens das Weiterbestehen der Sitte, Briefe an andere in Briefe an seine Freunde einzulegen. So hat Abbt einen Brief lange fertig; „weil ich ihn aber nicht für wichtig genug hielt, das theure Postgeld zu verdienen: so wartete ich immer auf Gelegenheit, ihn irgendwo einzuschließen."[7]) Man setzte dann auf die Adresse öfter „durch Einschluß,"[8]) ebenso wie noch häufig par couvert[9]) bei den unter dem Kouvert eines Andern ge-

---

[1]) Biedermann a. a. O. I, S. 330. — [2]) Lessings Werke (Hempel) XX, 2, S. 22. — [3]) a. a. O. S. 114. Vgl. auch Lessings Werke XX, 2, S. 222. Jemand erwartet einen Brief; der Briefträger, soll „außer dem gewöhnlichen Porto und seinem Dreier Douceur" noch ein Trinkgeld erhalten. — [4]) Briefe von und an Bürger Bd. I, S. 385. — [5]) Bähr, Eine deutsche Stadt vor sechzig Jahren S. 66. — [6]) Schillers Briefw. m. s. Schwester Christophine und Reinwald S. 154. — [7]) Abbts vermischte Werke Teil V, S. 127. Solche einliegenden Briefe werden oft erwähnt, z. B. Briefe von und an Bürger Bd. IV, S. 127. Hamanns Schriften und Briefe Bd. III, S. 460. Aus Herders Nachlaß Bd. I, S. 25, 60, 63. O. v. Heinemann, z. Erinn. an Lessing S. 15, 16, 150. Keil, Frau Rat S. 85, 129, 159. Sogar einer Todesanzeige legt eine Witwe „Programmata und Briefe zur weiteren Beförderung" bei. Vit. Pom. X. (Wwe. Engelbrecht an Balthasar 1765, 16. Juli). — [8]) Schillers Briefw. m. s. Schwester u. Reinwald S. 4 u. 108. — [9]) Lessings Werke (Hempel) XX, 2, S. 162, 164, 180, 203, 204, 205. Danzel, Gottsched S. 234. Vgl. auch Briefe von und an Klopstock S. 181.

sandten Briefen oder wie bei den durch sonstige Gelegenheit beförderten „durch Güte, durch Gefälligkeit"[1]) oder auch „durch N. N. den Gott geleite."[2])

Der Gelegenheitsverkehr bestand nach wie vor. Wer auf Reisen ging, dem wurde gewöhnlich ein gut Theil Briefe mitgegeben.[3]) Fuhrleute wurden häufig benutzt,[4]) ebenso die Buchhändler,[5]) weiter Boten,[6]) auch besondere Boten[7]) u. s. w. „Ich wage es einmal," schreibt Goethe 1810 aus bekannten Gründen an Knebel,[8]) „einen Brief an Dich der Post anzuvertrauen, da ich bisher umsonst auf eine andere schickliche Gelegenheit gewartet habe." Andererseits schreibt Boie einmal:[9]) „Nun und nimmermehr mit Gelegenheit geschrieben, oder Briefe an andere eingeschlossen!"

Es mögen hieran noch einige Bemerkungen über das Äußere der Briefe geschlossen werden. Sie wurden jetzt fast allgemein auf feinem, häufig auf goldgerändertem Papier geschrieben. Ein Buch feines Postpapier konnte damals der Hofmeister in einem adligen Hause wohl der Mutter seiner Zöglinge als Geschenk überreichen.[10]) Indessen nahm man auch häufig genug schlechtes Papier;[11]) dafür bat man aber in der Regel um Entschuldigung.[12])

Das Format war in der Regel Quart,[13]) oft noch größer.[14])

---

[1]) z. B. Archiv f. Litteraturgesch. Bd. X, S. 219. — [2]) z. B. Briefe v. u. a. Bürger Bd. I, S. 349. — [3]) Briefw. Gellerts mit Dem. Lucius S. 159, 181. vgl. Forsters Briefw. m. Sömmering S. 8. Strauß, Schubarts Leben Bd. I, S. 182. — [4]) Lessings Werke XX, 1, S. 189, 191. Briefe von u. an Bürger Bd. I, S. 349. — [5]) Rabeners Briefe S. 170. F. v. Matthissons litter. Nachl. Bd. II, S. 154. — [6]) Freytag, Bilder a. d. d. Vergang. Bd. IV, (5. Aufl.) S. 135. — [7]) Hamanns Schriften und Briefe Bd. III, S. 205. — [8]) Briefwechsel zw. Goethe und Knebel. Teil II, S. 12. — [9]) Briefe an Merck v. Goethe u. s. w. S. 67. — [10]) Gildemeister, Hamanns Leben und Schriften Bd. I, S. 34. — [11]) Vgl. z. B. Keil, Frau Rat, S. 148. — [12]) Briefw. zwisch. Lessing u. seiner Frau S. 167. — [13]) Man sagt wohl sogar „ein Quartblatt" für Brief. Briefe v. Goethe an Lavater, S. 125. In G. C. Claudius allgemeinem Briefsteller (2. Aufl. 1804) heißt es, nachdem von dem offiziellen Folioformat gesprochen ist (S. XXVIII): „An Freunde schreibt man hingegen auf ein doppeltes Blatt, das ein gemeines Quartformat ausmacht; auch wählt man jetzt ein, jedoch etwas großes Octavformat dazu. Auf ein einfaches Blatt zu schreiben ist nicht nur unschicklich, sondern auch deswegen nicht rathsam, weil es leicht geschehen kann, daß durch das Siegel beym Erbrechen einige Stellen des Briefs verletzt und dadurch unverständlich gemacht werden können" — [14]) Aus Herders Nach=

Es kommt vor, daß man ein kleines Format entschuldigt.[1]) Oder man spricht von „Briefen in 8°"[2]) und bezeichnet durch solchen Zusatz gewissermaßen das Nichtgewöhnliche. Im übrigen pflegt man sich namentlich im intimen raschen Verkehr immer häufiger der Billets, die meist geränderte Oktavzettel waren, zu bedienen. Leute, wie der junge Goethe, brauchten überhaupt beliebiges Papier mit verschiedenem Format, wie es gerade zur Hand kam.

Das Datum setzte man beliebig unter oder über den Brief, doch steht es in den meisten Fällen unter dem Brief[3]) und sollte auch nach der Briefetikette dort stehen. Briefsteller gestatten das Datum oben in Briefen an gute Freunde und Bekannte.[4])

Die Briefe wurden in der Regel so zusammengefaltet, daß man auf der vierten leeren Seite die Adresse schreiben konnte. Besondere Couverts, die man sich mühsam zurechtmachen mußte, kamen, wie auch schon früher, häufig vor; oft machte man sie, um den Brief selbst nicht durch das Siegel zu lädieren. „Machen Sie künftig ein Couvert;" schrieb z. B. Goethe an Herder;[5]) „es sind einige Stellen versiegelter als die Offenbarung Johannis." Öfter wurden die Briefe noch umwickelt.[6]) Herder möchte an dem blauen Briefbande ein Bild seiner Caroline an der Brust tragen.[7])

Zum Siegeln der Briefe hatte jeder sein Petschaft. In manchen Kreisen, so Goethe nach seiner Rückkehr aus Italien, siegelte man später mit schön geschnittenen Steinen und

laß Bd. III, S. 451: „Und so möge denn auch an Sie das Folioblatt fliegen." Lessings Werke (Hempel) Bd. XX, 2, S. 39: „Die beiden Seiten in Folio sind voll."

[1]) z. B. Archiv f. Litteraturgesch. Bd. V, S. 605. Strauß, Schubarts Leben Bd. I, S. 313. — [2]) Auswahl denkwürd. Briefe von C. M. Wieland Bd. II, S. 105. Wielands Briefe an Sophie La Roche S. 237. — [3]) Das beweist die überwiegende Anzahl der Briefe selbst, wie auch z. B. Äußerungen, wie die Hippels: „Ihr letzter Brief, unter den Sie, wie gewöhnlich unter allen Ihren Briefen, das Datum zu setzen unterlassen", (Hippels Werke Bd. XIII, S. 11.) — [4]) Claudius, Allg. Briefsteller 2. Aufl. S. XXIX. — [5]) Aus Herders Nachlaß Bd. I, S. 30. — [6]) Briefe an Merck v. Goethe u. s. w. S. 5: „Mein Brief an Sie war geschlossen, umgewickelt und zugesiegelt." — [7]) Aus Herders Nachlaß Bd. III, S. 53.

Gemmen, welche Bilder wie die Venus Kallipygos, und dergleichen darstellten.[1])

Die Adresse endlich auf dem Briefe zeigte gewöhnlich die Form: „An N. N. in (nach) N.;“ manche schrieben nach französischer Art: „Herrn Herrn N.“ Jene früheren persönlichen Zusätze[2]) sind ganz verschwunden. Doch schreibt man zum Beispiel noch „berühmter Musicus“, „berühmter oder vornehmer Buchhändler“, „berühmter Gelehrter“ auf die Adresse.[3]) An Lavater schreibt darauf bezüglich Füßli:[4]) „Très-célèbre vor dem peintre magst Du auslassen, dergleichen sind deutsche Narredeien.“

Drittes Kapitel.

Wie man mit einander verkehrte.

Wenn man die Art, wie die Menschen dieser Zeit in ihren Briefen mit einander verkehren, mit der Weise früherer Jahrhunderte, namentlich des unmittelbar vorhergehenden, vergleicht, so fällt unzweifelhaft ein großer und bedeutsamer Unterschied in die Augen. Wie mit einem Schlage scheinen die Menschen einander näher gekommen, es ist, als ob man vorher durch Zauber und Bann von einander getrennt gewesen ist. Der Begriff „Mensch“ war ein anderer, ein ungleich höherer geworden; in diesem Jahrhundert bildeten sich die Ideen der Gleichheit und Brüderlichkeit, der Humanität heran. Man lernte sich als Mensch und zunächst als solchen fühlen. Man macht sich ferner schwer eine Vorstellung, wie groß damals das Interesse an andern Menschen, an ihren Charakteren war. Man hörte damals nichts so gern schildern, als die Charaktere von Personen, wenn man sie auch nicht kennt. Als Gellert in Karlsbad ist, beschreibt er seiner Freundin Lucius ausführlich und genau alle seine neuen

---

[1]) Vgl. Briefe von Goethe und dess. Mutter an Friedrich v. Stein S. 103: „So ein klein Steinchen möchte ich wohl auch zum Briefsiegeln haben.“ — [2]) Vgl. S. 243. Vgl. auch Berl. Briefst. f. d. gem. Leben 5. Aufl. S. 106. — [3]) Isler, Aus dem Nachlasse des Ch. de Villers, S. 320. Archiv f. d. Litteraturgesch. Bd. II, S. 432. Forsters Briefwechsel mit Sömmering S. 101. Lichtenbergs Briefe Bd. II, S. 62. — [4]) Briefe an Merck v. Goethe u. s. w. S. 62.

Bekannten,[1]) und sie giebt dann ihr Urteil über dieselben ab.[2]) „Ich muß Ihnen doch auch erzählen", schreibt Wieland an Sophie von La Roche,[3]) „daß ich mit einer Dame von sonderbarem Charakter bekannt geworden bin." „Ein herrliches Weib habe ich im vergangenen Sommer kennen gelernt: Mylady Spencer," schreibt Fritz Jacobi an Ernestine und läßt eine begeisterte Beschreibung folgen.[4]) „Schreiben Sie mir doch weitläuftig, Scheffner." — schreibt Hippel[5]) — „Die Karaktere Ihrer Wohlgebornen Amtsbrüder, der Frauen Krieges-Räthinnen und der ganzen Familie, wenn sie anders schon in Betracht kommen, alles dieses erwarte ich mit nächstem." Diese Schilderungen von andern Menschen begegnen überaus häufig,[6]) man ist gleichsam in die menschliche Natur verliebt.

Und doch hat man dem Innern des Menschen erst kurze Zeit mehr Aufmerksamkeit zugewandt. Aber wie man von neuen und plötzlichen Entdeckungen oft viel Wesens macht: so redet man jetzt überaus viel von Empfindungen und Zuständen auch des eigenen Innern.

Ein eigentümlicher Zug zur Selbstbeobachtung hat die Menschen ergriffen. „Ich muß Ihnen gestehen," schreibt einmal Heinse an Gleim,[7]) „daß ich mich sehr wenig kenne, ob ich gleich nunmehr seit acht Jahren, denn so lange ist es, daß ich lebe! mich nach der von Rousseau so sehr gepriesenen Sentenz: Erkenne dich selbst! auszuforschen gesucht habe." An einer ewigen hypochondrischen Selbstbeobachtung und Selbstverhätschelung litt auch Garve[8]) und mit ihm viele andere.

Aus solcher Achtsamkeit auf das Innere entspringt nun ein reicheres Gefühls- und Empfindungsleben, das wieder zwingt, sich andern mitzuteilen.

---

[1]) a. a. O. S. 231 f. Er schildert sie sehr genau, trotzdem er auf die fingirte Frage: „Aber Ihre neuen Bekanntschaften könnten Sie mir doch wohl erzählen?" antwortet: „Erzählen wohl, gute Mademoiselle, aber nicht beschreiben". — [2]) S. 248. — [3]) Wielands Briefe an Sophie v. La Roche S. 24. — [4]) Auserl. Briefwechsel Bd. I, S. 293. — [5]) Hippels Werke Bd. XIII, S. 25. — [6]) Vgl. z. B. noch Briefwechsel zwisch. Garve und Zollikofer S. 221. Aus Jens Baggesens Briefw. mit Reinhold und Jacobi Bd. I, S. 193. — [7]) Briefe zw. Gleim, Heinse und Müller Bd. I, S. 3. — [8]) Vgl. z. B. Briefw. mit Zollikofer S. 2, 135.

Man that das mit einer außerordentlichen Offenherzigkeit und Vertrauensseligkeit. „Es war überhaupt," berichtet Goethe von jener Zeit,[1]) „eine so allgemeine Offenherzigkeit unter den Menschen, daß man mit keinem Einzelnen sprechen oder an ihn schreiben konnte, ohne es zugleich als an Mehrere gerichtet zu betrachten. Man spähte sein eigen Herz aus und das Herz der Andern." Sehr charakteristisch ist ein Brief Lavaters an Hasenkamp.[2]) „Sagen Sie mir auch etwas von Ihren Umständen, Ihrem Äußerlichen, Ihrem Wohnort, Ihrer Lebensart zc. Dergleichen Mittheilungen erweitern und öffnen die Herzen. Ich will Ihnen von mir sans à propos etwas sagen." Er giebt dann eine Beschreibung von sich, seinen sämtlichen Freunden und Freundinnen, seiner Frau und seinen Brüdern, den auswärtigen Freunden, von seiner Lebensart und dergleichen. Später giebt dann Hasenkamp eine ähnliche Beschreibung.[3]) An Herder sandte Lavater seine Briefe an andere, um diesen in sein Innerstes schauen zu lassen.[4])

Ohne alle Scheu erzählte man so andern alles, was die eigene Person anging. Die Demoiselle Lucius offenbart 1766 Gellert ihre Herzensgeschichte. „Nun weis ich schon, was Sie werden haben wollen," schreibt Klopstock an Cramer,[5]) „Ich soll Ihnen die Historie meines Herzens schreiben." „Da wollen wir unsre Herzen gegen einander ausgiessen," schreibt Brockmann an Bürger, indem er ihn um fleißige Korrespondenz bittet[6]). Und Klopstock erinnert später, da ihm Bodmer feind wurde, diesen an die frühere Vertrautheit: „Ich vertraute meinem Bodmer die Geheimnisse meines Herzens."[7]) Unsere Zeit ist anders geworden, zurückhaltend und verschlossen; damals war Mißtrauen noch keine Tugend.

Dieser neue des Anschlusses und der vertrauensvollen breiten Mitteilung bedürftige neue Geist giebt sich am besten im schriftlichen Verkehr der Menschen kund. Auf dem Papier mochte

---

[1]) Dichtung und Wahrheit Buch XIII. — [2]) Briefwechsel zwischen Lavater und Hasenkamp hrsg. v. Ehmann S. 24. — [3]) S. 38 f. — [4]) Aus Herders Nachlaß Bd. II, S. 44. — [5]) Briefe von und an Klopstock S. 18. — [6]) Briefe von und an Bürger Bd. II, S. 37. — [7]) Briefe von und an Klopstock S. 63.

man oft besser sich offen geben und sich dem Andern nähern, als in Worten. Die Briefe erhalten jetzt einen ganz andern Ton.

Selbst die Familienbriefe zeigen dies. Das Verhältnis der Kinder zu den Eltern zeigt zwar immer noch viele Reste der früheren patriarchalischen Stellung des Vaters. Das beweist die Anrede „Sie," welche die Kinder den Eltern geben, oder das „Er", mit dem mancher Vater, zum Beispiel der alte Schiller, den Sohn traktiert. Der junge Lessing schreibt noch[1]) „Hochzuehrender Herr Vater" und versichert, daß er lebenslang sein will der gehorsamste Sohn. Zärtlicher, aber auch steif schreibt Wieland an die Mutter:[2]) „Sie sagen, meine theuerste Mama, zu Ende Ihres vortrefflichen Briefchens, ich sollte Sie lieb behalten. O wie können Sie glauben, daß diese Erinnerung nöthig sey?" Wie früher stand die Mutter den Kindern näher als der Vater und war die treue Vermittlerin zwischen diesem und jenen. Bei den Briefen aus früheren Jahrhunderten ist auf das gespannte Verhältnis hingewiesen, das oft zwischen Vater und Sohn bestand, und dabei die Art charakterisiert, wie sich Vater und Sohn in ihren Briefen begegneten. Auch aus diesem Jahrhundert mögen zwei solcher Beispiele angeführt werden, die das lehren sollen. An seinen Vater schreibt der junge Lessing:[3]) „Ich habe den Coffre mit den specificirten, darinnen enthaltenen Sachen richtig erhalten. Ich danke Ihnen vor diese große Probe Ihrer Gütigkeit, und ich würde in meinem Danke weitläufiger sein, wenn ich nicht leider aus allen Ihren Briefen gar zu deutlich schließen müßte, daß Sie eine Zeit lang her gewohnt sind, das Allerniedrigste, Schimpflichste und Gottloseste von mir zu gedenken, sich zu überreden und überreden zu lassen. Nothwendig muß Ihnen also auch der Dank eines Menschen, von dem Sie so vortheilhafte Meinungen hegen, nicht anders als verdächtig sein. Was soll ich aber darbei thun? Soll ich mich weitläuftig entschuldigen?

---

[1]) Werke XX, 1, S. 4 ff. Auch den Oheim nannte man wohl „Verehrungswürdigster Herr Oheim", redete ihn „Sie" und „Dieselben" an. Den Großeltern bat man wohl „seinen gehorsamsten Respekt zu bezeugen." — [2]) Briefe an Sophie v. La Roche S. 4. — [3]) Werke (Hempelsche Ausgabe) XX, 1, S. 17.

Soll ich meine Verleumder beschimpfen und zur Rache ihre Blöße aufdecken? Soll ich mein Gewissen — soll ich Gott zum Zeugen anrufen? Ich müßte weniger Moral in meinen Handlungen anzuwenden gewohnt sein, als ich es in der That bin, wenn ich mich so weit vergehen wollte. Aber die Zeit soll Richter sein." — Die gekränkte Unschuld pflegten die Herren Söhne von jeher zu spielen: aber neu ist doch der selbstbewußte Ton, der diesen Brief charakterisiert. Ein Hans Jacob Behaim mit seinen unwahren Behauptungen und Versprechungen ist der Pastorsohn aus Camenz nicht. Trotziger hebt schon der Sohn das Haupt gegen die Gewalt des Vaters. Es ist interessant, daß sich die Kritik jener Reformzeitschriften aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts, wie der „vernünftigen Tadlerinnen", gerade gegen die übermäßige Härte der Eltern richtete.[1]) Und wir wollen auch die Stimme eines Vaters aus dieser Zeit hören. An seinen Sohn schreibt Johann Caspar Schiller:[2]) „Was mich anbei am meisten darniederschläget, ist Seine Klage über Ungerechtigkeit des Schicksals. Eben so leicht hätte er schreiben können, der Vorsehung oder Gottes, denn es ist einerlei. Ach Gott! behalte meinem Sohn diese schwere Sünde nicht! Hätte er nur einen Funken Christenthum, so würde Er sich in alle Wege der Vorsehung leichtlich finden können, aber daran fehlt es, und da muß Gott, Seine Seele zu retten und Ihn zur Erkenntniß zu bringen, Ihn vorher tief herunter fallen lassen, daß Er weder bei Sich selbst noch bei andern Menschen Hülfe finden kann, sondern Sich zu ihm, zu Gott, dem alles möglich ist, und der Ihm Seine Wünsche erfüllen wird, wenn es gut für Ihn ist, wenden, und einzig von ihm alles erwarten soll . . . Der Mensch wird wahrlich nicht immer, was die Umstände wollen, sonst wäre er ganz Maschine. Mein lieber Sohn, Er hat noch nie recht mit Sich selber gerungen, und ist es höchst unanständig und sündlich, Sein Nichtwollen auf die Erziehung in der Akademie zu wälzen." — Es ist die alte verständige Sprache der Väter, die aus diesen Worten spricht: aber gefühlvoll ist der Ton und greift mehr an Herz und Verstand.

---

[1]) Biedermann a. a. O. II, 1, S. 542. — [2]) Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschw. u. d. Fam. v. Wolzogen S. 62 f.

An Ermahnungen lassen es die Väter wie früher nicht fehlen. Wir finden jetzt häufig sogar vollständige Aufsätze der Väter an ihre Söhne in Briefform. Verließ der Sohn das Haus, so gab man wohl, namentlich in vornehmen Familien, dem Begleiter oder ihm selbst schon in vergangenen Jahrhunderten „Regeln“ für die Lebensführung mit. So giebt auch jetzt 1772 ein Freiherr von Eberstein seinem Sohn, der auf die Universität ging, einen Brief[1]) mit, den er als Gedenkzettel ihn oft nachzulesen bittet. Ähnlich schrieben die Mütter an die Töchter, wenn sie sich verheirateten.[2])

---

[1]) L. F. Frh. v. Eberstein, Urkundl. Gesch. des Geschlechtes Eberstein Bd. III, 2. Ausg., S. 689 ff. — [2]) Ein solcher Brief ist mir durch Frl. v. d. Lancken in Ballenstedt in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt. Er ist von Friederike von Rieben an ihre 15jährige Tochter Georgine gerichtet und lautet:

Liebe Tochter!

Die Stunde der Trennung naht heran, und da ich mir nicht Stärke genug zutraue, Dir meine guten mütterlichen Lehren mündlich zu geben, habe ich Dir diesen kleinen Aufsatz zurückgelassen. Ich glaube Du wirst öfter Gelegenheit haben, davon Gebrauch zu machen. Das Vornehmste ist: Halte Dich zu Gott und zur Religion, dies gewährt den besten Trost in Widerwärtigkeiten, wovon wir Menschen in der Laufbahn unsers Lebens nie ganz befreit sein können. Wenn wir die Religion geringschätzen, können wir uns dann in Glauben und Vertrauen im Gebet zu unserem Gott nahen? Erfülle die Pflichten der Gattin ganz, soviel in Deinen Kräften steht; begegne Deinem Mann mit Achtung und Liebe, denn gegenseitige Achtung unter Eheleuten ist nothwendig und befestigt das Band der Liebe immer stärker. Wenn Du trübe Stunden hast, laß es Deinen Mann nicht auf eine unangenehme Art fühlen; hast Du aber wahren Kummer, so theile ihn Deinem Mann mit. Wenn er ein guter Gatte ist, wird er Dich beruhigen, und alsdann wirst Du Deine Leiden nur halb fühlen, als dann kann Kreuz auch zu Wonne werden, wenn man es in den Busen dessen ausschütten kann, den man liebt. — Giebt es kleine häusliche Vorfälle, die Du allein abmachen kannst, so beunruhige Deinen Mann nicht damit, sind es aber Sachen, die euch zum Schaden gereichen, so muß er es wissen. Warum wollte man sich durch Kleinigkeiten die gute Laune des Mannes verstimmen? Merkst Du, daß er zu hitzig im Bestrafen seiner Leute ist, so ist es Deine Pflicht, ihm hierüber Vorstellungen zu machen, denn dadurch kann der hitzige Mann zu sich selber kommen, wenn ihm von der Frau liebreiche Vorstellungen gemacht werden. Das kenne ich aus Erfahrung!

Sei eine fleißige sparsame Hausfrau, aber ohne Geiz und Ungerechtigkeit. Zu vieler Aufwand nach seinen Umständen gereicht Einem zum Schaden.

Frömmigkeit war übrigens, wie von alters her, noch der Grundzug des deutschen Hauses. „Eine glänzende Erziehung habe ich meinen Kindern nicht geben können;“ schreibt die Mutter

---

Mann braucht nicht reich zu sein, um glücklich zu leben, es ist aber Pflicht sich nach seinen Umständen zurichten.

Geiz aber macht vor Menschen verhaßt und bereitet ein unruhiges Gewissen, denn Geiz und Ungerechtigkeit sind gewöhnlich verschwistert. Wenn Du Dich, liebe Tochter, so beträgst, so kannst Du sicher sein daß Dein Mann sich in Deinem Besitz glücklich fühlen und Dir gewiß mit Achtung und Gegenliebe lohnen und noch am späten Abend seines Lebens den Tag segnen wird, der ihm mit Dir verband. —

Die Eltern Deines Mannes liebe und schätze wie Deine eignen Eltern. Theilen sie Dir guten Rath mit, so ist er gewiß gut gemeint; dem mußt Du mit kindlichem Herzen folgen, überhaupt muß es Dein Bestreben sein, Dich so zu betragen, daß Du Dich schmeicheln könnest, daß Du in ihrer Liebe ganz den Platz eines ihrer eignen Kinder einnimmest. —

Deinen Leuten sei ganz Mutter, wenn sie in der Noth Deiner bedürfen, so leiste ihnen mit willigem Herzen Hülfe, denn was haben solche arme Geschöpfe sonst für Trost, als an ihrer Herrschaft, auch selbst wenn sie es nach Deiner Meinung nicht verdienen. Wenn sie es gleich nicht werth sind, so bedürfen sie es doch. Um des Dankes Willen muß man nicht gutes thun, es verliert jede gute Handlung ihren Werth, wenn mann sich darinnen nur selbst sieht. Davor bin ich auch sicher, denn dazu kenne ich Dein Herz zu gut. — Halte Dir nie Augendiener, suche Deine Leute erst kennen zu lernen, ehe Du ihnen vertraust, denn sonst entsteht viel Verdruß und Unruhe in häuslichen Sachen. Wird Dir etwas vorgebracht, so untersuche es zuvor mit kaltem Blute, das wird Dich vor vielen Ungerechtigkeiten bewahren, auf die gewöhnlich Reue folgt. —

Nun Tochter meines Herzens, wir trennen uns nun zwar, wir werden uns aber noch oft, so Gott es will, sehen. Wie wohl wird es alsdann meinem Mutterherzen thun, wenn ich sehe, daß Du meine guten Lehren befolgst und daß die Mühe nicht vergebens gewesen, die ich mit so vieler mütterlicher Sorgfalt zu der Bildung Deines Herzens angewendet habe.

Adio, meine Liebe! lebe stets glücklich in den Armen Deines lieben Mannes, dessen Herz gewiß gut ist und den ich auch mit Muttertreue liebe. Vergiß mich nicht und glaube, daß das letzte Gebet in dieser und das erste in der verklärten Welt noch für Dein und der Deinigen Wohl sein wird.

Deine

Ihlenfeldt am Tage der Trauung den 12ten Mai 1794.

Dich liebende Mutter
Frieberike von Rieben
geb. von Schmalensee.

Es ist interessant, damit einen ganz ähnlichen Brief der Herzogin Marie Eleonore von Preußen an ihre Tochter vom Jahre 1603 (Ztschr. d. hist. Vereins f. Marienwerder Heft 3, S. 101 ff.) zu vergleichen. Es mag

Schillers,[1]) „aber ihr Herz zu bilden, sie zur Tugend und Rechtschaffenheit, zu Fleiß und Sparsamkeit anzuhalten, hauptsächlich das Christenthum einzuprägen, halte ich vor die erste Pflicht, und diese wird trotz aller Verachtung und Verlachung der jetzigen aufgeklärten Welt mich niemals reuen." Am Schlusse der Briefe von Geschwistern stand manchmal noch: „ich befehle dich der Gnade Gottes."[2])

Namentlich in adligen Häusern herrscht dieser Geist. Als charakteristisch für ein Gefühl der Zusammengehörigkeit mag hierbei erwähnt sein, daß der Sohn solcher Häuser auch in diesem Jahrhundert häufig das Gesinde grüßen läßt.[3])

Mehr als die Briefe zwischen Eltern und Kinder zeigen die Briefe unter den Geschwistern selbst Züge des neuen Geistes. Jene Offenheit des Herzens, jene mitteilsame Gefühlsdarlegung zeigt sich hier oft sehr deutlich. Die Briefe des jungen Goethe an seine Schwester sind Zeugnis solcher offenen Aussprache. Sie erfährt sogut seine Herzensangelegenheiten, wie sie die Weisheit, die er eben erst aus Büchern und Kollegien hat, vernehmen muß.[4]) „Mädgen" beginnt ein Brief,[5]) „Ich habe eben jetzo Lust mich mit dir zu unterreden; und eben diese Lust bewegt mich an dich zu schreiben." Freilich weihte Goethe auch die Schwester nicht in sein Herz so ein, wie etwa seinen Freund Behrisch, an den aus derselben Zeit Briefe erhalten sind. Aber wir haben auch ein Beispiel einer solchen ganz vertrauten geschwisterlichen Korrespondenz in derjenigen zwischen K. L. v. Knebel und seiner Schwester Henriette. „Schreibe mir nur alles", heißt es in einem Briefe des Bruders,[6]) „was Dir auf dem Herzen liegt, was Du sinnest, dichtest und betrachtest." —

---

noch erwähnt werden die poetische Haustafel des J. A. Fabricius für seine Tochter (Ztschr. d. Ver. f. Hamb. Gesch. N. F. I, S. 486 ff.). Andererseits vergl. den Brief der Gräfin von Rappoltstein an ihren Sohn Egenolf v. J. 1562. Alsatia 1862—67, S. 51 ff.

[1]) Schillers Beziehungen zu Eltern u. s w. S. 167. — [2]) Lessings Werke XX, 2, S. 641. Vgl. auch Hamanns Schriften und Briefe Bd. I, S. 226. — [3]) So Friedr. v. Dalwigk in einem Briefe an seine Mutter: „zumalen die Anne Margarete." Nach Abschriften aus dem v. Dalwigkschen Archiv. Vgl. S. 207. Anm. 6. — [4]) Vgl. z. B. Goethe-Jahrbuch VII, S. 13 f. — [5]) Ebenda S. 15. — [6]) Briefw. hrsg. v. Düntzer S. 69.

Und die Briefe der Brüder Grimm aus dem Anfang unsers Jahrhunderts zeigen, daß auch zwischen Brüdern oft ein höchst trautes und inniges Verhältnis bestand. „Ich muß nur an Dich denken", schreibt Wilhelm an Jakob,[1]) „wie Du bei mir in der Stube bist, aber dann sehe ich Dich immer, wie Du auf- und abgingst um 11 Uhr und ich daran mir dachte, daß Du in einer Stunde wegwolltest, wenn Du herunterkamst, sah ich Dich immer an, weil ich glaubte, es wäre das letztemal; damals habe ich Dein Bild so in mein Herz gefaßt, daß ich es nie vergessen werde, — doch ich gerathe immer in den Ton, aber Gott weiß, er ist nicht angenommen, aber eben jetzt möchte ich wieder weinen." Es ist sehr bezeichnend, wenn Jacob einmal Wilhelm „Liebe Seele" anredete.[2])

Wenn wir eine so große Zärtlichkeit und Hingabe unter nahen Verwandten finden, so wird es nicht Wunder nehmen, wenn wir in den Liebesbriefen jener Zeit eine ähnliche Beobachtung in noch viel stärkerem Grade machen können.

Das allgemeine Streben nach Natürlichkeit beseitigte da zunächst den wahnwitzigen Schwulst, der bis dahin in Liebesbriefen in der Regel geherrscht hatte. Das Gefühl, das die Franzosen längst hatten, daß nämlich die Einfachheit und Natürlichkeit des Ausdrucks allein die Wahrheit und Aufrichtigkeit der Empfindung verbürge,[3]) wurde auch bei uns heimisch. Aber doch kann man vorerst noch von keinem echten und wahren Gefühlsausdruck sprechen. Freilich die Empfindsamkeit macht sich auch in der Liebe zwischen den beiden Geschlechtern geltend. Der aufs moralische gerichtete Zug der Zeit tritt dabei hervor. „Erlauben Sie mir, meine Wertheste, Sie zu erinnern," schreibt Wieland an Sophie La Roche,[4]) „daß wir uns tausendmal in dem Angesichte Gottes zugesagt haben, uns so lange zu lieben, als wir die Tugend lieben würden." Das klingt echt Gellertsch und bezeichnet den Charakter der Zeit trefflich. Aber man fand auch

---

[1]) Briefw. hrsg. v. H. Grimm und G. Hinrichs S. 7 f. — [2]) Ebenda S. 371. — [3]) Vgl. z. B. Richelet, Les plus belles lettres francoises. 3. éd. T. I. p. 51: „Les Lettres tendres doivent être extrémement claires et naturelles . . . et l'on soupçonne de peu de sincerité tout ce qui n'imite pas ingenieusement la nature." — [4]) a. a. O. S. 25.

schon leidenschaftliche Worte für die zärtlichen Empfindungen des Herzens. „Ach meine Beste", schreibt 1752 Klopstock an Meta Moller,[1]) „wenn Du sie nur alle um mich herum fragen könntest, wie ich Dich liebe! Das würde zwar nur sehr wenig seyn, was Du erführest; denn wie können sie es wissen? Dennoch würde Dir es süß seyn, es so mit anzuhören, wie sie mich aus meiner Entzückung aufwecken! wie ich dann gern von Dir viel viel sagen mögte, und doch nichts herausbringe, das einen andern Inhalt hätte, als: laßt mich nur gehn! Es ist ein Einziges Mädchen! Ich mag gar nichts mehr von ihr sagen. Und ach, wie sehr fühl ich denn wieder, daß ich nicht bey Dir bin. Hier, hier Clärchen! hier zittert mein Herz nach Dir. — Doch kein Wort mehr, kein Wort mehr davon. Ich will mirs in meinem Leben nicht mehr unterstehen, die Unaussprechlichkeiten der Umarmung aufschreiben zu wollen." In diesen überzärtlichen[2]), freilich doch nichtssagenden Briefen bleibt er aber oft recht steif. Einmal hat er gesagt, „daß die kleine Moller den ersten Platz in seinem Herzen hätte." „Doch wie halb hab' ich mich ausgedrückt. Ich fühle es, das war nur halb mein Herz. Den ersten Platz unter meinen Freunden? Nein, Mollern, Sie wissen es ja einmal, das ist viel zu wenig für mein Herz! Viel zu wenig, meine süße, süße Mollern."[3]) Hübscher und natürlicher klingen die Briefe der Braut. „Ach, Klopstock, ich bin Ihnen doch recht von Herzen gut. Diese Nacht träumte mir, daß Sie hier waren. Das war schön!"[4]) „O mein Süßer, Süßer! Ach nun bist Du mir schon etwas näher! — Du bist doch nicht gereist, wenn die Wege nicht gut sind! Ich habe mich gefreut, daß es den ganzen Tag so schön Wetter gewesen. Wäre es doch bey euch nur auch so! — Ach Klopstock . . ach wie liebe ich Dich! Ach wenn ich Dich erst wieder habe! O wie will ich Dich lieben!"[5]) Etwas viel O's und Ach's: aber das zeigt doch, daß man stark empfindet und sich demgemäß ausdrücken kann! Wie entsetzlich klingt nicht daneben ein Liebesbrief in dem alten höflichen und künstlich-formellen Stil, der immer noch spukte.

---

[1]) Briefe von und an Klopstock S. 110. — [2]) Vgl. z. B. noch Archiv f. Litteraturgeschichte Bd. XV, S. 235 ff. — [3]) Briefe von u. an Klopstock S. 107. — [4]) Ebenda S. 105. — [5]) Ebenda S. 111.

1750 schreibt eine Braut an ihren Bräutigam:[1]) „Mein Herz haben mir mit Deren angenehmem Schreiben ein großes Vergnügen verursacht, da ich gesehen, daß sich Dieselben Deren häufige Verrichtungen, welche mich leicht vergessend machen können, nicht abhalten lassen, an mich gütigst zu gedenken, deßwegen Ihnen meinem Geliebten den allerverpflichtetsten Dank abstatte."

Der hohen empfindungsvollen Art Klopstocks und seiner Freunde — er spricht wohl einmal von einem „heiligen, hohen zärtlichen, nachdrücklichen, anmuthsvollen Brief"[2]) — trat eine leichtere Art von Liebe und über Liebe zu reden, entgegen, die aus der mehr sinnlichen Auffassung, wie sie die Anakreontiker und Wieland pflegten, entsprang. Es ist so die Art, wie der junge Geßner in einem Briefe an Schultheß spricht: „nun schwerm ich wieder, heut verwundet mich ein blaues Aug tödlich, morgen vergeß ichs bey einem braunen."[3])

Dieses leichtsinnige und sinnlichere Liebestreiben nimmt auch in der Folgezeit nur noch zu: aber es beeinflußt doch den Verkehr der Liebenden nicht allzu sehr. Denn aus der Klopstockschen Überschwenglichkeit entwickelt sich die Sentimentalität und Gefühlsfülle der siebziger Jahre. Das Schmachten, Schwärmen und Himmeln beginnt jetzt recht eigentlich zur Liebe zu gehören.

Es tritt uns in dieser Periode des entfesselten Gefühlslebens eine neue leidenschaftliche Art, den Liebesgefühlen Ausdruck zu geben, entgegen. Es war die Zeit, in der eine doch so mittelmäßig begabte Frau, wie die Gattin Schubarts, einem Freunde schreiben konnte: „O Freund, eine Thränenflut stürzt auß meinen Augen, waß ist doch die Liebe; O — was leide ich; mein Blut wolte ich theilen, wann es meinem Geliebten Etwaß nüzen solte."[4]) Am meisten charakteristisch für diese neue glühend empfindende Liebessprache erscheint der Briefwechsel Herders mit seiner Braut Karoline Flachsland. Man erinnere sich der schlichten Worte, mit denen vor 200 Jahren Balthasar Paumgartner seine Gefühle beim Abschied von der Geliebten ausdrückte[5]) und lese die

---

[1]) Freytag, Bilder aus der deutsch. Vergangenheit 5. Aufl. 4. Band. S. 170 f. — [2]) Briefe von und an Klopstock S. 30. — [3]) H. Wölfflin, Sal. Geßner S. 151 f. — [4]) Strauß, Schubarts Leben S. 411. — [5]) Vgl. Teil I, S. 184.

aus ähnlicher Situation hervorgegangenen Worte Herders: „Haben Sie meine letzte scheidende Bitte erfüllt, liebstes Mädchen, und sind ruhig und heiter gewesen? O Gott! da ließ ich Sie im Winkel hinter meinem Bette stehen, mit weinenden geschwollnen Augen, wo Sie doch vor meiner Ankunft in eben dem Kämmerchen sich auf meine Ankunft so freueten! Bin ich denn als ein Mörder oder Uebelthäter bei Ihnen gewesen, um Ihnen die Ruhe und Heiterkeit der Seele, in der Sie so leben und weben, zu rauben?“

Anders beteuert man jetzt seine heiße Liebe, als in vergangener Zeit.

„Ach! daß ichs Ihnen so ganz sagen könnte“, schreibt Karoline, „wie ich Dich liebe und Dir ein ewiger Altar in meinem Herzen gebaut ist, mein Einziger!“ „Ach was bin ich, armes Mädchen, daß Du mich so lieb hast! was wird aus mir werden, wenn ich einmal bei Dir sein werde, auf Deinem Schooß, an Deiner Engelsbrust — Dich selbst hören, lieben, über alles in der Welt lieben werde! wie kann ich, wie werd' ich das fassen! Du Du, mein Herder wirst mir Leben und Seligkeit und Himmel und neue, große Seele geben — aber ich Dir nichts — als gute, treue, ganze Liebe.“ — „Ich warf mich endlich ins Bett — es war die schönste, hellste Mondennacht — und schrie laut in den Himmel und Mond hinein — um Dich, mein Geliebtester, mein Engel, um Dich, der Du so ganz, so innig, so tief in meinem Herzen bist.“ Und Herder sagt: „Das unschuldigste, beste, zarteste, von der Natur zu allem Edeln und Glücklichen geschaffene Herz würdigt mich, mich zu lieben; o Gott was in der Welt kann mich mehr, mehr über mich erheben als dies?“

Aber dieser Briefwechsel ist zugleich charakteristisch für eine neue ideale, seelische Auffassung der Liebe, die schon Klopstock hegte, die aber in dieser Periode sich erst eigentlich entwickelte, freilich immer mit Sinnlichkeit gemischt. Man suchte sich den Schein zu geben, als liebe man nur die Seele. Herder schreibt: „Sehen Sie, freundschaftliche edle Seele“ — diese charakteristische Anrede wiederholt sich häufiger —, „wie sicher und untrüglich die schönere Art von Theilnehmung und Umgang ist, die wir

uns so heilig versprochen: Die Nahheit und Freundschaft unsrer Geister und Herzen!" Und sie sagt: „Ach! Wenn Du das fühlest, wie sehr meine ganze Seele, meine ganze Empfindung nur in Dir lebt, daß sie nimmermehr von Dir gehen kann, wenn Sie mir dies reine, lautre, göttliche Gefühl, das nur Seelen vereinigt, zutrauen, ach, mein Allerliebster, mein Einziger, dann küsse ich Deine Knie." Ihre wechselseitigen Briefe sollen die „Geschichte ihres Herzens, ihrer Gedanken und ihres Bestimmungskreises" sein. Freilich gewinnt so der Briefwechsel für die Liebenden eine ganz andere Bedeutung. „Mein Gott!" ruft Karoline, „warum gefällt Ihnen unser Briefwechsel nicht? Ach, entziehen Sie mir den nicht, das Einzige, das wissen Sie ja, holder, süßer Jüngling, das Einzige, worin ich lebe."

Früher war den Liebenden der Briefwechsel nicht mehr als eine Übersendung von Gruß und Kuß, ein Lebenszeichen, das sich die Getrennten gaben. Jetzt wird er ihnen mehr, er wird ein Austausch aller Gefühle und Gedanken, er soll das Innere zeigen und liebenswert erscheinen lassen. Wieland nannte seine Sophie noch „Englische oder Unschätzbare Freundin"; Herder heißt seine Braut: „Du Mädchen von großem Herzen und aufmunternder Seele."

Braut und Bräutigam lernen sich jetzt häufig durch Briefe erst näher kennen. Eine Holsteinerin, Auguste Jensen, die Braut des späteren Syndikus Dahlmann, deren Brautbriefe im übrigen in einem sehr ruhigen und wenig sentimentalen Ton gehalten sind,[1]) schreibt an den Bräutigam: „Für uns beyde ist die Mittheilung unsrer Gedanken durch Briefe durchaus nothwendig, da wir uns nur so kurze Zeit persönlich kennen."[2]) Und Heinrich Kleist schreibt:[3]) „Wilhelmine! Schreiben Sie mir einmal recht innig und herzlich! Führen Sie mich einmal in das Heiligthum Ihres Herzens, das ich noch nicht mit Genauigkeit kenne".

---

[1]) Vgl. z. B. Ztschr. f. Schlesw.-Holst.-Lauenb. Gesch. Bd. XIV, S. 260. „Ihr letzter Brief ist mir so wie ein jeder Ihrer andern Briefe ein theurer Beweis Ihrer Zärtlichkeit gegen mich, ich sehe deutlich in Ihrer Ungeduld die Aufrichtigkeit Ihrer Liebe, und Ihr anhaltendes Verlangen nach unserer baldigen Verbindung muß mir nothwendig angenehm seyn." — [2]) Ebenda S. 278. — [3]) H. v. Kleists Briefe an seine Braut hrsg. v. Biedermann S. 2.

Eine hohe, schwärmerische Auffassung der Liebe beginnt jetzt namentlich in Frauenseelen Platz zu greifen. „O Lotte“, schreibt Caroline von Dacheröden an Charlotte von Lengefeld,[1]) „ich fürchte, du umfassest ein Ideal, das du nie besessen hast. Die Männer, selbst die besten, können nicht lieben wie wir, ihre Seele kann nicht ruhen in einem Gegenstand, nicht sich verlieren in Liebe; sie fühlen noch ihr Wesen, während wir es vergessen haben.“

Und ähnlich schreibt auch Schillers Schwester nach ihrer Verheiratung:[2]) „Meine Begriffe von Liebe waren wohl zu idealisch, als daß sie je realisirt werden konnten.“

Aber in demselben Briefe heißt es: „Unsere Männer dort waren fast alle, die ich kennen lernte, nur für Reichthum oder für sinnliche Vorzüge. Ich wünschte Liebe, nicht Sinnlichkeit.“

Das war ein hartes Urteil über die Männerwelt, aber in gewisser Weise doch gerecht. Jener sinnliche Zug, der etwa für Wieland charakteristisch war, tritt jetzt bei den Männern scharf hervor, aber gemischt mit Sentimentalität und Schwärmerei. So kommt es, daß die jungen Leute sich oft in ihren Liebesgefühlen zerrissen und gequält fühlen. „Laß mich nur erst wieder zu mir kommen.“ — schreibt einmal der junge Goethe[3]) — „Behrisch, verflucht sey die Liebe!“ Wir vernehmen einerseits Äußerungen wie die Millers:[4]) „Mein Mädchen muß weinen können, und Thränen lieben. Thränen der Freude, und der wehmüthigen Zärtlichkeit sind für mich das süßeste in der Natur.“ Und man hört andererseits über Frauen sprechen, wie etwa Klinger über die Gattin eines Herrn von Linker:[5]) „Sein Weib ist eine von den Weibern, die man gleich liebt. Jung und schön wie ein Engel, ganz reine unverdorbene Natur. Wir aßen da zu Nacht, tranken Punsch und bekrenzten das Weib.“ Oder er schreibt:[6]) „O mein Carolinchen ist ein wildes liebes Ding! Ich traf sie im Mondschein auf dem Spaziergang vor

---

[1]) Charlotte von Schiller und ihre Freunde Bd. II, S. 151. — [2]) Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern u. d. Familie v. Wolzogen S. 291. — [3]) Goethe-Jahrbuch VII, S. 98. — [4]) Angeführt bei Erich Schmidt, A. d. Liebesleben d. Siegwartdichters. Deutsche Rundschau Bd. 28, S. 451. — [5]) Rieger, Klinger S. 394. — [6]) Ebenda S. 396.

meinem Hauße an, und iezt bin ich oben so fast täglich dort und schinde mich mit ihr herum. Denn unser ganzes Zusammenseyn ist Brusquerie, Schinderey, Nekkerey, Muthwillen und Teufeley, wobey die Mutter, die uns an Ausgelassenheit alle übertrifft, den grand maître macht."

Bedenkt man weiter, daß bei den Frauen jener Zeit die Gefühle der Liebe sich oft in der rückhaltlosesten Weise äußerten, daß man von der Ehe oft recht sonderbare Begriffe hatte — Heirat sei kein Band der Seelen, äußerte einmal Caroline von Lengefeld — so wird man leicht auf die Art des Liebesverkehrs, wie er damals oft herrschte, schließen können. Leidenschaft und Wildheit ist ihm charakteristisch, Unstätheit, Unbehagen, Zweifel und Selbstpeinigung bringt er mit sich. In vieler Beziehung können hier die zahllosen Briefchen Goethes an Frau von Stein — „es wird eine Billets Kranckheit unter uns geben" schreibt er schon zu Anfang ihres Verkehrs[1]) — als Beispiel dienen. So heißt es[2]): „Liebe Frau, leide, daß ich dich so lieb habe." „Wenn ich jemand lieber haben kann, will ich dir's sagen. Will dich ungeplagt lassen. Adieu Gold. Du begreifst nicht wie ich dich lieb hab." „Warum soll ich dich plagen! Liebstes Geschöpf! — Warum mich betrügen und dich plagen und so fort. — Wir können einander nichts seyn und sind einander zu viel — Glaub mir wenn ich so klar wie Faden mit dir redte, du bist mit mir in allem einig. — Aber eben weil ich die Sachen nur seh wie sie sind, das macht mich rasend. Gute Nacht Engel und guten Morgen. Ich will dich nicht wiedersehen. — Nur — du weißt alles — Ich hab mein Herz — Es ist alles dumm was ich sagen könnte. — Ich seh dich eben künftig wie man Sterne sieht! — denk das durch."[3])

In den abgerissenen Worten spiegelt sich die Leidenschaft grell wieder. Wie rasch hat sich doch die Sprache der Liebe geändert.

Und doch wieder auch nicht! Die schöne Natürlichkeit, die schon vor hunderten von Jahren solche Briefe auszeichnete, ist in gleicher Weise auch jetzt geblieben. Einfachere Gemüter

[1]) Briefe an Frau von Stein. 2. Aufl. Bd. I, S. 21. — [2]) Ebenda S. 22. — [3]) Ebenda S. 51.

drücken ihre Gefühle des Herzens in der Art aus, wie es etwa Anna von Brandenburg oder Magdalene Paumgartner that.

Da ist die erste Gemahlin des späteren Kaiser Franz II., Elisabeth. Ihre Briefe an ihn[1]) sind französisch; aber wie bezeichnend ist es, daß sie ihre Liebesgefühle meist in kurzen deutschen Sätzen darin ausdrückt! Da heißt es: „Ich bin völlig unglücklich, daß ich Dich nicht mehr sehen kann, mein Engel, vergesse mich nur nicht. Ich küsse Dich und liebe Dich unaussprechlich.“ Oder: „Dein Weiberl, die Dich von ganzem Herzen liebt, küßt Dich tausendmal in Gedanken und denkt unaufhörlich an Dich.“ Solche Worte sind frei von jener Sentimentalität, die allerdings von jetzt ab in der Regel die Sprache der Liebenden charakterisiert.

Mancher mochte auch wohl noch nach alter Art seine Gefühle poetisch ausdrücken.[2]) Doch ist das jetzt seltener und ein Vorrecht des Dichters — Herder fügt z. B. einem Briefe an die Braut einmal einige Verse an[3]) — oder aber auch eine Brauch nicht allzu gebildeter Leute.

Das Wesentlichste, was wir aus der Betrachtung der Liebesbriefe jener Zeit gewinnen, ist doch, daß der Begriff Liebe ein anderer geworden. Man faßte ihn tiefer und geistiger auf, als vorher. Und andererseits liebte man leidenschaftlicher. Jenes Moment, was oben für den neuen Verkehr als charakteristisch geschildert wurde, „die Herzen auf“, der Trieb zum Menschen, wirkt da wesentlich mit.“

Aber am besten wird man dieses Moment doch im Verkehr solcher Menschen beobachten können, die an sich einander ferner stehen. Wie stellte man sich dem Nächsten gegenüber? Was hieß damals Freundschaft?

Es ist bekannt, daß keine Zeit die Freundschaft mehr pflegte, als das achtzehnte Jahrhundert.

Ein wahrer Freundschaftstaumel hatte das ganze damalige Geschlecht, vor allem die Jugend, ergriffen. Man hatte sich

[1]) Archiv f. österreich. Geschichte Bd. 44, S. 1 ff. — [2]) So heißt es in Picanders Ernst- Scherzhaffte u. Satyr. Gedichte I, S. 376 in dem „Tractätlein, so den Kern von Liebesbrieflein weist“: „Hierbey verjährt man wohl wenn man in Versen schreibt. Man glaubt nicht wie ein Reim ein Hertz ins enge treibt.“ — [3]) Aus Herders Nachlaß Bd. III, S. 22 f.

über Freundschaft höchst wunderliche und überspannte Begriffe gemacht. Ein Mensch ohne Freunde erschien unglaublich; weit war jedes Herz geöffnet, im Nu war man Freund, mit leidenschaftlichem Vertrauen warf man sich an des andern Brust, und mit überzärtlicher Glut hielt man an dem Bunde fest.

„Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was, von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht."

Die Sucht nach Freundschaft, wie sie das siebzehnte Jahrhundert gekannt hatte, war, zuerst namentlich durch Klopstock, von Grund aus verwandelt, verinnerlicht. Bei Gleim und Genossen wurde sie zur Manie, verflachte sich aber, wenn sie auch äußerlich exaltiert zur Schau getragen wurde, zur Spielerei. In der Sturm- und Drangperiode gelangte sie dann auf ihren Höhepunkt; die jungen Genies schlossen überraschend schnell Freund- und Brüderschaft.

Überall vernimmt man von Freundschaftsbünden; man schloß sie, wie Schleiermacher und Klinger, feierlich im Wald, oder wie der Hainbund, in einer Mondnacht in einem Eichengrund, wobei man um den Baum herumtanzt, Mond und Sterne zu Zeugen des Bundes anruft.

Man erzählte sich gegenseitig von neuen Freundschaften. „Ist es nicht artig", schreibt Karoline Flachsland an Herder,[1]) „wir wechseln unsre Erzählung von gefundenen Freunden immer gegen einander aus." Oder man schildert dem neuen Freunde die alten.[2])

Mit welcher Leidenschaft weiter war man Freund und wie überempfindsam kam das zum Ausdruck! Man lese nur den Brief Vossens an Ernestine, in dem er den Abschied der Stolberge schildert.[3])

Außerordentlich mußte sich bei solcher Stimmung der Charakter

[1]) Aus Herders Nachlaß Bd. III, S. 196. Vgl. Briefe von Joh. Heinr. Voß Bd. I, S. 78 ff. — [2]) F. H. Jacobis auserl. Briefw. Bd. I, S. 34. — [3]) a. a. O. Bd. I, S. 221. Oder vgl. Briefe d. Schweizer Bodmer u. s. w. S. 200 (Sulzer bei Abreise seines Freundes Künzli): „Aber in dem Augenblick, da ich ihn zum letzten Male umarmte, schien meine Seele in die seinige zu fliessen, und zu zerreissen, da ich ihn wieder aus meinen Armen weglassen mußte."

freundschaftlicher Briefe ändern. Sie mußten den persönlichen Verkehr nach Möglichkeit ersetzen, sie sollten „Gespräche der Freundschaft“[1]) sein. „Wollust“ wollte man aus diesen „stillen Unterredungen“ schöpfen,[2]) einen Freundesbrief schreiben konnte man damals „in den Armen besserer Freunde ausruhen“[3]) nennen. Das Leben genießen heißt nach Schubart: „gut denken und gut empfinden und beides einem gleichgesinnten Freunde mittheilen können.“[4])

Jene allgemeine Offenherzigkeit äußerte sich am deutlichsten in Freundesbriefen. Freunde sollten kein Geheimnis voreinander haben. „Es ist mir ein wahres Bedürfnis“, schreibt Baggesen an Reinhold,[5]) „Alles, was meinem Kopfe und meinem Herzen, seit dem Augenblicke, worin wir uns in Jena sahen, Wichtiges aufgestoßen ist, Alles, was auf den besseren Theil meines Selbstes bleibenden Eindruck gemacht hat, in den Schoos Ihrer theilnehmenden Freundschaft auszuschütten; es ist mir dringendes Bedürfnis geworden, Ihnen als meinem zweiten Gewissen, die bedeutendsten Veränderungen meines Seins, die Geheimnisse meiner innern und — in so fern diese jene bestimmt — meiner äußeren Geschichte aufzudecken. Sie werden dies Bedürfnis, wenn auch nicht für mich, so doch sonst im Allgemeinen, mitempfinden können; nur Körper können sich wundern, daß die kurze Bekanntschaft und der noch kürzere Umgang einiger Tage ein solches Bedürfniß hat erzeugen können, aber Seelen nicht.“ Diese ideale Auffassung der Freundschaft findet sich schon in der Gellertschen Periode. „Es ist freylich sehr gut“, schreibt die Lucius,[6]) „daß wir uns die Abwesenheit unsrer Freunde einigermaßen dadurch ersetzen können, daß wir sie zu unserm zweyten Gewissen machen, wie Grandison seinen Bartlett nennt.“ Man hatte ein unbedingtes Vertrauen zu dem Freunde, wenn auch freilich oft Ernüchterung und Enttäuschung nicht ausblieb. Der Freund war in der That das zweite Gewissen. Der Freund mußte zum Beispiel sein Urtheil darüber abgeben, ob das, was der andere für ein Mädchen fühle, Liebe sei.[7])

---

[1]) und [3]) Strauß, Schubarts Leben I, S. 89. — [2]) Schillers Briefwechsel mit Körner 2. Aufl., Teil. I, S. 104. — [4]) Strauß a. a. O I, S. 108. — [5]) Briefw. Bd. I, S. 1. — [6]) a. a. O. S. 115. — [7]) Briefe von Joh. Heinr. Voß Bd. II, S. 87.

In jenen häufigen Schreiben, in denen man dem Andern Freundschaft anbietet, ist es daher in der Regel das erste, daß man über sich selbst, namentlich über seine Neigungen und Interessen, ausführliche Mitteilungen macht. Ein solches längeres Bekenntnis enthält zum Beispiel der erste Brief Wizenmanns an Hamann.[1]) „Sie sehen, V(ater) H(amann)", schließt er seine Offenheiten, „wie sehr ich Sie liebe, wie ich mich Ihnen vertraue." In dem ersten Brief Friedrich Münters an Kosegarten[2]) ist ebensolche Selbstschilderung enthalten. Da heißt es unter anderm: „Meine liebsten Bücher sind Homer, Klopstock und Ossian — dann Milton und Shakespeare. Die Franzosen haß ich. Die Römer lieb ich nicht — Horaz ausgenommen; doch der heuchelt."

Und Körner schreibt im Anfang ihrer Freundschaft an Schiller:[3]) „An einen Freund, der mich noch nicht ganz kennt, schreibe ich gern von mir selbst, damit er weiß, was er sich von mir zu versprechen hat und ich des Redens darüber bei jedem einzelnen Falle überhoben sein kann. Mein Glaubensbekenntniß über Kunst habe ich noch abzulegen."

Es ist ganz klar, daß solche Auffassung von Freundschaft vor allem den Ton in freundschaftlichen Briefen von Grund aus beeinflussen mußte.

Das Erste, worin diese neue Geistesrichtung auf den brieflichen Verkehr und den Verkehr der Menschen überhaupt einwirkte, und worin sie für alle Zeiten wohlthätig gewirkt hat, war die gänzliche Verwerfung und Verachtung der Titel und Ceremonieen. Auf formelle Weise konnten Freunde — und wie rasch war man Freund — unmöglich miteinander verkehren. Der Zwang, der vorher allen Briefverkehr eingeengt hatte, wurde als lästig empfunden. Darüber war man in den höchsten wie in den niederen Kreisen einig. So schreibt Laudon an den Hofrat Baron Hochstätter:[4])

„Werthgeschätzter Freund!

Sie hätten mir kein untrieglichers Merkmal ihrer, mir zwar ohnehin genugsam bekannten, werthgeschätzten Freundschaft

---

[1]) Hamanns Schriften und Briefe Bd. IV, S. 373 f. — [2]) Aus Kosegartens hslichem Nachlaß (Greifsw. Un.-Bibl.). — [3]) a. a. O. Th. I, S. 20. — [4]) Archiv f. österr. Gesch. Bd. 48, S. 385.

an den Tag legen können, alß wenn Sie sich in Ihren letzten . . . Schreiben zu erklähren beliebet, daß fürohin unter uns als wahren ächten Freunden, alle unnütze und ohnehin nichtsbedeutende Titulaturen aufgehoben sein sollen; und ich werde also mich auch keines andern Styls, als desjenigen bedienen, mit welchen Freunde sich einander von ihren Vorfallenheiten Nachricht zu geben pflegen."

Anders klingt schon solche Verwerfung bei den Originalgenies. An Salzmann schreibt Lenz:[1]) „Mein — — Doch ich will von jetzt an immer ohne Titel an Sie schreiben. Wenn Geister zu einander treten und sich miteinander besprechen, so können Sie, mein' ich, den Scharrfuß wohl weglassen." Ganz allgemein ist solche Gesinnung;[2]) oft begegnen, wie schon aus Laudons Briefe hervorgeht, Aufforderungen, doch „die Curialien wegzulassen."[3])

Dafür wurde die Anrede wie die Schlußformel zum Ausdruck zärtlichster Freundschaft umgewandelt. Mit dem „lieben Freund" begnügten sich wenige: er hieß liebster, allerliebster,

[1]) Der Dichter Lenz und Friederike v. Sesenheim hrsg. v. Stöber. S. 74. — [2]) Vgl. z. B. Hippels Werke Bd. XIII, S. 69: „Wohlgeborner Hochzuverehrender Herr Krieges- und Domainenrath. Erlauben Euer Wohlgeboren, daß ich bei dem Wechsel des Jahres eine Schuldigkeit beobachte, die — Das weiß der Himmel, daß ich mit Ihnen auf keinem andern, als freundschaftlichem Fuß umgehen kann!" Strauß, Schubarts Leben Bd. I, S. 12. Schubart beginnt einen Brief an Böckh ebenfalls in der höflichen formellen Weise und bricht dann ab: „O, mein werthester Herr Bruder — gönnen Sie mir es, wenn ich die steife Sprache des Ceremoniells ein wenig beyseit seze" — u. s. w. Ähnlich Hamann an Lindner (Hamanns Schriften und Briefe I, S. 193). Vgl. auch Ebenda III, S. 295 („nach überstandenen Curialien.") Weim. Jahrb. VI, S. 66. Gotter bittet um Verzeihung, daß er „die Feßeln des deutschen Ceremoniells, ohne anzufragen, abgeworfen." Vgl. auch J. G. Fichtes Leben und litter. Briefw. Teil II, S. 157. H. Düntzer, Ungedr. Briefe a. Knebels Nachl. Bd. I, S. 10. — [3]) Briefe von und an Bürger Bd. III, S. 90. Vgl. S. 41: „Machen Sie künftig nicht so viele Complimente in Ihren Briefen, schreiben Sie wie ein Freund an seinen Freund." Vgl. auch Gellerts Briefe an Frl. v. Schönfeld S. 32 („Lassen Sie doch das beschwerliche Hochedelgeb. künftig in der Titulatur weg.") Pröhle, Lessing, Wieland, Heinse S. 183 f. (Kleist an Uz): „Sie werden mir eine Gefälligkeit erweisen, wenn sie alle Titulaturen weglassen und freundschaftlich an mich schreiben." Briefe zwischen Gleim, Heinse und J. v. Müller Bd. I, S. 15.

geliebter, wahrer, liebenswürdiger, teuerster, sogar süßer Freund, Herzensfreund. „Mein herrlicher Freund, an dem ich Wohlgefallen habe," schreibt einmal Wieland an Merck.[1]) Statt Freund pflegte man oft „Bruder" zu sagen, der junge Goethe z. B. sehr gern. Wieland liebte die Anrede: „lieber Seelenbruder."[2])

Am Schlusse des Briefes namentlich suchte man in überschwenglicher Weise seine freundschaftlichen Gefühle auszudrücken. „Ich werde Sie ewig lieben",[3]) „Ich umarme Sie von ganzem Herzen,"[4]) „Fahren Sie fort mich zu lieben. Ich bin ihr wahrer Freund",[5]) „Leben Sie wohl, liebster Freund! lieben Sie mich so sehr als sie verdienen, von mir geliebt zu werden, und dies ist sehr viel",[6]) „Ich drücke Sie fest an mein Herz",[7]) „Ich herze Sie brüderlich",[8]) „Hören Sie nie, nie auf zu lieben Ihren N. N.",[9]) „Bleiben Sie mein Freund. Ich verehre Sie lebhaft und bis in meine Gruft."[10]) Dies sind solche Versicherungen. Mancher liebt absonderliche Schlußformeln, wie etwa Jacobi an Sophie La Roche schreibt: „Leben Sie wohl, meine vortreffliche Freundin, und überdenken Sie dann und wann Ihren alten Fritz",[11]) oder Jung-Stilling an die Gräfin von Ortenburg: „Ich bin mit der reinsten und erhabensten Empfindung Meiner verehrungswürdigsten Rheingräfin ganz eigener Jung."[12])

Manche wollten auch den freundschaftlichen Kuß im Briefe nicht missen. „Ich umarme Sie und küsse Sie"[13]) heißt es wohl. Der junge Claudius schreibt: „ich küsse Sie, mein lieber Gerstenberg, 10 mal 100 mal — wie ist es so lieblich zu küssen"![14]) Ebenso übersandte man Küsse von andern. „Der

---

[1]) Briefe an und von Merck S. 71. — [2]) Ebenda S. 57, 127. H. Pröhle, Lessing, Wieland, Heinse S. 235. — [3]) Rabeners Briefe S. 173, 257. — [4]) Ebenda S. 290. — [5]) Lessings Werke XX, 2, S. 73. Ztschr. f. Hamb. Gesch. Bd. II, S. 626. — [6]) Abbts vermischte Werke Th. III, S. 99. Vgl. Briefe von und an Bürger Bd. I, S. 42. — [7]) Zöppritz, Aus F. H. Jacobis Nachlaß Bd. I, S. 133. — [8]) F. H. Jacobis auserl. Briefw. Bd. II, S. 13. — [9]) Archiv f. Litteraturgesch. XII, S. 293. — [10]) Biederstedt an Kosegarten 20. April 1811. Aus K.s Nachlaß (Greifsw. Un.-Bibl.). — [11]) F. H. Jacobis auserles. Briefw. Bd. I, S. 143. — [12]) Deutsches Museum hrsg. v. Bechstein Bd. II, S. 332. — [13]) Rabeners Briefe S. LV. Vgl. Briefe von und an Bürger Bd. I, S. 78. Hippels Werke Bd. XIV, S. 67, 112. Archiv f. Litteraturg. Bd. IV, S. 11. — [14]) Ungedruckte Jugendbriefe des Wandsbecker Boten, Mitget. v. C. Redlich S. 8.

Magister Schmidt" schreibt derselbe Claudius,[1]) „hat die Küsse, die ich ihm Ihretwegen geben sollte, richtig empfangen, und ich habe wieder ein halb Dutzend an Sie zu besorgen."

Allem dem entspricht der sonstige Ton der freundschaftlichen Briefe. Oft ist der ganze Inhalt solcher Briefe lediglich eine einzige große Freundschaftsversicherung, namentlich in der geschwätzigen Gellertschen Periode.[2]) Überall sind die Briefe voll von leidenschaftlichen oder zärtlichen Herzensergießungen. An Bürger schreibt der Schauspieler Brockmann:[3]) „Guter, lieber Bürger! Sie sind mir also würklich von Herzen gut? Gott weiß es, ich ihnen auch. Und also von nun an keine Versicherungen von Liebe, und Freundschaft mehr, sie sind überflüssig. Ich fühl es warm, innig fühl ich es, d. sie der Mann sind, der meinem Herzen so lange gefehlt hat, der liebe warme theilnehmende Freund, ohne Eigennutz, ohne Nebenabsichten. O Bester, so mit ihnen zu leben, es sey in welchem Theile der Welt, in welchem Stande es wolle, d. wär' eine Glückseeligkeit für mich, wie ich mir sie nicht höher wünschen könnte." Und weniger redselig, aber nicht minder leidenschaftlich schreibt Lenz an Salzmann:[4]) „Mein theuerster Freund! So nenn' ich Sie,

---

[1]) Ebenda S. 5. Vgl. Arch. f. Litteraturg. Bd. V, S. 581: „Das versteht sich, daß alle Freunde Sie tausendmal in Gedanken küssen" (Giseke an Schlegel). Vgl. auch Rabeners Briefe S. 229: „Klopstocken küssen Sie in meinem Namen mit einem epischen Kuß." — [2]) Vgl. Gellerts Brief an d. Rittmeister von B. (Schriften IV. Teil S. 99) u. weiter die Beispiele bei Biedermann a. a. O. II, 2, S. 62. — [3]) Archiv f. Litteraturgesch. Bd. III, S. 431. — [4]) Stöber, D. Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim S. 45. Freundschaftsexpektorationen siehe auch noch im Archiv f. Litteraturg. Bd. XIV, S. 252. Weimarisches Jahrbuch Bd. IV, S. 136: „Die ganze Heftigkeit der Freundschaft, die ich gegen Sie empfinde" (Klopstock). Briefe von und an Bürger Bd. I, S. 220f. (Biester an Bürger): „Nein, ich habe auch noch niemals so etwas empfunden; so ganz versezte ich mich in jene glücklichen, o jene trunknen, seligen Zeiten, wo wir zusammen lebten." Vgl. ebenda Bd. II, S. 32. Hippels Werke Bd. XIII, S. 195: „Wenn Sie wüßten, lieber theuerster Freund, mit welcher warmen Empfindung ich diesen Brief schreibe, so würden Sie wenigstens überzeugt sein, daß ich Sie von ganzer Seele liebe und nicht unwerth bin, Ihr Freund zu sein". Ebenda Bd. XIV, S. 52: „Herzenslieber, lieber Freund. Wie ich Sie liebe, das ist viel geliebt". Briefw. zw. Goethe und F. H. Jacobi S. 50: „Lieber, ich bebe vor dem Drängen zu Dir hin, wenn's mich so ganz faßt." F. H.

die Sprache des Herzens will ich mit Ihnen reden, nicht des Ceremoniels. Kurz aber wird mein Brief werden, denn sie ist lakonisch, lakonischer als Sallustius, lakonischer als der schnellste Gedanke eines Geistes ohne Körper. Darum hasse ich die Briefe. Die Empfindungen einer so geläuterten Freundschaft als Sie mich kennen gelehrt, gleichen dem geistigen Spiritus, der, wenn er an die Luft kömmt, verraucht. Ich liebe Sie — mehr verbietet mir mein Herz zu sagen, der plauderhafte Witz ist nie sein Dollmetscher gewesen."

Unangenehm, weil affektiert, berührt diese Überschwenglichkeit in den freundschaftlichen Briefen des Gleimschen Kreises; Hier wurde die Zärtlichkeit mit ihren ewigen Küssen und sonstigen Tändeleien einfach läppisch. Selbst die Karschin hatte das Gefühl und sprach es Gleim gegenüber aus, nachdem dessen Briefwechsel mit Jacobi veröffentlicht war, daß diese Liebesbrieflein, halb poetisch, halb Prosa, dem Spott nicht entgehen würden.[1]) In der That machte sich die junge Welt, wie Goethe erzählt,[2]) sehr darüber lustig, und Herder wurde zu den ernsten Worten veranlaßt:[3]) „Wenn in unsern Elegien und Oden der Amor mit seinen Pfeilen umherflattert, wenn man den Griechen und Römern eine ganze Nomenklatur von Liebesausdrücken abgeborget hat, und diese endlich sogar in Briefe zwischen Mannspersonen

Jacobis auserl. Briefw. Bd. I, S. 106 f., 147. Aus Jens Baggesens Briefwechsel Bd. I, S. 2 (Baggesen an Reinhold): „O was würde ich in den meisten jener Augenblicke dafür gegeben haben, Sie bloß eine halbe Stunde zu sprechen, um Ihnen meine Freude, meine Entzückung und meinen innigsten Dank zu bezeugen! weinend in Ihre Arme, zu Ihren Füßen zu stürzen, von dem überwältigenden Gefühle hingerissen, daß ich keinem Sterblichen so viel der Verschönerung meiner Seelenexistenz schuldig bin." F. v. Matthissons Litter. Nachlaß Bd. III, S. 23, 25 ff. Briefe an Tieck Bd. IV, S. 172 (Wackenroder): „Dir verdank' ich Alles, was ich bin, Alles! Was möchte aus mir geworden seyn, wenn ich Dich nie kennen gelernt hätte? O Tieck, lies Dir diese Worte mit Feuer vor und sey stolz darauf, daß Du einen Menschen auf immer glücklich machst durch Deine Freundschaft, — so stolz als ich bin, daß Du mich würdigst, mein Freund zu sein. Bleib es lieber Tieck, bleibs! Du weißt daß ich Dich in alle Ewigkeit über alles lieben werde."

[1]) Gervinus, Gesch. d. deutsch. Dichtung. 4. Bd. 5. Aufl. S. 274. — [2]) Dichtung und Wahrheit Buch XIV. — [3]) Kritische Wälder (In der Ausgabe von Suphan Bd. III, S. 35).

ausschüttet: so verliert sich das Spielwerk von der Würde, ich will nicht sagen, einer Heldenseele, sondern nur des gesunden Verstandes völlig ab, und wird fader Unsinn." Und solche Excentricitäten kamen nicht allein in den Briefen zwischen Georg Jacobi und Gleim vor. Wenn Heinse Gleim „Grazienheiliger" anredet[1]) oder schreibt: „Ich drücke Sie noch einmal an mein wehmüthiges Herz, und gebe Ihnen den Kuß der zärtlichsten Schmerzen,"[2]) und wenn Gleim ihn wieder „den Geliebten" nennt,[3]) wenn Müller sich „trunken vor Freude, von Ihnen geliebt zu sein" nennt,[4]) wenn Gleim Kleist „mein Hertz" nennt[5]) oder an ihn schreibt:[6]) „Ich erwarte Sie nebst ihrem Begleiter mit dem Verlangen eines Verliebten", wenn Bürger an Gleim schreiben konnte,[7]) nachdem derselbe abgereist war: „Ich eilte nach dem letzten Kusse meinem Zimmer zu und kaum, kaum bracht' ich meine Augen trocken über die Straße. Mein Herz war mir hoch herangeschwollen, und wären Sie länger geblieben, so hätt' ich mich nicht mehr halten können, so hätt' ich überlaut weinen müssen . . . Gott im Himmel, rief ich aus, als ich allein war und so wollüstige Thränen weinte, als ich noch nie geweint habe, Gott im Himmel! was ist das für ein Mann! O Natur, hast du noch mehr solche Söhne geboren?": so hört doch die Grenze des Ästhetisch-Schönen und Sittlich-Anständigen auf. Und dabei war das doch meist Phrase, Geschwätz. „Ich bitte Sie," schreibt Jacobi an Jähns,[8]) „Gleim und Gleminden recht viel Schönes und Freundschaftliches von mir zu sagen." Man sieht, es kommt auf die Redensarten an. Und doch gefiel ähnliche Art vielen wohl. „Es ist lange her", schreibt der Graf Christian Stolberg an Bürger,[9]) „mein Liebster Mit-Adler, daß wir uns nicht schriftlich umflügelt und geschnäbelt haben, indessen

---

[1]) Briefe zwischen Gleim, Heinse und Müller Bd. I, S. 104. — [2]) Ebenda S. 153. — [3]) S. 208. — [4]) Ebenda S. 42. Vgl. S. 116 (Heinse an Gleim): „In Elysium entzückender Gedanke, der Liebe des Genius, den die größten und schönsten Genien der Deutschen mit Inbrunst liebten und lieben, der Liebe meines Gleims werth zu sein." — [5]) Pröhle a. a. O. S. 186. — [6]) Ebenda S. 185. — [7]) Briefe von und an Bürger Bd. I, S. 25 f. — [8]) Zeitschrift f. Preuß. Gesch. Jahrg. 18, S. 534. — [9]) Briefe von und an Bürger Bd. I, S. 207.

giebt mir mein Geist Zeugniß, daß ich Sie von ganzem Herzen liebe, und daß ich Ihrer unzählig oft gedenke."

Der freundschaftliche Enthusiasmus ist ganz allgemein, und oft wird er zur Exaltation. Man lese nur die Briefe des alternden Hamann an Fritz Jacobi; „mein Seelen-Jonathan" nennt er ihn[1]) und „herzenslieber Fritz"[2]) und seinen Brief ein „Billet doux."[3]) Oder man vertiefe sich in den Briefwechsel Baggesens mit Reinhold und Jacobi, und man wird über die Leidenschaft der Empfindung staunen. Bei Lavater wird die Sprache zum entzückten Stammeln. In seinem ersten Brief an Herder heißt es:[4]) „Itzt, Freund, kann ich nicht antworten — aber schreiben muß ich — und wollte lieber weinen — hinübergeisten — zerfließen — an Deiner Brust liegen — meine Herzensfreunde, zwei Freundinnen mit mir Dir zuführen — und sogar — nicht sagen, blicken, drücken, athmen: „Du bist und wir sind."

Indessen ist bei dieser ganzen Erscheinung doch ein Moment nicht zu vergessen, daß alle Überschwenglichkeit — das gilt überhaupt für die ganze damalige Gefühlsduselei — ein gut Teil Unwahrheit mit sich bringt. Wenn man über eine freundschaftliche Versicherung „vor Empfindung fast getödtet zu sein" behauptet, wenn einem „ein Stich ins Herz fährt," weil dem Freunde der Arm etwas gequetscht ist, so ist das ebenso unwahr, wie viele dieser exaltierten Freundschaftsbeteuerungen. Überhaupt bedingt die höhere Entwickelung des Briefes als Seelenvermittler eine größere Unwahrheit des Inhalts als bei dem einfachen Briefe früherer Zeit.

Wie kräftig und glühend aber die freundschaftliche Empfindung bei den damaligen Menschen oft hervorbricht, mag man auch aus dem plötzlichen Wechsel der Anrede erkennen. Leute, die man sonst „Sie" nennt, werden in solcher Extase „Du" angeredet. „Und Sie, mein lieber M.", schreibt Herder an Merck,[5])

---

[1]) Hamanns Schriften und Briefe Teil IV, S. 404. Vgl. auch S. 505. — [2]) und [3]) Ebenda S. 465. Man vergleiche auch Hamanns Briefe an Franz Buchholtz in Münster. Ebenda S. 272, 300, 301. (Seelen-Franz). — [4]) Aus Herders Nachlaß Bd. 11, S. 26. — [5]) Briefe an Merck v. Goethe u. s. w. S. 7, vgl. auch S. 24.

„Du mußt unser Dollmetscher bleiben.“ An Lavater schreibt Wieland:[1]) „Engel Gottes! Lieber, bester Lavater! Mein Herz allein nennt Deinen Nahmen! Glaube nicht, bester, daß ich zu gut von Dir denke. Gewiß ich thue es nicht. Aber ein großes seliges Gefühl Dessen, der Dich gemacht hat, dessen Organ Du bist, durchdringt mich fast allezeit so oft ich an Dich denke!“ Und nach dem überschwenglichen Anfang fährt er fort: „Verzeyhen Sie mir diese Vertraulichkeit.“ Ähnliche Stellen finden sich in den Briefen überaus häufig.[2])

Die „Ergießungen des Herzens in das Herz des Freundes“[3]) werden nun immer mit dankbarer Freude und Rührung aufgenommen und erwecken gleiche Expektorationen. So schreibt Wieland an Merck:[4]) „Bruderherz, Dein Brief, den ich eben izt erhalte, nein, Du bester, Du Einziger, edler guter Mann! ich kann's nicht zu Worte bringen, wie heilig er mir ist, wie ich Dich liebe, was für einen süßen Schauder er durch mein ganzes Wesen ausgegossen, was für neues Leben er mir gibt, wie lieb er mir die Menschheit macht, wie ich Dich an mein Herz drücke, mich inniglich freue, daß der Himmel Dich mir zum Gefährten, Waffenbruder, und Herzensfreund für die andre bessere Hälfte meines Lebens aufgespart habe! Ich muß einhalten, mein Herz ist zu voll. — Aber Du solltest es in diesem Moment bis in Darmstadt fühlen, was in mir vorgeht — o Freundschaft, Freundschaft! Du heilige Brunst! Süßer Trost!“[5])

Man ist von solchen Briefen entzückt,[6]) die Briefe sind wie

---

[1]) Archiv f. Litteraturgeschichte. Bd. IV, S. 317. — [2]) Vgl. z. B. Briefe zw. Gleim, Heinse u. Müller Bd. I, S. 219 f. Briefe von und an Bürger Bd. I, S. 95. Archiv f. Litteraturg. Bd. V, S. 586, 588 f. Kestner wird von Goethe bald Sie, bald Du genannt. (Vgl. Goethe und Werther hrsg. v. A. Kestner an versch. Stellen.) — [3]) Vgl. Aus Jens Baggesens Briefw. mit Reinhold und Jacobi Bd. I, S. 8. — [4]) Briefe an Merck von Goethe rc., S. 126 f. — [5]) Vgl. auch Litzmann, Friedrich Hölderlins Leben S. 41: „Lieber, lieber Freund wie ichs da so überzeugend fülte, daß Lieb' und Freundschaft des Menschen größtes Erdenglück sind.“ Briefw. zwischen Goethe und F. H. Jacobi S. 27: „Ich träume, lieber Fritz, den Augenblick, habe deinen Brief und schwebe um dich. Du hast gefühlt, daß es mir Wonne war, Gegenstand deiner Liebe zu seyn.“ — [6]) Briefe von und an Bürger Bd. I, S. 78: „Wie hat mich Ihr Brief erfreuet, mein Liebster Herr Bürger! nehmen Sie dafür den aufrichtigsten wärmsten Dank, und seyn Sie

„ein göttliches Fest“,[1]) sie verursachen „einen Wonnegenuß“,[2]) man liest sie wiederholt[3]) und lernt sie „inwendig und auswendig“,[4]) ja man küßt sie. „Herzlichen Dank für euren Brief, liebster Bürger“, schreibt Sprickmann,[5]) „ich hab ihn geküßt, als wär er mir von meinem Mädchen gekommen.“ Und solche Briefe bewahrte man wie einen Schatz auf; selbst ein so ruhiger Mann, wie Lichtenberg, bewahrte die besten Briefe seiner Freunde in einem Päckchen auf, das die Aufschrift trug: „Archiv meines Herzens.“[6])

Der freundschaftliche Briefwechsel unter den Frauen — sie waren, wie wir sahen, sehr fleißige Briefwechslerinnen — ist in der Regel auf einen weniger leidenschaftlichen Ton gestimmt, ist aber nicht minder durch gefühlvolle und warme Hingabe ausgezeichnet. „Mein Herz ist unbändig in seinen Wünschen und unersättlich in dem Genuß der Liebe und Freundschaft,“ schreibt Caroline von Dacheröden ihrer Charlotte von Lenge-

---

überzeugt, daß ich die gütigen Bezeugungen Ihrer Freundschaft ganz fühle, daß sie mich stolz machen“ 2c. Abbts vermischte Werke Teil V, S. 202: „Glauben Sie mir auf mein Wort, daß mich seit langer Zeit nichts so sehr vergnügt hat, als Ihr freundschaftliches, empfindungsvolles, edelmüthiges Schreiben.“ Ztschr. f. Preuß. Gesch. Jahrg. 18, S. 510. Gleim schreibt an Jacobi, er sei mit zwei lieben Briefen von ihm hinausgegangen, habe sich „in die Grasevertiefung“ gesetzt, sie zu lesen. „Mitten in dem größten Vergnügen störte mich mein Gärtner.“ Briefe an Tieck Bd. IV, S. 172 (Wackenroder): „Dein Brief hat mir unaussprechliches Vergnügen gemacht; ja, er hat mich wirklich bis zu Thränen gerührt. Wenn Du weißt, wie weich ich bin, wirst Du mir das glauben. Tieck, ich bin entzückt, daß Du mich so liebst.“ Wieland an Lavater (Archiv f. Litteraturg. Bd. IV, S. 307): „Ich mußte mitten im Brief mit Lesen inhalten, weil ich noch zu schwach war, das innige Vergnügen, das er mir verursachte, zu ertragen — Vergnügen, unaussprechliches Vergnügen, bey den Blicken, die ich da in Ihre Seele that und über den Gedanken, daß es nun endlich dahin gekommen, daß unsere Herzen . . . so unverholen, frey und zutraulich sich gegen einander aufschliessen.“ Vgl. ferner Zoeppritz, Aus F. H. Jacobis Nachlaß Bd. II, S. 63; Bd. I, S. 21.

[1]) Forsters Briefw. mit Sömmering S. 309. — [2]) Aus Baggesens Briefwechsel mit Reinhold und Jacobi Bd. I, S. 8. — [3]) Hippels Werke Bd. XIII, S. 2. — [4]) Aus Baggesens Briefwechsel Bd. I, S. 70. — [5]) Briefe von und an Bürger Bd. II, S. 99. Vgl. auch u. A. Archiv f. Litteraturg. Bd. XIV, S. 262. Zimmermanns Briefe an Freunde in der Schweiz S. 293. — [6]) Briefe I, S. 85.

feld.[1]) Die Geheimnisse des Herzens auszuplaudern und die innersten Gefühle auszuschütten, war namentlich bei den Frauen gewöhnlich; seitdem ist dieser Zug bis heute dem Frauenbriefe geblieben. Charlotte von Schiller nennt in späteren Jahren einen Brief an ihre Freundin „eine freundliche Begegnung, wo wir uns wieder fest aneinander schließen“,[2]) und Caroline Michaelis schildert in den Briefen an ihre beste Freundin „immer ihre ganze Seele.“[3]) Echt sentimentale Begriffe von Freundschaft hat Caroline Flachsland, die Braut Herders. Über das Fräulein von Ziegler schreibt sie:[4]) „Das Mädchen ist das empfindungsvollste, edelste, schönste Herz, als ich je ein Mädchen gesehen; es ist das erste, das ich so mit meiner ganzen Seele umfasse.“ Und von ihrem Abschied berichtet sie:[5]) „Sie war zum Ersticken bewegt, da ich unterdessen weinen konnte, und ihre Augen schienen, wie einer Sterbenden, in den Himmel zu wollen. O die schöne Seele!“

Beachtung verdient endlich noch der Briefwechsel derjenigen Kreise, welche die Nachfolger jener Pietisten sind, an die doch in gewisser Weise dieser ganze empfindsame Briefverkehr anknüpft. Am meisten charakteristisch sind da die Briefe Lavaters, in denen die ganze Bekehrungs- und Seelenfreundschaftssucht der Spener und Franke in exaltiertem und weinerlichem Gewande wiederkehrt. „O mein Freund!“ schreibt er an Hasenkamp,[6]) „es ist hohe, hohe Zeit, zu wachen und sich in Bereitschaft zu halten. Es ist eine Zeit der Gährung! Der Satan hat neue Anschläge! Wir müssen zusammenhalten und unsers Herrn Sache mit doppelter Wachsamkeit vertheidigen.“ Dafür suchte er nun sein Leben hindurch zu wirken. Es war eine große Gemeinde der „Herzensfreunde“ und „Geschwister Christi“, die ihn umgab und die er stärkte. Hasenkamp muß ihm all seine Herzensfreunde schildern, bis zur Bauernfrau herunter. „Alle

[1]) Charlotte von Schiller und ihre Freunde Bd. II, S. 147. — [2]) Ebenda Bd. I, S. 404. — [3]) Waitz, Caroline Bd. I, S. 3. Vgl. auch Goethes Briefe an Frau v. Stein. 2. Aufl. Bd. I, S. 41 (Cornelia Schlosser): „Umsonst such ich schon lang eine Seele, wie die Ihrige, ich werd sie hierherum nie finden.“ — [4]) Aus Herders Nachlaß Bd. III, S. 181. — [5]) Ebenda S. 182. — [6]) Briefw. zw. Lavater und Hasenkamp S. 11.

Ihre Herzensfreunde" schreibt er an ihn einmal,[1]) „müssen wenigstens in der Ewigkeit meine Freunde sein." Seine freundschaftlichen Gefühle drückte er immer in mystischer, exaltiertester Weise aus. „Unendlich und immer reiner und immer englischer und immer göttlicher sei unsere Freundschaft," schreibt er an Hasenkamp;[2]) und in dem Brief, in dem er ihn zuerst „Du" anredet, heißt es:[3]) „Den 29. Mai 1772 also, Nachts um 11 Uhr auf meinem einsamen Bette, schreibe ich zum erstenmal mit der ganzen Zustimmung meines Herzens: Du, mein lieber Bruder im Herrn, Du mein Mitstreiter und Mitsieger und Mitbekrönter, sei mir vor Gott, Deinem und meinem Schöpfer zur Unsterblichkeit, gesegnet und nimm mich, mit allen meinen Gebrechen, brüderlich auf Deine Seele, wie auch Christus uns zur Ehre Gottes aufgenommen hat."

Seine Begriffe von Seelenfreundschaft äußern sich in seinen Briefen oft in absonderlicher Weise. Ein Brief an Herder schließt:[4]) „Nun, mein Bruder, beschließ' ich diesen Brief, lege die Feder weg und senke meine Stirn auf dies Blatt — daß Gottes Segen mit ihm in Deine Seele dringe, daß mein Herz des Deinigen werth werde — Amen."

Ganz nach Weise der alten Pietisten stand er in solchem Seelenverkehr mit vielen Frauen, denn von diesen hatten sich viele in überspannter Empfindsamkeit und eingebildetem Seelenleiden dieser Richtung angeschlossen. Und er schloß solchen Verkehr sehr leicht. So haben ihn Frau von Lengefeld und deren Töchter in Zürich kennen gelernt. Und bald erhalten sie von ihm Briefe, deren erster die Überschrift trägt: „Liebe Seele Lengefeld und Compagnie!"[5]) Die bekannteste dieser schönen Seelen ist Goethes Freundin Susanna von Klettenberg. „Ich muß noch schreiben an Zimmermann," heißt es in einem Briefe Lavaters[6]) „und an Goethe und eine himmlische Seele, Goethes Freundin, die sich Cordata unterschreibt und der Sabbath meiner Reise ist. — O Bruder! welche Seelen gibts! Wie bin ich Schwätzer, Heuchler, Gräuel gegen Cordata." Die Klettenberg

[1]) Ebenda S. 20. — [2]) S. 13. — [3]) S. 34. — [4]) Aus Herders Nachlaß Bd. II, S. 45. — [5]) Charlotte v. Schiller u. ihre Freunde Bd. II, S. 30. — [6]) Aus Herders Nachlaß Bd. II, S. 107.

hatte außer Lavater viele andere Seelenfreunde, so Friedrich Wenzel Neißer, den sie wohl „Mein theuerster und in dem Heiland herzlich geliebter Bruder“ anredet.[1]) Es waren meistens adlige Frauen, die in solchem Verkehr standen — auch darin ist das Treiben das alte geblieben. — So stand mit Jung-Stilling die Reichsgräfin Christiane von Ortenburg in innigem brieflichen Verkehr. Übrigens mochte in diesem Verkehr manches abstoßende vorkommen. Herder findet die billets de confession unter Herrnhutern und Katholiken abscheulich.[2])

Lavater dehnte seine Freundschaft, wie einst Spener, auch über die adligen Kreise hinaus. Der Markgraf von Baden suchte bei ihm Trost, Karl August von Weimar schreibt an ihn, „einen der liebsten seiner lieben Menschen“: „Auch ich will mich an dem großen Feuer Eurer Briefe wärmen;“[3]) und die Prinzessin Louise: „Könnte ich alles mit ihnen theilen, alle ahndungen, alle glückliche, ja auch leidende Stunden.“[4]) Man hatte gegen Hohe ein so weites Herz, wie gegen Niedere und Mißachtete. Einen Juden, dessen Stamm man bisher trat, nennt Jung-Stilling: „Mein theurer und herzlich geliebter Freund.“[5])

Indessen war dieser Verkehr zwischen Männern und Frauen und Hohen und Niedrigen nicht allein mehr ein Vorrecht der Pietisten. In dieser Beziehung war man sich überhaupt näher gekommen. Das Verhältnis der beiden Geschlechter zu einander zunächst wurde im achtzehnten Jahrhundert ein freies und ungebundenes. Niemand fand an Freundschaften zwischen Männern und Frauen etwas Besonderes. Man näherte sich auch leichter einander. Wie vertraulich begegnet Voß gleich in seinem ersten Briefe Ernestine Boie![6]) Es ist nicht allzu wunderbar, wenn bei der Verehrung, die Gellert allgemein genoß, auch ein Fräulein, wie die Lucius,

---

[1]) Reliquien des Frl. von Klettenberg hrsg. v. Lappenberg S. 137. Charakteristisch ist der Anfang eines ihrer Briefe an v. Moser (Goethe-Jahrb. X, S. 139): „An einem stillen empfindungsvollen Abend, wo der Mond Jupiter und die prächtige Venus in nahmenloser Majestet am Firmament funcklen und mir Jehovah mit starcker stimme in mein schmelzendes Herz russen, überleße ich einmal wieder Ihre beide letzte Briefse, mein theurster Freund.“ — [2]) Briefe an und von Merck S. 34. — [3]) Im Neuen Reich 1876. II, S. 270. — [4]) Ebenda S. 297. — [5]) Weimar. Jahrb. II, S. 480. — [6]) Briefw. v. J. H. Voß Bd. I, S. 211 f.

seine Freundschaft und seinen Briefwechsel sucht, aber es fällt schon auf, wenn ein Verehrer Gellerts, der Herr Zeis, der außerdem verheiratet ist, der Lucius ein Buch übersendet, dasselbe ihr sehr empfiehlt und dabei „auf die gütigste Art ihre Freundschaft verlangt," die denn auch gewährt wird.[1]) Das weibliche Geschlecht fühlte damals keine Schranke, die sie von den Männern trennte. Als man sich daran gewöhnte, sich gegenseitig leicht zu offenbaren, mochte auch wohl ein junges Mädchen, wie Meta Moller, ihrem Freunde Cramer, ihrem „süßen Cramer", Detailliertes von ihren Liebesempfindungen für Klopstock schreiben.[2]) Die Frauen gefielen sich in dieser Rolle als Freundinnen. Wieland und Sophie La Roche hatten einander geliebt, ihr Verhältnis hatte sich dann gelöst, und Sophie hatte geheiratet. Als aber dann eines Tages Wieland schrieb:[3]) „Ihre Großmuth und ungewöhnlich edle Denkart, die mir, wie ich mir schmeichle, mehr als irgend einem andern bekannt ist, läßt mich die Hoffnung fassen, daß Sie meinen Vorschlag von Fortsetzung unserer innerlichen und geistigen Verbindung und, wo es seyn kann, auch unseres Briefwechsels annehmen werden": da antwortete sie nicht ablehnend, und eine dauernde Freundschaft war geschlossen. Wie viel weibliche Freundschaften hat nicht der junge Goethe neben seinen vielen Liebschaften gehabt. Friederike Oeser und Katharine Fabricius und Betti Jacobi und Johanna Fahlmer standen mit ihm in freundschaftlichem Briefwechsel. Und von den Briefen an Auguste Stolberg sagte ein Verwandter:[4]) „Diese Briefe sollen so glühend, leidenschaftlich sein, wie sie ein Jüngling einem geliebten Mädchen nur schreiben kann, und dennoch haben die beiden sich in einem langen, fast achtzigjährigem Leben nie gesehen." „Schwester Engel" nennt er sie und „goldnes Kind."[5]) Ein Brief beginnt:[6]) „Gustgen! Gustgen! Ein Wort, daſſ mir das Herz frey werde, nur einen Händedruck. Ich kann Ihnen nichts sagen. Hier! — Wie soll ich Ihnen nennen das hier! Vor dem Stroheingelegten bunten Schreibzeug — da sollten feine Briefgen ausgeschrieben werden

[1]) Briefw. mit Dem. Lucius S. 166. — [2]) Briefe von und an Klopstock S. 119 f. — [3]) a. a. O. S. 30. — [4]) Goethes Briefe an die Gräfin Auguste Stolberg S. 17 f. — [5]) Der junge Goethe Bd. III, S. 91 u. 95. — [6]) Ebenda S. 93.

und diese Trähnen und dieser Drang! Welche Verstimmung. O daß ich Alles sagen könnte." Ein sehr intimes Verhältnis bestand auch zwischen dem Professor Sprickmann und Jenny von Voigts, geb. Möser. Beide hatten in der Jugend eine solche Freundschaft geschlossen, nannten sich Bruder und Schwester und du und wechselten leidenschaftliche Briefe. Aber auch als Sprickmann fünfzig und mehr Jahre alt war, behielten seine Briefe einen ähnlichen Ton. Einer erklärt uns das Bedürfnis solcher Freundschaft:[1] „Und dann hier vor meiner Seele das liebe Bild meiner Jenny mit ihrem traulichen, schwesterlichen Blicke! . . . Siehe, Liebe, ich habe zwar endlich errungen, was mir in meiner Jugend so sehr fehlte und was mich dann oft so unaussprechlich unglücklich machte: ich habe das Glück errungen, mich in süße Träume von Seligkeiten, deren ich entbehren muß, einwiegen zu können, ohne Furcht, aus diesen Träumen zu ungestümen Wünschen zu erwachen . . . aber mit der Idee des Zusammenlebens mit dir am nämlichen Orte möchte ich den Versuch am wenigsten wagen. Die Idee hängt grade an einem Bedürfnisse meines innern Lebens, welches ich unter allen fast am schmerzlichsten fühle, am Bedürfnisse der Freundschaft. Ueber Liebe habe ich mit dem Schicksale abgerechnet und ihm über alle meine Forderungen mit höflichem Danke quittirt, aber in Ansehung der Freundschaft sind meine Forderungen noch lange nicht befriedigt. Ich habe keinen Freund und fast möchte ich hinzusetzen: ich verlange keinen. Mich dünkt überhaupt, eines Freundes bedarf der Mann nur für die Angelegenheiten seines Kopfes: für die Angelegenheiten des Herzens bedarf er einer Freundin . . . . Die Herzensangelegenheiten! nicht wahr, meine Jenny, das weißt Du doch auch, daß das Herz auch für Freundschaft Bedürfnisse hat, die alles Glück der Liebe nicht ausfüllen kann, so wenig als Freundschaft für Liebe zu entschädigen vermag." [2])

Daß in solchen Freundschaften oft mehr als Freundschaft steckte, daß man auch mehr liebte als nur die Seele, ist, auch

[1]) Ztschr. f. vaterl. Gesch. u. Altertumskunde Bd. 40, S. 13 f. — [2]) Aus späterer Zeit vgl. noch Hebbels Briefw. hrsg. v. Bamberg Bd. I, S. 35 (H. an Elise Lensing): „Keinem Menschen in der Welt schreibe ich Briefe, wie Dir. Du genießest mit mir mein geheimstes Leben."

ohne besondere Beispiele, klar. Daß das achtzehnte Jahrhundert ein besonders sittliches gewesen wäre, hat noch niemand behauptet; oft verbergen sich unter den Gefühlen der Freundschaft ganz andere, die nicht ganz unbedenklich sind. Da ist die Freundschaft zwischen der Karschin und Gleim. Sie schreibt ihm zwar:[1]) „Mein harmonischer Freund. Sie haben Eine Seele schön bis zum Anbehten;“ aber Gleim fühlt sich doch einmal veranlaßt zu schreiben:[2]) „Zuweilen, ich gesteh es, meine liebste Freundin, scheinen sie mir allzu zärtlich, und da erforderte meine Schuldigkeit, unsere Platonische Freundschaft in ihren Grenzen zu halten.“ Und schließlich heißt es:[3]) „Von meiner platonischen Liebe zu ihnen, Madame, haben sie tausend Beweise; zu dieser zwischen Personen beyderley Geschlechtes gehören Küße nicht.“

Aber wenn wir von solchen und ähnlichen, noch schlimmeren Erscheinungen absehen, so ist es doch sehr natürlich, daß an Stelle der Freundschaft oft stärkere Zuneigung und Liebe trat. Nicht selten führte freundschaftlicher Briefwechsel zwischen Mann und Weib zu Verlobung und Ehe, so bei Lessing und Eva König, Schiller und Charlotte von Lengefeld.

Andererseits hielten sich solche Freundschaftsverhältnisse oft von der überschwenglichen Empfindsamkeit frei. Es brauchten nicht immer Bünde zu sein voll Leidenschaft und Überschwenglichkeit. Der freundschaftliche Briefverkehr zwischen Philippine Gatterer und Bürger z. B. bewahrt einen ruhigen Ton. Noch mehr ist das natürlich der Fall bei den älteren Frauen und Männern. Nach Schillers Tod entstand so eine herzliche Freundschaft zwischen seiner Gattin und Knebel; seitdem standen sie im vertrauten Briefwechsel, der durchaus einen edlen Charakter trägt. Ein „seelenvoller Briefwechsel“ wurde — ebenfalls schon in unserm Jahrhundert — auch zwischen Wilhelm von Humboldt und Charlotte Diede geführt. Diese, einst seine Jugendfreundin, hatte an ihn, als er schon Minister war, geschrieben und sich in Erinnerung gebracht. Bis zu Humboldts Tod standen sie nun in Korrespondenz, deren Charakter am besten Humboldts Worte bezeichnen: „Schreiben Sie mir so herzlich, so vertrauend,

[1]) Zeitschr. f. Preuß. Gesch. 12. Jahrg. S. 644. — [2]) Ebenda S. 651. — [3]) S. 709.

als jetzt, lassen Sie sich ganz mit mir gehen, wie ich mit Ihnen."[1])

Freilich zeitigt die wunderliche Zeit auch absonderliche Erscheinungen. Sophie La Roche und Wieland hatten sich einst geliebt und hatten dann einen Freundschaftsbund geschlossen; als Wieland ein Greis zu werden begann, wurde ihm Sophies Enkelin, Sophie Brentano, Freundin, dem Greise das junge Mädchen. „Lieber Vater!" beginnt ihr erster Brief an ihn.[2]) „Zehnmal schon hab' ich die Feder ergriffen, weil mein Herz so voll ist, und weil mir deucht, bey Ihnen allein könnt ich es ergießen." So entstand ein traulicher Briefwechsel zwischen den beiden. Sophie fühlte sich schwärmerisch als vertrauendes Kind. „Alles Drückende, Peinliche, Irrdische schütle ich herab, und schwebe hinüber zu meinem Vater, zu meinem höchsten Stolz, zu meiner süßesten Freude".[3]) „An Ihrer Seite, unter Ihren Blicken, von Ihren Worten werde ich leben, ein doppeltes, zehnfaches Leben für alle Zeiten meines Daseyns. Ja: ich fühle das reine, zarte, himmlische dieses Verhältnisses, wie Sie sagen; ich verstehe es, und alles was mir fehlt, um dessen werth zu seyn, das wird es selbst mir geben."[4])

Und ein zweites Beispiel mag, wie dies aus dem Anfang unsers Jahrhunderts, angeführt werden, da ein noch nicht zwanzigjähriges junges Mädchen mit einem dem Greisenalter nahen Mann Freundschaft schloß. In solchem Verhältnis und „freundlichen Briefwechsel" stand jener Sprickmann mit Annette von Droste-Hülshoff. Sie nennt ihn „lieber theurer Freund."[5]) „Mein verehrter, lieber, lieber Freund",[6]) „Mein lieber geliebter Freund",[7]) „mein Sprickmann."[8]) „Lieber theurer Sprickmann," schreibt sie,[9]) „ich sehe es täglich mehr ein, wie unendlich viel ich an Ihnen verlohren habe und wie ich ohne Sie nur ein schwaches und unselbständiges Wesen bin."

Wenn der Geist des 18. Jahrhunderts die Geschlechter näher aneinander gebracht hatte, so brachte er auch die Stände

---

[1]) Briefe v. W. v. Humboldt an eine Freundin Bd. I, S. 7. — [2]) Deutsche Rundschau Bd. 52, S. 201. — [3]) Ebenda S. 202. — [4]) Ebenda S. 207. — [5]) Deutsche Rundschau Bd. 26, S. 213. — [6]) Ebenda S. 220. [7]) S. 221. — [8]) S. 224. — [9]) Ebenda S. 215.

zusammen. Der auf das Innere gerichtete Blick, die außerordentliche Wertschätzung der Geistesthaten paßten nicht zu dem servilen Treiben der vergangenen Epoche, der Rang und Geburt alles waren. Mehr und mehr wurde sich daneben der Mittelstand seiner geistigen Herrschaft und seines Einflusses bewußt und gewann die verlorene Selbstachtung wieder. Der Adel andererseits wie die Fürsten wandten sich dem neuen litterarischen Leben zu, waren selbst produktiv, pflegten die Litteratur oder waren ihr hilfreiche Gönner. So kam man zusammen. Und andererseits wieder erwachte die Idee der Menschheit stärker; man war Mensch und nicht Fürst und Unterthan. Und in der Ferne grollte auch schon die französische Revolution.

Ein neuer Verkehr zwischen Hoch und Niedrig hat begonnen. Noch Gellert hat wenig von dem neuen Geiste. An das Fräulein von Schönfeld schreibt er doch anders, als an die Lucius, wenn er auch nicht entfernt an die Devotion des 17. Jahrhunderts erinnert, und von den Fürsten und Großen redet er doch noch mit gewaltigem Respekt. Aber bald wird das Bild anders. Mit geistig hervorragenden Männern bürgerlichen Standes begannen Fürsten häufig zu korrespondieren — einst hatten dies Vorrecht die Geistlichen allein neben den Politikern und Militärs gehabt. Und die Sturm- und Drangperiode zeitigte die warme Freundschaft Karl Augusts und Goethes. Das war in der That schon „ein Stück sozialer Revolution.“ Sie dauerte auch über die stürmische Jugendzeit durch das spätere Leben an; Goethe blieb, wie ihn der Herzog nannte, „sein lieber, alter Freund und Waffenbruder in dieser stürmischen Welt.“[1]) Dieser Kreis der Weimarer,[2]) der Frankfurter und Darmstädter ist überhaupt wie eine große Familie.

Wie herzlich ist die Korrespondenz zwischen der Frau Rat und der Herzogin Amalie![3]) Merck erhielt freundschaftliche Briefe von

---

[1]) Briefw. d. Großherzogs Karl August mit Goethe Bd. II, S. 166. — [2]) Christian Stolberg schrieb von d. fürstl. Familie: „Man geht mit ihnen Allen um, ganz als wären's Menschen wie unser einer.“ Hennes, aus F. L. v. Stolbergs Jugendjahren S. 65. — [3]) Beispiele eines freundschaftlichen Briefwechsels zwischen Fürstinnen und anderen Frauen bieten weiter die gefühlvolle Korrespondenz Jennys von Voigts mit Luise von Anhalt

ihr wie von Karl August — „Lieber M.,“ schreibt er einmal,[1]) „Entschuldigen will ich mich nicht, daß ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe, aber erzählen will ich Ihnen, was ich derweile trieb“ — und ebenso von Herzog Georg von Sachsen-Meiningen. „Wie stehts, liebster Fr. und Geheimerath!“, schreibt dieser,[2]) „Man hört und sieht ja nichts von Euch.“ Derselbe Herzog Georg schreibt an Sömmering:[3]) „Mich habt Ihr wohl vergessen, Freund Sömmering? Nicht so ich Euch. Geschwiegen hab' ich lange, weil ich glaubte, es müsse Euch wohl gehen. Aber es kommen auch Zeiten, wo es wohl thut, wenn man Freunde hat. So gerne möchte ich Euch wiedersehen, bei mir sehen. Kommt doch und besucht mich, bringt aber Frau und Kinder mit! Die Reise bezahl' ich. Wir wollen dann einmal uns der alten Zeiten erinnern und froh seyn.“ Berühmt ist der Brief des Herzogs Friedrich Christian von Augustenburg und des Grafen Schimmelmann an Schiller. Er beginnt:[4]) „Zwey Freunde, durch Weltbürgersinn mit einander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beyde sind Ihnen unbekannt, aber beyde verehren und lieben Sie.“

Und damals konnte es geschehen, daß ein Fürst, der Erbprinz Louis Ferdinand von Braunschweig, mit einem Juden — es war Moses Mendelssohn — korrespondierte.[5])

Mit dem konventionellen Zwang, der bisher für den Verkehr der Menschen, auch der näherstehenden, charakteristisch war, ist jetzt gründlich aufgeräumt worden. Für den freundschaft-

---

Dessau (vgl. Ztschr. f. vaterl. Gesch. u. Altertumsk. Bd. 40, S. 6), diejenige zwischen Karoline von Sachsen-Weimar und Charlotte v. Schiller, der „theuren, immer geliebten Loloa“) (Charlotte v. Schiller und ihre Freunde Bd. I, S. 535 ff.). Mit Lengefelds waren ferner die Schwarzburg-Rudolstädter Prinzessinnen sehr befreundet (Ch. v. Schiller und ihre Freunde Bd. II, S. 34). Freundschaftlicher Briefwechsel zwischen adligen und bürgerlichen Damen ist erst recht nichts ungewöhnliches. Vgl. z. B. Zoeppritz, aus F. H. Jacobis Nachlaß Bd. II, S. 155 (Helene Jacobi und Gräfin Reventlow).

[1]) Briefe an und von Merck S. 183 f. — [2]) Ebenda S. 255. — [3]) Angeführt bei Biedermann a. a. O. II, 3, S. 1071. — [4]) Schillers Briefw. mit dem Herzog. 2c. Hrsg. v. M. Müller S. 16. — [5]) Biedermann a. a. O. II, 3, S. 1072.

lichen Briefverkehr existierten Schranken, wie sie bis dahin bestanden hatten, überhaupt nicht mehr, und der Begriff des freundschaftlichen Briefverkehrs war überdies ein außerordentlich weiter.

Indessen verschwand doch nicht alle Konvention und Etikette aus dem brieflichen Verkehr des achtzehnten Jahrhunderts: das kann schon der moderne Brief lehren.

Fremden gegenüber, namentlich wenn sie Rang und Würden besaßen, oder gar wenn sie hochgestellte Leute waren, mußte man auch in dieser Zeit einen höflichen und förmlichen Ton bewahren. Die Höflichkeit verlor aber den Charakter der Kriecherei und Servilität, den sie bis dahin besessen hatte; allerdings auch erst allmählich. 1747 beginnt ein Brief des Juden Gumperz an Gottsched:[1]) „Ew. Hochwohlgebohren haben mich vor einigen Jahren des Glückes gewürdigt, auf mein geringes damals abgelassenes Schreiben höchst eigenhändig zu antworthen. Welcher gantz ausnehmenden Gütigkeit ich mich Zeitlebens zu rühmen wissen, und durch gehorsamsten Dank zu erkennen bedacht seyn werde.“ Und noch 1773, als der junge Schiller in die württembergische Pflanzschule aufgenommen werden sollte, schrieb der Vater an den Intendanten einen Brief, in dem es hieß:[2]) „Wäre es möglich, durch Gebete und Wünsche das endliche Loos aller Menschen abzuändern, so müßte Unsterblichkeit vom Himmel herniedersteigen und dem besten, dem weisesten und gnädigsten Landesregenten, unserem durchlauchtigsten Herzog, zu Theil werden, doch, wer wird hieran zweifeln, da der Saame des unschätzbaren Guten, welchen höchstdieselben mit eigenen höchsten Händen in die zarten Herzen ganzer künftiger Geschlechter ausstreuen, für die Ewigkeit reift? Wenn nach verflossenen Jahrhunderten unsere Enkel das Gepräge der Tugend und Weisheit noch an sich tragen, werden sie nicht alsdann noch erkennen und sagen, das haben wir dem großen Herzog Karl zu verdanken, Sein Name und Sein Thun sei bei uns in Segen.“ Um solchen Stil zu verstehen, muß man sich vor Augen halten, daß die sozialen Verhältnisse im allgemeinen sich doch recht wenig geändert hatten, daß im Gegenteil Fürst und Adel häufig die

[1]) Danzel, a. a. O. S. 335. — [2]) O. Brosin, Schillers Vater S. 39.

wahnwitzigsten Despoten waren und solche Kriecherei verlangten, daß ferner der alte Beamtenzwangsstaat, in dem sich die Beamten nach unten hin als Despoten im Kleinen gerierten, nach wie vor bestand. Man lese nur, was die akademischen Gelehrten bis in unser Jahrhundert hinein in ihren Reden an Servilität leisten, und man wird entsprechende Briefe nicht mehr wunderbar finden.

Die Zuschriften, die einmal ein zur Visitation der Greifswalder Universität beorderter Kommissar neben gedruckten Lobgedichten und Oden von Professoren und Studenten erhielt, sind z. B. ganz in dem Tone servilster Unterthänigkeit abgefaßt. In einer derselben heißt es:[1]) „Unsere Freude über dero unschäzbare Gegenwart, unsere Zufriedenheit, Sie als einen Mitarbeiter für die Vortheile dieser Academie, und daher als einen Beförderer unserer Wolfart verehren zu können, will ieczt ihren Trieben folgen und zum Ausbruch geraten. Sie will demnach durch Töne — die Studenten brachten eine Abendmusik — und freudige Zurufungen Beweise ihrer Stärke geben. Meine gesamten MitBrüder und ich haben das Vertrauen, es werden dieselben Eurer Hochwohlgebohrnen um so viel mehr genehmiget seyn, ie freudiger wir bekennen dürfen, daß dieses Ehrfurchtsvolle Kennzeichen unsers pflichtmäßigsten Antheils an dero heilsamen Unternehmungen sind. Und wie können diese anders als heilsam seyn, wie können sie andere, denn nur die erwünschten Wirkungen haben, da Euer Hochwohlgebohrnen mit ihr Urheber sind, die Sie mit ihren preiswürdigen Fähigkeiten die bündigste Gelehrsamkeit vereiniget, die Sie es allen Ihren Verehrern als eine Pflicht auflegen, mit Bewunderung und Hochachtung den Gelehrten selbst und den Freund der Musen in ihrer Persohn zu preisen“.

Es gab immer noch Leute, denen die Höflichkeit nur als Schwall überschwenglicher Redensarten möglich erscheint. Ein Brief eines Professors J. G. v. Aeminga vom 12. Oktober 1782 beginnt:[2]) „Hochwohlgebohrner Herr, Höchstgeehrtester Herr Vice-Präsident und Ritter! Hochgeneigtester Gönner! Ew. Hoch-

[1]) Vitae Pomeran. (Greifsw. Un.-Bibl.). Vol. 30. — [2]) Ebenda Vol. 1.

wohlgebohrnen, meines sovieljährigen Gönners, Dero Frau Gemahlin Gnaden und Dero gantzen adelichen Hauses hohes Wohlergehen von des Kgl. hohen Tribunalsbothen in der vorigen Woche zu erfahren, ist mir höchst erfreulich gewesen. Bald darauf habe ich Ewr. Hochwohlgebohrnen mir angeehrte Zuschrift vom 5 ten October zu erhalten das Vergnügen gehabt, und aus selbiger deroselben beharrliche gracieuse Gesinnung gegen mich, meine Frau und insbesondere gegen meinen Sohn mit der lebhaftesten Empfindung ersehen. Wir versichern sämtlich unsere Ehrfurcht, empfehlen uns zu Ewr. Hochwohlgebohrnen, der Gnädigen Frau Vice-Praesidentin und dero hohen Hauses beständigen grace und Wohlwollen." Und ein Herr von Nettelbladt[1]) schreibt 1775 an den damaligen Tribunalsassessor von Balthasar bei Gelegenheit des Todes seines Vaters, da seine Mutter ihm denselben angezeigt habe, wolle er das nicht auch thun. „Vielmehr aber erachte es mir zu einer schuldigsten und sehr angenehmen Obliegenheit, welche ich nicht umhin kann, auch bey dieser, sonst traurigen Gelegenheit, dem Höchstgeneigten Angedenken und Wohlwollen Deroselben mich ganz gehorsam zu empfehlen."

Aber Beispiele solcher besonders servilen Höflichkeit sollen hier nicht weiter angeführt werden, auch nicht auf den immerhin noch recht spießbürgerlichen und ceremoniellen Verkehr mancher Klassen des Mittelstandes weiter eingegangen werden, sondern nur über die Höflichkeit im gewöhnlichen Briefverkehr zwischen Fernerstehenden einiges beigebracht werden. Da fallen doch noch manche Reste früherer Art auf. Die Anrede in solchen Briefen ist noch recht lang und formell: „Hoch Edelgebohrner Herr, besonders hochgeehrter Herr Professor." „Wohlgeborner Herr, hochzuverehrender Herr Hofrath!" „Hochedelgeborner, hochgeehrtester Herr." So oder ähnlich schreibt man gewöhnlich, die Teile der Anrede abgesetzt und oft in verschnörkelter Fraktur. Leute von Rang reden sich auch oft bei näherer Bekanntschaft so an, z. B. „HochWohlgeborner, höchstgeehrtester Herr Hof Rath, Insonders Werthgeschätzter Freund.[2]") Auch Gleim schreibt an Nicolai:[3]) „Hochedelgebohrner, hochgelehrter Hr. Professor,

---

[1]) Ebenda Vol. 27. — [2]) Archiv. f. österr. Gesch. Bd. 48, S. 380. — [3]) Archiv f. Litteraturg. Bd. XI, S. 463.

Hochgeschätzter Freund und Gönner.“ Noch 1822 schreibt Lenz an Goethe[1]): „Excellentissime, Hochwohlgeborener und Hochgelehrter Herr, Hochgebietender Herr Staatsminister, Geheimerath und Präsident, Gnädiger Herr!“[2]) Ebenso war noch die höfliche Schlußversicherung geboten. An Seinesgleichen schreibt man: „Ich bin mit vollkommenster Hochachtung Ew. Hochedelgeboren ergebenster Diener.“ „Ich empfehle mich Dero Wohlgewogenheit und verbleibe mit der größten Hochachtung Ew. Hochedelgeboren, meines hochzuehrenden Herrn Professors gehorsamster Diener.“ „Der ich übrigens die Ehre habe mit erdenklicher Hochachtung mich unveränderlich zu nennen, Ew. WohlEdelgebohren gehorsamster Diener.“ „Ich ersterbe dero gehorsamster Diener.“ An Hohe oder an Adlige schrieb man z. B.: „Ich ersterbe mit der tiefsten Ehrerbietung Dero unterthänigst ergebenster demüthigster.“[3])

Man gebraucht ferner im Briefe höfliche Wendungen, „ermangelt nicht den verbundensten Dank abzustatten“, spricht von „Ew. Excellenz mir angewürdigter Zuschrift,“ man küßt die Hand, man bittet anderen sein Kompliment zu machen oder „der Frau Gemahlin seine vollkommenste Ergebenheit zu versichern“ und so fort.

Man behielt also, wie auch noch heute, für den schriftlichen Verkehr untereinander immer noch ein gut Theil Form und Konvention bei.

Ebenso erforderte nach wie vor die Höflichkeit gewisse Briefe an sich, jene Briefe, von denen schon Gellert in seiner Reformschrift sagte:[4]) „Überhaupt läßt sich von keinen Briefen

[1]) Neue Mitteilungen aus Goethes handschriftlichem Nachlasse Bd. I, S. 253. — [2]) Über die Titel seiner Zeit äußerte sich Rabener, Satirische Briefe, Vorbericht: „Es ist uns Deutschen nicht zuzumuthen, daß wir unser gezwungnes und buntes Wortgepränge auf einmal verlassen sollten, mit dem wir die Eingänge unsrer Briefe prächtig machen. Am wenigsten wollte ich, daß die witzigen Köpfe die ersten wären, diese Gewohnheit lächerlich, und das Mein Herr oder Madame allgemein zu machen . . . Diejenigen, welche durch die Gewohnheit ein Recht haben, weitläuftige und prächtige Titel zu fodern, haben auch allein das Recht, sich davon los zu sagen. Es wäre zu wünschen, daß sie es nach und nach thäten, und dadurch unsre deutschen Ehrenbezeugungen biegsamer und natürlicher machten.“ — Gegen Ausgang des Jahrhunderts wurde die Anrede oft viel kürzer. „Ew. Excellenz oder Ew. Wohlgeboren beehre ich mich hiermit“ u. s. w. findet sich häufig. — [3]) Hamann an die Frau v. N. N. a. a. O. IV, S. 347. — [4]) a. a. O. S. 67 f.

weniger hoffen, als von denen, die der Geist des Ceremoniels und der Mode eingeführt, und an gewisse betrübte oder freudige Fälle, oder an gewisse Tage, an Namens- Geburts- und Neujahrs-Tage gebunden hat. Sie sind die beschwerlichsten und aus einer gerechten Strafe gemeiniglich die schlechtesten. Es sind Geburten, denen man ihre Herkunft, denen man die Verstellung, die Schmeicheley, den Eigennutz, die Sklaverey, gemeiniglich ansieht." Der Ton solcher Schreiben hat sich gegen das vorige Jahrhundert aber doch sehr gemäßigt, die Zahl nicht. Für die fürstlichen und reichsständischen Personen zum Beispiel war die Auswechselung solcher Schreiben Gebot der Etikette,[1]) ebenso wie die strenge Innehaltung der Form. Verstöße wurden sehr bemerkt. So ist in einem Sammel-Band solcher an den Hof von Hildburghausen gerichteter Schreiben vorn als Notamen verzeichnet:[2]) „Nachfolgende haben dieses Jahr nicht gedankt und resp. gratuliert: Kayser. Churbeyern. Pr. Joseph. Herzog zu Mirow. Wertheim Fürst." In vornehmen Häusern beschäftigt man wohl mit den vielen Neujahrsschreiben den Hofmeister. So schreibt Hamann: „Die Fest und Neujahrszeit bin ich mit Glückwünschungsschreiben beschäftigt gewesen, die ich für meine junge Herren und den Herrn General habe thun müssen."[3]) Es werden also eine beträchtliche Menge gewesen sein. — Indessen nahm noch in dem letzten Viertel des Jahrhunderts das Übermaß solcher Neujahrsschreiben sehr ab[4]).

Eine Klasse dieser konventionellen Schreiben verdient noch einige Bemerkungen. Das sind die „Notifikationsschreiben" bei Todesfällen. Es ist klar, daß man in Briefen, worin man einem wahren Freund solche Trauerkunde miteilt, in dieser Zeit der redseligen Gefühlsschwärmerei sich in ausführlicher Empfindungsmalerei ergeht. Man lese nur den Brief der Kulmus an Gottsched über den Tod ihrer Mutter[5]) oder den Sulzers an Künzli über den Tod seiner Frau.[6]) Aber wir können eine

[1]) Ztschr. f. deutsche Kulturgeschichte N. F. 1874, S. 446 ff. — [2]) Ebenda S. 448. — [3]) Gildemeister a. a. O. Bd. I, S. 53. — [4]) Goethe-Briefe aus Schlossers Nachlaß S. 104: „Die löbliche alte Gewohnheit, sich beim Jahreswechsel Gönnern und Freunden zu empiehlen, wird zwar in der neuen Zeit weniger beobachtet." — [5]) Briefe Bd. I, S. 103 ff. — [6]) Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Geßner S. 320. Vgl. auch Gellerts Urteil

ähnliche Beobachtung auch in jenen konventionellen Anzeigen, die man auf schwarzgeränderten Quartblättern durch Schreiberhand abgeschrieben oder in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts meist gedruckt an alle Welt sendet, machen. Alle diese Schreiben sind, wie von jeher, nach einem bestimmten Schema abgefaßt. „Es hat der unerforschlichen Weisheit des Herrn oder dem Gott, der die Schicksale der Menschen nach seiner unerforschlichen Weisheit regiert oder dem großen Gebieter über Leben und Tod gefallen, meinen im Leben zärtlich geliebten Sohn zu sich in sein Freudenreich zu rufen." So oder ähnlich beginnt in der Regel die Anzeige. Man hält es dann für seine Schuldigkeit, „Ew. Hochwohlgeboren diese betroffene Betrübniß wissend zu machen," weil man einen gütigen Anteil an diesem seinem Schmerz voraussetzt, fügt regelmäßig den Wunsch hinzu, der Andere möge vor solchem Unglück, „so harten Prüfungen und Tagen," bewahrt bleiben und schließt mit der üblichen höflichen Schlußformel. Als Nachschrift wird, was erwähnenswert erscheint, und was noch in unserm Jahrhundert geschah, häufig bemerkt: „Die Antwort oder die Condolence wird verbeten." In diesen formellen Schreiben nun fühlt man sich jetzt gedrungen, auch noch ausführlicher seine schmerzlichen Gefühle der Welt darzulegen. Man beginnt manchmal mit Phrasen wie: „Ist jemalen die Feder mit der innigsten Wehmuth ergriffen, so geschieht es gewiß gegenwärtig"! oder: „Wie sehr entfernen sich doch die Wege des Höchsten von den unsrigen!" Fast regelmäßig folgt aber hinter der Anzeige zu Anfang eine längere Ausführung, über deren Charakter ein Beispiel uns belehren mag. Die verwitwete Frau von Essen zeigt 1770 den Tod ihres Ehemannes an und fährt dann fort:

„Wir haben den zärtlichsten Ehemann, den liebreichsten Vater, wir haben in ihm alles verlohren. Unser Kummer ist zu groß, alß daß wir ihn ausdrücken könten. Nur gefühlvollen

---

über einen Brief d. Fräulein von Schönfeld, die eine Freundin verloren hat (a. a. O. S. 142): „Ja gnädiges Fräulein, Ihr Brief ist die Copie Ihres Herzens und mitten in Ihren Klagen reden Sie eine ganz unnachahmliche Sprache der Gelassenheit, der Ergebung in die göttlichen Rathschlüsse und eines hohen Trostes, der mich ganz durchdrungen und wieder gestärket hat."

Herzen ist es mögl. ihn zu empfinden. Nur die können mit uns gleiche Regungen haben, wenn wir uns den beweglichen, lehrreichen und seeligen Abschied unsers besten Freundes von der Welt vorstellen. Dieser Auftritt ist für uns gar zu rührend gewesen. Das Herz ist zu beklemmt, wenn es sich deßen erinnert, die Thränen der Liebe, die wir unserm redlichen Ehemanne und Vater zollen, verhindern uns weiter zu schreiben, und wir müßen durchaus einen Vorhang vor diese traurige Scene ziehen, wenn uns nicht die äußerste Wehmuth ganz dahin reißen soll."[1])

So hat denn die allgemeine Offenheit und Mitteilungssucht auch diese Art der Schreiben gewandelt. Auch bei diesem Anlaß wollte man aller Welt seine Gefühle zeigen.

[1]) Vitae Pomeranorum (Greifsw. Un.-Bibl.) Vol. 10. Aus den vielen in diesen Bänden zerstreuten, an den Tribunalsassessor v. Balthasar gerichteten Todesanzeigen mögen noch einige ähnliche Beispiele angeführt sein. „Ich verehre den göttlichen Rathschluß in tiefster Anbetung, und schätze den Verstorbenen glücklich, daß er so frühzeitig zu seiner Ruhe, auf dem Bette der Ehren, eingegangen. Da es indessen nicht ohne schmerzlicher Empfindung abgehet, einen Sohn guter Hoffnung, in der Blüte seiner Jahre, auf dem Todtenlager zu wissen; so bin ich durch die vor wenig Tagen allererst davon erhaltene Nachricht, sehr gerühret worden". (Vit. Pom. 27 v. Netzow; gedruckt). „Ob wir nun wohl die Natürlichen Empfindungen, welche denen Hertzen derer Eltern, bey dem Abschiede Ihrer Wohlgerathenen und Ihnen Freude bringenden Kinder, eigen sind, schmertzhafft fühlen, so richtet uns doch der glückliche Wechsel und das jetzige unausdenkliche Freudenvolle leben der Wohlseeligen, und daß wir uns wiedersehen und ohne Trennung, ewig gemeinschaftlich den allein guten Gott bewundernd anbeten und uns in Ihm erfreuen werden, dergestalt auf, daß wir in stiller gelaßenheit unsern Willen dem Seinigen demüthigst unterwerffen". (Vit. Pom. 27 v. Netzow 22. Aug. 1764.) „Die Regeln der Bescheidenheit verbiethen uns, die Verdienste unserer Wolseligen hier in Erinnerung zu bringen, um unsere Einbusse näher zu schildern. Inzwischen glauben wir auch genug gesagt zu haben, und unserm Affect mag es zu gute gehalten werden, wenn wir bekennen müssen, daß wir die würdigste Mutter betrauren — — — — So selig ihr Zustand, die Belohnung ihres christliches Wandels und Sterbens, seyn wird; so vergeblich suchen wir, diese und sonst empfohlene Trostgründe in uns mächtig zu machen. Schwarze Gedanken bemeistern sich unserer ganzen Seele. Wir schämen uns nicht der Thränen, die der Schöpfer keinen umsonst gegeben. Sie mögen zur Ehre der Menschheit diejenige in der frohen Ewigkeit begleiten, die mit pünktlicher Sorgfalt uns als Menschen und Christen gebildet zu sehen, gewünschet hat. (V. P. 1. v. Wolffradt 2. Juni 1768; gedruckt.)

Viertes Kapitel.

Die Litteratur im Briefe und der Brief in der Litteratur.

Das achtzehnte Jahrhundert ist ein vorwiegend litterarisches; wer in jener Zeit überhaupt ein höheres Interesse hatte, wandte es der Litteratur, vor allem der schönen Litteratur, oder wie man anfangs sagte, der „anmutigen Gelehrsamkeit“ zu. Eng hängt mit diesem Zug die große kosmopolitische, humane Gesinnung jener Zeit und die gänzliche Erschlaffung nationalen politischen Lebens zusammen.

Die Themata, die unsere Zeit in ernsten und leichten Unterhaltungen abzuhandeln liebt, wurden damals garnicht besprochen oder standen weit hinter diesem einen, für das sich Hoch und Niedrig begeisterte, zurück.

Aus einer deutschen Stadt wird aus dem Ende der siebziger Jahre berichtet:[1]) „Statt daß sonst nur Processe, Familienvorfälle und Schwächen des Nächsten Gegenstände gesellschaftlicher Unterhaltung waren, sprach man jetzt von Schauspielen und andern Gegenständen der Litteratur. Alles fing an zu lesen; 1778 waren schon vier Büchergesellschaften im Gange.“

Auch hier ist der deutsche Brief ein Spiegel des Volksgeistes; für dies Hauptinteresse der Nation giebt es mannigfaltige Beläge. Freilich kommen hier die untern Volksklassen, namentlich die Landbevölkerung, so wenig wie für die Geschichte des Briefes überhaupt in Betracht, da sie in starrer Unbildung verharren. Wann hören wir jetzt von Politik, die ja auch nur Kabinettspolitik war! Wie eingeschränkt ist die früher so reiche Rubrik der Neuigkeiten und politischen Ereignisse, außer in den Briefen der Leute, die damit zu thun haben! Allein der siebenjährige Krieg und später die französische Revolution spielen in den Briefen eine verhältnismäßige Rolle. Sulzer und Gleim besprachen öfter die Kriegsereignisse; denn man verspürte ihn in unmittelbarer Nähe.[2]) Sulzer hat überhaupt ein lebhafteres politisches Interesse.[3]) Leute ferner, die von Einquartierungen zu leiden

[1]) Aus v. Halems Selbstbiographie. Angeführt bei Biedermann a. a. O. II, 3, S. 1085. — [2]) Vgl. z. B. Pröhle, a. a. O. S. 202. Vgl. ferner Ztschr. f. Preuß. Gesch. 12, S. 683 f., S. 697 (Begeisterung f. Friedr. d. Großen). — [3]) Vgl. z. B. Briefe der Schweizer, Bodmer, Sulzer, Geßner S. 298, 401.

haben, mögen wohl auch davon schreiben. Oder man mochte den Frieden freudig begrüßen. „Mit wie viel Empfindung“, schreibt die Lucius an Gellert,[1]) „mit was für dankbarer Freude schreibe ich Ihnen nicht den ersten Brief im Frieden! — — Welch ein Pack Briefe hier vor mir! Alle im Kriege geschrieben.“ Und doch ist in diesem Pack Briefe kaum jemals vom Kriege die Rede! Ein Mann, wie Johannes von Müller, mochte in seinem Briefe an Gleim wohl noch einmal über den Fürstenbund schreiben,[2]) war für die Ideen der französischen Revolution begeistert und schrieb von deren Fortschritten.

Aber im allgemeinen ist die Politik im Briefe nicht häufiger als andere Themata, wofür sich dieser oder jener interessierte, wie etwa kunsthistorische oder naturwissenschaftliche Erörterungen.

Weit mehr hört man aber in den Briefen von Litteratur. Man erfährt, wie viel man damals las. Man giebt sich Nachrichten von seiner Lektüre,[3]) man empfiehlt das Gelesene dem Freunde. Bücher wie der Messias, wie Werthers Leiden, wurden von allen Ständen mit Begeisterung gelesen und gaben Stoff zum Gespräch wie zum Briefe. Die Gatten lasen häufig zusammen. „Mit meiner Frau,“ schreibt Zollikofer,[4]) „habe ich nach dem Essen die Memoires und Lettres de Mad. de Pompadour gelesen.“ Überhaupt liest man gern mit jemand,[5]) wie im Siegwart Kronhelm und Therese Klopstock lesen. Man liest auch mehreren vor. Sehr charakteristisch ist eine Stelle aus einem Briefe Stolbergs an Bürger:[6]) „Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr ihre Leonore hier bewundert wird . . . Alle Menschen, sogar vornehme Männer und Weiber lesen sie, und lernten Stellen davon auswendig. Ich bin mehr wie einmal Zeuge gewesen, daß beim Spieltisch die Damen den Almanach aus der Tasche gekriegt, und die Leonore laut gelesen haben. Die Karten wurden bei

[1]) a. a. O. S. 178. — [2]) Briefe zwischen Gleim, Heinse, u. Müller Bd. 2, S. 540. — [3]) Strauß, Schubarts Leben S. 88. Clausewitz an seine Braut (a. a. O. I, S. 374): Ich habe kürzlich den Wallenstein wieder gelesen. Vgl. S. 273 u. s. w. — [4]) a. a. O. S. 22. Vgl. Strauß a. a. O. S. 251: „Lies das Buch deiner Frau vor“. — [5]) Vgl. z. B. Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund S. 75 u. Schiller und Lotte 3. Ausg. Bd. I, S. 81, 157. — [6]) Briefe von und an Bürger Bd. I, S. 208.

Seite gelegt und von anderen Spieltischen stand man auf und horchte zu."

Frauen lasen namentlich viel, wie sie überhaupt jetzt ein reges litterarisches Interesse zeigten.[1]) Sie waren wie Bürgers Frau, von welcher der Gatte schreibt:[2]) „Mein Weiblein mag gar zu gern lesen."

Die Lucius handelt mit Gellert öfter litterarische Themata ab. „Schreiben Sie mir immer," heißt es in einem Briefe Gellerts,[3]) „Ihre aufrichtige Meynung von beyden Dichtern (Uz und Wieland); ich werde es gern lesen. Und wenn Sie sonst von guten Büchern mit mir reden wollen, so thun Sie es ohne Bedenken." Auch dem Fräulein von Schönfeld schreibt Gellert von solchen Dingen. „Aber es scheint beynahe", meint er einmal,[4]) „als ob ich eine gelehrte Zeitung und nicht einen Brief an ein liebes Fräulein schreiben wollte." 1776 schreibt eine junge Holsteinerin an ihren Bräutigam:[5]) „Die in Ihrem letzten Briefe angezogene Stelle aus dem Pope ist sehr hübsch; ich machte neulich in der Stille meine Anmerkungen darüber, machen Sie hieraus nicht den Schluß, als verstünde ich englische Poesie . . . ich schränke mich blos mit Hülfe eines Lexikons auf leichte Poesie ein." In dem Briefe zwischen den Lengefeldschen Damen und Schiller spielt die Litteratur eine Hauptrolle. Damals konnte sich wohl ein junges Mädchen nur aus Gedichten in den Dichter verlieben, wie Elise Hahn in Bürger.[6])

Ein weiteres Zeichen dieser allgemeinen litterarischen Neigung ist die in den Briefen häufig begegnende Gewohnheit, Personen

---

[1]) Briefe von und an Klopstock S. 1. Kl. an Fräulein M. S. Schmidt: „Sie haben mir die Erlaubnis gegeben, Ihnen unterweilen einige von den hiesigen Schriften zu überschicken." — [2]) Briefe von und an Bürger Bd. I, S. 218. — [3]) a. a. O. S. 92. — [4]) a. a. O. S. 21. — [5]) Zeitschr. f. Schlesw.-Holst.-Lauenb. Gesch. Bd. XIV, S. 256. — [6]) Bürger erzählt die Sache in einem Briefe (vgl. Archiv f. Litteraturgesch. Bd. III, S. 427 f.) so: „Das Mädel hat sich aus meinen Gedichten bis über die Ohren in mich verliebt. In einer lustigen Gesellschaft wird sie damit aufgezogen. Scherzweise macht sie ein Gedicht, worin sie um mich förmlich anhält." Bürger erhält ohne ihr Wissen eine Abschrift, beginnt einen Briefwechsel und heiratet sie schließlich.

und Verhältnisse nach vielgelesenen Schriftstellern zu charakterisieren. Von einer gefühlvollen Scene schreibt Herder:[1]) „Glauben Sie, solche hat Yorik nicht gesehen"; oder Lenz schreibt:[2]) „Gestern ist der Herr Landpriester bei mir zu Gast gewesen. Es ist ein Fielding'scher Charakter." Über eine Korrespondentin Gellerts urteilt die Lucius:[3]) „Ihre neue Correspondentin scheint das Original zu dem liebenswürdigen und rührenden Charakter des Patrice in des Prevot Dechant von Killerine zu seyn." Ein andermal meint sie:[4]) „Ich bin wie die Harpagons." Gellert wieder schreibt:[5]) „Könnte ich nicht auch einen Sohn haben, einen erwachsenen Sohn, der einige von den guten Eigenschaften eines Grandison's besäße, der eines Bartlett's würdig, und seines Vaters Freude wäre? Wenn ich nun so einen Sohn hätte, sollte dieser nicht auch Briefe mit Ihnen wechseln dürfen, so wie Grandison mit der Byron?" Die Lektüre oder das Theater, für das man ebenfalls das größte Interesse hegt, veranlaßt weiter häufig Bezeichnungen, die man der Litteratur entlehnt. Karoline Flachsland nennt ihren Bräutigam „mein Romeo." „Apropos", schreibt Goethe,[6]) „was macht unsere Franziska, verträgt sie sich bald mit Justen?" Citate ferner sind nicht selten. Clausewitz z. B. citiert in den Briefen an seine Braut sehr häufig Schiller[7]) oder zieht sonst Vergleiche aus der Litteratur heran.[8])

Bei so allgemeinem Interesse kam es oft vor, daß Schriftsteller, wie schon erwähnt, von unbekannten Verehrern mit Briefen bestürmt wurden.[9]) Ein Brief eines Studenten an Lessing beginnt:[10]) „Minna von Barnhelm ist Schuld an dem Briefe." Wieland schilt, daß alles Volk Millern nachläuft, ihm

---

[1]) Briefe an und von Merck S. 5. — [2]) A. Stöber, Der Dichter Lenz und Friederike v. Sesenheim S. 50. — [3]) a. a. O. S. 125. — [4]) S. 342. — [5]) S. 81 f. — [6]) Der junge Goethe Bd. I, S. 27. — [7]) a. a. O. Bd. I, S. 234, 239, 275. — [8]) S. 240, 374. — [9]) An Knebel schreibt 1776 der Leutnant von Warnsdorff (Düntzer, Ungedr. Briefe aus Knebels Nachl. Bd. I, S. 55): „Herr Goethe hält sich, so viel ich weiß, auch noch in Weimar auf, ein Umgang, den ich Ihnen beneide. Ich habe mir die Freiheit genommen, einige Worte (über d. Werther) ihm zu schreiben, und er ist so gütig gewesen, mir sehr verbindlich zu antworten." — [10]) Werke XX, 2, S. 220.

„Palmen und Liebesbriefe unterstreut.“[1]) Auch Frauen schrieben solche Briefe, wie Angelika Kaufmann an Klopstock.[2])

Interessant ist nun weiter derjenige Briefverkehr, in dem die Litteratur das Hauptthema bildet, der **Briefwechsel der Schriftsteller selbst und litterarisch thätiger Leute.**

Dieser litterarische Briefverkehr hat sich außerordentlich gesteigert. Wie viele nahmen doch an der Litteratur ein thätiges und besonderes Interesse! Wie viele wollten als „witzige Köpfe“ gelten! Von dem Schöngeist auf dem Throne, dem großen Friedrich, der freilich nur die französische Litteratur gelten lassen wollte und ein französischer Schriftsteller war, bis zu den vielen Hofmeistern und Studenten, die sich als litterarische Heißsporne gebärdeten, sie alle pflegten eifrig den „freundschaftlichen und gelehrten Umgang.“ Dieser rege briefliche Verkehr ist in vielen Dingen der gelehrten Korrespondenz früherer Zeit außerordentlich ähnlich, nur daß jetzt „die anmutigen Wissenschaften“ eine ungleich größere Rolle spielten.

Für Leute von litterarischen Interessen war solche Korrespondenz, wenn sie sich auf dem Laufenden erhalten wollten, nach wie vor ein unumgängliches Bedürfnis. Überhaupt Gleichstrebende brauchten sie zum Austausch ihrer Meinungen. „Du schriebst mir neulich“, heißt es in einem Briefe Goethes an Merck,[3]) „wegen einer Correspondenz mit einem rechten Münzkenner. Der Gothaische Inspektor des Cabinettes ist ein guter Mann und versteht es, doch kenne ich ihn nicht, wie schreibeselig er ist.“ Überall sucht man noch seine Korrespondenten. „Es wäre gut,“ schreibt Goethe an Knebel,[4]) „wenn wir uns in Holland einen verständigen freundlichen Correspondenten verschaffen könnten.“ Viele pflegten daher eine sehr ausgedehnte

---

[1]) Briefe an Merck von Goethe u. s. w. S. 246. — [2]) Briefe von und an Klopstock S. 223. Vgl. auch den Brief der Frau v. Plessen an Gellert. (Gellerts Briefe an Frl. v. Schönfeld S. 50): „Die vielen Briefe, die Ihnen Ihre Schriften, besonders aber der Geist und das Herz, so überall darinnen hervorleuchtet, auch von Unbekannten zu Wege bringen, würden den meinigen rechtfertigen.“ Vgl. S. 146: „Es ist freylich viel Ehre für mich, daß die Damen in Dänemark, Liefland und Brandenburg an mich schreiben und mich wechselsweise loben.“ — [3]) Briefe an Merck von Goethe u. s. w. S. 383. — [4]) Briefw. Bd. I, S. 56.

Korrespondenz. Abbt „wandert von Brief zu Brief",[1]) Nicolai hat sich „von einem Berg von Briefen herabzuarbeiten";[2]) vor allem die Redakteure und Herausgeber von Zeitschriften bilden Mittelpunkte der Korrespondenz.

Eine stehende Abteilung bilden in allen diesen Briefen die „Neuigkeiten." Der Brief vertritt noch vielfach die Stelle der litterarischen Zeitung.[3]) „Ich weiß nicht," schreibt Wilhelm Grimm seinem Bruder,[4]) „ob Du lit. Zeitungen hältst und die Zeitung für die elegante Welt ꝛc. liesest, auf den Fall schreibe ich Dir die literarischen Neuigkeiten." Man ist ängstlich darum besorgt. „Wann erhalte ich denn einmal litterarische Neuigkeiten aus dem Unterlande?" schreibt Schubert an Haug.[5]) Knebel bittet Goethe, ihn „zuweilen mit etwas Litterarischem, das ihm zufiele" zu unterstützen.[6]) Wackenroder bittet Tieck:[7]) „Schreib mir, wenn Du kannst, litterarische und archäologische Neuigkeiten und Alterthümer." Solche Neuigkeiten werden dann in der That häufig übermittelt, meist daran kritische Besprechungen geknüpft. Oft beginnt solche Rubrik des Briefes: „Nun etwas von der Litteratur" oder „Unter den Meßneuigkeiten findet sich das und das" oder „Ich muß Ihnen noch einige neuere Köpfe bekannt machen." „Von Literatur nichts Neues" schreibt ein litterarischer Leutnant.[8]) „Von den literarischen Meßneuigkeiten habe ich noch nichts, als Kleinigkeiten gelesen" heißt es in einem Brief Weißes,[9]) und Biester meint:[10]) „Über neue Bücher mag ich gar nicht anfangen dir zu schreiben; mir wäre sonst bange, daß der Brief nie geendet würde." Dankbar werden solche Nachrichten aufgenommen: „Das war denn doch mal ein Brief," schreibt Bürger,[11]) „wie ich sie gern habe, mit hübsch mancherlei Neüigkeiten!"

---

[1]) Vermischte Werke III, S. 128. — [2]) Briefe an Merck von Goethe u. s. w. S. 73. — [3]) Man ist überhaupt auch sonst vielfach, wo heute die Zeitungen mit Drahtnachrichten u. s. w. orientieren, auf Briefe angewiesen, z. B. in Betreff des Lissaboner Erdbebens. Vgl. Gildemeister, Hamanns Leben und Schriften Bd. I, S. 81. — [4]) a. a. O. S. 14. — [5]) Strauß a. a. O. Bd. I, S. 117. — [6]) Briefw. Bd. I, S. 160. — [7]) Briefe an Tieck Bd. IV, S. 236. — [8]) Leutnant v. Warnsdorff, Düntzer a. a. O. I, S. 61. — [9]) Archiv f. Litteraturg. Bd. IX, S. 489. — [10]) Briefe von und an Bürger Bd. I, S. 251. — [11]) Ebenda Bd. II, S. 236. Vgl.

Manche dieser Briefe nehmen sich aus wie Abschnitte aus Zeitungen. „Etwas aus der Litteratur" heißt es in einem Briefe Schubarts, und nun werden Neuigkeiten besprochen.[1]) In einem Briefe Hippels heißt es:[2]) „Lassen Sie mich immerhin der Kanterschen Zeitungseinrichtung folgen und zuerst ein Paar Worte vom gelehrten Artikel anführen."

Oft verbindet man mit solchen Büchernachrichten auch neue Nachrichten über Personen von litterarischer Bedeutung und dergleichen. „Sie wissen," schreibt Hagedorn an Ebert[3]), „wie angenehm es ist, von guter Hand geheime Nachrichten von itztschreibenden Gelehrten zu vernehmen. An solchen Nachrichten kann es Ihnen in Leipzig nicht mangeln. Ich werde Ihres Zutrauens nicht mißbrauchen." Man nennt die Nachrichten auch noch häufig „Zeitungen."[4])

In dieser Weise unterhielt man sich in dem Briefe von der Litteratur, von „den gelehrten Kleinigkeiten,"[5]) und füllte oft ganze Briefe damit an. „Wahrhaftig, liebster Segner", schreibt Abbt,[6]) „ich rede in meinen Briefen an dich von lauter Litteratur, blos um Dir Vergnügen zu machen." Oft übersendet man auch Bücher und knüpft daran lange Erörterungen.

Vor allem werden aber auch eigene Arbeiten übersendet, die dann wieder beurteilt und besprochen werden; man teilt weiteres von eigenen Plänen und Entwürfen mit. Man verficht und verwirft Theorien, macht Hypothesen, man debattiert über allgemeine oder gerade brennende Fragen, über zeitgenössische litterarische Bewegungen und einzelne Personen. Man spannt

---

Briefw. zwisch. Garve und Zollikofer S. 12: „Auch für die literarischen Nachrichten danke ich Ihnen, und Sie werden mir einen großen Gefallen thun, wenn Sie solche fortsetzen."

[1]) Strauß a. a. O. Bd. I, S. 90. Vgl. auch S. 61 ff. S. 74: „Von den neuesten Werken der Genies weiß ich nichts sonderliches, ob ich schon alle litterarischen Neuigkeiten sorgfältig bemerke." S. 138. Vgl. auch namentlich Briefw. zw. Garve und Zollikofer S. 7 ff. — [2]) Werke XIII, S. 61. — [3]) Westermanns Monatshefte Bd. 2 S 98. Vgl. auch H. Düntzer, z. deutsch. Litteratur u. Geschichte. Ungedr. Briefe aus Knebels Nachlaß Bd. I, S. 4 f. — [4]) Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Geßner S. 265. — [5]) Hamanns Schriften und Briefe Bd. II, S. 302 „Unsere gelehrten Kleinigkeiten lohnen die Zeit und das Postgeld nicht." — [6]) Werke VI, S. 65.

solche Unterhaltung oft lang aus. „Verwünscht, daß es schon sechs Uhr schlägt;“ schreibt an Wieland Jacobi,[1]) „ich wollte noch von Klopstock's Republik und einer Menge anderer Dinge mit Ihnen schwatzen.“

So wird ein solcher Briefwechsel oft der Spiegel des zeitgenössischen litterarischen Zustandes überhaupt wie der Entwickelung der betreffenden Schriftsteller. Als Goethe seine Korrespondenz mit Schiller redigierte, schrieb er:[2]) „Es wird eine große Gabe seyn, die den Deutschen, ja ich darf wohl sagen den Menschen geboten wird.“

Im großen und ganzen dauert solcher Briefverkehr auch in unserm Jahrhunderte an.

Eine charakteristische Erscheinung muß noch berührt werden: das ist die gegenseitige Anloberei, die unter diesen Gelehrten und Litteraten herrscht. Gar viele hatten einen „ewigen Liebe- und Lobebund“[3]) miteinander errichtet; die ewigen Lobhudeleien und Schmeicheleien unterscheiden sich oft in keiner Weise von dem gleißnerischen Treiben der Gelehrten des siebzehnten Jahrhunderts.[4]) Der Lessingsche Kreis sticht in dieser Beziehung vorteilhaft von andern, namentlich dem Gleimschen Kreise, ab. Am Beginn unserer Epoche fällt zunächst Bodmer als Mittelpunkt eines solchen Lobebundes auf. An ihn schreibt einmal Sulzer über dessen Gedicht Messias:[5]) „Es hat mir nicht nur Thränen der Zärtlichkeit über den Inhalt, sondern Thränen der Freude über seine eigne Existenz fliessen gemacht.“ Geradezu albern wird diese Art bei Gleim und Genossen. „Mann Apollo's!“ schreibt Gleim an Wieland, als er ihm Gedichte sendet.[6]) „Ich gäbe so gern was besserß Dir, dem Geber so köstlicher Perlen! ich leb und web in Deinen Werken.“ Oder ein andres Mal, da er Gedichte erhält:[7]) „Herrliche Geistes Kinder meines

---

[1]) F. H. Jacobis auserles. Briefwechsel Bd. I, S. 182. — [2]) Briefw. zwisch. Schiller u. Goethe 2. Ausg. Bd. I, S. III. — [3]) Cramer gebraucht diesen Ausdruck scherzhaft. Briefe von und an Bürger Bd. I, S. 135. — [4]) Richtig bemerkt Laube: (Einl. zu Heinses Schriften Bd. I, S. XL): „Man kann in den Briefwechseln der Schriftsteller einen Literaturabschnitt da ausfinden, wo die Fülle gegenseitiger Lobeserhebung aufhört.“ — [5]) Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Geßner S. 131. — [6]) Arch. f. Litteraturg. Bd IV, S. 16. — [7]) Pröhle a. a. O. S. 238.

Wielands! O wie gerne spräch' ich darüber mit ihm, sagt' ihm meinen Geistes Dank für das göttliche Vergnügen, das, in meiner einsamsten Laube, diese lieben Kinder mir machten." Für solches Lob erhielt er dann ebenso albernen Dank. So schreibt Geßner an ihn:[1]) „Ich gieng geschwind zu Herrn Wieland, ihm gieng es wie mir; wir lasen einer dem andern vor. O wie war das eine liebliche Speise! zuweilen wurden wir roth, denn Sie haben uns so niedlich gelobt. Wir sagten uns: das Lob, und die Erhaltung der Freundschaft eines Mannes, wie Gleim, sei die süsseste Belohnung. Wieland ist Ihr zärtlicher Freund; aber so zärtlich kann er's nicht seyn, wie ich es bin." Einer seiner größten Lobhudler ist Heinse. „Ich bewundere großes Genie, wo ich es finde"; schreibt dieser an ihn,[2]) „finde ich aber noch bey ihm die Moral eines Socrates, eines Agathon — dann falle ich auf die Kniee und bete es als etwas göttliches an." Die Art Gleims fand zwar bei vielen Anstoß,[3]) im übrigen war aber die Lobsucht und Schmeichelei doch ein Hauptzug des litterarischen Briefverkehrs. „Vortreffliche Sappho!" nennt Uz die Karschin,[4]) und diese wieder beginnt einen Brief an Michaelis:[5]) „Ich verwerfe jedwede Anrede, die mir daß Tittolaturbuch sagen könnte, alle sind zu gemein, zu niedrich." rc. Wieland nennt jede Zeile von Merck „Gold," und meint „diesen Sokratischen Sinn und Verstand und diese Xenophons-Prosa" habe er noch nie gefunden![6]) Die Hainbündler füllen ihre Briefe nicht minder mit „Löbchen" an. Als Wieland den „Bruder in Apollo" Schubart gelobt hat, vergilt es dieser wieder mit einem überschwenglichen Brief:[7]) „Bald Sokrates, bald Lukrez, bald in ätherischen Gegenden, bald auf dem Cothurn, bald ein Cervantes, bald ein Fielding, bald Übersetzer, aus allen Sprachen Übersetzer, bald selbst unnachahmliches Original, bald Philosoph, bald Dichter — und immer ein einziger Mann!" Einen Brief Garves an Klotz, der mit den Briefen anderer aus

[1]) Briefe der Schweizer Bodmer u. s. w. S. 237. — [2]) Briefe zwischen Gleim, Heinse und Müller I, S. 35. — [3]) Briefw. zw. Garve und Zollikofer S. 10: „Gleim lobt wieder ohne alle Mäßigung." — [4]) Ztschr. f. Preuß. Gesch. XII, S. 657. — [5]) Archiv f. Litteraturg. Bd. XI, S. 497. — [6]) Briefe an und von Merck S. 153. — [7]) Strauß a. a. O. Bd. I, S. 100.

dem Klotzschen Nachlaß veröffentlicht war, verurteilt sein Freund Zollikofer;[1]) er sei „weit weniger schmeichlerisch, als die meisten übrigen" geschrieben, aber es scheine doch „eine zu starke Begierde, den Beyfall dieses Mannes zu erhalten und etwa bey Gelegenheit von ihm gelobt zu werden," durch.

Am meisten herrscht solcher Ton in den Briefen junger Schriftsteller, die sich, wie früher, bei den Größen insinuieren und ihre Bekanntschaft erlangen wollten. Ein Brief Friedrich Melchior Grimms an Gottsched,[2]) vom Jahre 1741, mit dem er einige seiner Schriften — „meine Stümperey, elendes Zeug" — begleitet, ist noch ganz in dem Tone des siebzehnten Jahrhunderts geschrieben. Würdiger ist der erste anonyme Brief Schöneichs an Gottsched,[3]) aber auch er nennt sich dessen „geschwornen Verehrer" und „einen Menschen, der ihm alle Tage in seiner Stube einen Altar errichtet." Der junge Geßner schreibt an Gleim:[4]) „Ich kann mir's nicht länger versagen, an Sie zu schreiben. Ich habe es schon lange wagen wollen, aber ich wußte nichts, das mich dazu berechtigte . . . Aber jetzt bin ich berechtigt, da Sie so gütig gewesen sind, Kleist einen Gruß an mich aufzutragen. — O ich küsse meinen Daphnis, weil er bei Ihnen einige Achtung für mich hat erwerben können." Der erste Brief Wielands an Gleim[5]) hingegen, in dem er ihn „zum Pflegevater an ein paar critischen Stücken erbittet," ist merkwürdig frei von ähnlichen Phrasen. Der junge Schubart aber versteht es trefflich, solchen Weihrauch zu streuen. Ein Brief, in dem er Haug „um Dero Gewogenheit und Freundschaft anspricht"[6]) und ein anderer, den er zum ersten Mal an Wieland richtet, „bloß um Ihnen zu sagen, daß ich Sie bewundere",[7]) sind angefüllt mit Lobsprüchen über deren Schriften, die ihm angeblich seine schönste Lektüre sind. Solche Briefe an einflußreiche Schrift-

[1]) a. a. O. S. 20. — [2]) Danzel, a. a. O. S. 344. Er beginnt: „Ich begehe wahrlich! eine unerhörte Kühnheit. Die unaussprechliche Hochachtung, welche ich gegen Dero ausnehmende Verdienste trage, hat mich so begierig gemacht, mich Ihnen bekannt zu machen, daß ich nicht im Stande gewesen bin, dieser Leidenschaft länger zu widerstehen." — [3]) Ebenda S. 369 f. — [4]) Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Geßner S. 216. — [5]) Pröhle a. a. O. S. 222. — [6]) Strauß, a. a. O. Bd. I, S. 20 ff. — [7]) Ebenda S. 54 ff.

steller, die in der Regel eigene Produkte begleiteten, schienen jungen Leuten nach wie vor das beste Mittel, sich einzuführen.[1]) Die Stimmführer der Kritik namentlich, vor allem die Mitarbeiter der litterarischen Journale, waren gesuchte Personen. Die Herausgeber von Zeitschriften, die man wohl „Vater" zu nennen pflegte,[2]) wurden überhaupt von jetzt an die Mittelpunkte litterarischer Korrespondenz.

Wenn oben als Beweis, wie sehr die Litteratur der Menschen Herzen und Köpfe damals beherrschte, auch die Briefe angeführt wurden, so kann man andererseits aus der Litteratur erkennen, wie groß in jener Zeit die Vorliebe für den Brief war. Da man einen wahren Briefkultus trieb, war es kein Wunder, daß man die Briefform auch in der Litteratur, vor allem in der schönen Litteratur, seit dem siebzehnten Jahrhundert außerordentlich zu bevorzugen begann.

Schon in der griechischen und in der römischen Litteratur war, ganz entsprechend der eifrigen Pflege des Briefes seitens der Rhetoren, die Verwendung der Briefform — man denke nur an Aelians Bauernbriefe, an Alciphron und Aristaenet oder an des Horaz Episteln — durchaus nichts ungewöhnliches. Auch der deutschen Poesie des Mittelalters war diese Form nicht fremd.[3]) In unserer Epoche bedient man sich ihrer häufiger als je. Briefe in Versen bilden eine große Litteraturgattung. In der Vorrede zu seinen „Heldenbriefen," jenen Nachahmungen des Ovid, meint Hoffmann von Hoffmanswaldau, er sei zu dieser Form dadurch bewogen, „daß die enge Verfassung eines Briefes mehr als etwan was weitläufftigers mit allerhand artigen Lieblichkeiten angefüllet werden kann, sich auch etliche, wiewohl wenige, von alten und neuen Ausländern gar glückselig dieser Art gebrauchet." Hoffmannswaldaus Heldenbriefe wurden von seinen Zeitgenossen sehr bewundert; Weise meinte, sie seien ihm etwas prächtiger aus der Feder geflossen, als vorzeiten dem Ovidio seine Epistolae Heroicae."[4]) Die Form der Helden-

---

[1]) Vgl. auch noch Briefe von Johann Heinrich Voß Bd. 1, S. 53. — [2]) Vgl. Archiv f. Litteraturgesch. Bd. IV, S. 10; V, S. 44. — [3]) Vgl. Teil I, S. 8 f. — [4]) Curiöse Gedanken S. 527.

briefe, in denen historische Personen als Schreiber fingiert waren, wurde nach seinem Vorgang weiterhin eifrig gepflegt;[1]) aber sie waren nicht die einzigen poetischen Briefe in dieser Zeit. Im Gegenteil liebte auch die galante Lyrik nach französischem Vorgange — in Frankreich spielte der Brief in der Litteratur schon längst eine Hauptrolle — namentlich diese Form.[2]) Genannt seien z. B. Benjamin Neukirchs, der ja auch als Verfasser von Briefstellern thätig war, „galante Briefe und Gedichte." Besonders gebräuchlich war sie in dieser Zeit der trivialsten Gelegenheitsdichtung für die Gratulations- oder Trauergedichte und verdrängte die seither gebräuchlichen lateinischen Carmina. „Denn das ist einmahl gewiß," sagt Weise,[3]) „bey den vornehmsten Politicis wird heute zu Tage schlechter Danck verdienet, wenn man sich mit lateinischen Versen gar zu breit machen will, und wer seinen Geist in einer galanten Epistel heraus lassen kan, der hat die Ehre, daß sie nicht ungelesen bleibet." Weiter waren die Liebesgedichte häufig poetische Episteln. Die Form des Briefes war dabei meist wenig gewahrt — so noch in Günthers Gedichten —, manchmal aber auch auf das strikteste beobachtet.[4])

Daß die poetische Epistel, für die der Alexandriner das gewöhnliche Versmaß war, auch über die galante Zeit hinaus in unserer Litteratur heimisch blieb, ist bekannt. Aus dieser späteren Zeit sei zunächst die Gattung der „moralischen Briefe" genannt, deren Verfasser, dem moralisierenden Zuge der Zeit folgend, „sich der Annehmlichkeit, welche die Dichtkunst verleihen kann, in der Absicht bedienten, nützlichen Wahrheiten einen desto leichtern Eingang zu verschaffen."[5]) Solche Briefe schrieb 1747 Johann Christian Cuno,[6]) der sie ursprünglich für seinen Enkel bestimmt

---

[1]) Vgl. v. Waldberg, die galante Lyrik S. 131 ff. Besonders erwähnt seien noch Ziegler von Klipphausens Elbische Heldenbriefe 1732. — [2]) Ebenda S. 128 ff. — [3]) Politische Nachricht von Sorgfältigen Briefen I, S. 319. — [4]) So in Celanders verliebten galanten Gedichten S. 32. Man setzte auch die Aufschrift auf die erste Seite anstatt des Titels, um die Briefform zu wahren. In des Menantes Galanten, verliebten und satyrischen Gedichten 3. Aufl. S. 228 wird sogar ein P. S. hinzugefügt. — [5]) Vorrede zu Cunos Versuch einiger Moralischen Briefe 2. Aufl. 1753. — [6]) „Versuch einiger Moralischen Briefe."

hatte, ferner 1751 Wieland,[1]) angeregt durch die allerdings wenig hervorragenden Epitres diverses von v. Bar, und andere.[2]) Bei diesen Gedichten, die das „menschliche Herz" durch Tugendlehren bilden wollten, ist die Briefform übrigens meistens Nebensache. Von anderen Verfassern poetischer Episteln mag Michaelis — die übrigen Halberstädter richteten ihre poetischen Episteln an bestimmte Personen, so Uz, Gleim, Ebert — erwähnt werden, der diese Form nach dem Muster des Horaz und Pope eifrig pflegte. Anderer[3]) zu geschweigen, gebrauchte Goethe endlich, wie er so viele Formen beherrschte, auch die Form der Epistel, unterhaltend zu belehren.

Mit den Briefen in Versen ist aber die Verwendung des Briefes in der schönen Litteratur nicht zu Ende. Um diese Zeit entsteht auch der Roman in Briefen.[4])

Als die ältesten deutschen Romane in Briefform gelten „Grandison der Zweite" von Musäus und „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" von Hermes. Und sie sind es auch insofern, als sich die ganze Entwickelung ausschließlich in Briefen vollzieht. Indessen spielt der Brief doch auch schon in den Romanen der galanten Skribenten um 1700 herum eine bedeutende Rolle. Die bekanntesten Verfasser solcher Romane, ein Talander (Bohse), Menantes (Hunold), Meletaon (Rost) haben auch alle, wie schon erwähnt, galante Briefsteller nach französischem Muster verfaßt und widmeten auch überhaupt, ebenfalls nach dem Muster der galanten französischen Litteratur, der brief-

---

[1]) 12 „Moralische Briefe in Versen". Auch Wielands Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde 1753 (in Hexametern) sind moralische Gedichte. — [2]) z. B. Eberhard Frhr. von Gemmingen. Johann Jakob Dusch wollte seine „Moral. Briefe zur Bildung des Herzens" ursprünglich in Versen ausarbeiten, zog aber „aus Mangel an Zeit" (vgl. die Vorrede) die Prosa vor. — [3]) z. B. v. Nicolays Elegieen und Briefe 1760, Sangerhausen, Briefe in Versen 1772. — [4]) Ich bemerke, daß ich auf eine eingehende ästhetische und litterarhistorische Würdigung dieser Gattung, wie überhaupt der Briefform in der Litteratur hier verzichten muß, da der Standpunkt dieses Buches ein kulturhistorischer ist. Nur als eine allgemeine und auffallende Erscheinung soll hier die vielfache Verwendung der Briefform in der Litteratur besprochen werden. Für den Roman insbesondere verweise ich noch auf Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe.

lichen Darstellungsweise besondere Aufmerksamkeit.[1]) Kein Wunder, daß sie diese Form auch in ihren Romanen anwandten. In Talanders Roman: „Amor am Hofe oder das spielende Liebes-Glück hoher Standes-Personen"[2]) begegnen fortwährend Briefe, namentlich Liebesbriefe, durch welche die Handlung hauptsächlich fortgeführt wird. Ebenso nehmen die Liebesbriefe, auch poetische, einen großen Teil von Riemers „Der Politische Stock-Fisch, mit seinem Kunst-Stücke, wie ein kluger Liebhaber, wie niedrig er auch sey, reich schön und vornehm heyrathen kann"[3]) ein. Lauter poetische Briefe sind enthalten in: „Der Steigende und Fallende Selimor in einer gantz neuen Liebes-Geschicht nebst vielen anmutigen Brieffen herausgegeben von Wartreu." Aber in diesen, wie in andern[4]) Romanen waren die häufigen Briefe nur die Wirkung der Mode; an solchen Liebesbrieflein mit Versen und ohne solche hatte die galante Welt ein besonderes Wohlgefallen.[5])

Die späteren eigentlichen deutschen Romane in Briefform entwickelten sich auch keineswegs aus diesen Anfängen, sie verdankten ihren Ursprung vielmehr einem fremden Schriftsteller, nicht einem französischen, sondern einem englischen. Richardson war unzweifelhaft, mochte auch Hermes sich unwillig gegen die Beschuldigung, Richardson nachgeahmt zu haben, erklären,[6]) das Muster für sie; er ist der Vater des modernen Romanes in Briefen. Richardsons erster Roman, Pamela, soll auf folgende Weise entstanden sein.[7]) Auf die vielfachen Aufforderungen von Freunden hin, wollte er eine Sammlung von Musterbriefen, wie sie bei der Pflege des Briefes damals besonders beliebt waren, schreiben. Als er Stoff für diese suchte, fiel ihm ein, eine Geschichte, die er früher gehört hatte, dafür zu benutzen.

[1]) Vgl. v. Waldberg, die galante Lyrik S. 129. — [2]) Dresden 1689. — [3]) Nürnberg 1681. — [4]) Man vergleiche noch unter vielen Andern z. B.: „Die durchlauchtigste Alcestis aus Persien von Talandern." Leipzig 1689. „Das bey Academien lebende Galante Ehrliche und Tugendhaffte Frauenzimmer von Parthenophilo" Leipzig 1719. „Der Unglücklich-Glückselige Epirotische Graf Risano von Melisso." Nürnberg 1720. — [5]) Man vergleiche damit die griechischen Romane. E. Rohde, der griech. Roman S. 343: „Die reine Form eines liebenden Briefergusses halten die Romanschreiber fest in jenen sorgfältig gedrechselten erotischen Billets, die sie ihren Erzählungen einzulegen lieben." — [6]) Vgl. Vorrede zum 1. Teil der 2. Ausgabe von „Sophiens Reise." — [7]) Vgl. Wolff, Allgem. Gesch. d. Romans 2. Ausg. S. 264 f.

Während der Arbeit wurde indessen die Geschichte bald zur Hauptsache, aus dem Briefsteller wurde ein Roman in Briefen. Und da diese neue Form ungeheuer viel Anklang fand, so schrieb er auch seine nächsten Romane, Clarissa Harlowe und Sir Charles Grandison, in derselben Weise. Diese Entstehungsgeschichte ist sehr interessant. Sie zeigt, daß nicht etwa die Überlegung, daß die Briefform für die Darstellung psychologischer Vorgänge oder sonst besondere Vorteile biete, zum Gebrauch derselben führte, sondern — und insofern darf man hier auch wieder an jene galanten Schriftsteller anknüpfen — die Vorliebe, die damals alle Welt für den Brief hegte, der Briefkultus. Es ist gewiß, daß Richardsons ungeheurer Einfluß in England, wie in Deutschland, wesentlich auch aus der moralischen Tendenz seiner Romane, die jenen blödsinnigen galanten Liebes- und Heldengeschichten den Garaus machte, sich herschrieb: aber es war auch nicht zufällig, daß seine deutschen Nachahmer vor allem auch seine Darstellungsform, die briefliche, nachahmten. Und Gellert stellt ihn in seiner praktischen Abhandlung von dem guten Geschmack in Briefen nicht allein als Muster eines Erzählers, sondern namentlich auch als Muster eines Briefstellers hin.[1])

Richardson war es also, der auch jene deutschen Romane, „Grandison der Zweite oder Geschichte des Herrn von N** in Briefen entworfen von Musäus" und „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" von Hermes veranlaßte. In dem Roman von Musäus, der übrigens nur eine Parodie Richardsons ist, wird die Briefform, was Stil wie Ton angeht, ungefähr in der Gellertschen Weise gebraucht. Abbt meinte in der Besprechung,[2]) es sei endlich einmal Zeit, Gellertsche Briefe nicht mehr für das unverbesserliche Muster zu halten. Ähnlich ist der Charakter von „Sophiens Reise", die übrigens überall für ein Meisterwerk gehalten, sehr viel gelesen wurde und auch viele Auflagen erlebte. Der Brief dient hier vor allem der Absicht, die Hermes überhaupt mit seinem Werk verfolgte, auf eine „unpedantische" Art zu unterrichten. Für seine moralischen glatten Betrachtungen oder seine unterhaltenden munteren Schilderungen war die Gellertsche Briefform recht geeignet. Wieland hat ganz

[1]) a. a. O. S. 92. — [2]) Im 314. Litteraturbriefe.

Recht, das Buch weniger einen Roman, als ein Buch zu nennen, in dem ein talentvoller Mann alles, was er für Kopf und Herz für wissenswert hält, in der angenehmen Form einer Geschichte mitteilt. An sich ist also Hermes, wie übrigens auch Richardson, dessen „meilenlange Briefe, wo unter dem Schein der vertraulichen Sprache des Herzens die kältesten Betrachtungen mit einer unbändigen Geschwätzigkeit aus der Feder des Korrespondenten aufs Papier fließen," mit den Verfassern jener moralischen Briefe zu vergleichen, nur daß hier durch eine vielgestaltige Handlung die Sache Leben erhält.

Indessen tritt doch, wie bei Richardson, so auch in dem Buche von Hermes unverkennbar der Vorteil der Briefform im Hinblick auf die Schilderung der Charaktere und psychologischen Vorgänge hervor. Die Brieffom gestattet, die Personen fortwährend von sich reden zu lassen. Man kann daher leichter, feiner und individueller charakterisieren, als durch ausführliche Schilderung. Der Brief verweilt ferner gern bei Stimmungen und Zuständen. Und auch hieraus kann der Romanschreiber Nutzen ziehen. Allerdings verliert solch Roman den Vorzug einer streng, rasch und einheitlich durchgeführten Handlung, und die meisten verfallen in den Fehler einer öden und langweiligen Breite. Auch kraftvolle Charaktere können kaum in einer solchen Form dargestellt werden. Richardson ist im großen und ganzen auch das Muster für die späteren Romane in Briefen, für Sophie la Roche's, seiner warmen Verehrerin, „Geschichte des Fräulein von Sternheim", für Knigges „Geschichte des armen Herrn von Mildenburg" und zahlreiche andere.

Indessen gewann neben ihm auf den deutschen Roman ein Mann Einfluß, der ursprünglich sich auch an seinem Muster gebildet hatte, Jean Jacques Rousseau mit seiner „Nouvelle Héloise", ebenfalls in Briefen geschrieben.

Für Rousseau war der Brief, was der Brief dem damaligen Geschlecht wirklich war, er machte in ihm seinen innersten Empfindungen und Gefühlen Luft. Das innere Leben, das Gemüt tritt besonders hervor, seelische Vorgänge treten an die Stelle äußerer Ereignisse. Rousseaus Einfluß wie überhaupt das entfesselte Gefühlsleben und die Empfindungssucht ist in dem

bedeutendsten deutschen Roman in Briefen, in den Leiden des jungen Werther von Goethe, deutlich erkennbar. Hier haben wir die seelische Geschichte eines Menschen, indem wir seine Briefe lesen.[1]) Bemerkenswert ist die Form des Goetheschen Romans auch insofern, als er keinen Briefwechsel zweier oder verschiedener Personen, sondern nur Briefe eines Einzigen mitteilt.[2]) Das Interesse wird dadurch um so mehr auf den Helden konzentriert. Während bei einem Briefwechsel unzweifelhaft eine objektivere Darstellung und Charakterisierung ermöglicht ist, gewinnen wir aus Werthers Briefen nur ein subjektives Bild, und andererseits muß die zuständliche Schilderung, die Schilderung des eigenen inneren Lebens noch stärker als bei Rousseau hervortreten. Werther philosophiert fort und fort über sich selbst, seciert gleichsam seinen Seelenzustand. Man könnte dieses Moment sogar übertrieben nennen, aber waren nicht die wirklichen Briefe jener Zeit auch so? Und gerade das überquellende Gefühlsleben des Helden, das uns krankhaft erscheint, konnte der Dichter nirgend besser schildern als in Briefen; denn Briefe waren auch für jene ganze gefühlsselige Zeit Dokument und Darstellung des inneren übervollen Empfindungslebens. So ist Werther gerade als Roman in Briefen ganz der Roman seiner Zeit. Auch in Stil und Ton entspricht er naturgemäß den damaligen Briefen, wie Musäus' und Hermes' Briefe denen Gellerts.

Der ungeheure Einfluß Werthers, der uns von einer Werthertracht und von einer Wertherperiode reden läßt, äußerte sich auch dadurch, daß er viele Nachfolger hervorrief und zwar vorzugsweise auch Romane in Briefen. Durch den Werther unmittelbar hervorgerufen wurde Fritz Jacobis „Allwills Briefsammlung.“ Miller schrieb zwar den Siegwart nicht in Briefen, wohl aber einen „Beitrag zur Geschichte der Zärtlichkeit. Aus den Briefen zweier Liebenden,“ „Briefwechsel dreier akademischer Freunde,“ „Geschichte Karls von Burgheim und Emiliens von Rosenau. Ein Original in Briefen.“ Lenz ahmte den Werther

[1]) Vgl. übrigens, was Goethe über die Briefform des Werther in „Dichtung und Wahrheit“ 13. Buch bemerkt. — [2]) Im großen und ganzen ist dies übrigens schon bei Richardsons erstem Roman: „Pamela“ der Fall, in dem nur wenig fremde Briefe außer denen der Heldin vorkommen.

in dem „Waldbruder", ebenfalls in Briefen, nach. Von dem jungen Jean Paul existiert ein „Romänchen," „Abelard und Heloise", ganz nach dem Muster des Werther.[1]) Um 1780 herum entstanden überhaupt die Romane in Briefen äußerst zahlreich.[2]) Von späteren Romanen in Briefen seien noch Bouterweks „Graf Donamar" und „Gustav und seine Brüder," Johann Gottwerth Müllers Sara Reinert, Nicolais „Vertraute Briefe von Adelheit B.** an ihre Freundin Julie S.**," Arnims „Hollins Liebeleben," Tiecks „William Lowell" erwähnt.

Interessant ist wieder, daß man solche Romane auch las, um sich im Briefstil auszubilden.[3])

Die Schreibart vor allem wurde auch bei einem Buch damals bewundert, das einer andern litterarischen Gattung angehört, das waren Rabeners satirische Briefe. Sie gehören zu dem Besten was Rabener geschrieben hat. Er macht darin — nach unserm Begriffe allerdings nicht mit allzugroßem Witz — „gewisse Anmerkungen von dem Lächerlichen oder Lasterhaften der Menschen" und „erläutert" diese durch Briefe. Um „den Lesern durch die Abwechslung die Sachen angenehm zu machen," giebt er den Briefen öfter die Form einer zusammenhängenden Geschichte.

Man kann sagen, daß gerade für die Absicht, alle möglichen Fälle aus dem Menschenleben satirisch zu betrachten, die Briefform höchst geeignet erscheint, wie sie denn auch von Rabener glücklich gebraucht ist. Satiren in Briefform waren übrigens nicht ganz neu, man darf nur an die lateinischen Briefe der Dunkelmänner erinnern. Aus dieser Zeit sind außer von Rabener noch das Kleeblatt hellenistischer Briefe von Hamann, Claudius' Corre-

---

[1]) Archiv f. Litteraturgeschichte Bd. X, S. 496 ff. — [2]) Von solchen seien erwähnt: Dusch, Geschichte Karl Ferdiners. Timme, Faramonds Familiengeschichte. Thilo, Emilie Sommer. Friedel, Eleonore. Julie von Hirtenthal (anonym). — [3]) So heißt es in dem Berlinischen Briefsteller für das gemeine Leben. 5. Aufl. 1791. S. XXI: „Verschiedene Romane sind in Absicht des guten Briefstyls, welcher darin herrscht, sehr zu empfehlen; z. E. Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, — Geschichte des Fräuleins von Sternheim — Karl Burgheim und Emilie von Rosenau 2c., welche in lauter gutgeschriebenen Briefen verfaßt sind, und sich über unzählige Fälle des menschlichen Lebens verbreiten."

spondenz zwischen mir und meinem Vetter, Lichtenbergs Briefe von Mägden über Litteratur und im gewissen Sinne auch Jean Pauls Briefe und bevorstehender Lebenslauf zu nennen.[1])

Die Verwendung der Briefform in der Litteratur erstreckt sich aber noch auf weitere Gebiete als die eben erwähnten. Es wurde allmählich Mode, alles als Brief zu geben. Rabener macht sich einmal darüber lustig, daß bei den Deutschen aller „Witz“ erst spät erwache, dann aber seien sie gleich zum Ekel witzig. So sei es auch mit den Briefen. „Wir sind in Gefahr, bey dieser Art des Witzes noch mehr auszustehn, je gewisser ein jeder glaubt, daß es sehr leicht sey, Briefe zu schreiben, und je leichter es ist, aus allem, was man geschrieben hat, einen Brief zu machen.“[2])

Für die Belehrung namentlich erschien die Briefform von je vorzugsweise geeignet. Auch jene moralischen Briefe waren didaktisch; in den Romanen in Briefen, z. B. bei Hermes, war oft ein starkes didaktisches Element enthalten. Und Rousseau hat seine Neue Héloise zum größten Teil zur Auseinandersetzung seiner Ansichten und Meinungen benutzt. So kann denn diese didaktische Verwendung auch sonst nicht Wunder nehmen. Auch hier hatte man seit dem Altertum[3]) seine Vorgänger. Im siebzehnten Jahrhundert begannen derartige Briefe immer häufiger zu werden. Der Spanier Antonio Perez, der 1611 starb, hatte zuerst wieder solche geschrieben. Von Franzosen ist namentlich Cyrano de Bergerac zu nennen. In Deutschland zeigt die Mode schon Harsdörffer, der in seinem Teutschen Secretarius „nachsinnige Juristische, Historische und Philosophische Briefe“[4]) bringt. Er äußert sich darüber[5]) in der Einleitung dahin, daß die älteste und beste Lehrart, das „Gespräch“, auch durch „Briefwechslung“ ersetzt werden könne, „deren Innhalt auf alles, was uns Menschen zu Sinne kommen kann, sich erstrecket.“ Christian Weise rechnet solche Briefe zu den „Informations-Schreiben“ und führt für sie

---

[1]) Ein satir. Brief gegen die Fürsten von Jean Paul erschien auch in dem Journal f. Länder- u. Völkerkunde 1788. — [2]) Vorbericht zu den satir. Briefen. — [3]) Siehe z. B. Teuffel, Gesch. d. Röm. Litt. 4. Aufl., S. 81 ff. — [4]) In der ersten Auflage waren nur „Juristische“ enthalten. — [5]) a. a. O. I, S. 601 f.

Beispiele seit dem Altertum an.[1]) Im achtzehnten Jahrhundert wurde diese Form für die abhandelnde Prosa, einmal weil sie den Gegenstand von allen Seiten zu beleuchten erleichterte und gefälliger war, andererseits weil sie überhaupt Mode war, überaus häufig. Da gab es zunächst Briefe aus dem ästhetischen und kritisch-litterarischen Gebiet, von Bodmers Briefwechsel von der Natur des poetischen Geschmacks und seinen und Breitingers kritischen Briefen bis zu Schillers Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen. Namentlich sind hier noch die Briefe, die neueste Litteratur betreffend, die sog. Litteraturbriefe zu nennen. Weiter giebt es Briefe aus allen Wissenschaften, theologischen und religiösen Inhalts, wie Hallers Briefe über die Offenbarung, Bahrdts Briefe über die systematische Theologie und Briefe über die Bibel im Volkston, La Roches Briefe über das Mönchswesen, Goethes Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***, Kieslings Briefe zur Bildung des Landpredigers, Herders Briefe, das Studium der Theologie betreffend, Lavaters Aussichten in die Ewigkeit in Briefen; weiter philosophische, wie Jacobis Briefe an M. Mendelssohn über die Lehre des Spinoza, Schillers philosophische Briefe; pädagogische, wie Weißes Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes, Briefe über Erziehung eines Prinzen, über Erziehung der adeligen Jugend, über die Erziehung eines Frauenzimmers; philologische, wie Herders Briefe über Horaz; historische und staatsrechtliche, wie Briefe über den Feldzug von 1794, über den Feldzug in Italien, Briefwechsel zweener Böhmen über die Staatsverfassung ihres Vaterlandes, kosmopolitische Briefe über die Geschichte des russischen Reiches; naturwissenschaftliche, wie Lamberts kosmologische Briefe, Hochheimers chemische Briefe an ein Frauenzimmer; medizinische wie Briefe eines Arztes an seinen Freund; Forstwirthschaftliche Briefe. Allgemeineren Inhalts sind Herders Briefe zur Beförderung

[1]) Curiöse Gedanken S. 221 f.: „Und selbige sind entweder nur erdichtet oder zum wenigsten aus einer theoretischen Curiosität geschrieben, wie etwan Seneca seine Episteln dessentwegen concipiret, daß er seine Philosophische Grillen, die er in kein Systema zu verfassen getrauete, gleichwohl Stückweise könne an den Mann bringen. So hat der Rolandus Maresius in Franckreich die meisten Briefe mit allerhand Philosophischen Gedancken angefüllet. Ich halte auch nicht, daß Zeilerus seine deutsche Episteln allemahl einem gewissen Freunde versiegelt wird zugeschickt haben.“ u. s. w.

der Humanität, Sulzers Briefe von der Freundschaft, Briefe über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschen, Briefe über moralische Gegenstände, Briefe eines Biedermanns an einen Biedermann und viele andere. Reisebriefe ferner sind sehr häufig, wie Lichtenbergs Briefe aus England, Risbecks Briefe eines reisenden Franzosen. Philipp Moritz, Goethe (Briefe aus der Schweiz), Friedrich Leopold zu Stolberg schrieben auch solche. Über Land und Leute berichten ferner Bonstetten, Briefe über ein Schweizerisches Hirtenland, Briefe über Berlin, über Hamburg u. s. w. — So ist die Briefform für jeden Inhalt beliebt. Es giebt Briefe über das Blatterbelzen (von Hensler) wie Briefe bei Gelegenheit des Eisbruchs und der Überschwemmung von Köln.

Neben dieser außerordentlich umfangreichen Litteratur belehrenden oder räsonnierenden Inhalts in Briefform muß auch der Verwendung dieser Form in der litterarischen Polemik gedacht werden. Dahin gehören vor allem Lessings Briefe antiquarischen Inhalts, die gegen Klotz gerichtet waren, weiter einige Stücke von Lichtenberg,[1]) von Hamann[2]) und andern.

Eine schon im siebzehnten Jahrhundert gebräuchliche Benutzung der Briefform endlich findet sich in der politischen Litteratur, in jenen zahllosen Flugschriften, die Schreiben eines guten Freundes an einen andern, Schreiben eines Edelmanns, Sendschreiben, welches Sincerus Germanicus an Ludovicum Seldenum abgehen lassen, und ähnlich betitelt sind.

Wenn man nun endlich bedenkt, daß es auch Zeitschriften in Briefform — denn eine solche ist z. B. der „Briefwechsel meist statistischen Inhalts, gesamlet und herausgegeben von August Ludwig Schlözer[3])“ im Grunde ebenso wie die Litteraturbriefe[4]) — so wird man erkennen, wie sehr solche Mode die Litteratur des vorigen Jahrhunderts beherrschte.

Daß in der Litteratur schließlich auch wirkliche Briefe, also Veröffentlichungen und Sammlungen von Briefen bedeuten-

---

[1]) Vgl. Koberstein, Gesch. d. deutsch. Nationall. 5. Aufl., Bd. V, S. 583. — [2]) So die unter dem Namen „Abälardus Virbius“ verfaßte Entgegnung auf eine Rezension Mendelssohns. — [3]) Die späteren Teile haben den Titel: „Briefwechsel meist historischen und politischen Inhalts.“ — [4]) Ebenso sind die erwähnten Briefe über die Bibel eine Wochenschrift. In Danzig erschien ein Wochenblatt: „Sendschreiben an gute Freunde“. (Erich Schmidt a. a. O. S. 73.)

der Männer, einen großen Platz einnehmen, kann in diesem Jahrhundert, in dem nach Jean Pauls Wort „alles publik ist, Sünden wie Briefe", nicht weiter Wunder nehmen. Auf Briefpublikationen von bedeutenden Zeitgenossen, die im übrigen schon seit dem Altertum existieren, nahm man besonders stark schon im siebzehnten, im Jahrhundert der Gelehrsamkeit, Bedacht. Die gelehrten Briefschreiber sorgten auch schon selbst für Erhaltung der eignen Briefe. Im achtzehnten schwillt dann diese Gattung der Litteratur ungeheuer an;[1]) und in unserer epigonenhaften Litteratur geht man darin bis zum äußersten, so daß man nicht mit Unrecht von einer „Waschzettelanbetung" spricht.

Schluß.

Dasjenige, was wir den Geist des achtzehnten Jahrhunderts nennen, war nicht seit dem Beginn dieses Jahrhunderts für die Menschen charakteristisch gewesen: erst in den dreißiger und vierziger Jahren ließen sich vielmehr die ersten wesentlichen Merkmale dieses Geistes entdecken. Ebenso weicht er auch nicht mit der äußerlichen Grenze des Jahres 1800 oder etwa mit den Freiheitskriegen von hinnen. Das vormärzliche Zeitalter hat im Grunde, wenn auch die Keime neuer Entwickelung sich schon bemerkbar machen, viel mehr Ähnlichkeit mit dem Jahrhundert der Litteratur, der Humanität, der Freundschaft, als mit dem Jahrhundert der Elektrizität und des Dampfes.

Der ganze Charakter der Briefe jener Zeit bestätigt dies besonders. Schon in gewissen äußerlichen Beziehungen zeigt sich hier im Briefverkehr die Ähnlichkeit mit dem vorigen Jahrhundert. Umständlichkeit und Langwierigkeit blieben für ihn charakteristisch. Dinge, die für uns durchaus keine Schwierigkeit bieten, erforderten damals Nachdenken oder Mühe und Geschick. Feines Briefpapier war sehr teuer. Mancher mochte daher sogar erst das Papier selbst beschneiden; denn unbeschnittene Briefbogen galten für unhöflich. Ferner mußte man seine Federn zu schneiden wissen, sonst schrieb man schlecht und mußte sich entschuldigen, wie es einst die Lucius that.[2]) Die Briefe

---

[1]) Eine Auswahl siehe bei Koberstein, a. a. O. Bd. V, S. 576 f. — [2]) An Gellert a. a. O. S. 40: „Mein Schreibemeister ist nicht bei der Hand, und ich — schmälen Sie nicht — kann keine Feder schneiden."

pflegte man in der Regel noch zu falten und ohne Umschlag abzusenden. Das Falten war dabei auch noch eine besondere Kunst.[1]) Konventionelle und höfliche Briefe mußten aber mit einem Umschlag versehen sein, den zu machen man schon in den Schulen lernte.[2]) Erst nach 1850 begann man in England und dann anderswo solche Kouverte fabrikmäßig herzustellen. — Die Beförderungsverhältnisse endlich ähnelten ganz denen des vorigen Jahrhunderts. Nach wie vor mußte man sich mit seinen Briefen nach dem Abgang einer bestimmten Post richten. „Die Poststunde schlägt", liest man noch häufig. Ebenso mußte man den Brief selbst auf die Post bringen und zwar nicht zu früh, damit der Brief nicht unter die für eine andere Post bestimmten gerate. Briefkästen wurden erst um 1850 allgemeiner. Man merkte sich auch den Tag des Abganges, um die Erkundigung zu erleichtern, falls der Brief, was nicht selten vorkam, irgendwo liegen blieb oder gar überhaupt nicht abgesendet worden war. Das Porto bezahlte man am Schalter. Dasselbe war noch immer teuer,[3]) die Berechnung eine langwierige. So kam es denn, daß man, trotzdem man so viel und gern schrieb, lange nicht so viel Briefe — die Beschaffenheit war allerdings eine ganz andere — erhielt, als heutzutage. Man betrachtete den Brief noch als ein Ereignis. Wenn sich an dem brennenden Talglichte eine rote Schnuppe bildete, so prophezeite man wohl

[1]) Vgl. z. B. Adelungs allg. teutscher Briefsteller 2. Aufl. 1819, S. 20: „Schreiben in Folioformat (auf ganze Bogen) werden so zusammengelegt, daß sie ungefähr 7 Zoll lang und 3½ Zoll breit sind. Die Briefe in Quartformat sind gemeiniglich 4½ Zoll lang und 4¼ oder 3½ Zoll breit. Wie sie zusammengelegt werden, läßt sich leichter zeigen als beschreiben. Man muß sich hüten, unnöthige Brüche hinein zu machen, die sie verunstalten würden . . . Handbriefchen (Billets), in Oktav geschrieben, legt man nur einmal zusammen, biegt die eine Ecke aufwärts und siegelt sie fest." Vgl. auch v. Wilster, der Mecklenb. Sekretair 1833, S. 200. — [2]) Über die Art derselben vgl. auch Adelung, a. a. O. S. 20: „Briefe an vornehme Personen bekommen ein Couvert, das man aus einem Viertelbogen macht, in den man das Schreiben so einschlägt, daß die vier Spitzen des Umschlags in der Mitte zusammen treffen. Da dieß aber selten ganz genau von selbst erfolgt, so sticht man mit der Papierscheere einen Punkt in die Mitte des Couverts, der durch die vier Spitzen dringt, und nach welchem sodann letzere leicht passend zugeschnitten werden können." — [3]) Über Portosätze aus der Mitte des Jahrh. vgl. Archiv f. Post und Telegraphie 1879, S. 179 ff.

demjenigen, dem sie zugewandt war: „Du bekommst einen Brief.“[1]) Mit dem Briefgeheimnis war es endlich sehr schlecht bestellt. Man hatte von Napoleon, der die Briefspionage in Deutschland vollständig organisiert hatte, gelernt, und der Polizeistaat der Metternich und der meisten deutschen Minister kannte das Brieferbrechen als gewöhnliches Mittel. In Preußen bestand noch in den vierziger Jahren ein „schwarzes Kabinet.“

Vor allen Dingen zeigt aber die innere Beschaffenheit der Briefe und des Briefverkehrs noch ganz die charakteristischen Merkmale früherer Zeiten.

Überall noch außerordentliche Schreibseligkeit, überall starkes Gefühlsleben, überall Freude an redseligen Herzensergießungen und innigem persönlichem Verkehr. Die jungen Leute, die Studenten, schrieben ihren Freunden noch lange Briefe, in denen sie, wie Heine seinem Freund Steinmann, „von ihren Studien, ihrem Poetisieren, ihrem Umgang“ ꝛc.[2]) berichteten. Solche Briefe ferner, wie sie ein Student, — es war Joh. Fr. Böhmer — 1815 seinem Vater schrieb, sind heute wohl dahin.[3]) Wie ausführlich, wie reich an Reflexionen und Sentenzen ist zum Beispiel der Brief, den er ihm über das künftige Studium seines Bruders schreibt.[4]) Ein Brief weiter, wie ihn der Student Heine seinem Professor, Ernst Moritz Arndt, mit dem ihn gleiche poetische Interessen allerdings verbanden, schrieb,[5]) wird heute auch nicht mehr geschrieben. Die Freundesbriefe waren oft noch ebenso überschwenglich, so gefühlsvoll und empfindungsreich, wie einst, die innersten Gefühle scheuten durchaus nicht die Öffentlichkeit.

Und ebenso fanden ernste Männer ihre Freude an langen, geist- und empfindungsreichen Episteln. Wer sich zum Briefschreiben niedersetzt, läßt die Feder, wie früher, laufen. „Unvermerkt“, schreibt einmal August Follen an Tieck,[6]) „merk ich, komm ich ins Briefschreiben.“ Vor allem bewahrten die Frauen die Briefleidenschaft; ihnen allein ist sie im großen und ganzen

[1]) O. Bähr, Eine deutsche Stadt vor sechzig Jahren S. 65. — [2]) Briefe von H. Heine hrsg. von Fr. Steinmann Bd. I, S. 32. — [3]) J. F. Böhmers Briefe hrsg. d. Janssen Bd. I, S. 1 ff. — [4]) S. 6 ff. — [5]) a. a. O. Bd. II, S. 1 ff. — [6]) Briefe an Tieck. Hrsg. v. Holtei. Bd. I, S. 213.

auch bis heute geblieben. Häufig standen auch noch wie früher Männer und Frauen in engem freundschaftlichem Briefwechsel. An Henriette Herz schrieb Wilhelm von Humboldt lange gefühlvolle Briefe,[1]) Ernst Moritz Arndt wechselt mit Charlotte von Kathen, seiner „süßesten", „seiner holdseligsten Freundin" — auch „liebe fromme Seele" und „geliebte Seele" nennt er sie wohl — Freundesbriefe bis zu ihrem Tode 1850.[2]) Und wie viele Männer standen nicht im engsten Verkehr mit dem „Kind", mit Bettina von Arnim. Ihr leidenschaftlicher Briefwechsel mit Goethe war nur ihr eigenes Phantasiegebilde. Aber wie dämonisch-leidenschaftlich ist nicht ihr Briefverkehr zum Beispiel mit Pückler! Er nennt ihre Briefe einmal „Raserei, die aus bloßer Gehirnsinnlichkeit hervorgehe,"[3]) und sie die ihren „den labyrinthischen Grazientanz jener Empfindungen, der in einer prophetisch poetischen Aufregung häufig den tieferen Wahrheiten vorangeht." Wie aus einer andern Welt war sie. „Dämmernder Mondschein, ungewisses Nebelbild", „lieber Nebel" nennt er sie wohl. Sie war eine wunderbare Erscheinung, nur in jener Zeit verständlich. Ihre Briefe waren noch wahre Seelenergüsse. „Ich sage da viel Durcheinander," schreibt sie an Tieck,[4]) „und wer diesen Brief in Händen hielte und ihn so sinnlich läse, wie er dasteht, dem würde er keinen Bestand haben, wer aber heimlich lauscht und aufmerkt, und mir gut ist, der wird einen einzigen Ton darin hören, der alle andre Töne zur Melodie verbindet."

Ein charakteristischer Zug endlich des gesamten Briefverkehrs ist nach wie vor das geistige, vor allem das litterarische Interesse. Es war eine leselustige Welt damals, die Herzen weich und empfindsam und leicht gerührt; die Thränen flossen noch reichlich. Es war die Zeit der ästhetischen Thees; das Theater nahm aller Welt Interesse in Anspruch; und selbst die Dienstmädchen und die Handwerksgesellen waren eifrige Kunden der damals blühenden Leihbibliotheken. Die Litteratur war für jeden das Hauptinteresse. Damals konnte es vorkommen, daß an Tieck das

---

[1]) Aus dem Nachlaß Varnhagens von Ense Bd. I. — [2]) E. M. Arndts Briefe an eine Freundin. — [3]) Briefwechsel des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau, hrsg. v. L. Assing Bd. I, S. 137. — [4]) Briefe an Tieck Bd. 1, S. 18.

eine Mal ein Bäckermeister,[1]) bewogen durch den jungen Tischlermeister, und das andere Mal ein Kavallerieoffizier,[2]) erschüttert durch William Lowell, empfindsame Briefe schrieben, beide aus innerstem Gefühlsdrang. Mit wie schwärmerischer Offenheit spricht namentlich der letztere von seinem eigenen Innern und Seelenleben!

So waltet denn in jeder Beziehung, freilich gemischt mit neuen und fremden Strömungen, der Geist des achtzehnten Jahrhunderts auch in den Briefen dieser Zeit. In den vierziger Jahren aber schwindet allmählich diese Art des Verkehrs der Menschen mit einander. Als die neue Zeit stärker heranwehte, im Jahre 1841, schrieb Friederike Krickeberg einmal an Tieck von der verflossenen Periode, von „jener schönen Zeit“:[3]) „Welch ein geistreiches Treiben war damals unter der jungen Welt!“ Und auf Tiecks Bitte, ihm Gentzens Briefe an sie zu überlassen, antwortete sie: „Sie würden sie noch heute fühlen — aber wer sonst? Auch diese Zeit ist vorüber; die Liebe hat ein anderes Gewand umgehängt; die zarten Stoffe sind verweht, und ich glaube, ein junger Mann, der jetzt solche Briefe schrieb, würde sich nicht mehr männlich erhaben vorkommen.“ In der That, vor allem das Jahr 1848 mit seinen Vor- und Nachwehen hat unsere Denk- und Gefühlsweise mächtig gewandelt. Das öffentliche Leben gewann eine gänzlich andere Bedeutung, das Gefühl wurde von dem rastlos aufstrebenden Verstande, die philosophische Redseligkeit von der exakten Wissenschaft zurückgedrängt. Die Litteratur und das Theater konnten gegen die Politik und die Kammerdebatten nicht die alte Rolle behaupten. Und so schwindet auch allmählich der alte Brief. Nüchterner ist die Zeit geworden, und die Ideale weichen vor dem realen, dem materiellen Zeitgeist scheu zurück.

Und andererseits nahm mit der neuen Zeit der Verkehr ungeheuer zu. Der Umschwung der Verkehrsmittel bedingt zugleich einen Wandel im ganzen Leben; die Eisenbahnen, die Dampfschiffe, die Telegraphen, sie verhundertfachen und ver-

---

[1]) Briefe an Tieck Bd. IV, S. 155. — [2]) Ebenda S. 324. — [3]) Briefe an Tieck Bd. II, S. 224. Vgl. Metternichs Brief an Prokesch. Aus dem Nachlasse des Grafen Prokesch-Osten Bd. II, S. 321: „Das Jahr 1848 hat den Werth eines Abschnittes in der Zeitgeschichte“.

tausendfachen, wie mit Recht bemerkt ist, unsere Existenz im Vergleich zu früheren Jahrhunderten. Eine rastlose Unruhe charakterisiert unser Leben. Und die raschlebenden modernen Menschen — trotzdem oder weil so ungeheuer viel mehr korrespondiert wird — haben nicht Zeit und nicht Lust zu Briefen nach Art des vorigen Jahrhunderts. Viel hat ihnen auch das Aufblühen der Presse genommen. Auch in unserer Zeit bringt noch mancher lange Stunden bei Briefen an Eltern und Freunde hin, Frauen namentlich erinnern in ihren langen Episteln noch vielfach an ihre Genossinnen vor hundert Jahren. Liebesbriefe giebt es nach wie vor. Aber die Briefleidenschaft ist doch nicht mehr vorhanden. Ein Briefwechsel, wie er sich Ende der sechziger Jahre zwischen dem alternden Pückler und Eugenie John — er war durch „das Geheimniß der alten Mamsell" zu einem Briefe an sie bewogen — entspann,[1]) ein Briefwechsel, bei dem sich beide nie persönlich sahen und sich doch Freunde nannten, ist in unserer Zeit eine ganz außerordentliche Ausnahme. Unsere Zeit charakterisiert viel eher die Postkarte[2]) mit ihrer Kürze und Bequemlichkeit. Charakteristisch ist sie namentlich auch als Ausdruck dafür, wie wir aus unseren Briefen immer mehr die früher so wertvollen Äußerlichkeiten und Formalien verbannen. Gewiß besteht auch heute noch ein konventioneller Stil, und auf Titel und dergleichen wird noch von vielen geachtet[3]): aber mehr und mehr beginnt man darin nachlässiger zu werden; selbst der Kanzleistil ist ungeheuer einfach gegenüber dem früherer Zeiten geworden. Die Postkarte wieder wird noch übertroffen durch das Telegramm. Die einfache Vergleichung eines Glückwunschtelegramms und eines Glückwunschbriefes aus dem siebzehnten oder achtzehnten Jahrhundert zeigt, wie sehr sich die Zeit geändert hat.

---

[1]) Briefwechsel des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau Bd. I, S. 349 ff. — [2]) Die erste Idee zu ihrer Einführung gegeben zu haben, ist ein Verdienst v. Stephan's. Vgl. über die Geschichte der Postkarte Archiv f. Post und Telegraphie 1881, S. 353 ff. — [3]) Das Geborensein spielt noch immer eine Hauptrolle. Unser Jahrhundert hat sogar noch ein Avancement im Titel hervorgebracht, indem die Klassen, die um 1830 noch Wohlgeboren hießen, Räte, Gelehrte, höhere bürgerliche Beamte, jetzt Hochwohlgeboren heißen.

Meine Darstellung von der Geschichte des deutschen Briefes ist zu Ende: in unseren Tagen durfte am ehesten eine solche versucht werden: denn seine eigentliche Geschichte liegt hinter uns, und es scheint, als ob es mit einer weiteren Entwickelung überhaupt vorbei sei. Die Briefe der Vergangenheit aber waren uns, so hoffe ich, nicht kuriose vergilbte Blätter, nicht trockene Berichte von Ereignissen und Personen, sondern Wegweiser in der Lebens- und Geistesgeschichte unseres Volkes.

Inhaltsverzeichnis.

Erster Teil.

Vorwort . . . . S. III.

Einleitung. Anfänge und Ausnahmen. . . . . . S. 1—19

Die mündliche Botschaft. — Lateinische Briefe in römisch-germanischer Zeit. — Runenbriefe. — Die mittelalterliche geistlich-lateinische Bildung. — Allgemeingültigkeit des Lateinischen als Schriftsprache. — Pflege des lateinischen Briefes in dieser Epoche. — Mustersammlungen. — Ars dictandi. — Erste Spuren des Deutschen. — Die Frauen und die Liebe. — Die Minnezeit und die Bedeutung des Briefes für sie. — Der deutsche poetische Briefverkehr der Minnezeit. — Deutsche Prosabriefe. — Die Mystiker. — Charakter des mystischen Briefverkehrs. — Heinrich von Nördlingen und Margarethe Ebner. — Vollendung in Sprache und Form, veranlaßt durch reicheres Empfindungsleben.. — Die Mystiker sind kein Ausgangspunkt neuer Entwickelung.

Erstes Buch. Das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert. Entwickelung eines allgemeinen deutschen Briefverkehrs. S. 20—110

Erstes Kapitel. Beginn eines allgemeinen Briefverkehrs. Entwickelung des deutschen Briefes aus dem lateinischen. . . . S. 20—29

Der beginnende Gebrauch der deutschen Sprache im öffentlichen und geschäftlichen Verkehr. — Gründe des Umschwungs. — Die deutsche Sprache in den Urkunden. — Verwandtschaft der Urkunde mit dem Brief. — Der öffentliche Briefverkehr. — Kampf der lateinischen und deutschen Sprache. — Sieg der deutschen Sprache. — Deutsche Briefe in lateinischem Rahmen.

Zweites Kapitel. Das Äußere des Briefes; seine Beförderung. S. 29—39

Pergament und Papier. — Format. — Schrift. — Faltung. — Adresse und persönliche Zusätze darauf. — Siegel. — Das Durchstechen und Umbinden der Briefe. — Die Zettel. — Die Beförderung. — Gelegenheitsverkehr. — Organisation der Beförderung (Hansa, deutscher Orden, die Städte). — Die Boten. — Unsicherheit des Briefverkehrs. — Beigebundene Briefe. — Umständlichkeit des Verkehrs.

Drittes Kapitel. Formen und Formeln; Stil. . . . . S. 39—62
Bedeutung der Formen. — Lateinische Vorbilder der Formeln. — Der Gruß und die Diensterbietung am Anfang. — Grußformeln. — Die Anrede. — Pronomen der Anrede. — Die Schlußformel, Empfehlung in Gottes Schutz oder Dienstversicherung. — Datum. — Unterschrift. (Oberschrift). — Erkundigungsformel. — Empfangsbestätigung. — Bitte um Antwort. — Die naive Schlußbemerkung. — Gleiches Schema für fast alle Briefe. — Der Brief der Kanzlei. Stil. — Der Privatbrief. — Kanzleibrief Muster. — Stil der Privatbriefe. — Brief des Kaplans Welder. — Die Einleitungsformel („Wisset"). — Brief der Charitas Scheurl. — Stilistische Unbeholfenheit — Gedanken- und Satzverbindung. — Einförmigkeit des Ausdruckes. — Andererseits Tautologie. — Wendungen mit Gott. — Gesamteindruck des Briefes.

Viertes Kapitel. Umfang und Charakter des Briefverkehrs. S. 62—80
Wachsende Bildung. — Die Schulen. — Ansprüche des öffentlichen Lebens. — Der politische Briefverkehr. — Die brieflichen Berichte, ihr Charakter und Stil. — Übermittelung von politischen Nachrichten. — „Neue Zeitungen." (Läufe). — Diese Nachrichten auch im Privatbriefe. — Der kaufmännische Briefverkehr. — Bedeutung des Handels. — Inhalt und Charakter der kaufmännischen Briefe. — Äußere Eigentümlichkeiten derselben. — Der private Briefverkehr. — Die bessere Schulbildung. — Das Briefschreiben allgemeiner; doch wesentlich geschäftlicher Charakter des Privatbriefs. — Die Liebesbriefe dieser Zeit in Versen und Prosa. — Sonstiger Inhalt der Privatbriefe. — Brief Talekes von Hagen. — Brief Hermanns von Hagen.

Fünftes Kapitel. Aufschwung. . . . . S. 80—101
Allgemeiner Charakter der Zeit ein aufstrebender. — Regerer Briefverkehr der Privatleute. — Die Briefe Albrechts Achilles und seiner Gemahlin Anna und ihrer Kinder. — Überhaupt allgemeinerer Stilfortschritt. — Unterschied des immer ungeheuerlicheren Kanzleibriefs von dem Privatbrief. — Andererseits Einfluß der Kanzleisprache, Muster auch für bestimmte Briefe von Privaten (offizielle und konventionelle Schreiben.) — Steigerung des geselligen Briefverkehrs. — Die Briefe der Behaims in Nürnberg. — Familienkorrespondenz. — Briefe der Söhne und Eltern, der Gatten, der Geschwister, der Verwandten. — Freundschaftliche Briefe. — Gefälligkeiten und Dank. — Sonstiger Inhalt. — Scherzschreiben. — Rein gesellige Schreiben. — Die deutschen Briefe um 1500. — König Maximilian. — Treffliche Briefe überhaupt aus allen Kreisen.

Sechstes Kapitel. Deutsche Briefsteller. . . . . S. 101—110
Charakter damaliger Briefsteller. — Das juristisch-geschäftliche und das rhetorische Moment. — Lateinische Briefsteller. — Aufkommen der

deutschen Sprache. — Theorie des Briefes. — 5 Teile. — Der Brief ein Gespräch. — Die Briefarten. — Die Briefmuster. — Die Titelwissenschaft. — Stil der Briefsteller und ihre stilistischen Anweisungen. — Maßgebender Einfluß der Briefsteller.

Zweites Buch. Das sechzehnte Jahrhundert. Blüte und Verfall. . . . . S. 111—190

Erstes Kapitel. Luther, der Humanismus und die Kanzlei. S. 111—125

Ein Brief Luthers. — Luther der erste Klassiker des deutschen Briefes. — Umfang, Charakter und Inhalt seiner Korrespondenz. — Ton und Sprache. — Humor. — Offenheit und Derbheit. — Volksmäßige Sprüche. — Seine Briefe an Frau und Kinder und die Freunde. — Luthers Fehler. — Die lateinischen Briefe der Humanisten. — Neue Konsolidierung der lateinischen Sprache als Sprache der Gelehrten und Gebildeten. — Der Kanzleistil. Satzbau. Lateinsucht. — Beginn der Fremdwörterei. — Karl V. und die französische Sprache. — Gefährlicher Einfluß der Kanzlei.

Zweites Kapitel. Der politische Briefverkehr und die Post. S 125—136

Das rege politische, namentlich religiös-politische Leben. — Vermehrte Kanzleithätigkeit, die Schreiber. — Die Steigerung der politischen Berichte. — Die Berichterstatter. — Art und Stil der Berichte. — Einzelnes. — Die „Neue Zeitung", der Brief als Zeitung. — Der politische Nachrichtenverkehr, Mittelpunkte, Organisation desselben. — Politische Nachrichten in Privatbriefen. — Die Beförderung. — Begründung der Taxis'schen Post. — Das fürstliche und städtische Botenwesen. — Der Gelegenheitsverkehr. — Beigebundene Briefe. — Die Verletzung des Briefgeheimnisses. — Unsicherheit und Unvollkommenheit des Verkehrs.

Drittes Kapitel. Der Privatbrief I. Allgemeines. Die Fürsten und der Adel. . . . . S. 136—152

Schrift. — Format. — Faltung und Schließung. — Die Adresse. — Unterschrift. — Datum. — Gebrauch der Zettel. — Die fromme Färbung der Formeln; namentlich der Anfangsgrüße. — Die Gewohnheit, den Namen Gottes überall anzubringen. — Fromme Formeln, namentlich der Kaufmannsbriefe. — Die größere Höflichkeit in den Formeln. — Sonstige Veränderung der Formeln. — Die Art des Briefverkehrs. — Die Fürstenbriefe. — Die Mehrzahl ungebildet und ungeschickt. — Johann Friedrich von Sachsen und andere. — Einige bewahren Einfachheit und schlichte Natürlichkeit; andere Neigung zur Volksmäßigkeit und Derbheit. (Moritz von Sachsen und Rheingraf Johann Philipp). — Umfangreiche Korrespondenz der politisch thätigen Fürsten. — Vertraulicher religiöser Briefwechsel. — Korrespondenz zwischen Fürsten und Unterthanen, Stellung der Reformatoren. — Die Fürstinnen. — Die Briefe der Kurfürstin Sibylle

von Sachsen. — Der bürgerliche Zug im Leben der Fürsten. — Der Adel. — Der ungebildete Landadel und der gewandte Hofadel. — Einfachheit des Verkehrs der Familie und sonst. — Hofdamen. — Ungeschickte naive Briefe. — Schärtlin von Burtenbach.

Viertes Kapitel. Der Privatbrief II. Der Mittelstand. S. 152—184

Verschiedenheit der Stände. — Die Briefe der Geistlichen und Gelehrten meist lateinische Briefe. — Charakter ihrer deutschen Briefe. — Die Pfaffen. — Die Briefe der Kanzleiverwandten. — Politischer Inhalt. — Kanzleistil ihrer Briefe. — Höflichkeit. — Einfluß des Kanzleistils als Muster. — Herausbildung einer allgemeinen Schriftsprache. — Michel Behaim. — Briefe der Kaufleute. — Der kaufmännische Briefverkehr. — Eigentümlichkeiten ihrer Briefe. — Besonderer Kaufmannsstil. — Gute, natürliche Briefschreiber. (Christoph Creß). — Schwinden des Humors und des Volkstümlichen. — Buntes Bild der Briefe. — Charakter des privaten Briefverkehrs überhaupt. — Rege Korrespondenz der Verwandten. — Häufiger Briefwechsel Zeichen der Freundschaft. — Allgemeinere Schreiblust. — „Gesellenbrieflein." — Vermehrtes Interesse an einander. — Grüße. — Familienbriefe. — Brief der Sabina Scheurl. — Briefe der Gatten. — Briefe an den abwesenden Sohn. — Briefe der Söhne. — Briefe als Proben der Studien. — Sorge für das körperliche Wohl. — Frömmigkeit. — Geschenke. — Gefälligkeiten. — Geburts-, Hochzeits-, Todesanzeigen. — Glückwunschschreiben. — Dutzbruderschaft. — Einladungsschreiben. — Scherz darin. — Reicher Inhalt der Briefe. — Plauderei der Frauen. — Vergnügungen und Unterhaltung, Gesellschaften und Gelage. — Die Fastnacht. — Stadtneuigkeiten. — Die Seuchen. — Klatsch. — Die häufige Erwähnung der Hochzeiten. — Bedeutung der Hochzeiten in jener Zeit. — Heiratspolitik. — Auffassung der Ehe. — Trübe Lebensauffassung der Zeit. — Die Liebesbriefe.

Fünftes Kapitel. Ausgang. . . . . S. 185—190

Anfänge eines neues Geistes. — Verschlechterung des Stils. — Umständliche Formeln. — Neue Anrede. — Kanzleiton der Privatbriefe. — Fremdwörtersucht. — Rasche Verbreitung des neuen Tones. — Die Höflichkeit. — Dagegen bei andern Bewahrung der alten Art. — Magdalena Paumgartner. — Ihr Gatte. — Ausblick.

Zweiter Teil.

Drittes Buch. Das siebzehnte Jahrhundert. Das Alamodische Zeitalter . . . . S. 1—244

Erstes Kapitel. Der Neue Ton I. Allgemeiner Charakter. Sprache und Stil. Die Ausländerei . . . . S. 1—51

Umschwung im sozialen Leben, in Geist und Sitte. — Zurücktreten des Bürgertums, Einfluß der oberen Klassen. — Luxus und

Scheinsucht. — Der Brief Spiegel des Umschwungs. — Die Ausländerei. — Die Reisesucht und ihr Einfluß. — Die Fremdwörter überhaupt. — Die Fremdwörterei im Briefe. — Der Einfluß des Lateinischen; Briefe der Gelehrten und Geistlichen. — Studenten und Schülerbriefe. — Sonstige lateinische Briefe. — Die lateinischen Floskeln und Fremdwörter im deutschen Briefe. — Der Einfluß der französischen Sprache. — Französische Korrespondenzsprache der vornehmen Gesellschaft, schließlich überhaupt der guten Gesellschaft. — Das Französische im deutschen Brief, die deutsch-französische Normalsprache. — Französische Fremdwörter in den Briefen der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts — Die militärisch-französische Bildung. — In der zweiten Hälfte die französischen Fremdwörter allgemein. — Der französische Rahmen des deutschen Briefes. — Das französische Brief Muster. — Der Einfluß des Italienischen und anderer Sprachen. — Geschmacklose Mischerei und Fremdwörtersucht. — Opposition. — Die Sprachgesellschaften und ihre puristischen Briefe — Die puristischen Briefsteller. — Die satirische Verspottung der Fremdwörterei. — Erfolglosigkeit der Opposition. — Sonstige Charakteristik des Briefstils. — Die Unnatur. — Die Kanzlei. — Einfluß der Kanzlei auf den Privatbrief. — Die konventionellen Schreiben. — Schreibstubensprache auch der übrigen Privatbriefe. — Die Kanzlei bleibt Muster. — Doch wird auch der Unterschied zwischen Kanzlei- und Privatbrief größer. — Gewandte und flüssige Schriftsprache. — Der Schwulst im Briefe.

Zweites Kapitel. Der Neue Ton II. Die Höflichkeit . . S. 51—82

Die neue „Komplimentierart“ im allgemeinen. — Unterschied der französischen und deutschen Höflichkeit. — Das Ceremonialwesen, die Rang- und Titelsucht. — Die Etikette und Formalitäten der Kanzleien. — Strenge Rüge jedes Verstoßes. — Die Hofkanzleien Muster. — Der Zwang für den Verkehr der Menschen charakteristisch. — Die Wertschätzung der Titel, Titelwissenschaft. — Titelsucht und allgemeines Avancement im Titel. — Ausdrucksweise der deutschen Höflichkeit. — Schwulst und Bombast. — Wesen der Komplimentierart. — Der Eingang der Briefe, Bitte um Entschuldigung. — Eingang der Bittschreiben. — Sonstige überhöfliche Eingänge. — Das Zurücktreten der eigenen Person. — Unterthänigkeit und Servilität. — Die Erhebung des Anderen. (Gönner und Patron.) — Elogen und Schmeicheleien. — Aufmerksamkeit und Gefälligkeit. — Immerwährende Entschuldigungen. — Krankhafte Furcht zu mißfallen. — Bittbriefe und Dankesschreiben. — Die Unwahrheit und Affektiertheit der Komplimentierart. — Verachtung der volksmäßigen Derbheit und Natürlichkeit. — Der neue Jargon der Höflichkeit, der Ursprung der modernen Umgangssprache.

Drittes Kapitel. Die „alte Art“ und Fortschritte zur Besserung. S. 82—110

Teilweise Bewahrung der „vorigen Einfalt“, namentlich in der

ersten Hälfte des Jahrhunderts, vor allen bei den Frauen. — Briefe aus allen Kreisen. — Lukas Friedrich Behaim. — Hans von Khevenhüller. — Wolfgang Ratichius. — Einzelne Fürsten aus dem Anfang des Jahrhunderts. — Der Kardinal Khlesl. — Wallenstein. — Karl Ludwig von der Pfalz. — Die Männer am Ausgang des Jahrhunderts in der Regel Anhänger der Komplimentierart. — August Hermann Francke. — Größere Gewandtheit, Reinheit, Einfachheit der Sprache. — Die Frauen. — Die „unförmlichen Weiberschreiben." — Lebensweise der Frauen. — Ihre Abgeschlossenheit ihr Vorteil. — Gemüt und Natürlichkeit, Frömmigkeit und Humor. — Frauenbriefe aus dem Behaimschen Kreise. — Frauenbriefe aus der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. — Briefe von Edelfrauen, von Fürstinnen. — Lise Lotte von Orleans. — Ihre Natürlichkeit. — Sprache und Ton ihrer Briefe. — Ihre Volkstümlichkeit und Derbheit. — Ihre Plauderkunst. — Das Interessante ihrer Briefe. — Der Fortschritt.

Viertes Kapitel. Charakter des brieflichen Verkehrs I. . S. 111—170

Der politische Briefverkehr. — Organisation der brieflichen Berichterstattung. — Agenten und Avisenschreiber. — Philipp Hainhofer. — Periodicität dieser Korrespondenzen — Austausch derselben. — Politisch-militärische Korrespondenz. — Die Höfe der Fürsten. — Die Gesandten und Residenten; Laurentius Nicolai. — Die Korrespondenz von Diplomaten und politischen Gesinnungsgenossen. — Lukas Friedrich Behaim und Camerarius. — Gefahr der politischen Korrespondenz. — Vorsichtsmaßregeln. — Die Verletzung des Briefgeheimnisses. — Der gesellige Briefverkehr. — Korrespondenz von Verwandten. — Steigerung des freundschaftlich-höflichen Briefverkehrs. — Die Sucht nach Bekanntschaft. — Die Bitten um Korrespondenz. — Höflichkeit dieser Anwerbungsschreiben. — Die eifrige Pflege der einmal erlangten Korrespondenz. — Bedürfnis freundschaftlicher Korrespondenz. — Entschuldigungen. — Die „Grußbriefe". — Frühere Grußbriefe. — Die Inhaltlosigkeit und Höflichkeit der späteren. — Die Berechnung solcher Schreiben. — Daher auch Steigerung der Gelegenheitsschreiben. — Die Glückwunschschreiben. — „Anbindbrieflein." — Neujahrsbriefe. — Kondolenzbriefe. — Dankschreiben. — Das Motiv dieser Briefe. — Die Gunstbuhlerei. — Allgemeinheit dieser Lebensauffassung. — Strebertum. — Die Bitten um Rekommandation und die Rekommandationsbriefe. — Die Intercessionsschreiben. — Die Dedikationsbriefe. — Bedürfnis geselligen Umgangs. Anfänge der Briefliebhaberei. — Der Briefkultus in Frankreich. — Die Briefleidenschaft Lise Lottes. — Sonstige Spuren des Geschmacks am Briefschreiben. — Der Briefverkehr der Pietisten. — Der klösterliche Briefwechsel seit den Mystikern. — Verwandtschaft desselben mit dem pietistischen. — Charakter und Umfang des pietistischen Briefverkehrs. — Verkehr von Männer und Frauen, namentlich Edel-

frauen. — A. H. Francke und Anna Magdalena von Wurm. — Wichtigkeit der pietistischen Korrespondenzen für die Zukunft. — Die Post. — Kampf der Thurn und Taxis mit den territorialen Gewalten. — Die städtischen Posten. — Frankfurt a. Main — Die Fürsten. — Selbständigkeit der fürstlichen Posten. — Allgemeine Mangelhaftigkeit des Verkehrs. — Umständlichkeit und Erschwerungen, die Briefe „unter Kouvert". — Mängel der Posteinrichtungen. — Hin und wieder Vertrauen zur Post. — „Eigene Boten". — Kosten der Briefbeförderung. — Gelegenheitsverkehr. — Numeriren der Briefe.

Fünftes Kapitel. Charakter des brieflichen Verkehrs II. S. 170—214

Der Briefverkehr der Fürsten. — Teilweise Unbildung. — Fürsten und Unterthanen. — Fürsten und Gelehrte. — Der gelehrte Briefverkehr. — Brief Ersatz der gelehrten Zeitung. — Bedeutung der Korrespondenz für den einzelnen Gelehrten. — Umfang und Charakter der Leibnizischen Korrespondenz. — Sonstiger Charakter der Gelehrtenbriefe. — Der kaufmännische Briefverkehr. — Die Kürze. — Der Kaufmannsstil. — Der Brief der Familie. — Frömmigkeit noch Grundzug des Familiengeistes. — Der patriarchalische Geist. — Verhältnis der Eltern zu den Kindern. — Briefe zwischen Vätern und Söhnen. — Die Studenten. — Die Soldaten. — Hans Jakob Behaim. — Briefe des Bürgermeisters Schulte. — Briefe der Gatten. — Die Liebesbriefe. — Schwulst. — Die Galanterie und die neue Stellung der Frauen. — Der neue Verkehr unter Liebenden. — Karl Ludwig von der Pfalz und Luise von Degenfeld. — Züge aus dem Inhalt der Briefe. — Das Gebiet der Neuigkeiten. — Das Interesse an der Politik. — Sonstige Neuigkeiten, oft unsern Zeitungsnachrichten entsprechend. — Leben und Treiben. — Der dreißigjährige Krieg. — Das Friedensbedürfnis. — Die trübe Lebensauffassung. — Die Gegenreformation. — Der häufige Gebrauch des Namens Gottes. — Der Sammeleifer. — Die geistigen Interessen. — Lektüre. — Kunst. — — Reisen. — Neue Lebensführung. — Der Garten. — Das Trinken auf des andern Gesundheit.

Sechstes Kapitel. — Die Briefsteller, die Formeln und das Äußere des Briefes . . . . S. 214—244

Umfangreiche Briefstellerlitteratur. — Das allmähliche Zurücktreten des juristisch-notariellen Moments. — Charakterisierung der Briefsteller des 17. Jahrhunderts. — Der „Teutsche Secretarius" von Harsdörffer. — Die späteren „galanten" Briefsteller. — Die Theorie des Briefes. — Die Teile des Briefes. — Die Briefarten. — Die Formeln und das Äußere. — Der Gruß. — Allmähliches Zurücktreten desselben. — Die Erkundigung nach dem Ergehen. — Einleitungsformel. — Empfangsbestätigung, die höfliche Bezeichnung des em-

pfangenen Briefes. — Die Anrede. — Wechsel der Anrede. — Die Schlußformeln des Briefes. — Grüße. — Der Handkuß. — Komplimente. — Das Datum — Die Unterschrift. — Nachschriften. — Das Papier. — Format. — Die Art, den Brief zu beschreiben. — Die Handschrift. — Die Faltung. — Umschläge. — Verschluß, der Siegellack, Siegel. — Sub sigillo volante. — Die Adresse.

Viertes Buch. Das achtzehnte Jahrhundert. Das Jahrhundert des Briefes . . . . S. 245—410

Erstes Kapitel. Natürlichkeit und Freiheit . . . . . S. 245—302

Erneute Wandlung im Leben der Menschen. — Widerspruch gegen die vorangehende Epoche. — Der Mittelstand. — Die Moral. — Die „gebildete Natürlichkeit." — Entsprechende Veränderung der Briefe. — Die Franzosen. — Frau Gottschedѕ Briefe. — Überhaupt Besserung. — Eine neue Theorie der Briefe. — Gellert und seine Reformschrift. — Die „natürliche Schreibart." — Allgemeingültigkeit der Gellertschen Schreibart. — Die Briefe Gellerts, Rabeners und anderer. — Charakterisierung der Gellertschen Schreibart. — Mängel. — Die leichtere, jedoch nicht minder affektierte Art der Anakreontiker. — Nüchtern-verständiger Stil. — Lessing. — Die Frauen, ihre veränderte Bildung und sonstige Stellung. — Frauenbriefe. — Der Kanzleistil. — Die Natürlichkeit allgemeines Prinzip. — Fortbauer der französischen Briefsprache in Deutschland. — Lateinische und sonstige fremdsprachliche Briefe. — Die Sturm- und Drangperiode. — Natur! — Neuer Briefstil. — Übertreibung des Natürlichkeitsprinzips. — Durchbruch des Gefühlslebens. — Ausrufungs- und Fragezeichen. — Aufgeregtheit des Stils. — Die Empfindsamkeit. — Entwickelung und Ausbildung des Naturgefühls. — Die Schwermut. — Die Thränenseligkeit. — Krankhaftes Gefühlsleben. — Ausdruck desselben im Brief. — Neue Auffassung des Briefes, „Abdruck der Seele." — Gefühlsschwelgerei im Brief. — Die Individualität des Stils. — Lessing. — Merck. — Claudius. — Lichtenberg. — Herder. — Lavater. — Hamann. — Goethe. — Schiller. — Der Brief auf der Höhe der Entwickelung. — Vollkommene Stilfreiheit. — Beliebige Verwendung älterer Formen und Formeln. — Poetische Briefe. — Frauenbriefe. — Wertschätzung derselben seitens der Männer. — Einzelne Beispiele aus allen Kreisen. — Reste früherer Ungewandtheit. — Veränderte Bedeutung des Briefes.

Zweites Kapitel. Der Briefkultus . . . . S. 302—340

Die Briefleidenschaft des 18. Jahrhunderts. — Mitteilungssucht. — Fleißige Briefschreiber. — Lange Briefe. — Schreibwut einzelner. — Das Briefschreiben oft Sport und Spielerei. — Doch im Grunde Lebens-

bedürfnis. — Der freundschaftliche Brief. — Pflege und außerordentliche Wertschätzung des freundschaftlichen Briefverkehrs. — Der Brief Schöpfer neuer Freundschaften. — Häufige Anerbietungen freundschaftlicher Korrespondenz, namentlich gleichstrebender und gleichgesinnter. — Rege Korrespondenz der Frauen. — Leuchsenring. — Gleim. — Einfluß und Einwirkung durch Briefe. — Aufnahme derselben. — Begeisterung für Menschen wegen ihrer Briefe. — Gewohnheit, die Menschen nach ihren Briefen zu beurteilen. — Beschäftigung mit dem Wesen des Briefes. — Stete Kritik empfangener Briefe. — Lob derselben. — Beurteilung auch fremder Briefe. — Interesse für Briefe überhaupt. — Gellerts Briefe. — Abschriften von Briefen. — Verbreitung durch den Druck. — Indiscretion, Verdruß darüber. — Besondere Pflege des Briefschreibens. — Unterweisung der Jugend darin. — Allgemeines Bestreben gut und ostensibel zu schreiben. — Effektschreiberei. — Erleichterung dieses Strebens durch den empfindungs- und gedankenreichen Inhalt der Briefe. — Der Brief oft Abhandlung. — Themata zu Briefwechseln. — Einzelne Gegner der Briefliebhaberei. — Die Post. — Zersplitterung des Postwesens. — Der Posttag. — Mängel des Postwesens. — Verletzung des Briefgeheimnisses. — Das Porto. — Beischluß von Briefen. — Reste des Gelegenheitsverkehrs. — Das Äußere der Briefe.

Drittes Kapitel. Wie man mit einander verkehrte . . S. 340—382

Annäherung der Menschen an einander. — Aufmerksamkeit auf das Innere. — Selbstbeobachtung. — Offenherzigkeit und Vertrauensseligkeit. — Die Familienbriefe. — Eltern und Kinder. — Frömmigkeit. — Briefe von Geschwistern. — Die Liebesbriefe. — Neue Entwickelung des Liebesgefühles. — Leidenschaftlichkeit und Sentimentalität. — Herder und Karoline Flachsland. — Seelische Liebe. — Schwärmerei, Sinnlichkeit. — Goethe und Frau von Stein. — Schöne Natürlichkeit einzelner Liebesbriefe. — Die Freundschaftsbriefe. — Freundschaftssucht. — Auffassung der Freundschaft. — Neuer Ton. — Verwerfung der Titel und Ceremonieen. — Zärtliche Formeln und Redewendungen. — Der freundschaftliche Kuß. — Charakter der freundschaftlichen Briefe. — Freundschaftsbeteuerungen. — Überschwenglichkeit namentlich des Gleimschen Kreises. — Allgemeiner Freundschaftsenthusiasmus. — Unwahrheit. — Wechsel der Anrede. — Dankbare Aufnahme von Freundschaftsbriefen. — Frauenfreundschaft. — Die Nachfolger der Pietisten. — Lavater. — Das Verhältnis der Geschlechter. — Annäherung. — Freundschaften zwischen Männern und Frauen. — Das Verhältnis der Stände. — Neuer Verkehr zwischen Hoch und Niedrig. — Fürsten und Unterthanen. — Reste der Konvention und Etikette. — Die Höflichkeit. — Höfliche Formen und Formeln. — Konventionelle Briefe. — Die Todesanzeigen.

Viertes Kapitel. Die Litteratur im Briefe und der Brief in der Litteratur . . . . S. 383—404

Der litterarische Charakter des 18. Jahrhundert. — Überwiegen der litterarischen Interessen auch im Briefe. — Nachrichten von der Lektüre. — Litterarische Themata. — Litterarische Bezeichnungen und Citate. — Bestürmung von Schriftstellern mit Briefen. — Briefverkehr der Schriftsteller. — Wert der Korrespondenz für sie. — Der Brief als gelehrte Zeitung. — Sonstiger Charakter der litterarischen Briefe. — Die Anloberei. — Der Brief in der Litteratur. — Gedichte in Briefform. — Der Roman in Briefen. — Satirische Briefe. — Belehrende Schriften in Briefform. — Polemische und Politische Litteratur in Briefform. — Zeitschriften in Briefform. — Briefsammlungen.

Schluß . . . . S. 404—410

Charakter des vormärzlichen Zeitalters. — Äußere Seite des Briefverkehrs. — Innerer Charakter desselben. — Die neue Zeit.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

Digitized by Google